. lit. P.
687
uip

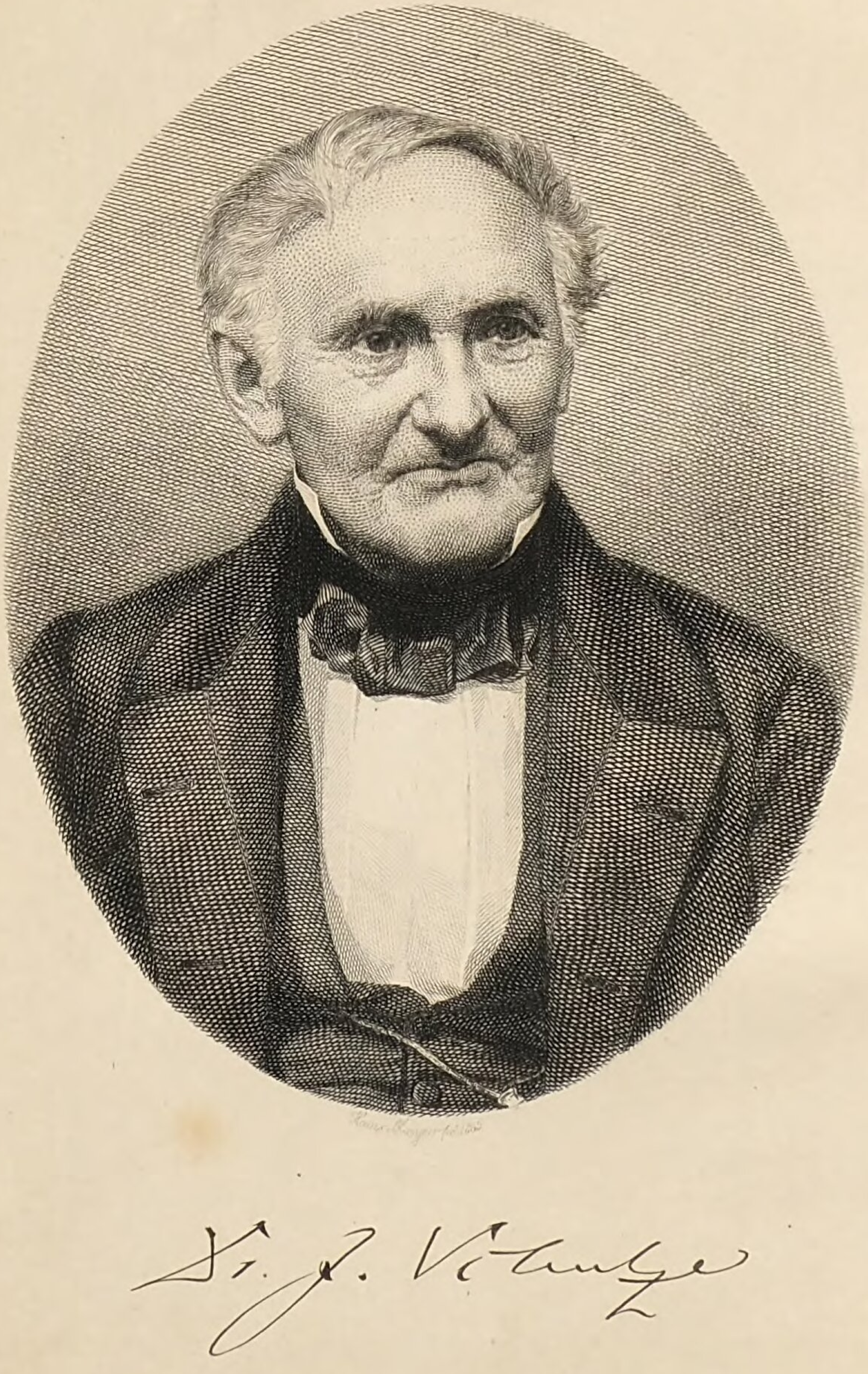
LZE

rapp

H. lit. P. Varrentrapp
387 up

<36601468990010
<36601468990010
Bayer. Staatsbibliothek

35 F



JOHANNES SCHULZE

UND DAS

HÖHERE PREUSSISCHE UNTERRICHTSWESEN

IN SEINER ZEIT

VON

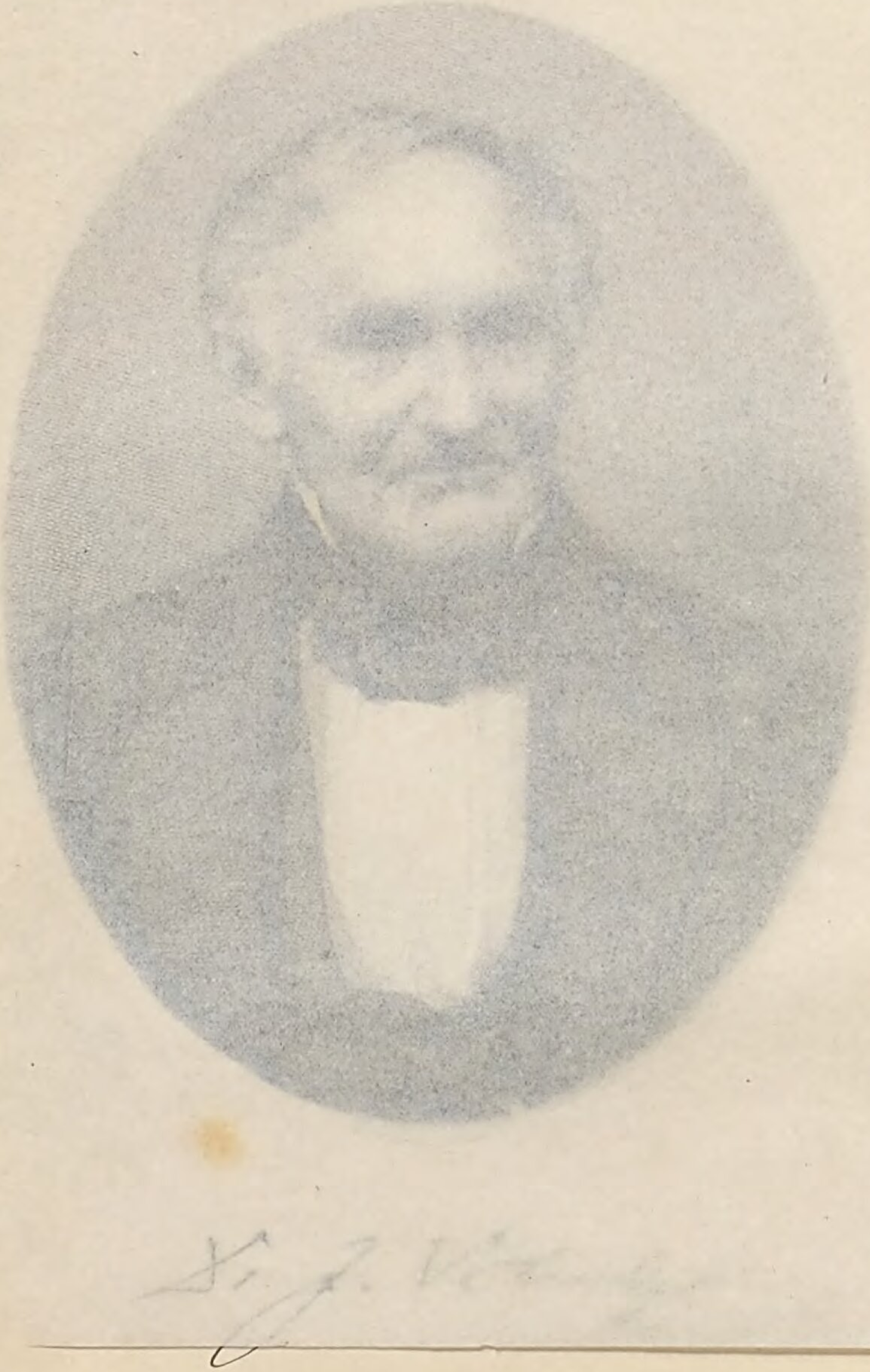
DR. C. VARRENTRAPP.

MIT EINEM BILDNISS SCHULZES GESTOCHEN VON HANS MEYER.

[illegible]

Euripides Ion v. 128—130.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1889.



JOHANNES SCHULZE

UND DAS

HÖHERE PREUSSISCHE UNTERRICHTSWESEN

IN SEINER ZEIT

VON

Dr. C. VARRENTRAPP.

MIT EINEM BILDNISS SCHULZES GESTOCHEN VON HANS MEYER.

Καλόν γε τὸν πόνον, ὦ
Φοῖβε, σοὶ πρὸ δόμων λατρεύω
τιμῶν μαντεῖον ἕδραν.
Euripides Ion v. 128—130.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1889.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Als nach der Julirevolution Cousin nach Berlin gesandt wurde, hat er Preussen als das classische Land der Schulen und Kasernen bezeichnet, und oft ist seitdem dieses Wort wiederholt. „Wem aber verdankt Preussen den Ruhm das classische Land der Schulen zu sein? Zunächst sind es die letzten zwanzig Jahre Friedrich Wilhelms III., die Zeiten eines stillen doch nicht ohne Kampf durchgesetzten inneren Aufbaus, in denen sich die Einrichtung des Unterrichtswesens vollzogen hatte; es ist der unvergessliche Minister von Altenstein, der seinem Könige zur Seite stand, und der nicht minder unvergessliche Mann, der als pflichtgetreuer Beamter, als unerschütterlicher Berather und Freund seines Ministers mit ihm manche schwere Schlacht des Geistes und der Entscheidung im Frieden geschlagen hat. Diese Männer haben dem Vaterlande die höchsten Güter und sich dadurch eine Stelle in der preussischen Geschichte gesichert. Für die Entwicklung des Staats ist es charakteristisch, dass Namen und Verwaltungsmaximen der Unterrichtsminister zum bezeichnenden Ausdruck der Herrscherperioden geworden sind. Neben Friedrich dem Grossen wirkte in seinem Sinne Zedlitz; wie andererseits neben Friedrich Wilhelm II. und IV. Wöllner und Eichhorn, so neben Friedrich Wilhelm III. Altenstein mit seinen geistesverwandten Räthen. Unter diesen war keiner mehr „das Ministerium Altenstein" als Johannes Schulze. Wenn das oft als Ruhm und kaum minder oft als Anklage ausgesprochen ist, so beweist das nur, er gehörte zu den bevorzugten Naturen, denen es verliehen ist, eine grosse geistige Richtung in sich zur persönlichen Darstellung zu bringen."

In diesen Worten hat Rudolf Köpke die Bedeutung von Johannes Schulze unmittelbar nach dessen Tod hervorgehoben; er wies in dem Aufsatz, dem sie entnommen sind, zugleich darauf hin, dass Schulze selbst noch in seinen letzten Monaten mit Aufzeichnungen über sein Leben und Wirken sich beschäftigt habe. Da sie so, wie er sie hinterlassen hatte, nicht zu veröffentlichen waren, übernahm es Köpke, mit ihrer und der Hülfe anderer Quellen eine Biographie Schulzes auszuarbeiten. Als Sohn eines seiner nächsten Jugendfreunde stand er zu diesem in einem alten Pietätsverhältniss und ebenso war er nach seinen früheren literarischen Arbeiten über Tieck und über die Universität Berlin zur Lösung dieser Aufgabe besonders berufen. Aber leider nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand, ehe er auch nur die ersten Capitel seines Werkes hatte vollenden können. Wie seine Schwester mir gütigst mittheilte, hielt er selbst die von ihm hinterlassene Darstellung der Entwicklung Schulzes in seiner Jugend bis zu seinem Aufenthalt in Weimar für durchaus unfertig; so konnten aus seinem Manuscript, dessen Einsicht mir freundlichst gestattet wurde, nur einige Sätze in den folgenden Blättern verwerthet werden.

Nach seinem Scheiden war der ihm befreundete Sohn Schulzes, Stadtgerichtsrath Max Schulze-Rössler eifrig bemüht, für ihn einen Ersatzmann zu gewinnen, und wirklich gelang es ihm, zur Uebernahme der Aufgabe einen hierfür ebenfalls aus mehr als einem Grunde besonders geeigneten Autor zu bestimmen; leider aber konnte auch er das geplante Werk nicht ausführen, da andere Arbeiten seine Kraft in Anspruch nahmen. Nicht nur Schulzes Sohn bedauerte lebhaft, dass in Folge dessen die Aufzeichnungen seines Vaters und die zu ihrer Ergänzung gesammelten Materialien lange unverwerthet blieben; ihre Wichtigkeit wurde namentlich auch durch Heinrich von Sybel anerkannt; nachdem Max Schulze mit ihm in Verbindung getreten war, forderten Beide mich auf ihre Bearbeitung zu übernehmen. Und zugleich gestattete mir der Director der preussischen Staatsarchive nicht nur deren freieste Benutzung, sondern vermittelte mir auch den Zutritt zu den Akten des Cultusministeriums. Auf den folgen-

den Bogen ist in einzelnen Anmerkungen darauf hingewiesen, wie viele werthvolle Quellen mir durch das Entgegenkommen dieser und anderer Behörden und verschiedener Freunde und Verehrer Schulzes oder ihrer Erben eröffnet sind; nicht unterlassen darf ich auch an dieser Stelle dankbar der unermüdlichen Freundlichkeit zu gedenken, mit der Max Schulze sich beeiferte alle meine Nachforschungen zu unterstützen. Um so schmerzlicher empfinde ich, dass ich ihm nur die ersten Capitel des Buches vorlegen durfte, welches er durch seine Theilnahme so gefördert hat, dass ich es nicht zum Abschluss bringen konnte, ehe er im November 1885 einem langen schweren Leiden erlag.

Er war mit mir darin einverstanden, dass bei der Fülle von Briefen und Aktenstücken, die zu verwerthen waren, es darauf ankomme, mit möglichster Kürze das Charakteristische aus ihnen hervorzuheben und dabei das nicht nur für Schulzes persönliche, sondern auch für die allgemeine Entwicklung Bedeutsame besonders zu berücksichtigen. Absichtlich ist schon auf dem Titel des Buches bemerkt, dass in ihm „Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen in seiner Zeit“ dargestellt werden sollen; zum Verständniss des Letzteren schien es nöthig, auch auf die Leitung der höheren Bildungsanstalten vor Einsetzung des Ministeriums Altenstein, in dem Schulze so tiefgreifenden Einfluss übte, einen Blick zu werfen; dadurch glaubte ich über die Voraussetzungen seiner Thätigkeit helleres Licht verbreiten zu können. Andererseits hoffte ich durch Mittheilungen über seine persönliche Entwicklung einen Beitrag zur Erkenntniss wichtiger Strömungen im nationalen Leben zu liefern, die ihn ergriffen und die zu fördern er sich weiter bemühte. Dass man, um Rankes Worte zu gebrauchen, bei der Darstellung einer Persönlichkeit die Bedingungen nicht vergessen darf, unter denen sie auftritt und wirksam ist, und zugleich bei der Schilderung der Begebenheiten der Persönlichkeiten eingedenk sein muss, von denen sie ihren Impuls empfangen, das tritt, irre ich nicht, mit besonderer Deutlichkeit auch bei einer Betrachtung der Verwaltung des preussischen Unterrichtswesens in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts hervor. Die

in ihnen getroffenen Massregeln vermag meines Erachtens nur derjenige voll zu verstehen und gerecht zu würdigen, der eine genau zutreffende Vorstellung von Schulzes wie von Humboldts und Süverns persönlicher Eigenart gewonnen hat.

Wie sie in seiner äusseren Erscheinung sich ausprägte, zeigt besser, als irgend eine Beschreibung es vermöchte, das Bild, das diesem Buche beigefügt ist. Als Schulze noch in Weimar lebte, hat der Maler Karl Brand ein lebensgrosses Porträt und Weisser ein Basrelief von ihm angefertigt; beide kamen ebenso wie ein zur Zeit des Achener Congresses gemaltes Miniaturporträt und eine Büste von Rathgeber in den Besitz von Max Schulze. Für unser Buch aber hielt dieser am besten das vorstehende Bild geeignet, das nach einer 1848 oder 1849 durch Graff in Berlin verfertigten Photographie vor nun schon zwanzig Jahren Hans Meyer gestochen hat; seinem anerkennenden Urtheil stimmten auch andere Betrachter bei, die Schulze noch persönlich gekannt haben, und bei solchen, denen dies nicht mehr beschieden war, dürfte wohl Interesse für ihn ein Blick in diese Augen voll Leben und Liebe erwecken.

Marburg im October 1889.

C. Varrentrapp.

Inhalt.

Seite

Einleitung . 1—3

Erstes Buch. Lehr- und Wanderjahre (1786—1818) . . . 5—221

Erstes Capitel.

Familie und Schule (1786—1805) 7—25

S.'s Geburtsort und Geburtszeit 7 ff. — Sein Vater 9 f. — Seine Mutter 10 f. — Seine Kindheit 11. — Tod des Vaters 11 f. — Grossvater Stute 12 f. — Dömitzer Stadtschule 13 f. — Domschule in Schwerin 14. — Kloster Berge 15 ff. — Abt Steinmetz 17. — Hähn, Resewitz, Schewe 18. — Gurlitt und Lorenz 19 f. — Strass 19 f. — Sarpe, Seidel, Ribbeck 20 ff. — S.'s Abgang von Kloster Berge 22. — Spätere Geschichte der Anstalt und der Lehrer S.'s 23 ff. — S.'s Reise in die Heimath und nach Halle 24 f.

Zweites Capitel.

Auf den Universitäten Halle und Leipzig (1805—1808) . . 26—67

Charakter der Universität Halle 26 f. — Vergleich mit Göttingen 27. — Alterthumsstudien auf beiden Universitäten 27 f. — Interesse von Zedlitz für Halle und für das Griechische 29. — Er beruft F. A. Wolf 30. — Wolfs Lehrthätigkeit 30 ff. — Sein philologisches Seminar 31 ff. — Bekker, Böckh, K. Köpke u. a. Schüler Wolfs 32 f. — Seine Vorlesungen 1805 und 1806 33 ff. — Sein Verkehr mit Goethe in diesen Jahren 33 f. — Sein Einfluss auf S. 35 ff. — Theologische Vorlesungen 37 f. — Schleiermacher 38 ff. — Seine Vorlesungen und seine Predigten 39 f. — Sein persönlicher Verkehr mit seinen Schülern 40 ff. — Steffens 41. — Haller Studenten 42 ff. — Ihre ästhetischen Interessen 44. — Theater in Lauchstädt 44. — Schleiermachers und seiner Schüler nationale Stimmung und Verhältniss zur Politik 44 ff. — Der Krieg von 1806 47 ff. — Napoleon hebt die Universität Halle auf 48 f. — S.'s Wanderung nach Berlin 49 f. — Eindrücke in

Seite

Berlin 51 f. — Reise nach Dömitz 53. — Franzosen in Dömitz 54. — S.'s Rückkehr nach Halle 55 f. — Verkehr mit Wolf und Schleiermacher 56 f. — Reise nach Dresden 57. — Maler Friedrich 57 f.

Uebersiedelung nach Leipzig mit Graf Pückler 58 f. — Gottfr. Hermann und Schäfer 59 f. — S. zum Doctor promovirt 19. Juli 1807 60. — Weimarer Schauspieler in Leipzig 60 f. — Ludwig Devrient 61. — Seume 61. — Karl Müller 61. — Patriotische Bestrebungen S.'s und seiner Freunde 62 f. — S.'s Reden in Freimaurerloge 62 ff. — Salluststudien 65. — Aufenthalt in Schlesien 65 f. — Berufung nach Weimar 66 f.

Drittes Capitel.

Weimar (1808—1812) 68—118

Bedeutung Weimars und seines Gymnasiums 68 ff. — Franz Passow beantragt Einrichtung einer Selecta und Berufung S.'s 69 f. — S.'s Antrittsrede 71 ff. — Erfurter Congress 79. — Talma und Weimarer Schauspieler 74. — Passow und S. als Lehrer 75 ff. — Der Unterricht im Griechischen 75 ff. — Ihr Verkehr mit ihren Schülern 78 ff. — Göttling und W. Weber 79 f. — S.'s Worte bei Karl Osanns Tod 80 f. — Seine Predigten in Weimar und Rudolstadt 81 ff. — Einfluss von Schleiermacher und Novalis erkennbar 82 ff. — S.'s Beziehungen zur Familie Karl Augusts und zur Fürstin v. Rudolstadt 85 ff. — Letztere über Louis Ferdinand 86 f. — Patriotische Bestrebungen in Rudolstadt und Weimar 87 ff. — S.'s Rede in Loge Amalia bei Einführung Wielands 88. — Sein Verkehr mit Müffling und Rühle von Lilienstern 88 f. — Sein Einfluss auf Heinrich Leo 89 f. — Bedrohung durch Franzosen 90 f. — Interesse für Achim v. Arnim und Heinrich v. Kleist 91. — Calderonstudium 92. — Weimarer Theater 92 ff. — Ifflands Auftreten und S.'s Aufsatz 92 f. — Aufführung des standhaften Prinzen 93 f. — S.'s Schrift über diesen 93 f. — Goethes Urtheil 95 ff. — Beschäftigung mit Winckelmann 97 f. — H. Meyers und S.'s Ausgabe der Kunstgeschichte 98 ff. — A. W. Schlegels Recension 103. — S's. Auffassung der Alterthumswissenschaft 104. — Passow verlässt Weimar, an seine Stelle kommt Hand 105. — Sein Verhältniss zu S. 105. — Ihre Schüler: Marezoll, F. Osann, J. Herbst 106 f. — S. unterrichtet Ernst Schiller 107. — S.'s Beziehungen zu Lotte Schiller 107 ff., Karoline von Wolzogen, dem Minister Fritsch, Frau von Hopfgarten und Frau von Niebecker

Seite

109 f. — Schwierigkeiten und Gefahren für S. in Weimar 110 f. — Er wünscht Berufung nach Jenkau 112. — Archiv deutscher Nationalbildung 112. — Reise S.'s 1810 113 ff. — Besucht Pestalozzi 114, Strassburg 115 f., in Freiburg Hug 115 f., in Heidelberg Böckh, Daub, das Voss'sche Haus 116, in Fulda Dalberg 117. — Dieser beruft ihn nach Hanau 117.

Viertes Capitel.

Hanau (1812—1816) . 119—177

W. v. Humboldt über Dalberg 119 f. — Urtheile Anderer über diesen 120 ff. — Seine Schwächen und Vorzüge 121 ff. — Sein Interesse für Bildung 123. — Verordnung von 1812 über Dotation und Organisation der Schulen im Grossherzogthum Frankfurt 124. — Stiftung und Geschichte der hohen Landesschule in Hanau 124 ff. — Vorschläge zu ihrer Reform 126. — Der Generalcurator des Unterrichts Pauli 127. — Dalbergs Umgebung in Aschaffenburg 127 ff. — S. Mitglied der Schul- und Studien-Inspection in Hanau 128. — Er legt ihr Gutachten über Gymnasien und deren Einrichtung vor 129. — Seine Ausführungen über Zweck des Gymnasiums, Lehrgegenstände und ihre Behandlung 130 ff. — Betonung des Griechischen 133 ff. — Bedenken gegen S.'s Vorschläge 135. — Seine literarischen Arbeiten 135 f. — Lebensverhältnisse in Hanau 136 f. — Sinclair 138. — S. über Hölderlin, Fouqué, Goethes Dichtung und Wahrheit 139. — Ifflands Auftreten in Hanau und Frankfurt 139 f. — Neuer Lehrplan für das Hanauer Gymnasium 140 f. — Neue Lehrer gewonnen: Börsch und Rückert 143. — S.'s Verkehr mit Rückert 143 f. — Rückerts heimliche Entfernung aus Hanau 144 f. — Napoleon in Hanau im December 1812 145 f. — Patriotische Gedanken S.'s, Rückerts, Ifflands, Sinclairs 145 ff. — Leopold von Homburg 147 f. — Polizei confiscirt patriotische Rede S.'s 148 f. — Dalbergs Aeusserungen 149. — Mangel genügender Lehrer in Hanau 150 f. — S.'s Programm und Rede bei der Prüfung im September 1813 152 f. — Dalbergs Stimmung und Haltung im Herbst 1813 154 ff. — Schlacht bei Hanau 156 ff. — S.'s Rede bei Wiedereröffnung des Gymnasiums im November 1813 158 ff. — Patriotische Ansprachen an Hanauer Krieger 161. — Rückkehr des Kurfürsten von Hessen 162. — Dessen Restaurationsbestrebungen 162 ff. — Noth des Gymnasiums 164 ff. — Karoline Rössler 166 ff. — S.'s

Seite

Krankheit und Verheirathung 167 ff. — Passow und Goethe in Hanau 1814 169. — Kurprinzessin Auguste 169. — Ausgabe des 4. Bandes der Winckelmannschen Kunstgeschichte 170. — Weitere Bedrängniss des Gymnasiums 170 f. — S.'s Rede am Schluss des Schuljahrs 1815 171 f. — Hessische Regierung bleibt taub gegen seine Vorstellungen 172 f. — Er wendet sich nach Preussen 174. — Seine Beziehungen zu Görres und zum Rheinischen Merkur 174 ff. — Berufung nach Coblenz 176.

Fünftes Capitel.

Coblenz (1816—1818) 178—221

Gneisenau und seine Umgebung in Coblenz 178 ff. — Clausewitz 181. — K. v. d. Gröben 181. — Meusebach 181 f. — Schenkendorf 182. — Görres 182 f. — Geselliger Verkehr 184 ff. — Gneisenau verlässt Coblenz 185. — Schenkendorfs Tod; S.'s Rede bei seiner Bestattung 186. — Schwierigkeiten in dem Verhältniss zwischen Preussen und Rheinländern 186 f. — Görres' politische Agitationen 186 ff. — Clausewitz' Urtheil über sie 188 ff. — Görres und S. 189 ff. — S.'s Verhältniss zu Ingersleben 192 f. — Seine Denkschrift über Kirchen- und Schulwesen im Grossherzogthum Niederrhein 193 ff., über Bildung der katholischen Geistlichen 195, gemischte Ehen 196, Leitung der Schulen 196, Anstellung protestantischer Lehrer 197, strenge Prüfung und Verbesserung der Besoldung protestantischer Geistlicher 198, baldige Errichtung einer Universität in Bonn 198 f. — Coblenzer Gymnasium 199 ff.; Jesuiten in C. 200; Görres' und S.'s Reformen 200 ff. — Verhandlungen über Confession der Gymnasiallehrer 202 ff. — S. gewinnt neue Lehrkräfte für das Coblenzer Gymnasium, unterrichtet selbst an ihm, entwirft neuen Lehrplan 206 ff. — Als Director Christian Schlosser angestellt 210. — Neugestaltung des Gymnasiums in Wetzlar 211, der Schulen in Achen, Trier, Düren, Saarbrücken, Kreuznach 212. — Einführung der Abiturientenprüfung 213. — S.'s Bemühungen für Bildung protestantischer Geistlicher 214 f. — Reden bei kirchlichen Feiern 215. — Beziehungen zu katholischen Geistlichen 215 f., Generalvikar Fonck 216. — Ausgabe von Winckelmanns Trattato preliminare 217. — Freimaurer in Coblenz 217. — Hardenberg lernt S. kennen und empfiehlt ihn an Altenstein 208. — Dieser beruft ihn in das Ministerium 218. — Beziehungen und Arbeiten S.'s in Berlin im Sommer 1818 219. — S. auf

Seite

Achener Congress 219. — Seine Anstellung als vortragender Rath im Ministerium und Uebersiedelung nach Berlin 220 f.

Zweites Buch. Das Ministerium Altenstein 223—513

Erstes Capitel.

Voraussetzungen, Pläne und Hindernisse des Ministeriums in ihrem Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen Preussens 225—349

Die Leitung des Unterrichtswesens seit dem Tode Friedrichs des Grossen bis zur Einrichtung des Ministeriums für geistliche und Unterrichts-Angelegenheiten. — Das allgemeine Landrecht über das Schulwesen und Gründung des Oberschulcollegs 225. — Zedlitz und Wöllner 226 ff. — Wöllner entlassen 228 f. — Friedrich Wilhelm III. beruft Massow 229. — Reformbestrebungen im ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. 230. — Schwierigkeiten bereitete Erwerb polnischer Lande 230 ff. — Reibungen zwischen Verwaltungsbehörden 232 ff. — Massows utilitarische Richtung 234 f. — Bedeutung der Krisis von 1806 für das Bildungswesen 235. — Altensteins Denkschrift 236. — Steins Reformen 237. — Süvern 238 ff. — W. v. Humboldt 240 ff. — Sorge für Universitäten 245. — Gründung der Berliner Universität 245 ff. — Lehrerprüfung 248 ff. — Humboldt über Patronatsrecht und städtische Schulcommissionen 250 ff. — Einführung einer Prüfung für Candidaten des höheren Schulamts 252 ff. — Humboldts Rücktritt in den diplomatischen Dienst 254. — Süvern seit 1810 255 ff. — Universität Breslau 255. — Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg; Aufhebung der Erfurter Hochschule 256. — Gründung einer rheinischen Universität; Streit über ihren Ort; Romantiker für Köln; Goethes Gegensatz zu ihnen; Arndt und Süvern für Bonn 257 ff. — Süverns Denkschrift über allgemeine Schulordnung vom August 1817 262 ff. — Sein Entwurf einer Unterrichtsverfassung der Gymnasien 265. — Ausführung von Süverns Plänen verhindert 265 ff. — Schuckmann 266 f. — Wissenschaftliche Deputationen; Humboldt über sie; an ihrer Stelle wissenschaftliche Prüfungscommissionen eingerichtet 267 ff.

Als eigener Minister für geistliche und Unterrichts-Angelegen-

Seite

heiten Altenstein 1817 ernannt 272. — Frühere Thätigkeit von ihm 273. — Sein Charakter und seine Anschauungen 274 ff. — Sein Verhältniss zu seinen Räthen 276, besonders zu Nicolovius, Süvern und Schulze 277. — Seine Denkschrift vom 16. Mai 1818 278 ff. — Verhandlungen über ein Unterrichtsgesetz 280 f. — Gründung der Universität Bonn 281 ff. — Schwierigkeiten im Verhältniss zum Finanzministerium 285 ff. und zum Ministerium des Inneren 287 ff. — Der König durch Arndts Geist der Zeit verstimmt 288, äussert sich bedenklich hinsichtlich der Eröffnung der rheinischen Hochschule 288, lässt sich doch zu ihr bestimmen 289 ff. — S. entwirft hierauf bezügliche Actenstücke 289 ff. — Angriffe gegen Universitäten auf dem Achener Congress 291. — Metternichs Denkschriften 292. — Anders beurtheilt Altenstein den „Zeitgeist und seine Entartung" 292 ff. — Cabinetsordre vom 11. Januar 1819 295. — Altenstein und Schulze über das Turnen, seine Freunde und Gegner 296 ff. — Sie schlagen Errichtung von Turnanstalten an Schulen vor 300 ff. — Der König nach Kotzebues Ermordung gegen das Turnen 302 ff. — Metternich und seine preussischen Helfer, Wittgenstein und Kamptz 305 ff. — Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe 306. — Karlsbader Beschlüsse 307. — Niebuhrs Urtheil über sie 307 f. — Altensteins Haltung ihnen gegenüber 308 f. — Gröben und Schulze verdächtigt 309 ff. — Ministerium tritt für Verfolgte ein, erhält Schleiermacher, F. G. Welcker, A. W. Schlegel Preussen 312 ff. — Ministerium und Oberpräsidenten über politische Gesinnung der Gymnasiallehrer 315 ff. — Central-Untersuchungs-Commission und Regierungsbevollmächtigte und Universitätsrichter eingesetzt 321 ff. — Rehfues in Bonn, Schultz in Berlin 324 f. — Schultz gegen Senat und Ministerium 325 ff. — Er wird unterstützt von Wittgenstein und Beckedorff 327 ff. — Sie fordern Aenderung des Systems und der Personen im Ministerium 329 ff. — Haltung des Königs 331 ff. — Reactionäre Verfügungen im April 1822 334 ff. — Altenstein tritt für Frick und Schulze ein 336 ff. — Neue Verfolgungen 1822 und 1823 338 ff. — 1824 Commission zur Untersuchung der Verhältnisse im Ministerium eingesetzt, Veränderungen in diesem 340 ff. — Schultz scheidet aus, Schulze bleibt 343 f. — Neue Demagogenverfolgung nach der Julirevolution 346 f. — Altensteins Mitarbeiter 347 ff.

Zweites Capitel.

Schulzes Bemühungen um die preussischen Gymnasien . Seite 350—430

Bedeutung der Bestrebungen für Maturitätsprüfung 350 f. — Luthers Forderung, Verfügungen des 16—18. Jahrhunderts 351 f. — 1788 Abiturientenexamen in Preussen eingeführt 352 ff. — Berathungen über neues Reglement, 1812 neue Instruction erlassen 353 ff. — Niemeyers und Süverns verschiedene Ansichten 357. — Forderungen Süverns hinsichtlich der classischen Sprachen und der Mathematik 358 ff. — Sein Lehrplan 360. — S.'s Ansichten und Massregeln hins. der Mathematik 361 f., hins. des Griechischen 362 f. — Er ist gegen Dispensationen vom Griechischen, für Errichtung von Bürgerschulen 362 ff. — Rescripte von 1828 und 1829 gegen übertriebene Forderungen 366 ff. — Unreife zu Universitäten zugelassen 379 f. — Klagen über Zeugnisse n. III 372 f. — Massregeln gegen Zudrang Unreifer 374 f. — 1834 neues Reglement über Reifeprüfung eingeführt 376 ff. — Kamptz gegen das Reglement 380 f. — Mühler und Altenstein gegen Kamptz' Bedenken 381 ff. — Vorschläge über Versetzungen 384 f. — Klassen- und Fachsystem 385 ff. — S. für Generalklassensystem und Klassenordinarien 386 ff. — Privatlectüre 388 f. — Lehrerprüfung 389 ff. — Von Lehrern philosophische Studien gefordert 390 f. — Philologische Seminare 392 f. — 1831 neues Reglement über Lehrerprüfung 393 f. — S.'s Verhältniss zu einzelnen Lehrern und Schulen 395 ff., zu Pforta 397 ff. — Er fördert sociale Lage und Bildung der Gymnasiallehrer 400. — Directorenconferenzen 400. — Schulprogramme 400. — Gymnasialbibliotheken 400 f. — Einrichtung neuer Gymnasien 401. — Preussische Schulverwaltung im Ausland anerkannt 401 f. — Friedemann und Cousin loben sie 402 f., Bedenken von Thiersch gegen sie 404 ff. — Seine Schriften, Verhältniss von ihm zu S. 404 ff. — Ingerslevs Urtheil 409. — Realistische Bestrebungen 410 f. — Anfänge der Realschulen 411 f., erstes Realgymnasium 412 f. — Verschiedenartige Gegner des Humanismus 413 ff. — Confessionelle Bestrebungen 414 f. — Lorinsers Artikel über Schädigung der Gesundheit durch Schulen 415 ff. — Untersuchung über ihn 418 ff. — Circularrescript vom 28. October 1837, „das blaue Buch", über Lehrgegenstände und Lehrstunden 422 ff., häusliche Arbeiten 425, Versetzungen 425,

Seite

Abiturientenprüfung 425 f., Methode des Unterrichts 426 f., gymnastische Uebungen 427 f. — Neuer Angriff gegen classische Studien abgewehrt 429 f.

Drittes Capitel.

Des Ministeriums Sorge für die Lehrkräfte und Einrichtungen der preussischen Universitäten 431—513

S.'s Verhältniss zu den Universitäten verschieden von dem zu den Gymnasien 431. — Er wird Schüler und Freund Hegels 432 f. — Verhältniss des Ministeriums zu diesem 433 ff. — Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 435 ff. — Berathungen über Hegels Nachfolger 439 ff. — Hegelianer begünstigt 441 ff. — Trendelenburg befördert 443 f. — S.'s Verhältniss zu Böckh 444 ff. und Lachmann 446. — Philologische Studien in Breslau 447 ff., Bonn 449 ff., Halle 452, Greifswald 453, Königsberg 453. — Germanische, romanische, orientalische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft gefördert 454 ff. — Von Historikern Raumer nach Berlin berufen, dort Ranke, in Breslau Stenzel, in Bonn Löbell, in Halle Leo angestellt 456 ff. — Karl Ritter 460 f. — Sein und S.'s Verhältniss zu A. von Humboldt 461. — Altensteins Interesse für Naturgeschichte 462, befördert zu Professoren der Chemie Mitscherlich und Heinrich Rose 462 f., der Physik Magnus, Dove und Neumann 463, der Mathematik Jacobi, Dirichlet, Steiner und Plücker 464 f. — Schwierigkeiten in anderen Facultäten 466 ff. — Für Medicin wichtig Berufung von Johannes Müller, Purkinje und Schönlein 466 ff. — Stellung des Ministeriums zur historischen Rechtsschule 470 f. — Behandlung der katholischen und evangelischen theologischen Facultäten 472 ff. — Hallischer Streit 476 ff. — Differenzen zwischen Altenstein, dem König und dem Kronprinzen 480 ff. — S. wünscht Berufung von Baur 482 ff., erreicht weder sie noch die von Rothe 483 ff., nur Ernennung Vatkes zum Extraordinarius 485. — Seine Grundsätze bei Berufungen 486 ff. — Er legt besonderen Werth auf literarische Arbeit der Docenten 488 f. — Ihm selbst solche erschwert 489. — Seine Ausgabe von Hegels Phänomenologie 490. — Seine Berücksichtigung der Individualität der Gelehrten 491 ff., sein Verkehr mit ihnen 492 f. — Er wünscht nicht möglichst viele, sondern möglichst gut vorgebildete Studenten 494, desshalb Strenge bei Prüfungen 494 f. — Für Mediciner Quadriennium und Tentamen philosophicum eingeführt 495 ff. — S. und

Seite

Altenstein verlangen mehr allgemeine wissenschaftliche Bildung der Verwaltungsbeamten 498 f. — Preisaufgaben 499. — Verfügungen über Vorlesungen 499 f. — Seminare 500. — Naturwissenschaftliche und medicinische Institute 500 ff. — Bibliotheken 502 f. — Kunstmuseen 503 ff. — Dotation der Universitäten 505 ff. — Altenstein klagt über Mangel und Art der Verwaltung finanzieller Mittel 507 ff. — Erhöhung des Etats der Berliner Universität gefordert 509 ff. — Tod Altensteins und Friedrich Wilhelms III. 512. — Leistungen des Ministeriums Altenstein 512 f.

Drittes Buch. Unter den Söhnen Friedrich Wilhelms III. 517—572

Erstes Capitel.

Das Ministerium Eichhorn (1840—1848) 517—533

Friedrich Wilhelms IV. Verhältniss zu S. und Altenstein 517 ff. — Erfreuende Massregeln des neuen Königs 517 f. — S. bedauert Berufung Schellings 520 f. — Gestaltung der Verhältnisse im Ministerium 520 ff. — Eichhorn 522. — Eilers 523. — Förderung der Ultramontanen 524. — Eigener Referent für katholische Gymnasien bestellt 524. — S. verliert auch Einfluss auf evangelische Gymnasien 524. — Behält Vortrag über Universitäten, aber auch hier Differenzen zwischen ihm und Eichhorn 525 f. — Dessen Verfahren gegen Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 526 f. — Literarische Zeitung greift classische Philologen und Ministerium Altenstein an 526 ff. — Conflict zwischen Eichhorn und S. 528 f. — Häusliche Leiden S.'s 529 ff. — Tod seines Sohnes Karl und seiner Frau 530 f. — Seine Söhne Ludwig und Max 531 f. — Seine Auffassung der Prüfungszeit 532 f.

Zweites Capitel.

Revolution und Reaction (1848—1858) 534—557

S.'s Urtheile über Bewegung von 1848, über Preussens Stellung zu Deutschland 534 f. — Ausnahmegesetze von 1819 aufgehoben 535, Eilers tritt zurück 535, Rothe berufen 536. — 1848 zu Ministern Schwerin, Rodbertus, Ladenberg ernannt 536. — Dieser beauftragt Sch. Bestimmungen über Universitäten für Unterrichtsgesetz auszuarbeiten und Conferenz von Universitätsdeputirten zu leiten 537. — Rede S.'s bei ihrer Eröffnung 537 ff. —

Seite

Ihre Beschlüsse und S.'s Vorschläge 339 ff. — Aenderungen des Ministeriums 541. — Ladenberg tritt 1850 zurück; sein Nachfolger Raumer gegen Unterrichtsgesetz 542. — Stärkung der Ultramontanen 543. — Katholische Geschichtsprofessuren 544 f. — Andere ungünstige Folgen der Reaction 545 f. — Doch auch in dieser Zeit Wünsche S.'s für Universitäten erfüllt: Haupt, Jahn und Mommsen berufen 547 f. — Raumers Interesse für classisch-philologische Studien 548 f. — Seine Geschäftsbehandlung erleichtert S.'s Thätigkeit 549 ff. — Erwerbung der Meusebachschen Bibliothek 552. — Ankauf der Scharnhorstschen Kartensammlung, Begründung des karthographischen Instituts 552 f. — S.'s Jubiläum 554 f. — Er legt seine Aemter im Unterrichtsministerium nieder 557.

Drittes Capitel.

Otium cum dignitate (1859—1869) 558—572

S.'s Thätigkeit in der Militär-Studien-Commission und Direction der Kriegsakademie 558 f. — Sein Verhältniss zur Berliner Akademie und anderen gelehrten Gesellschaften 560 f. — Seine Beschäftigung mit den alten Classikern 561. — Bibliothek 561 f. — Sein Verkehr mit Freunden 562. — Zusammenleben mit seinem Sohn Max 562 f. — Politische Ansichten 563 ff. — Beziehungen zu Bismarck und Ernst von Pfuel 565 f. — Freude über preussische Siege von 1866 und ihre Folgen 566 f. — S. zeichnet Denkwürdigkeiten auf 568 f. — Sein Tod 569. — Trendelenburgs Charakteristik seines Wirkens 570 f.

Register . 573—583

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

Vor einem halben Jahrhundert beklagte Ranke, „dass es von der gesammten Ausbildung Preussens und Oesterreichs, seit sie ihre grosse europäische Rolle spielen, so gar wenige ausreichende Darstellungen" gebe. „Ich will," schrieb er damals, „nicht von dem Geheimnisse der Cabinette reden; aber wer hat uns nur über die Absichten, Massregeln und Erfolge ihrer Verwaltung, den Fortgang der Cultur, der inneren Institutionen Aufklärung ertheilt? Ist es nicht zwar bei der Art und Weise unserer Gelehrsamkeit wohl natürlich, aber doch im Grunde sonderbar, dass während sich in unserem Vaterland die ausgezeichnetsten Gelehrten mit so ruhmwürdiger Anstrengung bemüht haben, das Innere der ältesten römischen Republik aufzuschliessen, die Staatshaushaltung der Athener bis in das Kleinste zu erörtern, die Institutionen des Mittelalters zu durchdringen, Wesen und Natur der entferntesten Völker und Länder zu vergegenwärtigen, ist es nicht besonders, dass man indessen über den Fortgang der eigenen inneren Gesetzgebung nicht hinreichend unterrichtet ist?"

Gewiss sehr bedeutsam, fruchtbar für unsere politische und wissenschaftliche Entwickelung sind die vielfachen Aufklärungen, die seitdem, in erster Linie freilich über die auswärtige*), aber auch über die innere preussische Geschichte

*) Es ist charakteristisch, dass die angeführten Rankeschen Sätze sich in der Einleitung eines Aufsatzes finden, der nicht etwa über ein Stück preussischer Verwaltungsgeschichte, sondern über die Werthlosigkeit einer Quelle uns aufklärt, welche die „Politik und Geheimnisse der Cabinette" enthüllen will, in den zuerst in der Historisch-politischen Zeitschrift II, 52 ff., dann im 45. Bd. der S. W. S. 260 ff. abgedruckten Bemerkungen über die Mémoires d'un homme d'état.

gegeben sind; besser haben wir namentlich auch die Leistungen der preussischen Verwaltung in der Zeit, in der Ranke jene Worte schrieb, in der Zeit Friedrich Wilhelms III. kennen und schätzen gelernt. Doch wird auch heute schwerlich ein Sachkundiger behaupten, dass unsere Kenntniss derselben unseren Bedürfnissen entspreche, am wenigsten für ausreichend erklären mögen, was wir über die damalige Leitung des höheren Unterrichtswesens wissen. Die Bedeutung der Thätigkeit des Ministeriums Altenstein ist im In- und Ausland anerkannt; „bewundert viel und viel gescholten" sind ihre Resultate auch bei den lebhaften pädagogischen Erörterungen unserer Tage. Wohl erschwert dieses Verhältniss eine objective historische Auffassung; nur um so dringender aber ist deshalb die Aufgabe authentische Quellen zu erschliessen, die uns eine bessere Kenntniss und ein tieferes Verständniss der Menschen und Verhältnisse jener Zeit ermöglichen. Unter diesem Gesichtspunkt dürften hoffentlich die nachfolgenden Mittheilungen aus den persönlichen und amtlichen Aufzeichnungen eines Mannes nicht unerwünscht ercheinen, welcher vierzig Jahre lang mit unermüdlichem Eifer für Preussens höhere Unterrichtsanstalten gewirkt, auf sie im Ministerium Altenstein den massgebenden Einfluss geübt hat.

Johannes Schulze war zu dieser Stellung durch vielseitige Bildung und Thätigkeit vorbereitet. Den humanen idealistischen Zug, welchen der Freund der Weimarer Dichterfürsten und Friedrich August Wolfs, welchen Wilhelm von Humboldt der preussischen Unterrichtsverwaltung gegeben hatte, ihr zu erhalten, war der Schüler Wolfs, der Herausgeber Winckelmanns besonders berufen, nachdem er in Weimar Griechisch gelehrt und auf Herders Kanzel gepredigt, dann unter dem Druck und nach dem Sturz der Napoleonischen Macht in den Schulen des Dalbergschen und des hessischen Hanau und des eben preussisch gewordenen Rheinlands ein neues deutsches Leben erweckt hatte. So war ihm in mehrfach bedeutsamer Richtung Anlass gegeben, die für sein Berliner Amt wichtigsten Eigenschaften, warme Empfänglichkeit für die grossen Culturinteressen, deren Pflege

ihm oblag, und scharfen Blick für die Mittel zur Förderung solcher Aufgabe in sich zu entwickeln und handelnd zu bewähren; schon vor seiner Berufung nach Berlin war er in mannigfache Beziehung zu den wichtigsten Potenzen des deutschen Lebens getreten, deren Auffassung durch ihn seine Thätigkeit im preussischen Ministerium mit bestimmt hat, deren Verständniss die erste Voraussetzung für eine gerechte Würdigung Altensteins und seiner Räthe bildet. Wer Schulzes Lehr- und Wanderjahre verfolgt, wird hoffen dürfen, einen genaueren Einblick in einzelne Momente jener reichen Zeit zu gewinnen, in die sein Werden fiel; deutlicher lässt ihre Betrachtung erkennen, durch wie mannigfach verschlungene Fäden die Gedanken und Thaten der geistesmächtigen Generationen deutscher Menschen mit einander verknüpft sind, unter denen er gelebt und gewirkt hat.

Erstes Buch.

Lehr- und Wanderjahre.

Erstes Capitel.

Familie und Schule.

Johannes Schulzes Lebensarbeit bildet ein Stück der Leistungen des preussischen Beamtenthums aus der Zeit Friedrich Wilhelms III., das nach Schmollers treffendem Wort alle Elemente der neuen literarischen und politischen Bildung mit dem Eifer und der Pflichttreue der Beamten aus der Schule Friedrich Wilhelms I. vereinigte. Es ist bekannt, was für die Erhebung des preussischen Staats und der deutschen Nation die damals vollbrachte Verbindung preussischer Traditionen mit modernem deutschem Geistesleben bedeutet, wie hierfür im preussischen Staat ausserhalb Preussens geborene Deutsche im Verein mit altpreussischen Genossen gewirkt haben. Auch Johannes Schulze gehört zu den vielen hervorragenden preussischen Beamten und Berliner Geheimen Räthen, deren Wiege nicht auf preussischem Boden gestanden hat; er war 30 Jahre alt, als seine Kraft dem preussischen Staate gewonnen wurde. Kurz zuvor hatte Niebuhr geschrieben: „Preussen ist kein abgeschlossenes Land: es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preussen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, dass die verschiedenen Völkerschaften, deren Gesammtname Preussen ist, von so grosser Eigenthümlichkeit sind, und dass der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken“. Den Staat seiner Wahl mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken, nach dem Rath, welchen der auch von ihm hochverehrte Freund Niebuhrs, welchen Gneisenau ertheilt hatte, „an die preussischen Universitäten die eminentesten deutschen

Gelehrten zu ziehen", hat sich Schulze eifrig bemüht: seine Lebensbeschreibung wird davon zu erzählen haben; gleich am Eingange derselben verdient wohl die Thatsache betont zu werden, dass er selbst, bei dessen Wirken man mehrfach nicht ohne Grund ein specifisch preussisches Gepräge hervorgehoben hat, nicht innerhalb der preussischen Grenzpfähle geboren ist. Haben in seinen Tagen bei der Neugestaltung des preussischen Staats und Heers, bei der Gründung des deutschen Zollvereins Deutsche verschiedener Gaue und Stämme zusammengewirkt, so auch bei der Leitung des preussischen Unterrichtswesens: wie neben dem Brandenburger Wilhelm von Humboldt der Westfale Süvern, steht neben dem Franken Altenstein der Mecklenburger Johannes Schulze.

Aus der Schilderung des populärsten Schriftstellers unter seinen Landsleuten, aus Fritz Reuters Festungstid, wissen dessen Leser, wie es 1838 in der mecklenburgischen Festung, dem Städtchen Dömitz an der Elbe aussah; Ernst Moritz Arndt hat besungen, wie 1809 Schill und die Seinen Dömitz stürmten und die Franzosen herausjagten. Bei den damaligen Kämpfen brannte das Haus nieder, in welchem der Elbzollverwalter Johann Georg Schultze in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gewohnt hatte; hier an einem der grossen Flüsse, die nach Goethes Wort „wie das Meeresufer immer etwas Belebendes haben", verbrachte sein ältester Sohn seine Kinderjahre. Aber nicht hier, vielmehr im Haus seines mütterlichen Grossvaters des Kaufmanns und Bürgermeisters Karl Lantzius in dem nordöstlich von Schwerin gelegenen Städtchen Bruel ist er am 15. Januar 1786 geboren; zwei Tage darauf empfing er bei der Taufe die Namen Johannes Karl Hartwig. In Versen zur Feier seines Geburtstages ist später daran erinnert, dass derselbe Tag schon 32 Jahre zuvor für das preussische Unterrichtswesen Bedeutung erlangt, einem der thätigsten und einflussreichsten Schulmänner, Friedrich Gedike, das Leben geschenkt hatte. In mancher Beziehung tritt eine Verwandtschaft zwischen Beiden hervor, hat Schulze weiter gebaut auf dem Fundament, das Gedike zu legen geholfen hat, — aber von allen individuellen

Verschiedenheiten abgesehen, welch' andere Voraussetzungen hatte für den Jüngeren das Menschenalter zwischen beider Geburt geschaffen! Als der eifrige Vertreter der pädagogischen Bestrebungen Friedrichs des Grossen zur Welt kam, hatte der König noch keinen der Siege des siebenjährigen Krieges erfochten und auch Lessing sein „Rossbach wider die Franzosen“ noch nicht geschlagen, hatte Kant sich noch nicht habilitirt und Winckelmann noch nicht die Alpen überschritten, war Herder ein neunjähriger, Goethe ein vierjähriger Knabe: wie anders musste, nachdem durch sie alle dem deutschen Leben ein neuer Inhalt gewonnen war, Bildung und Thätigkeit eines deutschen Philologen und Schulmanns sich gestalten, der im Todesjahr Friedrichs des Grossen, im Jahr von Goethes italienischer Reise geboren wurde, ein Vierteljahrhundert nach Schiller und Friedrich August Wolf, ein halbes Menschenalter nach Schleiermacher und Hegel, ein Jahrzehnt nach Niebuhr, wenige Monate nach Welcker, Bekker und Böckh, Jacob Grimm und Dahlmann!

Die Elemente der neuen Bildung sich anzueignen wurde Schulze durch die Verhältnisse seiner Eltern erleichtert. Beide entstammten sie wohlhabenden Bürgerfamilien des protestantischen Norddeutschlands. Nach Schulzes Erinnerung war wie sein Vater, so auch schon dessen Vater und Grossvater Verwalter des Elbzolls gewesen; so wurde das Amt als erblich in der Familie betrachtet. Mit ihm war keine feste Besoldung, aber der Ertrag bedeutender Sporteln verbunden; dieselben beliefen sich in dem Gnadenjahr, das mecklenburgischem Gebrauch gemäss nach dem frühen Tod Johann Georg Schultzes der Familie bewilligt wurde, auf nicht weniger als 5000 Thaler. Ausser seinem geräumigen Wohnhaus hatte Johann Georg Schultze drei Gärten und erhebliche Ländereien und Capitalien besessen: so setzte sein väterliches Erbtheil Johannes in den Stand sich sorgenfrei auszubilden und seiner wissenschaftlichen Neigung nachzugehen. Und besseres als äussere Güter haben seine Eltern ihm mit in das Leben gegeben.

Seinen Vater charakterisirt er selbst als „ernst, aber sehr menschenfreundlich; er half wo und wie er nur konnte.

In allen geselligen Kreisen war er gern gesehen; er zeigte sich liberal und gastfrei. Er hatte Liebe für Thiere und Pflanzen und äusserte dieselbe in heiterer Pflege seiner Baumschule, seiner Kanarienvögel, Drosseln und Nachtigallen, seiner Hunde und Pferde". In Hamburg im Institut von Büsch gebildet, zeigte er auch später Interesse für die Vorgänge ausserhalb seines Weichbilds; mit reger Aufmerksamkeit verfolgte er die Stürme der französischen Revolution; noch als Greis erinnerte sich Johannes der tiefen Bewegung, mit welcher der Vater unter vielen Thränen die erste Zeitungsnachricht über die Hinrichtung Ludwigs XVI. vorlas. Für seine und seiner Frau religiöse Anschauungen ist es bezeichnend, dass wie ihr Sohn erzählt, „Sturms Morgen- und Abendandachten und Bogatzkys Schatzkästlein ihnen zur Hand waren, um sich und ihre Kinder häuslich zu erbauen; der Morgen-Gottesdienst in der Kirche wurde von allen Familiengliedern regelmässig besucht; am Charfreitag wurde bis zum Abend kein Feuer auf dem Heerd geduldet."

Länger und tiefer als der Vater hat auf die Entwickelung ihrer Kinder die Mutter eingewirkt. Hedwig Maria Sophie Lantzius, die „einzige Tochter braver und gottesfürchtiger Eltern", war am 3. Oktober 1764 in Bruel geboren; sie befand sich in einer Mädchenerziehungsanstalt in Schwerin, als ihr späterer Mann sie kennen lernte. „Sie galt", sagt ihr Sohn, „in ihrer jugendlichen Frische für eine schöne Frau"; mehr rühmt er ihre inneren Vorzüge, ihre echte Gottesfurcht, ihre thätige Menschenliebe, ihren heitern lebensfrohen Sinn. „Im geselligen Umgang", berichtet er, „bewegte sie sich in würdiger, fast vornehmer Haltung, ohne ihre natürliche norddeutsche Gutmüthigkeit jemals zu verleugnen. Im Gespräch mit ihren Kindern und vertrauten Freunden bediente sie sich gern des Niedersächsischen. Ihr Urtheil über andere war scharf und in der Regel richtig. Für König Friedrich Wilhelm III. hegte sie eine innige Verehrung und sein Bildniss allein schmückte ihr Wohnzimmer. Bis zum späten Alter blieb sie ungemein thätig im Spinnen und Stricken für ihre beiden Söhne; im 75. Lebensjahre konnte sie noch von sich melden, dass sie keiner Brille bedürfe und noch kein graues Haar

habe. Hegewisch, ihr Arzt in Kiel, wo sie ihre letzte Lebenszeit verbrachte, pflegte sie täglich zu besuchen, weil er eine besondere Freude an der ungeschwächten Lebhaftigkeit ihres Wesens hatte.“ Nicht nur Johannes, auch seine Frau, die von der ersten Begrüssung an mit ihr in ein inniges Verhältniss getreten war, empfanden schwer den Verlust, als ein Schlaganfall am 27. August 1838 ihr Leben endete — wenige Wochen, nachdem beide sie noch einmal hatten besuchen können. Deutlich zeigen ihre Briefe, welche ihr Sohn sorgsam aufbewahrt hat, mit welchem Interesse sie sein und der Seinigen Leben verfolgte, wie sie Gott dankte, dass er ihr Gebet erhört und ihren Johannes eine so würdige Gattin habe finden lassen, wie sie den lebhaftesten Antheil an den Enkeln nahm.

Unter der treuen Hut dieser Eltern wurde die ererbte körperliche und geistige Gesundheit ihres ältesten Sohnes gekräftigt, in diesen glücklichen Verhältnissen seiner Jugend gleichzeitig Unabhängigkeitsgefühl und Achtung vor sittlichen Autoritäten in ihm entwickelt.

„Eine auffallend breite Brust, breite Schultern, eine hohe Stirn, starke Gliedmassen bei einer kurzen untersetzten Gestalt, starkes blondes Haar, helle blaue Augen, schnelle Bewegungen“: alles an ihm verrieth nach Rudolf Köpkes Schilderung Lebensfülle und Frische; sie prägte sich aus auch in wildem, ausgelassenem Spiel. Noch später hat Schulze manchmal von dem Uebermuth seiner Kinderjahre erzählt — auch von den Schlägen, mit denen ihn der Elementarlehrer in Dömitz zu bändigen versuchte.

Der Vater wünschte ihn anderer pädagogischer Leitung anzuvertrauen — er beabsichtigte einen gebildeten Candidaten als Hauslehrer anzunehmen, als sein Tod die Ausführung des lang gehegten Planes hinderte. Unerwartet früh raffte ein Lungenübel den noch nicht ganz 36jährigen Mann dahin; noch am Morgen hatte er mit Johannes gesprochen, als dieser zur Schule ging — wenige Stunden später wurde dem völlig unvorbereiteten Knaben die Trauerkunde: „Hanne Schultze, din Vadder is dod“. Bis in sein höchstes Alter blieb ihm der Abend im Gedächtniss, an welchem die Leiche feierlich unter

Begleitung vieler Stocklaternen in der Familiengruft in der Stadtkirche beigesetzt wurde.

Es war der erste tiefe Schmerz, der erste harte Verlust, welcher den zehnjährigen Knaben traf; um so werthvoller waren für ihn und seine jüngeren Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester, die sorgsame Liebe und Thatkraft, welche die Mutter bei ihrer Erziehung bewies. Am besten konnte ein Freund des Verstorbenen, den er selbst zum Vormund seiner Kinder bestimmt hatte, Amtmann Sevecke auf Heidhoff bei Dömitz, das Wesen und Walten der Wittwe beobachten — er wurde dadurch so sehr angezogen, dass er selbst ihr seine Hand anbot; aber so manche Gründe für den befreundeten Bewerber sprachen, sie konnte sich nicht zur Annahme seines Antrages entschliessen; feinfühlend und energisch zugleich wich sie jeder weiteren Begegnung aus, indem sie zu ihren Eltern nach Bruel zog und erst nach Seveckes Tode nach Dömitz zurückkehrte.

Bei der schnellen Ausführung ihres Entschlusses blieb ihr Aeltester, der in Dömitz die Stadtschule besuchte, hier zurück; er kam in Pension zu seinem Onkel, Pastor Wenzel, welcher die einzige lebende Schwester seines Vaters geheirathet hatte. Leider wurde auch er, in dem Schulze noch später „das Muster eines echt evangelischen Geistlichen“ verehrte, früh dahingerafft; wie sein Neffe erzählt, sah er „seinem Tod, den er sich durch den Besuch eines gefährlich darnieder liegenden ansteckenden Kranken zugezogen hatte, in christlicher Demuth entgegen und versammelte seine Gattin, seinen Sohn, mich und die übrigen Hausgenossen noch einmal um sein Sterbelager, alle um Verzeihung bittend und alle segnend“.

Hatte so der Tod auch diesen Verwandten unserem Johannes früh geraubt, so hat dagegen sehr lange auf seine geistige und sittlich-religiöse Ausbildung einen wohlthätigen Einfluss sein Grossvater und Pathe, der Amtsverwalter Johannes Stute, üben können, mit dem die Mutter seines Vaters sich in zweiter Ehe verbunden hatte. Aus Osnabrück gebürtig hatte er in einem grossen Handlungshaus in Altona gearbeitet; von hier hatte ihn Herzog Friedrich in den mecklen-

burgischen Dienst berufen, weil er ihn als Fabeldichter hatte schätzen lernen. Sein Amt liess ihm in Dömitz reichliche Musse, seinen literarischen Interessen sich zu widmen; besonders beschäftigten ihn Mathematik, Astronomie und Architektur. Er besass eine für Dömitz sehr ansehnliche Bibliothek, darunter auch werthvolle Kupferwerke; gern gestattete er dem Enkel einen Einblick in einzelne der geliebten, sämmtlich in Halbfranz gebundenen Bücher, unter denen er kein beschädigtes oder beschmutztes Exemplar duldete. Durch sein Vorbild wurde in Johannes die Neigung, selbst eine Bibliothek zu sammeln, früh geweckt und fort und fort gepflegt. „Treu den Regeln seines Adelung“ bestimmte Stute seinen Enkel, auch das überflüssige t in seinem Namen zu streichen und seit seiner Studentenzeit sich stets Schulze zu schreiben.

Der geistigen Entwickelung des Knaben widmete neben ihm auch der Rector der Dömitzer Stadtschule, Geisenhayner, nachhaltige Aufmerksamkeit. Ein geborener Altenburger, hatte er in Jena studirt, mit der Gemahlin des Herzogs Friedrich Franz, einer thüringischen Prinzessin, war er nach Mecklenburg gekommen und gehörte somit nach der Erzählung seines Schülers zu den „Sackträgern, wie die beschränkten und neidischen Mecklenburger die aus Sachsen gekommenen Candidaten zu benennen liebten“. Ausgestattet mit natürlicher Beredsamkeit, wurde er ein beliebter Kanzelredner in Dömitz; als Kirchenrath in Bützow ist er gestorben. Als er Rector der Stadtschule war, hatte er Johannes als fleissigen Schüler kennen und schätzen gelernt; auf dessen Bitte gab er ihm, auch nachdem er zum zweiten Stadtprediger in Dömitz ernannt war, an jedem Abend von 8—10 Uhr Privatunterricht im Lateinischen. Im April 1800 stellte er dem Vierzehnjährigen ein sehr günstiges Zeugniss aus über „seinen stets gleichen Fleiss und Application und seine ganz untadelhafte Aufführung“. So erlernte Schulze in Dömitz die Elemente des Lateinischen, Griechischen und Französischen; daneben übte er sich in einer Privatstunde bei dem Festungsingenieur Plener eifrig im Zeichnen — leider nur nach Vorlegeblättern. Sein fast einziger Spielgenosse war in dieser

Zeit der taubstumme Sohn eines jüdischen, ihm gegenüber wohnenden Kaufmannes; er verständigte sich mit ihm sehr gut durch Zeichensprache. Diesem Umgange schrieb er später selbst die Lebendigkeit seiner mündlichen Darstellung zu.

Vierzehn Jahre alt verliess er Ostern 1800 Dömitz, um die Domschule in Schwerin zu beziehen. Er verweilte dort $2\frac{1}{2}$ Jahre; schon Michaelis ward er aus Obersecunda nach Prima, bald darauf nach Selecta versetzt. Unterricht und Disciplin waren leider an dieser Schule in kläglicher Verfassung, und besonders schlimm stand es damit gerade in Prima und Selecta. Unter seinen damaligen Lehrern wusste Schulze später nur den Collaborator Wucke zu rühmen, der in der Obersecunda unterrichtete. Dagegen erinnerte er sich dankbar der Beziehung zu mehreren Schweriner Familien, welche ihm wie andern auswärtigen Domschülern an bestimmten Tagen der Woche freien Mittagstisch gewährt, ihn in ihren engern Kreis gezogen und auf seine gesellige Ausbildung wohlthätig eingewirkt hatten.

Der Empfehlung seines Vormundes verdankte er eine solche Begünstigung namentlich bei dessen Bruder, Hofrath Sevecke; bei dem einzigen Sohn desselben „machte er auch nicht ohne gegenseitige Befriedigung den ersten Versuch, selbst im Griechischen und Lateinischen zu unterrichten“. Und ein Gespräch im Sevecke'schen Hause sollte bedeutsam auch für seine Zukunft werden. „Ich war“, so erzählt er selbst, „im Begriff als gut anerkannter Selectaner nach Göttingen abzugehen, um mich dort zu einem mecklenburgischen Advokaten, dem höchsten Standpunkt, nach welchem damals in Mecklenburg ein Bürgerlicher strebte, durch das Rechtsstudium zu befähigen, als ich eines Mittags bei Sevecke mit seinem in Aussicht genommenen Schwiegersohn Dr. Reimkasten zusammentraf, welcher das Berliner graue Kloster besucht hatte und das preussische höhere Schulwesen ungemein hervorhob. Im dunklen Gefühl einer noch ungenügenden Schulbildung ward ich von seinem Gespräch mächtig ergriffen und eilte vom Tische weg zu meinem Lehrer Wucke und zu Dr. Dreves, welche beide in der Schule zu Kloster Berge gebildet

waren, um sie zu fragen, ob es wohl für mich räthlich sei, anstatt der Universität noch auf einige Zeit die Schule in Kloster Berge zu besuchen. Beide bejahten meine Frage und ohne Zaudern meldete ich meinem Vormund den Entschluss und ersuchte ihn, mir die erforderlichen Gelder zu senden. Ich selbst richtete mein Gesuch um Aufnahme in Kloster Berge an den Abt Scheve, erhielt eine beistimmende Antwort und traf in den ersten Tagen des October 1802 in Kloster Berge ein.“ Man fand ihn in allen Lehrgegenständen mit Ausnahme der Mathematik so vorbereitet, dass ihm ein Platz in Prima angewiesen wurde; durch Privatunterricht, den er während des Wintersemesters nahm, erlangte er zu Ostern 1803 auch in der Mathematik die Reife für diese Klasse.

Um dem zu frühen Eilen auf die Universität zu wehren, war erst wenige Jahre zuvor in Preussen das Abiturientenexamen eingeführt; in Mecklenburg bestand ein solches nicht, und hätte es bestanden, der als gut anerkannte Selectaner hätte es in Schwerin nicht zu fürchten gehabt; dass er trotzdem aus eigner Initiative sich entschloss, vor der Universität noch eine preussische Schule aufzusuchen, bezeugt gewiss einen nicht gewöhnlichen Ernst des Strebens bei dem noch nicht Siebzehnjährigen. Welche Früchte für seine Bildung waren von der Anstalt zu erwarten, die er erwählt hatte?

Im Zusammenhang mit der Errichtung des Erzstifts Magdeburg war die Gründung von Kloster Berge*) durch

*) Vgl. über die Geschichte von Kloster Berge die von Wiese, höheres preussisches Schulwesen I, 224. III, 208 und von Holstein in der Einleitung zu dem Urkundenbuch des Klosters (Bd. IX der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen) S. XIV verzeichneten Schriften, namentlich die 1812 in Magdeburg anonym erschienene, nach C. Müllers und Holsteins Angaben von Rathmann verfasste kurze Geschichte der Schule zu Kloster Berge bis zu ihrer Aufhebung, ausserdem über die Zeit Friedrichs des Grossen Rethwisch, Zedlitz und Preussens höheres Schulwesen S. 49. 165 f., über Steinmetz Hirschings Historisch-literarisches Handbuch XIII, 266 und Justi, Winckelmann I, 180 f., über Hähn Kaemmel, Allg. deutsche Biographie X, 373 f. Bartels in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte V, 432 und die von beiden citirte Literatur, über Resewitz Kawerau in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg XX, über Gurlitt die während seiner Thätigkeit in

Otto den Grossen vollzogen; als dem neuen Domstift das Moritzkloster überwiesen wurde, das 937 Otto der Grosse errichtet hatte, mussten die bisher hier ansässigen Benedictiner in das für sie vor den Thoren im Süden Magdeburgs neu erbaute Johanniskloster übersiedeln. An der von ihnen angelegten Schule hat einer der bekanntesten mittelalterlichen Historiker, der spätere Bischof Thietmar von Merseburg seine Bildung empfangen; werthvolle Arbeiten über Magdeburger Geschichte sind hier verfasst; dann aber geriethen die Studien in Verfall; grösseren Nutzen hat das Kloster der Bildung erst wieder gebracht, seit Abt Ulner mit seinem Convent 1565 öffentlich von der römischen Kirche sich losgesagt hatte und zugleich mit der Reformation des Klosters in ihm eine evangelische Schule errichtet war. Freilich wurde im dreissigjährigen Kriege auch diese Anstalt schwer geschädigt, aber als nach demselben Abt Wolfhard sie wieder hergestellt hatte, erlangte sie im 18. Jahrhundert unter den Magdeburger Schulanstalten eine ähnliche Bedeutung, wie die Fürstenschulen im albertinischen Sachsen. Finden wir unter den Zöglingen von Pforta und Meissen Klopstock und Lessing, so hat in Kloster Berge Wieland nach Goethes Worten „in allen concentrirten jugendlichen Zart-

Kloster Berge verfassten Schulschriften, deren erste er selbst, in Magdeburg 1801, deren letzte Cornelius Müller 1829 veröffentlichte, und Kaemmel, Allg. deutsche Biographie X, 182 ff., über Strass den neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1845 n. 56 S. 217 ff., über Sarpe ebenda Jahrg. 1830 n. 323 S. 783 ff., über Ribbeck die von seinem Sohn B. R. herausgegebenen Erinnerungen an E. F. G. Ribbeck aus seinen Schriften, Berlin 1863. Die von Strass bei Schulzes Entlassung 1805 gehaltene Rede wurde in der Einladungsschrift zu der im September 1806 stattfindenden Prüfung u. d. T.: Zwei Schulreden, Magdeburg 1806, veröffentlicht. Endlich benutzte ich über die Jahre von S.'s Aufenthalt im Pädagogium die im Berliner Geh. Staats-Archiv befindlichen Acten (Rep. 76. A. I n. 710—712). Leider erst nachdem ich diesen Abschnitt abgeschlossen hatte, erschien in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik und daraus 1886 auch besonders abgedruckt die auf eindringendem Studium der Acten beruhende Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge von Prof. Dr. H. Holstein, die besonders werthvolle Aufschlüsse über die Entwickelung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bietet und auf welche daher jetzt nun jeder zu verweisen ist, der über diese sich näher zu unterrichten wünscht.

gefühlen gewandelt, zu höherer literarischer Bildung den Grund gelegt". Es war Abt Steinmetz, der ihn, der im Ganzen in seiner dreissigjährigen Wirksamkeit (1732—1762) nicht weniger als 930 Schüler, darunter Adelung, Schröckh und Steinbart in die Anstalt aufgenommen, dessen Ruf auch Winckelmann bestimmt hat, bei ihm, freilich vergeblich, um eine Lehrerstelle sich zu bemühen. Er habe gehört, schrieb Winckelmann bei diesem Anlass dem Abt, dass durch ihn das aus Deutschland fast verschwundene Studium der griechischen Sprache wieder zu der alten Ehre erweckt sei. Bestimmter lassen uns andere Zeugnisse des Abtes Interesse für Mathematik und Physik und, was die Hauptsache, den Grundcharakter seines Denkens und Handelns, dessen wesentliche Verschiedenheit von dem Geist der Concordienformel erkennen, deren Redaction einst in Kloster Berge vollzogen war. Ein warmer Anhänger und Vertreter des Pietismus hatte Steinmetz mit Francke wie die religiöse Richtung auch den Trieb und die Fähigkeit zu praktisch pädagogischem Wirken gemein. Zur Hebung des Volksschulwesens richtete er ein Lehrer-Seminar ein; besonders aber war er „redlich und kräftig" bemüht, in dem seiner Leitung anvertrauten Kloster nach dem Muster des Haller Pädagogiums eine höhere Bildungsanstalt herzustellen, die als „eine Licht- und Wärmequelle" Goethe gerühmt hat. Die durch seine sparsame und geschickte Verwaltung vermehrten Einkünfte des Klosters und einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner eignen Mittel verwandte er zur Errichtung neuer Gebäude und neuer Freistellen, zur Unterstützung unbemittelter Schüler, zur Vermehrung der Sammlungen, namentlich der Bibliothek. Durch sorgfältige Erkundigungen, durch zu diesem Zweck unternommene Reisen suchte und wusste er brauchbare Lehrkräfte zu gewinnen; wie er durch eigenen Unterricht und persönlichen Verkehr auf seine Zöglinge zu wirken, ihnen Anregungen für das Leben zu geben verstand, ersehen wir aus der Schilderung, die Steinbart von „dem grossen und erfahrenen Schulmann" geliefert hat, dem er „die ersten Erweckungen zu dem Vorsatz verdankte, sich dem Erziehungsgeschäft zu widmen".

Es ist charakteristisch für Steinmetz' Zeit und Persönlichkeit, dass zu so „dankbarer Hochachtung" ein eifriger und wirkungsvoller Vertreter des Rationalismus, der Verfasser der „Glückseligkeitslehre des Christenthums", der Lehrer und väterliche Freund Gedikes sich ihm verpflichtet fühlte und — dass er zugleich als Lehrer für seine Anstalt den Erfinder der sogenannten Literalmethode, Johann Friedrich Hähn, gewann, den Friedrich der Grosse später für „einen übertriebenen pietistischen Narren" erklärt hat. Als dieser nach Steinmetz' Tode zu seinem Nachfolger ernannt war, kam es begreiflicher Weise zu Differenzen zwischen ihm und den damals im preussischen Schulwesen massgebenden Männern der Aufklärung. Sie traten nicht nur in principiellen religiösen und pädagogischen Fragen hervor, auch Hähns Verwaltung der äussern Verhältnisse des Klosters gab zu Beschwerden Anlass. Er wurde nach Ostfriesland versetzt; indessen auch gegen seine Nachfolger fehlte es nicht an Klagen. 1775 wurde an die Spitze der Anstalt Resewitz aus Kopenhagen berufen. Ein Mitarbeiter der Berliner und der Schleswiger Literaturbriefe, hatte er sich besonders durch sein Buch über „die Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit" bekannt gemacht; ihm verdankte der Minister von Zedlitz mannigfache Anregung und Belehrung; aber schon 1776 musste dieser bei einem Besuch des Klosters sich überzeugen, dass die praktische Thätigkeit des von ihm verehrten Schriftstellers grossen Anstoss erregte. So wurde noch bei dessen Lebzeiten ihm Abt Schewe adjungirt, der aber nicht auf dem Kloster wohnen konnte, da Resewitz im Besitz der Wohnung und aller Emolumente des Abtes verblieb. Unter allen diesen Verhältnissen hat naturgemäss die von Steinmetz zu so hoher Blüthe entwickelte Anstalt gelitten; bei der Concurrenz, welche jetzt andere Magdeburger Schulen ihr machten, mussten besonders übel mannigfache Reibungen zwischen ihren Vorstehern, Reibungen namentlich auch zwischen den beiden letzten Aebten und dem eifrigen und verdienten Lehrer wirken, der 1778 bald nach Resewitz nach Kloster Berge gekommen war, Johannes Gurlitt.

Wie Resewitz war auch er ein Anhänger des Rationalis-

mus. Der polemische Eifer, den er im Alter bei dessen Vertretung entfaltete, ist noch neuerdings tadelnd hervorgehoben, aber auch von dieser Seite seinem Talent und seinen Leistungen als Pädagog hohe Anerkennung gezollt. Bei der Uebernahme seines Lehramts, „im Frühling seines Lebens, belebten ihn nach seinen eignen Worten die feurigsten Vorsätze durch anhaltende Wirksamkeit für die Ausbildung der Jugend, seine eigne Ausbildung als Gelehrter und als Mensch zu befördern". Diesen Vorsätzen treu hat er 24 Jahre lang im Bergischen Pädagogium als philologischer, archäologischer und pädagogischer Schriftsteller und noch mehr als Lehrer erfolgreich gewirkt. „Durch sorgfältige Vorbereitung auf seine Lehrstunden, durch Gerechtigkeit in Behandlung der Jugend, verbunden mit Milde und Gelindigkeit, durch Nachsicht und Geduld bei geringeren Fehlern fand er den Weg zu den Herzen seiner Schüler; bei aller Nachsicht führte er strenge Ordnung und Disciplin ein." Schon 1779 wurde ihm und seinem nächsten Freunde, dem Mathematiker Lorenz, das Rectorat der Schule übertragen; zu deren Bestem wirkten sie einträchtig zusammen, auch nachdem Schewes Eintritt in die Leitung der Anstalt eine Veränderung herbeigeführt hatte; Gurlitt allein erhielt jetzt den Namen des zweiten, bei Schewes andern Geschäften in Wahrheit die Stellung des ersten Directors. Allerdings hatte er nun unmittelbar vor Schulzes Eintreffen im Kloster dasselbe verlassen, um einem Ruf an das Hamburger Johanneum zu folgen, das ihm ein neues Leben verdanken sollte; sein Nachfolger, der bisherige Professor am Berliner Kadettenhaus, Friedrich Strass, ersetzte ihn nach Schulzes Urtheil „zwar nicht in Bezug auf gründliche und umfassende classische Gelehrsamkeit im Griechischen und Lateinischen, übte aber durch seine würdige Haltung, durch sein strenges Pflichtgefühl und seine frischen Vorträge namentlich auch über preussische Geschichte einen wohlthätigen Einfluss aus". Er wusste, wie Schewe schon 1803 in seinem amtlichen Berichte rühmte, „Ernst und Liebe glücklich mit einander zu verbinden und das richtige Ehrgefühl der erwachsenen Zöglinge zum Wohl der Anstalt zu benutzen." Auch unter seinem Rectorat blieb dieser die Kraft von Lorenz

erhalten; er weckte in Schulze die Neigung zur Mathematik und ertheilte ihm unentgeltlich Privatunterricht in der höheren Analysis; auch sein Jugendfreund Gottfried Benedict Funck, der an der Spitze der Magdeburger Domschule stand und auch schriftstellerisch als Mathematiker und „tüchtiger Sprachkenner" sich bekannt gemacht hat, würdigte Schulze seines herzlichen Wohlwollens und bezeugte ihm dasselbe, auch nachdem er Magdeburg verlassen hatte.

Von seinen übrigen damaligen Lehrern erwähnt Schulze noch die Collaboratoren Ribbeck, Sarpe und Seidel. Er rühmt des letzteren ausgezeichneten französischen Unterricht; Sarpe, ein Schüler von Friedrich August Wolf, „befestigte", wie er berichtet, „durch seinen zwar pedantischen, aber immer grammatisch gründlichen Unterricht meine Liebe zu dem griechischen und römischen Alterthum und förderte mich durch seine lateinischen Stilübungen in der Fertigkeit mich richtig und geläufig im Lateinischen schriftlich und mündlich ausdrücken zu können".

Bei seinem Abschied vom Kloster hatte Gurlitt als neuen Lehrer der Anstalt den erst im zwanzigsten Lebensjahr stehenden Sohn des damaligen Magdeburger Predigers, späteren Berliner Probstes Ribbeck eingeführt und schon damals seine „guten Kenntnisse, seine bedachtsame und gründliche Art zu arbeiten, sein Bestreben in wissenschaftlicher und moralischer Ausbildung rastlos vorwärts zu schreiten, seine moralischen Gesinnungen und Grundsätze" gerühmt. Ribbeck rechtfertigte das ihm geschenkte Vertrauen; „das Bild seiner genuinen Entschiedenheit schnitt er", wie es in dem Nekrolog heisst, den der auch Schulze so nahestehende Graffunder verfasst hat, „bis auf den Ton seiner Stimme zu bleibendem Gedächtniss in die Seelen seiner Schüler ein". Nach Schulzes Worten „wirkte er durch seine Predigten, seine Abendandachten, seinen Unterricht im Deutschen in Prima, besonders durch seine scharfe und tief eingehende Beurtheilung der deutschen Ausarbeitungen ungemein anregend auf die logische und ästhetische Ausbildung aller Schüler, welchen es gelang, sein Anfangs etwas sprödes und zurückstossendes Wesen zu überwinden. Um einen kleinen Kreis von Schülern, die seine Zuneigung

und Vertrauen gewonnen hatten, machte er sich durch die von ihm gegründete Lesegesellschaft verdient, welche sich wöchentlich an einem Abend um ihn versammelte und in vorher von ihm ausgetheilten Rollen, in welchen auch er thätig war, die Dramen von Shakespeare, Goethe, Schiller und Lessing las. Eine weitere Gelegenheit sich in mündlichem Vortrag zu üben gaben die am ersten Donnerstag jeden Monats in Gegenwart des Abtes, des Directors, aller Lehrer und aller Schüler stattfindenden Privatredeactus, wobei einzelne Schüler aus allen Classen abwechselnd in lateinischer, deutscher und französischer Sprache die ihnen aufgegebenen Gedichte und Reden frei stehend vortrugen.“ Rühmend hebt Schulze hervor, wie gut auch sonst für die Ausbildung der Zöglinge des Pädagogiums gesorgt wurde durch einen in Frankreich gebornen französischen Sprachlehrer, gute Lehrer im Zeichnen und Singen und die durch Steinmetz geschaffenen Lehrmittel, eine treffliche Bibliothek, einen genügenden physikalischen Apparat und eine Reitbahn. Dabei waltete nach Schulzes Erzählung „ein freier, fast republikanischer Sinn unter den Schülern. Der Kloster-Primus und Secundus vertraten ähnlich den Volkstribunen ihre Rechte und waren verpflichtet, sich von Zeit zu Zeit einen schulfreien Nachmittag von dem Abt in Magdeburg unter vorheriger Zustimmung des Directors zu erbitten. An der Fahrt nach Pechau, dem jährlichen Schulfest, nahmen Lehrer, Schüler und fast alle Bewohner des Klosters persönlichen Antheil; Musik eröffnete den Zug zu dem festlich geschmückten Schiffe; im Wald in Pechau fand die Bewirthung statt und in jedem Jahr ward eine der grössten und schönsten Eichen zur Ehre und Freude der jubelnden Jugend gefällt; die Rückkehr am Abend verherrlichte ein Feuerwerk“.

So gedachte Schulze noch als Greis dankbar der glücklichen Tage, die er in dem anmuthig gelegenen „lindenumgebenen“ Kloster verlebt, der Anregungen und Freuden, die er hier genossen hatte. In seinen Aufzeichnungen finden wir nichts von den Klagen über die kleinen Leiden, namentlich über die schlechte Beköstigung, die nach Schewes Berichten in diesen Jahren von vielen Zöglingen geäussert

wurden; ausdrücklich hebt er vielmehr auch hinsichtlich der äussern Verhältnisse hervor, die jährliche Pension, welche er als Ausländer an die Klosterkasse für Wohnung, Beköstigung und Unterricht zu zahlen hatte, sei äusserst gering gewesen. Seine „Biederkeit, sein froher Sinn, seine Begierde für alles Wissenswürdige, sein angestrengter Fleiss", wie eins der zahlreichen noch erhaltenen Stammbuchblätter ausspricht, welche Lehrer und Mitschüler bei seinem Abgang schrieben, erweckten bei beiden ihm Liebe und Achtung. In dem im November 1803, ein Jahr nach seiner Aufnahme in das Pädagogium, erstatteten amtlichen Bericht wurden seine „sehr glücklichen Fähigkeiten, sein vorzüglicher Fleiss, seine gebildeten Sitten" gerühmt; er wurde bereits als Secundus aufgeführt, in dem Bericht des folgenden Jahres wird er als Primus lobend erwähnt: eine Würde, die er ein volles Jahr bekleidete, bis er nach $2\frac{1}{2}$jährigem Besuch der Anstalt im Frühling 1805 die Maturitätsprüfung bestand. Das daraufhin ausgestellte Zeugniss erklärt, er habe sich „im Griechischen und Lateinischen ganz vorzügliche, im Deutschen vorzügliche, im Französischen sehr gute, im Hebräischen hinlängliche, in Philosophie, Religionslehre, Mathematik, Physik, Geschichte, Geographie und Statistik vorzügliche Schulkenntnisse" erworben und während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes auf der Anstalt, ohne Ausnahme ein sittlich-gutes und beifallswerthes Verhalten beobachtet; jeder seiner bisherigen Lehrer, sagte Strass in der Schulfeierlichkeit bei seiner Entlassung, werde ihn „ungern an der Stelle vermissen, wo er unter den wissbegierigen mit ganzer Geisteskraft thätigen Zuhörern ihn als den Ersten zu sehen lange gewohnt war". Er selbst hatte für diese Feier eine lateinische Rede ohne jede Beihilfe ausgearbeitet über das Thema: Historiam miseris praeclaram adhibere consolationem; sie bezeugt die stilistische Gewandtheit des neunzehnjährigen Verfassers, das Interesse, das der Aufenthalt auf einer preussischen Schule und namentlich wohl Strass' Vorträge in ihm für die Geschichte Friedrichs des Grossen genährt hatten, und vor allem die Dankbarkeit, zu welcher er sich der Bergischen „alma mater" verpflichtet fühlte.

Ihr selbst sie durch Thaten zu beweisen, war ihm, als er später zu grösstem Einfluss auf die Leitung der preussischen Schulen gelangte, leider nicht vergönnt. Die westfälische Regierung hatte inzwischen 1809 zugleich mit den Universitäten Helmstädt und Rinteln auch Kloster Berge aufgehoben; 1810 wurde dasselbe geschlossen; 1814 zerstörten die Franzosen aus strategischen Rücksichten die Gebäude. So wurde auch nach Herstellung der preussischen Herrschaft die Anstalt nicht wieder eröffnet, ihre bedeutenden Besitzungen aber waren für einen besonderen Studienfonds, den Kloster Bergischen Fonds, gerettet und dieser wurde zur Unterhaltung der Universität Halle verwandt. Schulze war bemüht seine Einkünfte „für ihre ursprünglichste Bestimmung zu vindiciren;“ 1823 genehmigte der König, dass die Ueberschüsse des Fonds als allgemeiner Schulfonds des Regierungsbezirks Magdeburg verwendet werden dürften.

Von Schulzes Lehrern im Kloster ist schon bald nach seinem Abgang Lorenz 1807 gestorben; Seidel, der 1805 nach Halle gezogen war, „um der Literatur auf einer Universität näher zu sein“, hat nach vierjähriger anerkannter Wirksamkeit auf dem dortigen Pädagogium ein unglückliches Ende gefunden. Dagegen entfaltete Strass nach der Aufhebung des Pädagogiums noch lange Jahre hindurch eine erfolgreiche Thätigkeit als Gymnasialdirector in Nordhausen und Erfurt; bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum ernannten 1841 beide Städte ihn zu ihrem Ehrenbürger; über die deutschen Grenzen hinaus sah er seinen „Strom der Zeiten“, die historische Uebersichtstabelle verbreitet, die er zuerst in den Jahren veröffentlicht hatte, als Schulze zu seinen Füssen sass. Dessen Lehrer im Griechischen, Sarpe, wurde 1815 in Schulzes mecklenburgischer Heimath in Rostock Professor der griechischen Literatur und Rector des Gymnasiums. Als er hier die in Kloster Berge begonnenen Quintilian-Studien fortsetzte, erwirkte sein ehemaliger Schüler für ihn die Uebersendung einer Bamberger Handschrift nach Rostock; aus Dankbarkeit vermachte ihm Sarpe seinen kritisch-exegetischen Apparat zum Quintilian. Noch in hohem Alter hat Schulze freundlichen collegialen Verkehr mit Ribbeck

pflegen können. Dieser hatte nach dem Krieg von 1806 Kloster Berge verlassen, war 1809 an der Charité, 1811 am Cadettenhaus in Berlin als Geistlicher angestellt; 1815 als Brigadeprediger im Ziethenschen Corps nach Frankreich gekommen war er dort bei den Occupationstruppen geblieben, bis er 1817 als erster Domprediger und Superintendent nach Stendal berufen wurde. Wie sehr Altenstein ihn schätzte, zeigte 1832 die Ernennung Ribbecks, der seit 1823 als Regierungs- und Schulrath in Erfurt wirkte, zum Generalsuperintendenten von Schlesien. Unter dem Wandel der Verhältnisse, der nach Altensteins Tod eintrat, hat auch er wie sein ehemaliger Schüler gelitten; seit 1843 war er mit diesem im Cultus-Ministerium vereint, in dem fast ein Menschenalter zuvor sein Vater ebenfalls als Schulzes College fungirt hatte; mit warmem Interesse haben Ribbeck und Schulze beide jeder des Anderen gedacht.

Neben dem guten Verhältniss zu Lehrern und Mitschülern hatte Schulze während seines Aufenthalts im Bergischen Pädagogium sich auch nahen Verkehrs mit seinem Bruder Bernhard erfreuen dürfen, dem einzigen, der nach dem frühen Tod seiner beiden andern Geschwister ihm geblieben war, da gleichzeitig Bernhard die damals berühmte Magdeburger Handelsschule besuchte. Nach Vollendung seiner Schulstudien trieb es Johannes zu seinen anderen Verwandten in die Heimath. In Gesellschaft einiger Landsleute fuhr er auf der Elbe nach Havelberg und von dort aus mit der Post nach seinem Geburtsort Bruel. Hier sah er nach siebenjähriger Trennung seine Mutter wieder; sie wohnte noch im Hause ihrer Eltern, die nach den Worten ihres Enkels „ehrwürdig und liebenswürdig, wie Philemon und Baucis dahinlebten“; sie haben noch die goldene Hochzeit gefeiert, wozu ihre einzige Tochter von Kiel herbeieilte. Nur kurz konnte ihr Enkel in ihrem Haus verweilen; dann ging er nach Schwerin und Dömitz; von dort reiste er mit der Post über Kloster Berge, wo „Lorenz am Tisch der Conventualen ihn festlich bewirthete“, nach Halle. Am 17. Mai 1805 wurde er als Studirender der Theologie und Philologie von dem damaligen Prorector Eberhard immatriculirt. Hatte er

früher an juristisches Studium gedacht, so war durch den Aufenthalt am Bergischen Pädagogium dieser Gedanke zurückgedrängt, hier in ihm die Liebe zum classischen Alterthum und zur Mathematik erweckt; es ist für ihn wie für die Zeit charakteristisch, dass beide zusammen als seine Lieblingsstudien in dem Bericht von 1804 aufgeführt werden und hinzugefügt wird, er beabsichtige sich dem Studium der Theologie zu widmen. Bei diesen Interessen lag um so mehr Grund für ihn vor, die benachbarte Universität aufzusuchen, auf der die meisten Lehrer des Klosters gebildet waren und wohin die meisten Abiturienten der Anstalt strebten; keine deutsche Hochschule vermochte damals für Philologie und Theologie mehr Anregungen zu bieten als das Halle Friedrich August Wolfs und Schleiermachers.

Zweites Capitel.

Auf den Universitäten Halle und Leipzig.

Als Schulze die Universität Halle*) bezog, waren seit ihrer Gründung 110 Jahre verflossen. Nachdrücklich hatte bei ihrer Eröffnung Paul von Fuchs den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Leben betont; so verschieden die ersten einflussreichen Lehrer der Friedrichs-Universität unter einander waren, sämmtlich haben sie diesen Zusammenhang zur Geltung zu bringen, ihren wissenschaftlichen Unterricht unmittelbar für das Leben nutzbringend zu machen gesucht und gewusst. Darin lag ihre Stärke und ihre Schwäche. Hierdurch nicht zum wenigsten hatte das „höllische Institut“, wie der Hass der Leipziger Lutherischen Orthodoxen die Zufluchts- und Wirkungsstätte der von ihnen verfolgten Thomasius und Francke benannte, den grössten Einfluss auf die politische und kirchliche Entwicklung des preussischen Staats, das grösste Ansehen unter den deutschen Hochschulen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts erlangt. Daher diente die jüngste und hervorragendste unter den Universitätsgründungen der Zollern als Vorbild auch bei der Errichtung der Georgia Augusta; treffend bezeichnet diese ihr Historiker Emil Rössler als „ein Kind jenes Geistes der Neuerung, welcher von Halle über Deutschland ausging“. Er ging von Halle aus; aber unmöglich konnte er stehen bleiben bei den

*) Vgl. über Halle die Literatur, welche Justi, Winckelmann I, 46 und Nasemann in den deutsch-evangelischen Blättern III (1878) 585 verzeichnet haben. Es ist interessant die hier von Nasemann skizzirten Verhältnisse der „Universität Halle um das Jahr 1800“ mit den Zuständen derselben Universität in Winckelmanns und in Schleiermachers Studentenjahren zu vergleichen, wie sie Justi und Dilthey schildern.

hier so wirksam vertretenen Anschauungen und Formeln. Immer bestimmter wurden diese hier ausgeprägt; in naturgemässer Entwicklung drängte auch in der theologischen Facultät den Pietismus der Rationalismus zurück. Aber mit seinem utilitarischen Charakter hing zusammen, dass nicht an dieser seiner Pflanzstätte die Weiterbildung der deutschen Aufklärung sich vollzog. Sie war keineswegs vorzugsweise das Werk der deutschen Universitäten; um sie haben auch unter diesen andere, hat namentlich die Georgia Augusta grössere Verdienste als ihre ältere Schwester sich erworben. Das Verhältniss zwischen beiden im vorigen Jahrhundert tritt deutlich jedem Leser des noch heute beachtenswerthen Raisonnements von Johann David Michaelis über die deutschen protestantischen Universitäten entgegen: der warme Anhänger Göttingens hebt bestimmt die Bedeutung der Gründung Halles hervor; er selbst hat redlich dazu mitgeholfen, dass dasselbe in seinen Tagen durch Göttingen überflügelt wurde.

Von besonderer Wichtigkeit hierfür war die Pflege, die hier von Anfang an den philologischen Studien zu Theil wurde, die Wirksamkeit der Lehrer und Schüler des hier zuerst an einer deutschen Hochschule blühenden philologischen Seminars. Will man voll würdigen, was die Förderung der Alterthumsstudien im Deutschland des 18. Jahrhunderts bedeutete, ist es nöthig, einen vergleichenden Blick auf Frankreich und Deutschland zu werfen. In seiner Ansicht der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts hebt Ranke im Eingange seiner Betrachtung hervor, wie den classischen Studien in Frankreich der Boden entzogen wurde durch das Emporkommen der Jesuiten; verhängnissvoll ist dasselbe auch deshalb für die weitere französische Entwicklung geworden. In entschiedenem Gegensatze zu ihr gewahren wir dagegen auf deutschem Boden vom dritten und vierten Decennium des 18. Jahrhunderts an eine humanistische Bewegung; sie war nach Albert Langes treffender Bemerkung „den Ansprüchen des Lebens nicht feindlich entgegengesetzt, aber sie fügte dem realistischen Strome der Zeit einen idealen Zug bei, der sich ganz besonders in der lebhafteren Verwerthung der classischen Dichter und in der stärkeren Her-

vorhebung des Griechischen gegenüber dem Lateinischen aussprach"*); durch sie wurde auf den Schulen „vor dem Beginn der classischen Literaturperiode die Richtung auf das Schöne und Erhabene angebahnt und vorbereitet". Als der einflussreichste Beförderer einer neuen classischen Gymnasialbildung wird mit Recht der Schöpfer und erste Leiter des Göttinger philologischen Seminars Johann Mathias Gesner gepriesen; was er begonnen, führte sein Nachfolger an der Georgia Augusta, Christian Gottlob Heyne, fort. Wie der Ruf, den ihr sein und gleichgestimmter Collegen Wirken erwarb, in empfänglichen jugendlichen Geistern zündete, bezeugt Goethe; als er bei seinem Abgang auf die Universität sich „den Sprachen, den Alterthümern, der Geschichte und Allem was daraus hervorquillt, widmen wollte, hatte er immer Göttingen im Auge. Auf Männern wie Heyne, Michaelis und so manchem Andern ruhte sein ganzes Vertrauen; sein sehnlichster Wunsch war zu ihren Füssen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken." Nachdem alle Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches ihm abgeschnitten war, wandte er seinen Blick nach Leipzig, wo ihm als helles Licht Ernesti erschien; freilich fand er dann in dessen Vorlesung nicht die Aufklärung über das, woran ihm eigentlich gelegen war. Wahre Förderung in mehr als einem Sinn sollte ihm unter Deutschlands philologischen Professoren erst der alle seine Vorgänger überragende Gelehrte bringen, dessen Wirken in Halle eine neue Epoche für diese Universität wie für das bisher vernachlässigte von ihm so glänzend vertretene Studium des Alterthums bezeichnet, Friedrich August Wolf.**)

*) S. Langes nachgelassene Studie über die griechischen Formen und Masse in der deutschen Rundschau XX (1879) 433, deren Einleitung werthvolle weitere Ausführungen zu den nach gleicher Richtung hin bedeutsamen Bemerkungen in der Geschichte des Materialismus I², 403 ff. liefert.

**) Von besonderem Werth war auch für meine Studien Arnoldts Buch über F. A. Wolf in seinem Verhältniss zum Schulwesen und zur Pädagogik; aus der späteren Literatur vgl. besonders Michael Bernays in seiner zuerst in den preussischen Jahrbüchern Bd. XX (1867) gedruckten Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Wolf, Bernhardys Eröffnungsrede zu den Verhandlungen der 28. Versammlung

Erst in dem hier angedeuteten Zusammenhang ermisst man recht die Grösse des Verdienstes, welches durch seine Berufung sich der Minister von Zedlitz erworben hat. 1778 hatte er Kant gegenüber darauf hingewiesen, er habe „nicht ohne Erfolg daran gearbeitet Halle so emporzubringen als es jemals gewesen ist". Allerdings vermochte er hierdurch nicht Kant zu bestimmen sich nach Halle versetzen zu lassen; auch andere hervorragende Gelehrte, die er hierher zu ziehen wünschte, folgten seinem Rufe nicht, und im Feuer seiner Begeisterung für Aufklärung und Lehrfreiheit schreckte er vor Massregeln nicht zurück, durch die er verletzte, statt zu nützen. Seine Begünstigung Bahrdts hat die theologische Facultät gekränkt und geschädigt; in Folge dieser ärgerlichen Händel wurde ihrem bedeutendsten Mitglied, Semler, die Aufsicht über das pädagogische Seminar genommen. Ein Blick in die Geschichte dieses Seminars lässt besonders deutlich erkennen, wie sehr der Minister, dessen Beziehungen zu Resewitz schon oben erwähnt wurden, durch die Anschauungen des Philanthropinismus berührt war; aus Dessau berief er Trapp, machte ihn zum Professor der Pädagogik und Leiter des Seminars. Aber bald überzeugte er sich, dass als akademischer Lehrer seinen Anforderungen ein Mann wie Trapp nicht genügen konnte, der dem Unterricht „so viel wie möglich die Gestalt der gesellschaftlichen Unterhaltung" zu geben wünschte und die Schädlichkeit von allzuviel gelehrtem Wissen für den Erzieher stark betonte. Dass das Bildungsstreben von Zedlitz tiefer und gediegener als das der Philanthropinisten war, beweist wie seine Verehrung für Kant so auch seine Schätzung des Griechischen und seine wohl durch sie bestimmte Wahl des Nachfolgers Trapps. Der mit Amtsgeschäften beladene Minister hat die

deutscher Philologen (Lpz. 1868 S. 4 ff.), Dahlmanns und Klödens Aufzeichnungen über ihre Jugend (Springer, Dahlmann I, 452 und Klödens Jugenderinnerungen h. v. Jähns S. 356 ff.) und Herbst in seinem Werk über J. H. Voss an den im Register II, 2, 357 citirten Stellen. Wolfs Seminarberichte durfte ich in dem schon von Arnoldt benutzten, weitere Ausbeutung m. E. in hohem Grade verdienenden Aktenfascikel des Berliner Geh. Staatsarchivs (Rep. 76 II n. 102) einsehen.

Mühe nicht gescheut noch in vorgerücktem Alter Griechisch „nicht nur zu lernen, sondern zu studieren“: sein Lehrer und Privatsecretär Biester sagt in seinem Nekrolog: „Es war eine Lust mit ihm die Classiker zu lesen.“ Soweit seine Macht reichte, hat er den Unterricht im Griechischen für alle höheren Schulen obligatorisch gemacht, die Stundenzahl für ihn verdoppelt und verdreifacht und die Meisterwerke der classischen Literatur auf den Lehrplan gesetzt. Nichts aber war bedeutungsvoller für die Förderung des Griechischen in den preussischen Schulen, als dass Zedlitz bei dem König zugleich mit der Genehmigung von Trapps Entlassungsgesuch die Berufung des erst 23jährigen „sehr geschickten Mannes aus dem Hannöverschen“ durchsetzte, auf den er durch die Ostern 1782 erschienene Ausgabe des Platonischen Symposion aufmerksam geworden war. „Helfen Sie, schrieb er ihm bald nach dem Beginn seiner Lehrthätigkeit, den einen Vorwurf, der noch immer Halle traf, abwälzen, dass man dort keine Philologen bildet.“ Wolf hat diese Aufforderung über Hoffen und Verstehen des Ministers hinaus erfüllt.

Höher als die meisten der zeitgenössischen Pädagogen hatte Zedlitz den Begriff des Nützlichen gefasst; in dessen Betonung und Voranstellung lag aber nach Trendelenburgs treffendem Wort auch die Grenze seines Geistes. Im Gegensatz zu den utilitarischen Rücksichten, die ihn wie die Haller Professoren bisher gefesselt hatten, erstrebte Wolf „harmonische Bildung unseres Geistes und Gemüthes“ durch das hierfür unvergleichlich wirksame Studium des classischen Alterthums, das er aus dem „gemeinen Dienst von Brod erwerbenden Disciplinen“ befreite. Als er die Universität Göttingen bezog, hatte der Prorector gemeint, wer sich auf dergleichen doctrinas philosophicae facultatis legen wolle, sei als Theologus einzuschreiben; trotz seiner und Heynes Abmahnungen setzte der achtzehnjährige Jüngling durch als studiosus philologiae immatriculirt zu werden; der Wissenschaft, deren selbstständige Bedeutung er so früh vertreten hatte, gab er jetzt feste Begründung und ein neues Ziel. Ihn erfüllten und hoben die Bildungsideale der Blüthezeit unserer classischen

Literatur; auf das wirksamste hat er für sie gearbeitet, auch durch die Heranbildung philologischer Schulmänner. Statt des pädagogischen rief er ein philologisches Seminar in das Leben; die Arbeiten seiner Mitglieder sollten, wie er von vornherein erklärte, „hauptsächlich auf Sprachen und Humaniora gehen, da diese der Grund aller weiteren gelehrten Cultur sind und durch die Beschäftigung damit die meisten Kräfte der Seele gebildet und in Thätigkeit gesetzt werden". Wohl fehlte es namentlich in den ersten Jahren des Seminars nicht an Klagen; Wolf selbst veranlasste Reibungen und Schwierigkeiten; aber immer deutlicher zeigte sich im Laufe der 23 Jahre seines Wirkens in Halle die Bedeutung seiner Methode und seiner Persönlichkeit auch in den Leistungen seiner Schüler. Haben weit über ihren Kreis hinaus seine hier veröffentlichten Untersuchungen über die Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gesänge nach A. W. Schlegels Urtheil „die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen, die Fortschritte in den Wissenschaften zu schätzen wissen", hat dies Meisterwerk eines mehr als Lessingschen Scharfsinns, wie Friedrich Schlegel die Prolegomena nannte, den Geist eigener kritischer Untersuchung in allen verwandten Studien angeregt: Wolf wollte nach seinem eigenen Ausspruch niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein; alle Vorzüge des Drucks galten ihm wenig „gegen den zarten Reiz, welcher in der augenblicklichen Entwicklung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt und in deren von dem Lehrer leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung, wodurch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt wird". „Habe Geist und wecke Geist" war sein Wahlspruch; wie er ihn bewahrheitete, haben dankbar auch solche Schüler bekannt, die später andern Fächern sich zuwandten; so haben Dahlmann und Escher als beste Förderung für ihre Entwicklung die unter Wolfs Leitung betriebenen philologischen Studien gepriesen; was musste sein Unterricht denen bedeuten, die durch ihn zu Vertretern seiner Wissenschaft bestimmt und geschult wurden! Seine Lehrthätigkeit und die Wirksamkeit seines Seminars standen auf dem Höhepunkt, als Schulze zu

ihm nach Halle kam; er war bei seinem Abgang von Kloster Berge auf den grossen Philologen besonders hingewiesen; seine Directoren hatten ihm damals die Wolfsche Ausgabe der Ilias geschenkt.

„Da nicht aus jedem Holz ein Mercur wird", hatte Wolf Vorsicht bei der Aufnahme für dringend erforderlich erklärt. Um so rühmlicher und werthvoller war für Schulze, dass er diesem nur nach Einsicht des Maturitätszeugnisses den Eintritt gestattete. Unter den Seminaristen befanden sich damals die zwei bedeutendsten Schüler, die Wolfs „Sache weitergetragen" haben, beide nur wenige Monate älter als Schulze, 1785 geboren, aber schon seit 1803 in Halle: Bekker und Böckh. In dem ersten Seminarbericht, den Wolf nach Schulzes Aufnahme, dem letzten, den er überhaupt erstattete, im Frühjahr 1806 hob er beide, die eben ihre Studien vollendet hatten, besonders hervor; er erwähnte, dass Böckh bei seinem Abgehen eine Schrift über Plato drucken lasse (die bekanntlich Wolf gewidmete Arbeit über den Minos), die ihn hoffentlich jedem Kenner als einen vorzüglich hoffnungsvollen jungen Mann empfehlen werde. In noch weit höherem Grade glaubte er Bekker rühmen zu müssen, über den er schon in dem vorjährigen Seminarberichte geurtheilt hatte, dass man in ihm einst „einen Erweiterer der Wissenschaft und zugleich nützlichen praktischen Gelehrten erwarten" dürfe; während er in der tabellarischen Uebersicht, in welche er seit 1803 in 4 Rubriken sein Urtheil über die Seminaristen zusammenfasste, die Kenntnisse, den Fleiss und den moralischen Charakter beider durch die höchste Note ehrte, glaubte er Bekkers natürliche Gaben mit dem ersten, die Böckhs mit dem zweiten Grad bezeichnen zu sollen. Ein glänzenderes Zeugniss konnte Schulzes Begabung nicht ausgestellt werden, als dass in dieser Hinsicht unter den 12 Seminaristen er allein neben Bekker der ersten Note von Wolf für würdig erachtet wurde; ebenso wurde seinem moralischen Charakter der erste, dagegen begreiflicherweise den Kenntnissen des Anfängers nur der niedrigste, der dritte, seinem Fleiss der zweite Grad zuerkannt.

Für Schulzes ganzes weiteres Leben ist die Verbindung

bedeutungsvoll geworden, die er hier mit Böckh geschlossen hat; ausserdem trat ihm von den Seminaristen Karl Köpke besonders nahe, der, wie Bekker auf dem Berliner Gymnasium zum grauen Kloster gebildet, 1804 nach Halle gekommen war*). Im Sommer 1805 liess Wolf von ihnen im Seminar Pindar interpretiren. Schulze erfuhr dabei sofort, wie der Meister Unberufenen entgegentrat. Ein Student, der sich zur Aufnahme gemeldet hatte, sollte eine Probeübung über die erste Olympische Ode halten; er begann und las ἄριστον μὲν ὕδωρ; mit verdriesslicher Miene corrigierte ihn Wolf; er blieb nichtsdestoweniger bei seinem ἄριστον; da schlug Wolf in heftiger Bewegung seinen Pindar zu und verliess schweigend das Zimmer. Auch beim Beginn einer Vorlesung äusserte er einmal durch wiederholtes Husten und Räuspern ein unbehagliches Gefühl; Köpke, der damals sein Fiscal war, wusste ihn für die Zukunft davon zu befreien, indem er die Plätze an einem kleinen Tisch unmittelbar vor dem Katheder an Hörer vertheilte, die Wolf persönlich bekannt und ihm nicht unangenehm waren; an diesem Tisch hat neben Köpke, Varnhagen von Ense und dessen Freund Neumann auch Schulze gesessen.

Er besuchte ausser dem Seminar fast alle Collegien Wolfs; dieser hatte für den Sommer 1805 ein Privatissimum über Numismatik und zwei Privatvorlesungen über römische Alterthümer und philologische Encyclopädie angekündigt. Auf letztere legten bekanntlich er und seine Zuhörer besondern Werth; er hat sie nicht weniger als neunmal, eben 1805 zuletzt in Halle gehalten; aus ihr ist seine „Darstellung der Alterthumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Werth und Zweck" hervorgegangen; auch Schulze ist durch sie am meisten angeregt und befriedigt. Es war wohl dieses Colleg, dem Goethe, als er im Juli 1805 nach Halle kam, hinter einer Tapetenthür mehrmals beiwohnte, wo er „denn alles, was er von Wolf erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniss hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack

*) Vergleiche über ihn den Nekrolog seines Sohnes Rudolf in dessen 1872 herausgegebenen Kleinen Schriften S. 70 ff.

sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung"*). Die gemeinschaftliche Reise, die Goethe und Wolf darauf antraten, unterbrach des letzteren Vorlesungen; aber auch für seine akademische Thätigkeit sollte der anregende Verkehr mit Goethe sich unmittelbar fruchtbar erweisen. Aus dessen Erzählungen wissen wir, wie skeptisch Wolf den Weimarer Kunstfreunden gegenüber sich verhalten hatte; allein hatte er im Gespräch mit ihnen nur das „als geschichtlich, als wahrhaft glaubwürdig anerkannt, was durch geprüfte Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen, keineswegs zugeben wollen, dass man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne", so geschah es doch wohl unter dem Einfluss dieses Verkehrs, dass er jetzt, wie Thiersch schreibt**), „ernsthafte Anstalt machte den Strom der griechischen Kunst nach Halle zu leiten"; er liess auf die dortige Bibliothek darauf bezügliche Bücher kommen und kündigte für den Sommer 1806 zum ersten Mal ein archäologisches Colleg an***). Dass er hier auf einem ihm fremden Gebiet sich bewegte, wurde

*) Schon Bernays hat auf die Frage, welche der Wolfschen Vorlesungen durch Goethes Theilnahme geehrt worden, mit der Vermuthung geantwortet, es möchte die philologische Encyclopädie gewesen sein, aber nur schüchtern, da er die Lectionscataloge nicht einsehen konnte und Körte nur das Jahr, aber nicht das Semester angiebt, in welchem Wolf jenes Colleg gehalten hat. Aus dem mir gütigst mitgetheilten Band der Haller Bibliothek (B. 405), welcher die gedruckten Vorlesungsverzeichnisse der Jahre 1768—1822 enthält, entnehme ich, dass Wolf gerade für den Sommer 1805 philologische Encyclopädie angekündigt und sie auch wirklich gelesen hat; denn für den Winter zeigte er neben 2 Privatvorlesungen (über Griechische Alterthümer und Ciceros Tusculanen) als zweistündiges Publicum an encyclopaediam antiquam literarum et artium eorum in gratiam qui praeterita aestate eidem praelectioni interfuerant. Ich halte es danach für einen leicht begreiflichen Gedächtnissfehler Schulzes, dass er in seinen über 60 Jahre später entstandenen Aufzeichnungen, als die Vorlesungen, die er in seinem ersten Semester bei Wolf gehört, die Römischen Alterthümer und Erklärung der Tusculanen bezeichnet.

**) In seinem Brief vom 25. Januar 1806 (F. Thierschs Leben I, 33 f.).

***) Diese Bernays unbekannt gebliebene Thatsache legt die Frage nahe, ob nicht doch an dies Colleg und nicht, wie B. annimmt, an die

allerdings in dem kleinen Zuhörerkreis, vor dem er privatissime dieses Colleg las, deutlich empfunden; es befriedigte Schulze wenig, da Wolf „das Handbuch der Archäologie von Siebenkees mit unzusammenhängenden philologischen Anmerkungen ausstattete und in seinem Hörsaal durch Aufstellung der theils veralteten und unvollständigen Kupferwerke aus der Universitätsbibliothek zu erläutern suchte“. Dennoch haben gerade auch Schulzes archäologische Studien durch Wolf bedeutende Förderung erfahren. „Grossen Erfolg“ rühmt der keineswegs für den Haller Meister parteiische Thiersch, der nur besuchsweise von Leipzig zu ihm kam, dem schon ein Jahr zuvor von ihm gehaltenen Privatissimum über Numismatik nach; damit hing zusammen, dass er die Sammlung antiker Münzen, welche der Universität gehörte und

Encyclopädie Goethe gedacht hat, als er am 28. November 1806 an Wolf schrieb: „Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben?“ Doch ist bei dem damaligen Sprachgebrauch B.s Interpretation sehr wohl möglich und gerade Schulzes Bemerkungen lassen es besonders begreiflich und erfreulich erscheinen, dass Wolf in der That die Encyclopädie und nicht sein archäologisches Colleg für den Druck bearbeitete. Hatte er diese notitiam historicam artium antiquitatis earum quae graphide nituntur schon nach der Ankündigung nur selecto coetui bestimmt, so zeigte er daneben ein Publicum über alte Geographie und ein Privatum über alte Geschichte an. Bei letzterem legte er das aus dieser Vorlesung erwachsene 1799 in Altona veröffentlichte Handbuch seines früheren Schülers Bredow zu Grunde; deshalb hielt Schulze ein Nachschreiben in diesem Colleg nicht für nöthig. Als ungemein reichhaltig und anregend rühmt dasselbe Varnhagen, der Ostern 1806 nach Halle gekommen war; Wolf „trug hier, wie er schreibt (Denkwürdigkeiten, 2. Aufl. I, S. 67), weniger eine Erzählung, als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor und versetzte die Zuhörer unmerklich in solche Selbstthätigkeit und Mitarbeit, dass man am Schlusse der Stunde sich stets in der heitersten und wärmsten Stimmung, in der angenehmsten Aufregung aller Geisteskräfte fand“. Vergleicht man mit diesen Worten Schulzes kühle Bemerkung und seine Aeusserung über Wolfs Archäologie, so zeigt sich klar, wie er keineswegs in seinen Aufzeichnungen als unbedingter Lobredner Wolfs erscheint; um so bedeutsamer ist natürlich seine Anerkennung der mächtigen Wirkung, die dieser geübt hat. — Die Seminarübungen waren im Sommer 1806 der Interpretation von Abschnitten aus Plinius nach Heynes Ausgabe von 1790 gewidmet.

unter seiner Aufsicht stand, mit Hülfe von Eckhels doctrina nummorum durch Schulze ordnen liess. Vor allem aber dankte ihm dieser die erste Bekanntschaft mit Winckelmann. Die Arbeit für die Belebung seines Andenkens hatte Goethe und Wolf näher zusammengeführt; auf Goethes Werk, zu dem er selbst beigesteuert hatte, wies Letzterer seine Zuhörer hin; für keinen von ihnen war solcher Hinweis bedeutungsvoller als für den späteren Herausgeber der Winckelmannschen Schriften. Und wie wichtig musste ihm auch mit Rücksicht auf diese Arbeit die methodisch-philologische Schulung sein, die ihm durch Wolf zu Theil wurde! Neben dem Seminar boten hierfür dessen exegetische Vorlesungen besonders gute Gelegenheit. Allerdings hat Schulze von solchen nur eine bei Wolf hören können, seine Interpretation der Tusculanen, bei der er namentlich das erste Buch behandelte. Schon in der Ankündigung war hervorgehoben, dass hierbei auf die Latinität hervorragende Rücksicht genommen werden solle; auch Schulze bewunderte namentlich die feinen grammatischen Bemerkungen des Lehrers. Zu seiner Förderung im lateinischen Stil diente ihm ferner, dass er sich ein Heft zu verschaffen wusste, welches in einem 1795 von Wolf speciell hierüber gehaltenen Privatissimum nachgeschrieben war. Dasselbe wurde von ihm mit Nachträgen versehen; es ist bis heute zusammen mit seiner eigenen Nachschrift der Wolfschen Vorträge über römische Alterthümer sorgsam aufbewahrt. Dass freilich Hefte am wenigsten bei Wolfschen Vorlesungen seine Rede ersetzen konnten, geht auch aus Schulzes Aeusserungen hervor, der seinem Lehrer nachrühmt, wie er „die Gegenstände und Gedanken, auf die er besonders Gewicht legte, auch durch seinen gehobenen Vortrag bemerklich machte. Den Wohlklang seiner mündlichen Rede, schreibt er, weiss ich nur mit der überaus sonoren und an keinen Dialekt erinnernden Sprache Goethes zu vergleichen. Wolfs Vortrag aus einem Gesang des Odyssee, welchen er mit Akkorden auf dem Clavier begleitete, vergegenwärtigte mir einmal den griechischen ἀοιδός“. Wie seine mächtige Persönlichkeit auch ausserhalb des Hörsaals wirkte, hatte Schulze das Glück oft zu erfahren; als er in seinem dritten Semester,

im Sommer 1806 eine Gartenwohnung bezog, kam Wolf des Abends, um hier seinen Karlsbader Brunnen zu trinken und ging dabei mit Schulze im Garten spazieren. Schon früher hatte dieser ihn häufig besuchen dürfen; dabei wies Wolf nachdrücklich auf alle Lücken hin, die er in Schulzes Kenntnissen wahrnahm. „Das wissen Sie noch nicht, pflegte er zu sagen; die italienische, die spanische Sprache lernt man in 14 Tagen und vergisst sie wieder in gleicher Zeit.“ Wolfs Mahnung trug gute Früchte; zusammen mit seinem Freund Köpke trieb Schulze Italienisch und Spanisch und brachte es bald dazu, „Boccaccio und die Novellen des Cervantes mit Leichtigkeit zu verstehen; die Lectüre des Don Quixote blieb dem folgenden Semester vorbehalten.“

Deutlich zeigen diese Notizen, wie tief und vielseitig auch Schulze gleich so vielen seiner Studiengenossen von Wolf angeregt wurde: sie bestätigen uns, was dieser selbst über seine Lehrart geäussert hat, dass es ihm vor allem „darauf ankam, Grundsätze mitzutheilen, die zur Erwerbung eigener Einsicht reizen und leiten, und so den wissenschaftlichen Geist zu wecken“. Nie ist ihm dies besser gelungen als in dieser Zeit, der Blüthezeit seines Verhältnisses zu Goethe, der Zeit, da ihm in Halle einer der führenden Geister einer neuen Generation zur Seite trat und in Wolf fremde Ideenkreise die begabtesten ihrer gemeinsamen Schüler vorführte.

Der grosse Philologe, der seine Wissenschaft aus der Fesselung durch die Rücksichten auf die Theologie befreit hatte, hielt „eine nach und nach vorgenommene Trennung des Schulstands vom Predigerstand für etwas in mehrerem Betracht durchaus Nothwendiges und Gemeinnützigges“; eben in dieser Zeit bereitete ihm ein von den Theologen gemachter Studienentwurf besonderen Aerger*); so sah er nicht ohne Bedenken, wenn seine Zuhörer theologischen und philosophischen Vorlesungen sich zuwandten, mit geringschätzigem Ton nannte er einen seiner Zuhörer theologum. Solchen Anschauungen des Meisters wirkten die Collegien nicht ent-

*) Vgl. den S. 34 citirten Brief von Thiersch vom 25. Jan. 1806.

gegen, die Schulze bei älteren Mitgliedern der theologischen Facultät annahm. Knapps Vorlesungen über die katholischen Briefe des Neuen Testaments schienen ihm zu sehr nur für Anfänger berechnet; er benutzte sie, indem er den deutschen Vortrag des Professors lateinisch nachschrieb; die weiteren Collegien Knapps über das Neue Testament besuchte er nicht mehr, sondern setzte dessen Studium „privatim unter Benutzung der Anmerkungen von Hugo Grotius und des Commentars von Heinrich Paulus fort"; allerdings hat er dies später bedauert, da er aus Knapps Schriften dessen gründliche philologische Bildung erkannte. Von diesem formal wenig gewandten letzten Vertreter des alten Hallischen Supranaturalismus war nach Richtung und Auftreten Niemeyer gründlich verschieden; aber auch seine Pädagogik hörte Schulze nur, weil er ein halbes Jahr unter seinem Dache wohnte; wie er selbst bekennt, trieb er in Niemeyers Stunden griechische Grammatik. Ein anderes philosophisches Colleg, Logik, hatte er in seinem ersten Semester bei Maass angenommen, doch fand er dessen Vortrag so langsam und langweilig, dass er es nur zwei Wochen bei ihm aushielt; seitdem zog er es vor, sich für ein Honorar von zwei Groschen für die Stunde ein sauberes Heft nachschreiben zu lassen, allein bei dessen Durchnahme entdeckte er wenig, was er nicht schon in Kloster Berge gelernt hatte, wo er nach Wyttenbachs Praecepta philosophiae logicae unterrichtet war. Vermochten aber den Wolfschen Schüler diese Vorlesungen nicht zu fesseln, so theilte er doch keineswegs des Meisters Stimmung gegen die in ihnen behandelten Wissenschaften; vielmehr bewahrheitete auch an ihm sich Steffens' Wort, dass die Jugend selten in einer Richtung geistig aufgeregt wird, ohne auch für andere Richtungen empfänglich zu werden; gleich den bedeutendsten seiner Alters- und Studiengenossen wurde auch er auf das tiefste durch Schleiermachers Vorträge ergriffen. Die von dem grossen Philologen angeregten und geschulten Jünglinge empfanden es als die wichtigste Förderung ihres Strebens nach humaner Bildung, dass der vielseitig interessierte Kenner Platos in philosophische und religiöse Fragen sie einführte, für solche

sie erwärmte; zehn Jahre jünger als Wolf stand er schon darum der jetzt studirenden Generation näher und war doch zugleich durch den Reichthum seiner Lebenserfahrungen besser als jener zu ihrem Berather berufen; zu breiterer und reinerer Einwirkung auf ihr Gemüth befähigten ihn sein feines Verständniss für ethische Anschauungen und Individualitäten und die harmonische Durchbildung seiner eigenen Persönlichkeit. Wir ersehen aus seinen Briefen, mit welchem Eifer und welcher Freude er seiner akademischen Thätigkeit sich widmete; wohl empfand er, wie viel Zeit sie ihm kostete, aber auch welchen Gewinn sie seiner eignen und der Entwicklung seiner Zuhörer brachte. „Ich kenne, schrieb er 1806, nun schon so manches herrliche Gemüth und ehrenwerthe Talent, welche die gute Sache mit Lust und Liebe umfassen, ja ich weiss schon ein paar, die durch meine Vorlesungen von dem Widerwillen, den besonders Philologen oft gegen das Christenthum haben, sind geheilt worden — was für grössere Freude konnte mir wohl widerfahren?" Bereits im Winter zuvor hatte er berichtet, wie es ihn aufmuntere, dass er ein gut Theil recht fleissiger Zuhörer habe; er wisse von mehreren in der Ethik, die zur rechten Wiederholung und gemeinschaftlichen Besprechung einer einzelnen Vorlesung drei bis vier Stunden anzuwenden nicht scheuen und die sich freuen immer mehr ins Klare zu kommen. Unter ihnen befand sich auch Schulze. In seinem zweiten Semester war sein Privatstudium neben der Lectüre Herodots besonders der Ethik gewidmet; nach seiner Erzählung sprach Schleiermacher „ganz frei in Niemeyers Auditorium Abends von 7—8 Uhr bei einem nur schwachen Lampenlicht, welches selbst dem sonst gewöhnlichen Nachschreiben hinderlich war. Nachdenkend wiederholte ich von 8—10 Uhr den Inhalt einer jeden Vorlesung und nach wenig Stunden des Schlafs ward ich vom Nachtwächter geweckt, um die ersten Stunden des werdenden Tags auf die Ausarbeitung der Schleiermacherschen Vorlesung verwenden zu können. Bei meiner damaligen Unbekanntschaft mit der modernen Philosophie und ihrer Sprache fiel mir die Ausarbeitung Anfangs sehr schwer; aber jugendlich muthig setzte ich das begonnene Unternehmen fort.

Boeckh, damals vorzugsweise mit Platonischen Studien beschäftigt, pflegte sich an jedem Sonnabend mein ausgearbeitetes Heft abzuholen und sich dadurch in näherem Zusammenhang mit Schleiermachers Vortrag zu erhalten. Die Vorlesung umfasste die Lehre vom höchsten Gut und zwar mittels der organisirenden und der erkennenden Thätigkeit, die Tugend- und die Pflichtenlehre und lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Ethik Spinozas." Auch im folgenden Sommer folgte Schulze mit lebhaftem Interesse Schleiermachers Vorträgen; in der Fortsetzung seines im Winter gehaltenen Collegs behandelte dieser jetzt speciell die christliche Ethik; ausserdem begann er die Erklärung des neuen Testaments und gab in einem Publicum eine Einführung in die Kirchengeschichte. Und eben in diesem Semester gelang ihm auch durchzusetzen, wofür er, seit er 1804 nach Halle berufen war, sich unablässig bemüht hatte, die Einrichtung eines Universitäts-Gottesdienstes. Als er ihn an Königs Geburtstag, am 3. August 1806 eröffnete, war die Kirche „ungeheuer angefüllt"; nahm dann auch das Gedränge ab, so durfte er doch freudig berichten, dass er dauernd ein auserlesenes und nicht unbedeutendes Publicum von akademischen Jünglingen vor sich sah und die besten unter ihnen sich am liebsten einfanden. Er selbst hatte ein wohlthätiges Gefühl von dem Segen, der auf diesen Vorträgen ruhte; auch Schulze hebt ausdrücklich hervor, dass „durch sie ein neues fruchtbringendes Element in das akademische Leben kam".

„Nichts von einer kanzelentweihenden Bigotterie, nichts von der Kanzelcoquetterie, nichts von gesuchter Aufklärungssucht, die ruhigste reinste Begeisterung" fand ein Altersgenosse Schulzes, der Bremer Adolf Müller, in Schleiermachers Predigt*). Aber noch enthusiastischer und anschaulicher schildert er in seinen eingehenden Briefen in die Heimath dessen privaten Verkehr mit seinen Zuhörern; hier erschien er seinem bewundernden Schüler als „das genievollste Gemisch von Begriffsbestimmtheit, Ideenfülle und unbewusstem Hingeben ins

*) S. Müllers aus Varnhagens Nachlass 1874 herausgegebene „Briefe von der Universität in die Heimath" S. 182. Die im Folgenden angeführten Sätze s. ebenda S. 199 und 288.

schiedenartige Studien und daneben Poesie und Musik getrieben wurden: gemeinsam war ihnen allen der Gegensatz gegen das Banausenthum, gegen die utilitarischen Anschauungen, die einst Haller Professoren so besonders wirksam vertreten hatten, wie gegen die Rohheiten, an denen manche Haller Studendenten Vergnügen fanden; „für Musensöhne", schreibt Müller einmal*), „kann man doch die nicht halten, die so gegen ihre vermeinten Mütter sündigen".

Bei ihren Schilderungen dieser Zeit heben unter ihren Bekannten Steffens und Varnhagen ausdrücklich Schulze hervor; dass er von gleicher Gesinnung erfüllt war, lassen auch die leider meist nur auf äusserliche Daten sich beschränkenden Notizen erkennen, die er über sein studentisches Leben aufgezeichnet hat. Als er Knapps Vorlesungen hörte, „empörten ihn die gemeinen Spässe, mit welchen Theologen und hospitirende Juristen den Vortrag über die Teufels- und Engellehre lächerlich zu machen suchten". Einen ästhetischen Sinn musste vieles auch in dem Treiben der Verbindungsstudenten zurückstossen; von ihm hatte er von vornherein sich fern gehalten. Er hatte kaum die Postkutsche verlassen, da suchte ein alter Mitschüler vom Kloster, der damalige Senior der Westfalen, den Fuchs seiner Landsmannschaft zuzuführen; er aber wies dessen Ansinnen mit der Erklärung zurück, dass er einem seiner Lehrer gelobt habe, nie an einer verbotenen Studentenverbindung Theil zu nehmen und, wie er erzählt, hat er gewissenhaft sein Wort gehalten, unbeirrt durch kleine Neckereien. Die Versuchung zu solchen lag um so näher, da er zuerst in ein Haus gezogen war, in dem viele Westfalen verkehrten; später brachten gerade auch seine Wohnungen ihn in Berührung mit andern Kreisen. In seinem zweiten Semester miethete er bei Niemeyer sich ein. In hohem Grade gastfrei und gesellig gewandt vereinten dieser und seine gebildete liebenswürdige Frau in ihren Räumen die beste Haller Gesellschaft, auch die Collegen, die wissenschaftlich sich Niemeyer überlegen fühlten. Hier befreundete sich Schulze mit dem Schlesier Ohlen von Adlerskron, mit ihm bezog er im Sommer 1806 den vor dem Thor gelegenen Fleischerschen

*) A. a. O. S. 179.

Garten, wo ausser ihnen Frau Pollau, die Wittwe des Professors Juncker mit ihren Töchtern Lotte Juncker und Fanny Pollau wohnte; von diesen heirathete Erstere später Schleiermachers Freund, den Prediger und Professor Blanc, Letztere Ferdinand Ranke; schon in Halle ist Schulze auch Blanc nahe getreten. Diese Gartenwohnung verschaffte ihm, wie oben erwähnt, den Vortheil häufiger Besuche von Seiten Wolfs; das gemeinsame Interesse an Wolfs und Schleiermachers Vorträgen führte ihn enger mit Beider begabtesten Schülern zusammen. Als er mehr denn 60 Jahre später seine Erinnerungen aufzeichnete, nannte er unter denen, die mit ihm zu Beider Füssen gesessen hatten, von Mitgliedern des philologischen Seminars neben Bekker, Boeckh und Köpke Cosack, Konrad Schneider und Wilhelm Thiel, weiter Varnhagen und Neumann, unter den Anhängern Schleiermachers Alexander von der Marwitz, Adolf Müller und Neander, unter Wolfs Schülern Wilhelm Wachsmuth, den späteren Leipziger Historiker. Umgekehrt gedenkt Letzterer in seiner Selbstbiographie*) dankbar seines damaligen Umgangs mit Schulze, der ihn, wie er berichtet, „durch den Antrag einer Lehrerstelle im Kloster Unserer lieben Frauen in Magdeburg in eine neue Lebensbahn brachte“. Bei seinem Abschied von Halle schrieb der ihn herzlich liebende Freund seinem „theuren Schulze“ einen Satz aus Wilhelm Meister auf ein Stammbuchblatt; gemeinsame Begeisterung für Goethe war ein Bindemittel auch für Schulzes Verkehr mit mehreren seiner mecklenburgischen Landsleute. In nicht geringer Zahl studirten solche damals in Halle, unter ihnen Karl Wilhelm Kortüm aus Strelitz, der später Schulzes College im Ministerium werden sollte**); drei Schweriner, Bennewitz, Hennemann und Bülow bildeten mit Schulze, Köpke und drei anderen Commilitonen ein Kränzchen, in dem sie wie einst in Kloster Berge Shakespeares, Goethes und Schillers Dramen in vertheilten

*) S. dieselbe vor Wachsmuths niedersächsischen Geschichten im 10. Bd. der im Briglschen Verlag in Berlin erschienenen deutschen National-Bibliothek S. XIII.

**) Vgl. (Deycks), Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. Berlin 1860. S. 6 ff.

Rollen lasen. Unvergesslich ist Schulze geblieben, wie diese Zusammenkünfte die Empfänglichkeit für ästhetischen Genuss in ihm gesteigert haben; nach einer derselben unternahmen er, Köpke und Bennewitz eine nächtliche Wanderung nach der Klosterruine auf dem Petersberg, um von hier den Sonnenaufgang zu begrüssen. Natürlich zog es auch ihn zu den Vorstellungen der Weimarer Schauspieler nach dem benachbarten Lauchstädt, im Sommer 1805 sah er hier zuerst Goethe und wohnte der Todtenfeier für Schiller, der Aufführung der Glocke bei; selbst die weitere Reise nach Leipzig scheute er nicht, um dort Iffland als Franz Moor zu bewundern. Dieser kam 1806 auch nach Halle und las vor einer zahlreichen Versammlung Zacharias Werners Luther; persönlich hielten andere junge Dichter sich in dieser Zeit in Halle auf. Ob Schulze damals Achim von Arnim und Eichendorff kennen gelernt hat, ist aus seinen Aufzeichnungen nicht zu ersehen; ausdrücklich wird dagegen von ihm unter seinen Haller Bekanntschaften Oehlenschläger genannt, der mit ihm bei Wolf und Schleiermacher gehört hat. Wie die Werke alter und neuer Poesie erregten „die neuen herrlichen Sachen Mozarts und Beethovens“ die Begeisterung Schleiermachers und seiner nächsten Anhänger; Schulze sagt uns leider nichts über seine Stellung zur Musik; welche Fülle von Anregungen diese Semester für seine ästhetische Bildung boten, haben aber wohl schon die angeführten Notizen gezeigt.

So nahm auch er Theil an dem reichen geistigen Leben, das eben in diesen Jahren in Halle sich entfaltete; auch er bestätigt die damalige Blüthe der Universität. Die Zahl der Studirenden, die in den letzten Jahren Friedrichs des Grossen über 1100 betragen hatte, war unter der Herrschaft seines Nachfolgers so herabgegangen, dass sie beim Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms III. sich auf nicht 800 belief; in seiner ersten Zeit trat eine weitere Abnahme ein, dagegen war seit 1804 eine bedeutende Steigerung zu verzeichnen*);

*) Vgl. Hoffbauer, Geschichte der Universität zu Halle bis z. J. 1805 S. 369. 417. 484. 515, Hagen, Franzosen in Halle 16 und Conrads Rede über die Entwickelung der Universität Halle in den von ihm herausgegeben Jahrbüchern für Nationalökonomie. N. F. Bd. XI, 109.

1806 zählte man wieder 1120 und darunter, was das Wichtigste, ungewöhnlich viele strebsame und begabte Studenten. Für die deutsche Entwickelung hat der Eifer, mit welchem sie und ihre Lehrer ihren fachwissenschaftlichen Studien und ihrer allgemeinen Bildung sich widmeten, reiche Frucht getragen; nationaler Stolz auf deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst wurde dabei in vielen dieser Jünglinge angefacht; aber erst nach dem Zusammenbruch des alten preussischen Staats und der angesehensten preussischen Universität sollte aus diesem Gefühl bei ihnen sich thatkräftige Wärme für die politische Macht des Vaterlands entwickeln; noch lebten sie, wie auch Schulze bestätigt, „ihren Studien und Freuden unbekümmert um die Politik des Tags“. Allerdings hatte schon damals Schleiermacher klar die ethische Bedeutung des Staats erkannt und ausgesprochen, war „sein moralischer Individualismus zu der Forderung der Hingabe an den Staat vorgedrungen“*). Im Juni 1806 schrieb er einer Freundin, dass an dem früher oder später bevorstehenden allgemeinen Kampf sich jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordere, anschliessen müsse; bei seiner vorletzten Predigt, die er im akademischen Gottesdienst des Sommersemesters hielt, führte er aus, „wie sehr es die Würde des Menschen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, der er angehört“, wandte er sich „gegen die gemeine Rede, dass die wissenschaftlich Gebildeten am wenigsten ein Vaterland hätten“. „Lasst uns“, ermahnte er seine Hörer, „alles das Unsrige thun, um diesen Irrthum zu vertilgen, lasst uns zeigen, dass mit

*) So Dilthey in den Preussischen Jahrbüchern X, 249, der in seinem hier abgedruckten Aufsatz über Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit dieses Verhältniss in helles Licht gesetzt hat. Ueber die hier von ihm besprochenen Predigten Schs. sind jetzt auch Adolf Müllers Briefe vom 31. August und 17. September 1806 (S. 331 ff.) zu vergleichen; danach hielt Schleiermacher seine letzte Predigt im Sommersemester, von welcher er nichts mehr in seinen Papieren finden konnte, „über die letzten Verse des Apostels Paulus an die Epheser; das ganze Gleichniss dieses herrlichen Capitels verwebte er in seine Predigt und wandte es auf seine Gemeinde an, aus der gerade ausscheiden wollte, was reif zum bürgerlichen Leben, sich zum letztenmal da erbaute“.

der klaren Einsicht in alle Verhältnisse der Menschen die Liebe zum Vaterland nicht abnimmt, sondern zu. Es ist nicht die Noth, die den Menschen festhält, sondern eine innere Lust und Liebe, ein angebornes gemeinsames Dasein, eine unzerstörbare Zusammenstimmung. Betrachten wir die Vermehrung unserer Kräfte, welche aus der treuen Verbindung mit dem Vaterlande entsteht, übertäuben wir hier nicht durch verdrehte Klügeleien die Stimme der Natur: so müssen wir gestehen, nur der kann ununterbrochen in einer seinen Kräften angemessenen gottgefälligen Thätigkeit sein, nur der kann alle Pflichten erfüllen, alle Rechte ausüben, alle Vortheile benutzen und also einheimisch sein wie ein Bürger in dem Reiche Gottes, der es treu mit dem Volke hält und meint, dem ihn der Herr zugesellt hat.“ Gewiss nicht wirkungslos sind solche Worte an den Hörern vorüber gegangen, unter denen wohl auch Schulze sich befunden hat, der ausdrücklich, wie oben erwähnt, den mächtigen Eindruck der damaligen Predigten Schleiermachers bezeugt. Adolf Müller wollte keine von ihnen versäumen, da hier so herrliche Dinge gesagt würden; doch lassen gerade seine Briefe aus diesen Monaten erkennen, wie wenig der begeisterte Schüler des Lehrers politische Gedanken in ihrer Tiefe und in ihrer praktischen Bedeutung erfasst hatte und wie sehr deren Erfüllung die bestehenden preussischen Ordnungen im Wege standen.

Seit Lessing seine wuchtigen Schläge gegen das Ansehen der französischen Classiker geführt hatte, seit Goethes „Strassburger Societät an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens baar und ledig“ geworden war, hatten die Leistungen deutscher Denker und Dichter das nationale Hochgefühl der an ihnen sich bildenden deutschen Jugend mächtig gesteigert; bezeichnend dafür sind die Worte, in denen Müller sechs Wochen vor der Schlacht von Jena seinem Vater auseinandersetzte, warum er einer Reise in das Ausland nicht bedürfe*). „In dem gebildetsten Land bin ich aufgewachsen, die grössten Männer der Zeit haben mich be-

*) Am 27. August S. 323 ff. Ueber das von Schiller bearbeitete Picardsche Stück (den Neffen als Onkel) schrieb er seiner Schwester am 2. September 1805 (S. 237 ff.).

rührt, was soll ich noch ferne umherschweifen und nach grösseren Anschauungen haschen? Gegen Deutsche sind ja Italiäner, Franzosen, Engländer nur wie Halbmenschen in neuerer Zeit; die schönste und reichhaltigste Reise wäre die in die Tiefe deutscher Männer." Schon im September 1805 hatte er auf Anlass der Aufführung eines Picardschen Lustspiels geschrieben: „Die Franzosen sind doch in Wissenschaft wie in der Kunst jämmerliche Hunde". So stark sprach antifranzösische Gesinnung im Kreis dieser Jünglinge sich aus; aber sie trug einen gänzlich unpolitischen Charakter; nach ihrem Gegenstand und ihren Gründen hatte diese Verachtung der französischen Bildung des 18. Jahrhunderts nichts gemein mit der Stimmung der „wahren Eisenfresser", wie Müller die preussischen Officiere nennt, die gegen „Herrn Bonaparte" wetterten; durch ihr Auftreten in Halle im Herbst 1806 ist Steffens, den im Frühjahre Schleiermachers Gespräche zu entschieden preussischer Gesinnung bekehrt hatten, in seinen Vorurtheilen gegen das damalige preussische Militär bestärkt. Um so entgegengesetzte Kräfte zu dem allgemeinen Kampfe zu einen, wie ihn Schleiermacher schon im Juni 1806 vorausgesehen hatte, den „die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden", war eine Läuterung und Umbildung der Anschauungen in den verschiedensten deutschen Kreisen und eine Neuordnung des preussischen Staats und Heeres erforderlich; war, wie angedeutet, mehr, als meist angenommen wird, schon vor 1806 auf den verschiedensten Gebieten geschehen, um solche geistige und politische Umwandlung vorzubereiten, so bedurfte es doch erschütternder Schläge, um sie in das Leben zu führen; auf das Nächste ist durch die Unglückstage von 1806 Halle und seine Universität betroffen.

Am Tag der Schlacht von Jena, am 14. October, hörte man hier ununterbrochen Kanonendonner; da das Feuer sich allmählich entfernte, glaubte der Führer des Reservecorps, Herzog Eugen von Würtemberg, der eben an diesem Tag in Halle eingezogen war, dass die von dem Feind beabsichtigte Umgehung gescheitert sei; bald sollte er schwer dafür büssen,

dass er auch weiter verkannte, welch bedeutenden Sieg in Wahrheit die Franzosen erfochten hatten. Drei Tage nach demselben wurde er in ungünstiger Aufstellung, die er vor den Thoren von Halle genommen hatte, von Bernadotte angegriffen; trotz tapferer Gegenwehr seiner Truppen erlitt er eine vollständige Niederlage. Während die Franzosen die Preussen durch die Stadt verfolgten, wurden nicht wenige Häuser geplündert, viele Einwohner erfuhren beträchtliche Verluste und brutale Misshandlungen. Die Einquartierung zuerst des Bernadotteschen Corps, dann der Kaisergarde und Requisitionen aller Art steigerten in den folgenden Tagen die Noth; sie erreichte ihren Höhepunkt, als Sonntag den 19. October Napoleon persönlich nach Halle gekommen war. Den Tag darauf hob er die Universität auf. Noch unmittelbar zuvor war bekannt gemacht, Bernadotte habe die Professoren verpflichtet weiter zu lesen und sie zugleich von jeder Einquartierungslast befreit. Es könnten deshalb die jetzt aus den Ferien zurückkehrenden Studenten ohne Besorgniss ihre Reise fortsetzen, nach der Erklärung des Marschalls beabsichtigte sein Herrscher die Universität zu schützen. Nachdem am 19. October diese Bekanntmachung gedruckt und an Studenten und Bürger vertheilt war, verfügte am 20. Napoleon die Schliessung der Universität; alle nicht aus Halle gebürtigen Studenten sollten binnen 24 Stunden die Stadt verlassen; wer von ihnen morgen sich noch daselbst befinde, sollte gefangen genommen werden; Napoleon wollte, wie er an Berthier schrieb, prévenir le résultat du mauvais esprit, qu'on a inculqué à cette jeunesse*). Zur Begründung dieser Massregel

*) Correspondance de Napoléon I t. XIII p. 375 n. 1036. Ich finde dies sehr bezeichnende Schreiben Napoleons in der mir bekannten Literatur nicht beachtet, auch nicht in der Schrift von C. H. v. Hagen über die Franzosen in Halle 1806—1808 (Halle 1871), auf deren actenmässige Mittheilungen ich im Uebrigen verweise. Nicht ohne Interesse ist auch der Bericht von Harnisch über die Auflösung der Universität Halle in seinen Aufzeichnungen über seinen „Lebensmorgen", die Schneider 1865 herausgegeben hat, S. 112 ff.; auch Harnisch, der zu den Studenten gehörte, welche Napoleon „mit den Mützen auf dem Kopf anglotzten", sagt S. 116: „Wir Studenten hatten uns als Studenten benommen; denn der gründliche Franzosenhass entstand erst nach 1806".

verkaufen konnten“. Am schmerzlichsten fiel Schulze der Abschied von Schleiermacher, der „seiner tiefen Wehmuth über die unerwartete Auflösung seines schönen Wirkungskreises Ausdruck gab“. Einen bescheidenen leinenen Mantelsack nähte Schulze sich selbst zusammen, füllte ihn mit der nothwendigsten Wäsche, seinem Heft der Schleiermacherschen Ethik, seiner Wetsteinschen Homerausgabe in zwei Duodezbänden und einem Petrarka in gleichem Format und trat dann, einen Stockdegen in der Hand, seine einsame Wanderung an. Alle seine näheren Freunde waren bereits abgereist; so stand er verlassen und noch unentschlossen über die einzuschlagende Strasse an dem Thor, welches nach Dessau führte; da fragte ihn ein französischer Sanitätsbeamter Namens Violet nach dem Weg; Beide kamen in Gespräch und beschlossen die Reise zusammen zu machen. Durch Violets Verwendung erhielt Schulze Quartier in den Städten, durch die sie kamen, so in Dessau im Haus eines herzoglichen Mundkochs und in Wittenberg bei Schroeckh; bei ihm fanden sie besonders gastfreundliche Aufnahme, da Schulze sich als ehemaliger Zögling von Kloster Berge zu erkennen gab, auf dem einst auch Schroeckh gebildet war. Solches Quartier wussten die Reisenden doppelt zu schätzen, da sie erst spät am Abend sehr ermüdet nach Wittenberg gekommen waren; an Strapazen und Schwierigkeiten fehlte es natürlich nicht; um so werthvoller war, dass Violet sich als gebildeter und humaner Mann bewährte. Er war nicht ohne einige Bekanntschaft mit Horaz und andern Lateinern, über die er mit dem deutschen Philologen sich unterhalten konnte; auf dessen Veranlassung schützte er in einem Städtchen, das sie berührten, den Laden eines Victualienhändlers, den eben französische Soldaten zu plündern im Begriff standen. Gern gewährte der Kaufmann seinen hungrigen und durstigen Befreiern eine Labung; als sie ihn nach dem Betrag ihrer Rechnung fragten, wollte er Geld von seinen Rettern nicht nehmen; da verehrte ihm Violet eine ganz neue Büchse mit Doppellauf, die er in der Schlacht bei Jena gewonnen hatte.

Genau eine Woche war seit dem Erlasse des Edicts verflossen, das Schulze aus Halle vertrieben hatte, als er und

sein Begleiter am Ziel ihres ermüdenden Marsches in Berlin anlangten, gerade an dem Tag, an dem Napoleon als Triumphator seinen Einzug durch das Brandenburger Thor hielt. „In seinem einfachen grauen Ueberrock, finster vor sich hinblickend, ritt er — so erzählt Schulze — ruhigen langsamen Schrittes an der versammelten Volksmenge vorüber, ohne ihre Beifallsbezeugungen auch nur eines Blicks zu würdigen. Ihm folgten im glänzendsten Anzuge seine Marschälle und alle übrigen Glieder seines Hauptquartiers nebst einer unabsehbaren Reihe pomphafter Equipagen. Nicht ohne schmerzliche Bewegung über das Unglück des Staats meiner Liebe und meiner Wahl schritt ich neben Violet durch die zu beiden Seiten der Linden Spalier bildenden französischen Garden. Von dem jetzigen niederländischen Palais aus vernahm ich plötzlich meines Namens Ruf und ward begrüsst von der Gattin des dort wohnenden Kammergerichtsraths Schultze, deren Bekanntschaft ich meinem sommerlichen Aufenthalt im Fleischerschen Garten verdankte. In unverkennbar aufrichtiger Theilnahme an meinem Geschicke lud sie mich ein in ihrer Familie wenigstens vorläufig zu wohnen; ich folgte ihrer Einladung um so lieber, je weniger ich noch mit mir selbst über die Wahl meines nächsten Aufenthalts einig war.“

So wurde Schulze von der nächsten äusseren Sorge befreit; schwer aber drückte ihn nieder, was er in der preussischen Hauptstadt erleben musste. Mit tiefer Trauer sah er namentlich die Räumung des Zeughauses und die Verladung aller in demselben zurückgebliebenen Waffen in Kähnen auf dem nahen Spreearm, sah er im Lustgarten Napoleon am Morgen nach seinem Einzug an seine Soldaten den Orden der Ehrenlegion vertheilen.

Ob auch ihn wie seinen Lehrer Steffens die Erkenntniss der gemeinen Gesinnung des Siegers, die eben damals in seinen Schmähungen gegen die Königin Luise so bezeichnenden Ausdruck fand, zu der tröstlichen Ueberzeugung geführt hat, dass auf die Dauer seine Herrschaft sich nicht behaupten werde, darüber sagt Schulze nichts. Den verletzenden Eindruck, welchen die Angriffe auf die preussische Königsfamilie machten, musste die Art steigern, in der Napoleon

ersten Brief Pauli an Timotheus in einer Ecke des Familienzimmers der Steffensschen Wohnung. Aus Sparsamkeitsrücksichten waren beide Freunde zusammengezogen, sie lebten äusserlich „so armselig als möglich, eigentlich mehr als möglich“; dennoch schlug Schleiermacher eine ihm in Bremen gebotene Stellung aus; „so lange“, schrieb er, „noch ein Schatten von Hoffnung ist für das Bestehen der Universität auf dem bisherigen Fuss, lasse ich mich auf nichts anderes ein“. Er hoffte, „dass nichts in Norddeutschland sich festsetzen werde, was dem echten Geist der deutschen Nation widerspräche“ so sprach er seinen Entschluss aus, „so lange ich noch in Halle Kartoffeln und Salz auftreiben kann, hier zu bleiben und das Schicksal von Deutschland hier abzuwarten, ob sich etwa eine Auferstehung von Halle ergibt, mit der ich zufrieden sein könnte“ *). Ein paar seiner nächsten Schüler, darunter Adolf Müller, waren durch besondere Gunst dort weiter geduldet; zu ihnen kehrte wie Varnhagen und bald darauf dessen Freund Neumann nun auch Schulze zurück. Der Anblick der verödeten Stadt, in deren Strassen er noch vor Kurzem ein so heiter bewegtes Leben gesehen hatte, stimmte ihn wehmüthig; aber dem Beispiel seiner Lehrer folgend suchte und fand auch er Trost in wissenschaftlicher Arbeit. Wolf ermunterte ihn in seiner drastischen Weise zur Fortsetzung seiner grammatischen und archäologischen Studien; als er 60 Jahre später die noch vorhandenen fünf Quartbände Collectaneen zur Hand nahm, die er damals geschrieben hatte, erstaunte er selbst über die Fülle verschiedener beachtenswerther Bemerkungen, die er darin eingezeichnet fand. Daneben ertheilte er der Gräfin Sophie von Stosch Unterricht im Griechischen. Sie hatte mit ihrem Vater, dem Minister von Hoym, nach dem Einbruch der Franzosen ihre schlesische Heimath verlassen, ihre Söhne besuchten das Haller Pädagogium, an dem Schulzes früherer Lehrer Seidel unterrichtete; dieser hatte sie zuerst auf seinen ehemaligen Schüler auf-

*) S. Schleiermachers Briefe aus den letzten Monaten des Jahres 1806, Aus Schleiermachers Leben II, 69 ff., IV, 128 ff., seinen Brief an Varnhagen unter den Schreiben von A. Müller S. 342.

lich erklärte ich mich bereit ihm nach Leipzig zu folgen unter der Bedingung, dass er mir nur die freie Wohnung in seiner Nähe gewähre und ich für diesen einzigen Vortheil, welchen ich von ihm erwartete, ihm bei seinem Studium förderlich sei."

In derselben Zeit, in der Wolf Halle dauernd verliess und nach Berlin übersiedelte, wohin dann auch Schleiermacher ihm folgte, sah sich so Schulze gleich einer grossen Zahl seiner ehemaligen Hallischen Commilitonen*) veranlasst sich nach Leipzig zu wenden; für seine philologischen Studien war eine glücklichere Fügung nicht denkbar, als dass nach Wolf Gottfried Hermann sein Lehrer wurde und er bei diesem Metrik und exegetische Collegien über Theokrit und Sophokles hören konnte. Namentlich Hermanns Erklärung des Oedipus auf Kolonos fand er unnachahmlich**); er bewunderte den Geist und Scharfsinn seiner Kritik wie die „seltene Meisterschaft seiner ganz frei sich bewegenden lateinischen Rede". Gewissenhaft besuchte er daneben Becks Vorlesung über Apollonius, aber „ohne Befriedigung"; dagegen bewahrte er stets eine dankbare Erinnerung dem „bescheidenen, fast schüchternen, durch Gelehrsamkeit und Würde des Charakters ausgezeichneten" Schäfer, der damals sein erstes Colleg über Herodot las. Dasselbe beschränkte sich lediglich auf den Text und die Sprache Herodots, war aber, wie Schulze noch fast 60 Jahre später***) an Ritschl schrieb, „in dieser Beziehung und wegen der lateinischen Uebersetzung, die er von jedem einzelnen Capitel gab, musterhaft". Sorgfältig hat er zwei Semester hindurch diese Vorlesung nachgeschrieben; freilich war er der Einzige, der bei Schäfer bis zu Ende ausgehalten hat.

Auch Hermann hatte in seinem Sophokles-Colleg damals nach Schulzes Bericht kaum mehr als zehn Zuhörer; eine Anregung, wie seine Haller Commilitonen sie ihm ge-

*) Nach einer Bemerkung Zarnckes in der Allgemeinen Zeitung 1882 n. 249 B. sind von April — Juni 1807 unter den 200 Immatriculirten nahezu 60 Hallenser aufgenommen.

**) In einem Brief an Passow vom 13. Nov. 1807.

***) Am 14. Februar 1866.

boten hatten, ist ihm in Leipzig nicht zu Theil geworden; in derselben Zeit, in der er nach dort übersiedelte, sind Passow und Thiersch von dort fortgegangen. Beide hatten besondere Förderung durch des „göttlichen Hermann“ griechische Gesellschaft empfangen; Schulze wird unter ihren Mitgliedern nicht genannt*). Auch bei seinem Doctorexamen war Hermann nicht betheiligt; er bestand dasselbe, nachdem seine lateinische Ausarbeitung über die ihm gestellte Aufgabe de linguarum inter sese cognatione von der Facultät angenommen war, vor den Professoren Beck, Hindenburg und Eck zur besonderen Zufriedenheit und wurde darauf am 8. Sonntag nach Trinitatis, am 19. Juli 1807 als philosophiae doctor et bonarum artium magister proclamirt.

Auf dem Diplom wird er als ordentliches Mitglied des Haller philologischen Seminars bezeichnet; dankbar gedachte er in seinem damals verfassten Lebenslauf Wolfs und Schleiermachers; den Umgang mit ihnen und den Haller Freunden mochte er unter diesen Verhältnissen oft schmerzlich vermissen. Aber der Sturm, der ihn von dort vertrieben hatte, führte nach Leipzig Gäste, die ihn hier wie in den beiden vorangegangenen Jahren in Lauchstädt erfreuten und bildeten: als „Gönner ihrer Muse“ begrüssten auch ihn die Weimarer Schauspieler, die „abgelenkt von vielgewohnter Bahn“ im Mai 1807 nach Leipzig kamen. Das Repertorium der hier im Sommer von ihnen gegebenen Vorstellungen war nach Goethes Worten „vielleicht das Bedeutendste, was die Weimarsche Bühne wie nicht leicht eine andere in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hatte“**); ausser dem Prolog, den Goethe für diesen Anlass gedichtet hatte, wurden von seinen

*) Weder erwähnt er selbst die griechische Gesellschaft, noch findet sich sein Name in dem allerdings überhaupt nicht vollständigen Mitgliederverzeichniss, das Köchly (G. Hermann S. 257) mitgetheilt hat.

**) Schon von Biedermann ist in seiner Ausgabe der Tag- und Jahreshefte (in der Hempel'schen Ausgabe der Werke XXVII, 445) bemerkt, dass nicht, wie in den Drucken zu lesen, in Halle, sondern in Leipzig 1807 die Weimarer spielten, und ein Verzeichniss ihrer damaligen Sommervorstellungen gegeben. Vgl. über diese auch Genast, Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers 1, 164 ff. und Martersteig, P. A. Wolff S. 43 ff.

Dramen die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten, Götz, Egmont, Stella, die natürliche Tochter, Iphigenie und der unmittelbar zuvor in Weimar zuerst einstudirte Tasso, von Schiller Don Carlos, Wallensteins Lager, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, von classischen Stücken ferner die Einsiedelsche Bearbeitung der Brüder des Terenz aufgeführt. Schulze lernte dabei namentlich Pius Alexander Wolff, mit dem er schon in Lauchstädt Beziehungen angeknüpft hatte, näher kennen. Zugleich trat er damals auch mit Wolffs grossem Antipoden in der Schauspielkunst, mit Ludwig Devrient in Verkehr. „Der geniale Künstler gehörte, so erzählt Schulze, mit zu meinen täglichen Tischgenossen im französischen Keller am Markt; von der Geisteskrankheit seiner Gattin schwer bedrängt suchte er im Gespräch mit mir Trost und Erheiterung; seine sonderbare Diät liess schon damals für ihn kein langes Leben hoffen; unter seiner Anleitung versuchte ich auf einem Privattheater in Emilia Galotti den Maler Conti zu spielen." Zu einem andern ähnlichen Versuch veranlasste ihn Seume. Sie trafen sich öfters in Abendgesellschaften, welche Professor Erhard wöchentlich einmal aus den verschiedensten Ständen um sich versammelte. Bei einer derselben forderte, wie Schulze berichtet, ihn „der sonst schweigsame Seume ganz unerwartet auf in Gemeinschaft mit ihm aus Schillers Don Carlos, von welchem er bereits zwei Exemplare zur Hand hatte, des Gespräch des Königs mit Posa vorzutragen. Mir ward die Rolle des Marquis zugewiesen, Seume wählte für sich die des Königs. Die zahlreiche durch Seumes Auftreten überraschte Versammlung folgte lautlos seinem Vortrag und ward mächtig ergriffen, als er bei den Worten: „Es ist kein verlorner in dem meinigen" mir die Hand reichte und weinend mich umarmte."

Seume und Schulze fühlten sich innig durch die ihnen gemeinsame nationale Gesinnung verbunden. Sie bildeten zusammen mit dem jungen Grafen Pückler, mit einem verabschiedeten preussischen Husaren-Rittmeister von Stockmeyer, der bei Pückler Unterstützung gesucht und gefunden hatte, und mit Karl Müller einen engeren Freundeskreis, über

dessen Bestrebungen Varnhagen in der Biographie des Letztgenannten*) interessante Mittheilungen veröffentlicht hat. In ähnlicher Stellung wie Schulze und der ihnen Beiden befreundete August Wagner lebte damals Müller in Leipzig als Führer des Sohns des sächsischen Ministers des Auswärtigen, des Grafen Bose, der ihn persönlich schätzte, so verschieden ihre politischen Anschauungen waren. Denn während der von Napoleon selbst zum Leiter der sächsischen Politik bestimmte Vater seines Zöglings die freundschaftlichsten Beziehungen mit den Franzosen unterhielt, entflammte ihn, wie Varnhagen sagt, die Schmach und der Druck der Fremdherrschaft zu Hass und Rache; er suchte schon damals für die Gedanken zu wirken, die er 1813 in dem von ihm verfassten Aufruf von Kalisch verkündet hat. Er hatte früher Theologie studirt; jetzt widmete er wie Wagner sich besonders dem Studium der Kriegswissenschaften, welche „ihn für die Deutschen jetzt das Nöthigste dünkten, weil ihrer Sache kein anderes Heil als die Waffen verblieben sei". Unter seinen Gesinnungsgenossen hebt nun Varnhagen ausdrücklich den Grafen Pückler und namentlich Schulze hervor; Letzterer war nach seinen Worten nebst Müller und Seume „die Seele der sich bald fester schliessenden Deutschen Verbindung", in deren Sinn er mit hinreissendem Feuer begeisternde Vorträge in der Freimaurer-Loge Minerva zu den drei Palmen hielt. Ausdrücklich sagt Schulze selbst, er sei

*) Die im Juni 1847 bald nach Müllers Tod geschriebene Biographie desselben, die Varnhagen zuerst in dem Buche: Karl Müllers Leben und Kleine Schriften. Berlin 1847 S. 1—61 veröffentlichte, ist 1859 im 8. Band der Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften Varnhagens S. 291 ff. wieder abgedruckt. Nur in der letzteren — erweiterten oder unverkürzt publicirten — Fassung findet man die im Text erwähnten Aeusserungen über Schulze. Siehe über den „sächsischen Müller" ausser den in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXII, 647 verzeichneten Schriften auch Bärsch, Beiträge z. G. des Tugendbunds S. 69, und Harnisch in seinen oben erwähnten Erinnerungen S. 234. Die Beiden gemeinsamen patriotischen Gefühle sind auch in einem von Schulze zum Geburtstag Müllers am 13. April 1808 verfassten Gedichte ausgesprochen, das jetzt unter den Papieren aus Varnhagens Nachlass auf der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrt wird.

in diese eingetreten, weil er für seine patriotischen Bestrebungen einen vor den Späheraugen der französischen Polizei gesicherten Boden gesucht habe. Als sein Freund Passow ihm Bedenken gegen die Maurer äusserte, schrieb er ihm am 1. December 1807: „Vieles, was Du in unsern Tagen weder in Schriften aussprechen noch anderswo im Leben äussern darfst, ist Dir unter Menschen zu sagen erlaubt, die schon durch ihren Eid verhindert sind Dir zu schaden . . In manche Lebensverhältnisse kann der Einzelne als solcher nicht folgenreich eingreifen, so lange er sich nicht mit Mehreren von ähnlichen Bestrebungen verbindet.“ Was hier angedeutet wird, ersehen wir klar aus dem Manuscript zweier damals von Schulze gehaltener Reden. Bei der Einführung seines Freundes Pückler in die Loge betonte er, dass die Verbindung, in die er ihn aufnehme, „etwas mehr befördern wolle, als einzelne gute Gefühle, als Mildthätigkeit und Mitleid gegen Arme und Verwaiste; sie will etwas mehr befördern, als jenen berüchtigten und von manchem Maurer falsch verstandenen Weltbürgersinn, hinter dem sich ruchlose Eigensucht, dummer Stolz und nervenlose Trägheit verschanzt Wie das Allgemeine sich nur im Besondern, das Unendliche im Endlichen, das Ewige im Zeitlichen offenbart, ebenso muss auch das allgemeine Wollen des Guten sich aussprechen in einem bestimmten Willen, es muss seine Thätigkeit nach aussen anknüpfen an einen bestimmten Punkt, von dem aus es sich wohlthuend über ungemessene Räume verbreite. In solchem Sinn sollte sich die Arbeit des Maurers auf seine Nation beschränken, ihr sollte er sich weihen mit der ganzen Fülle der Seele, und wie die durch Erfahrung, Muth und Tapferkeit bewährten Veteranen in der Römer-Legion sollten die Maurer den auserwählten Kreis, den Kern einer jeden Nation bilden; es sollten Männer sein ausgezeichnet durch Vorzüge des Gemüths wie des Geistes, voll alter deutscher Kraft, Männer, die ihre Menschheit fühlen und sich rühren können, wenn man sie niedertritt, Männer, welche die Idee des Ganzen in sich tragen und sie herzustellen wissen, wo sie verloren ward . . . Vor solchen Maurern erlangt die Stimme der gekränkten Unschuld Gehör, das

niedergebeugte Vaterland findet ein Rütli an dem von ihnen geweihten Orte.“ Gleicher Gesinnung gab er am Sylvesterabend 1807 Ausdruck in ähnlichen Worten, indem er am Schluss des „unglücklichen“ Jahres die Brüder noch einmal an die Schlachtfelder erinnerte, „wo Deutsche sich wechselweise mordeten, wo sich endlich die kämpfenden Mächte die Hände reichten, um dem deutschen Volk mit Hohnlachen teuflischer Art ein Grablied zu singen. Der Genius des Friedens tritt zu uns mit gesenktem Blick, sagt uns, dass er nicht unter uns weilen möge, so lange wir als feige Sklaven an den Blicken eines Menschen hängen, der nicht fühlt, nicht denkt, nicht spricht, wie wir Teutoniens Söhne.“ Aber auch Trost schöpfte er aus der Betrachtung der Vergangenheit; denn „wir haben gelernt, dass oft Menschen, die mit ihrem Namen die Welt durchdonnerten, in der wahren Geschichte als unbedeutende nichtige Schatten verschwinden, weil sie eigensüchtig, nur sich selbst leben wollten und weil sie, vor denen Millionen sich beugten, als Marionettenpuppen gezogen wurden von dem grossen Künstler, der nie sein Spiel verliert“. Er mahnte deshalb, dass nur ein jeder „kräftig handele an seinem Ort, es nie vergessend, dass die Ursache des Elends, das uns niederbeugt, vornehmlich in uns und unsern Mitbürgern ruht“; er warnte, „dass nur keiner unter dem Mantel eines trägen lässigen Weltbürgersinns, der die ganze Menschheit zu lieben vorgaukelt und doch nichts liebt, als sein erbärmliches Ich, das Zunächstliegende vernachlässige und die ehrwürdige Angelegenheit des Vaterlandes und der Familie sorglos behandle. Unsern Muth lähme nicht die Erbärmlichkeit eines Zeitalters, wo Eigensucht zur Tagesordnung geworden, wo sich das Grundgemeine erhebt, das Edlere scheinbar versinkt. Vielmehr entflamme uns alles dieses zu einer rastlosen Thätigkeit und lenke unsern Blick auf eine bessere Zukunft, die wir auch nach unseren Kräften herbeiführen müssen.“ An solche Mahnung knüpfte der Redner zum Schluss die Declamation der Schillerschen Worte des Glaubens an.

Die hier ausgehobenen Sätze genügen wohl ein Bild von dem Gehalt und der Form der Anschauungen zu geben, für

die Schulze „Teutoniens Kinder“ zu begeistern suchte; darf man seine Worte nicht mit den Reden an die deutsche Nation vergleichen, die in demselben Winter Fichte in Berlin gehalten hat, so verdient doch Beachtung, wie der damals noch nicht zweiundzwanzigjährige Schüler Schleiermachers solche Gedanken in der sächsischen Universitätsstadt vertreten hat. In seinem nationalen Gegensatz gegen das Franzosenthum mussten ihn die Eindrücke befestigen, die er empfing, nachdem er im Frühjahr 1808 Leipzig verlassen hatte. Mit Pückler hatte er in den ersten Monaten des Jahres ein Colleg über Institutionen gehört, privatim aber vor allem Sallust getrieben; um die in Dresden befindlichen Sallusthandschriften genau zu vergleichen und zugleich sein früher begonnenes Studium der dortigen Kunstschätze fortzusetzen, zog er gegen Ostern 1808 in die sächsische Hauptstadt. Seine hier mit grösster Sorgfalt veranstaltete Collation der Handschriften des Sallust stellte er später dessen Herausgeber Kritz zu freier Verfügung*); seine damals verfasste Uebersetzung der Reden Cäsars und Catos nahm Böttiger in den Neuen deutschen Merkur auf**). Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Dresden folgte er einer Einladung der Gräfin von Stosch auf ihr Gut Logau und reiste über Breslau nach Löwen, um dort vorläufig ihren jüngsten Sohn zu unterrichten. Schlesien war noch von den Franzosen besetzt; „ihrer Sitte und ihrem einschmeichlerischen Wesen, sagt

*) Kritz bemerkt in der Vorrede zu dem ersten 1828 erschienenen Band seiner Sallustausgabe, dass Schulze pro insigni humanitate sua ultro duorum codicum, Dresdensis alterius, alterius Misnensis, varias scripturas accuratissime ab ipso Cortiano exemplo ascriptas, simul cum aliis quae olim de Sallustio docte commentatus erat, obtulit et ut liberrime his omnibus pro meis rationibus permisit. Ausdrücklich hebt Kritz ebd. p. XXIV hervor, Schulze habe diese Handschriften eximia cum cura verglichen, ita ut ne minima quidem discrepantia desideretur. In ausdrücklicher dankbarer Anerkennung des „wahrhaft väterlichen“ Sinnes, mit dem Schulze ihn stets gefördert, widmete Kritz ihm 1856 seine damals veranstaltete kleine Sallustausgabe.

**) Schulzes Uebersetzungen sind im April- und Maiheft Nr. I, 230 ff. und II, 70 ff. des Jahrgangs 1808 des Neuen deutschen Merkur abgedruckt.

Schulze, ward Anerkennung und Lob besonders in den weiblichen Kreisen der höheren Stände gespendet; ich konnte und wollte meine entschiedene Abneigung gegen die Feinde Deutschlands und Preussens nicht verhehlen und noch weniger ihren politischen und ethischen Ansichten, welche mit den meinigen in grellstem Widerspruch standen, huldigen. So entwickelte sich zwischen ihnen und mir ein häufiger Streit, der, wenn sie mich nicht durch Gründe zu widerlegen vermochten, damit endigte, dass ich von ihnen als Original bezeichnet und belächelt wurde.“ Man begreift, wie es ihn drückte so mit ihnen in untergeordneter Stellung verkehren zu müssen; um so freudiger begrüsste er im Mai 1808 eine Berufung als Professor an das Gymnasium in Weimar.

Er dankte diesen Ruf den Bemühungen seines Landsmannes und Freundes Franz Passow. Bei seinem ersten Aufenthalt in Dresden in den Osterferien 1807 war er mit diesem auf der Elbbrücke zusammengetroffen; Passow war damals bereits in Weimar angestellt; dort vereint leben und wirken zu können, war seitdem Beider dringender Wunsch. Mit Begeisterung ging Schulze auf den Vorschlag des Freundes ein, sich persönlich Schillers Wittwe vorzustellen, die im Winter einen Erzieher für ihre Kinder suchte. „Sage ihr,“ schrieb er am 22. November 1807 an Passow, dass ich auch unbekannt zu ihr unbedingtes Vertrauen gefasst, weil sie den Mann geliebt, den mit mir Jeder, der nach deutschem Sinn strebt, unendlich lieben muss. Wenn sie mein Vertrauen erwidert, wenn sie das wahre Leben ihrer Kinder zum Theil in meine Hand legt, fürwahr sie soll keinem Unwürdigen das vertraut haben, was ihr vielleicht allein das Leben wünschenswerth macht. Wie man noch leben kann, wenn man einen Schiller verloren, kann ich nur begreifen, wenn ich mir das Muttergefühl in seiner höchsten Allgewalt denke.“ Bald darauf reiste er nach Weimar; inzwischen aber hatte sich Lotte Schiller bereits für die Wahl von Ukert entschieden, bei dessen Abgang Bernhard Abeken eintrat. Doch Passow fühlte sich durch diesen missglückten Versuch nur zu neuen Bemühungen angespornt, um dem Freund eine Stelle in Weimar zu verschaffen. Er machte den Minister

Voigt auf ihn aufmerksam; dieser und sein Sohn*) gewannen Interesse an Schulze und so wurde er für die Aufgabe ausersehen, zusammen mit Passow das Weimarer Gymnasium auf eine höhere Stufe seiner Entwicklung zu führen. Am 23. Juli 1808 unterschrieb Karl August das Patent seiner Ernennung zum Professor; noch vor Schluss des Monats traf er selbst in Weimar ein, am 30. August wurde er vereidigt. So hatte er erreicht, was er, wie er im vorigen Winter an Passow schrieb, „um jeden Preis" erstrebte: er war, um Rudolf Köpkes Worte zu gebrauchen, „eingetreten in den geweihten Kreis von Weimar. Welches glücklichere Loos hätte in jenen Tagen einem hochgesinnten begabten Jünglinge zu Theil werden können, als dass sich ihm hier ein Berufsfeld öffnete, das die schönsten Früchte versprach!"

*) S. über Beide O. Jahns Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Chr. G. v. Voigt, namentlich S. 47 und S. 99.

zeigten seinem Freund, wie gleich sie beide das Glück schätzten, Einwohner des Orts zu werden, den Passow, wie er in demselben Jahr seiner Mutter aussprach, „immer als einen heiligen, als den Tempel der deutschen Poesie angesehen hatte“. Auch ein gemeinsamer Schüler Beider, der schon, ehe sie dort lehrten, in das Weimarer Gymnasium aufgenommen war, hebt nachdrücklich hervor, wie „die Begeisterung für das Schöne und Grosse in Weimar durch die Atmosphäre mitgetheilt wurde“; aus seiner eingehenden Schilderung*) ersehen wir zugleich, wie wenig dem Ruhm Weimars und den von seinen Heroen vertretenen Idealen die Erziehung und der Unterricht der Weimarer Gymnasiallehrer in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts entsprachen. Wohl wurde durch die Berufung von Heinrich Voss 1804 namentlich das Studium des Griechischen neu belebt; schon im folgenden Jahre aber unterbrach Krankheit seine Thätigkeit; als 1807 Passow in seine Stelle eingetreten war, erkannte er bald, dass er zur Durchführung seiner humanistischen Bestrebungen anderer Hülfe bedurfte, als sein Director, der Anhänger und Schwiegersohn Salzmanns, Christian Ludwig Lenz und seine Collegen sie ihm bieten konnten. So richtete er an Karl August den Antrag die nöthigen Mittel für die Einrichtung einer Selecta und die Berufung noch mindestens eines der classischen Sprachen kundigen Lehrers zu bewilligen. In hohem Grade charakteristisch für die Zeit, den Verfasser und den Adressaten der Denkschrift sind die Ausführungen, durch welche in dieser auf die allgemeine Bedeutung der gewünschten Massregeln hingewiesen wird; sie werfen das hellste Licht auf die Gedanken, aus denen heraus dieselben gefordert und beschlossen sind. „Das heranwachsende, noch im Keime schlummernde Menschenalter“, schrieb Passow, „bedarf der stärksten Aufforderungen, eingedenk zu sein des deutschen Namens. Aus einer glorreichen Vergangenheit leitet die Reihe der Weimarischen Fürsten den Blick zu der segenvollsten Gegenwart herüber. Die ersten Geister der neuen Zeit lebten

*) Mittheilungen aus einem Schulmannsleben in der Allgemeinen Schulzeitung Jahrg. 1831. Abth. II Nr. 1 ff.

und leben hier, lehrten, dichteten hier und gehören uns durch ihre Gräber für immer an. Verbreitete sich auch ihr Genius gleichmässig, wie das Lebenselement über alle Länder, so währt doch hier eine unmittelbare begeisternde Gegenwart, die nie Vergangenheit werden kann. Was Weimar in der reellsten Wirklichkeit Grosses und Schönes einzig auf der Erde besitzt, wissen die Zeitgenossen. Alles vereinigt sich das schönste Local für reine menschliche Bildung hervorzubringen, wozu sogar die Zeiterscheinungen beitragen zu wollen scheinen, namentlich das Schicksal der bedeutendsten preussischen Lehranstalten, der schlechte Zustand der Schulen in Norddeutschland und der Verfall des noch vor wenig Jahren so vortrefflichen Gymnasiums in Gotha.“ Hatte gleichwohl die Weimarer Schule bisher den Ruhm nie erlangt, den sie haben könnte, so sah Passow den Grund dieser auffallenden Erscheinung in der „lange nicht wesentlich veränderten und den höheren Forderungen unsers Jahrhunderts noch zu wenig angepassten innern Einrichtung“ des Gymnasiums. Bei dieser gingen die Besseren unter der Mehrzahl der Schwächeren und Uebelwollenden verloren; dem unzeitigen Entlaufen auf die Universität stehe nichts entgegen. Solchen Uebelständen, führte Passow aus, könne abgeholfen werden, wenn der schon mehrfach angeregte Plan ausgeführt, eine Selecta organisirt würde; es bedürfe hierzu nur eines kleinen jährlichen Aufwands von 300—400 Thalern, da es hier nicht darauf ankomme, „einen berühmten und erfahrnen Mann zu berufen. Ein junger Mann, der mit frischen Kräften an das grosse Werk geht, dessen Sinn sich mit wahrer Theilnahme zu seinen Untergebenen neigt, dem die Bedürfnisse derselben aus seinen eigenen noch nicht lange entwichenen Lehrjahren lebhafter vor Augen stehen, würde ebensoviel, würde vielleicht im Gegensatz mit den gediegenern und sicherern Einsichten Aelterer und Erfahrener mehr vermögen.“ Gerade jetzt, erklärte Passow schliesslich, habe er diesen Antrag gestellt, „weil gerade jetzt ein junger Gelehrter für unsere Anstalt gewonnen werden könnte, von dem man sich nach näheren Erkundigungen überzeugen würde, dass er eine solche Stelle würde ausfüllen, wie nicht leicht einer ausser ihm.“

innerte. Besondere Freude aber bereitete ihm, dass unter seiner Mitwirkung die zuerst getroffene Verfügung zurückgenommen war, nach der an diesem Abend die Mitglieder des Weimarer Hoftheaters als Statisten hatten dienen sollen. Wie er berichtet, hatte ihn am frühen Morgen Wolff in seiner Wohnung aufgesucht und sich „in tiefer Entrüstung über den 'Alten' (Goethe) beschwert, dessen Bewunderung der grossen und mächtigen Naturen ihn zu einer solchen Anordnung vermocht habe. Diese für jedes deutsche Gemüth schmachvolle Zumuthung empörte mich in dem Grade, dass ich ohne Zaudern die Hülfe des Fräulein Jagemann, welcher ich von einer Jugendfreundin empfohlen war, in Anspruch nahm. Meine dringende Bitte blieb nicht unbeachtet; ihre Gewährung wurde durch ein Handschreiben des Fräuleins an den Herzog schnell erreicht." An einem der folgenden Abende führten die Weimarer Schauspieler den Don Carlos auf; dabei zollte der noch anwesende Talma, wie Schulze berichtet, der mit ihm in einer Loge zusammentraf, „dem ruhigen leidenschaftlosen gemessenen Vortrage Wolffs als Marquis Posa lebhaften Beifall und äusserte in ehrender Anerkennung der deutschen naturwahren einfachen Kunst, dass er nimmermehr wagen könne in ähnlicher Weise und so ohne Pathos vor einem französischen Publicum zu spielen"*).

Diese ersten ereignissreichen Wochen in Weimar hatte Schulze dort ohne Passow verleben müssen, den eine Er-

*) Martersteig, der S. 48 f. seines Buches über P. A. Wolff die freundschaftlichen Beziehungen zwischen diesem und Talma erwähnt, bedauert die Dürftigkeit unserer Nachrichten über dieselben; um so werthvoller dürften ihm die oben abgedruckten Sätze Schulzes erscheinen, welche in interessanter Weise Holteis Aeusserung illustriren, dass „der grosse Franzose dem deutschen Künstler sein ehrfurchtsvolles Entgegenkommen durch ungeschminkte Herzlichkeit erwiderte und ihm ein ehrenvolles Gedächtniss bewahrte". Auch wird dadurch bestätigt, was Henriette Knebel am 19. October 1808 nach der Aufführung einer französischen Bearbeitung von Macbeth und Othello schrieb: „Mich dauert Talma, der doch gewiss ein grosser Künstler ist. Er glaubt, dass er seinem Publicum nachgeben müsste, denn man sagt, dass er es selbst einsähe, dass das kein guter Geschmack sei." K. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette h. v. Düntzer S. 350.

bestimmt, in welcher die Lehrer nicht nur auf Erweiterung der Kenntnisse, sondern auch auf eigentlich gelehrte Ansichten hinarbeiteten und zu praktischer Anwendung des Gelernten sowie zum eigenen Forschen Anleitung gaben; „desshalb, schreibt Passow, darf hier auch schon von kritischer Bearbeitung und Behandlung des Textes die Rede sein. Für die Lectüre haben wir uns einen poetischen und einen prosaischen Cyklus gebildet. Jener besteht aus erlesenen Oden des Pindar und einzelnen Stücken des Sophokles, Aeschylus, Aristophanes, auch wohl des Euripides, dieser aus ausgewählten Stellen des Herodot und Thukydides, Dialogen des Plato und Reden des Demosthenes, unter denen wir von einem halben Jahr zum andern wechseln. Hier werden die Stilübungen schriftlich geliefert, weil es hier wirklich die Absicht ist den griechischen Stil zu bilden; in den andern Classen sollte durch das mündliche Vertiren nur Gewandtheit in der Sprache erreicht werden, denn mehr zu fordern von künftigen Geschäftsleuten sind wir nicht berechtigt. Aber ein Weimarischer Selectaner bestimmt sich schon für etwas höheres. Die vorzüglichste Uebung aber besteht darin, dass ein jedes Mitglied einen ihm beliebigen Autor für sich nach allen Rücksichten bearbeiten und darüber alternirend zu gesetzten Stunden unter Schulzes und meinem Vorsitz disputiren muss.“

Ausdrücklich hebt Passow hervor, dass er und Schulze gemeinsam diesen Plan entworfen und ihn mit aller Kraft durchzuführen bemüht waren. Wie der Letztere erzählt, wurden ihm wöchentlich 20 Lehrstunden zugewiesen, davon waren weitaus die meisten für den griechischen Unterricht bestimmt. In Selecta erklärte er während seines ersten Semesters in 2 Stunden in lateinischer Sprache Herodot und liess in 2 anderen griechische Exercitien schreiben, unter seiner Anleitung lasen die Primaner Xenophons Memorabilien und die Secundaner die Odyssee; die Tertianer lernten bei ihm in 4 Stunden die Elemente der griechischen Grammatik. Ausserdem trug er in Secunda alte Geschichte vor und leitete in Prima in je 2 Stunden die Erklärung von Tacitus' Agricola und deutsche Stil- und Declamirübungen.

Helden der Religion in unsern Tagen dankbar" verehre; kurz zuvor hatte er in einer Recension der 1808 veröffentlichten Predigten Schleiermachers*) dessen Ansicht der Religion als die „würdigste und erhabenste bezeichnet, die seit Luther und Lessing aufgestellt war", ihn zugleich als den „würdigsten Nachfolger des von ihm am würdigsten verherrlichten Spinoza" gepriesen. Ausdrücklich berief er sich nun auf dessen Reden über die Religion; er verwies auf seine Ausführungen über die Grundzüge des christlichen Glaubens; an Worte der vierten Rede über die Mittheilung der Religion knüpft offenbar Schulze an, indem er fordert, dass alle Kraft, Anmuth und Pracht der Rede in der Predigt aufgeboten werde, dass sie nicht nur selbst ein Kunstwerk sein, sondern es auch dankbar erkennen müsse, wenn Künste aus andern Gebieten sich zu ihr gesellen und vollendete Werke auf den Altar der Religion niederlegen. Aber war schon seine Auffassung der Schleiermacherschen Doctrinen nicht frei von Missverständnissen, noch weniger entsprachen seine praktischen Leistungen denen des Meisters. Auch er bewunderte in dessen Predigten besonders die Verbindung von Klarheit und Tiefe; Aehnliches zu erreichen erschwerte er sich selbst durch den Nachdruck, mit dem er seine ästhetischen Tendenzen zur Geltung zu bringen, den Eifer, mit dem er rhetorische Prachtstücke zu gestalten suchte. Stark trat in ihren Formen

*) Dass diese J. L. F. S. unterschriebene Recension in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1809 Nr. 40 c. 213 ff. von Schulze verfasst ist, zeigen Passows Worte in seinem Schreiben an Voss vom 17. September 1809, nach denen Sch. noch nichts für die J. Z. geschrieben hatte, „als die Anzeige vom zweiten Band der Schleiermacherschen Predigten, von der aber Eichstädt eine lange und vortreffliche Einleitung weggeschnitten hat". Eben hieraus ergiebt sich, dass der Brief Schleiermachers vom 26. Februar 1810 (aus Schleiermachers Leben IV, 176 ff.) „an einen Halleschen Schüler" an keinen andern als Schulze gerichtet war, den Schleiermacher darauf aufmerksam macht, dass die Zusammenstellung mit Lessing und Spinoza beim theologischen Publicum seiner Absicht entgegenwirken könne. Schulze hat dieses Schreiben dann wohl Meusebach für seine Sammlung geschenkt; so ist dasselbe unter die Handschriften der Berliner Königlichen Bibliothek gekommen.

indem er Mittwochs und Sonnabends Morgens um 11 Uhr nach Beendigung seiner Schulstunden sie auf neue bedeutende Erscheinungen der Literatur aufmerksam machte. So lernte er „ihre Sanftmuth und Milde, ihr sinniges Schaffen und stilles ernstes Streben“ näher kennen; er pries diese ihre Tugenden, als sie 1810 in seine mecklenburgische Heimath übersiedelte, wo sie leider schon 1816 gestorben ist. Auf das lebhafteste wurde er in späteren Jahren wieder an sie erinnert, da er in Teplitz ihrer Tochter Helene, der nachmaligen Herzogin von Orleans, vorgestellt wurde und bei dieser Gelegenheit eine überraschende Aehnlichkeit mit der Mutter namentlich in der Stimme bemerkte.

Wie in Weimar sammelte auch in dem benachbarten Rudolstadt sich ein dankbarer Hörerkreis um den jungen Prediger; auch hier kam er in persönliche Beziehungen zu fürstlichen Frauen, der verwittweten Fürstin Caroline, die während der Minderjährigkeit ihres Sohns ihr Ländchen regierte, und ihrer Schwester Luise, der Prinzessin Karl. Als eine Frau, wie man sie selten findet, hat bekanntlich Wilhelm von Humboldt die Fürstin bezeichnet, ihren tiefen und umfassenden Geist, der sich mit grösster Einfachheit und Bescheidenheit äusserte, und ihren religiösen Sinn gerühmt, den sie mit feinstem philosophischen Nachdenken verband; um so werthvoller musste für Schulze die warme Anerkennung sein, die sie seinen Reden zollte*). Nicht zum wenigsten

*) In einem Schreiben vom 21. März 1810. Dass die Fürstin, auch nachdem Schulze längst Thüringen verlassen hatte, ihm ein dankbares Andenken bewahrte, zeigen zwei 1831 und 1839 von ihr an ihn gerichtete Briefe, in deren erstem sie sich für ihr Landeskind Umbreit bei ihm verwendet. In diesen drei Schreiben Carolinens, die — wie überhaupt ihre Beziehungen zu Schulze — in ihren Biographien von Anemüller (Caroline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt 1869) und Schwartz (in seinem Buch über Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie III, 245 ff.) nicht erwähnt sind, spricht sich durchaus die gleiche Gesinnung aus wie in den von ihnen mitgetheilten Documenten; ebenso stimmt mit den von Anemüller S. 53 ff. abgedruckten eigenhändigen Bemerkungen der Fürstin über Louis Ferdinands Verhalten in Rudolstadt unmittelbar vor seinem Tod im Wesentlichen überein, was Schulze aus ihren Erzählungen hierüber auf-

französische Gesinnung, die mit diesem und mit einem andern hervorragenden preussischen Officier, mit Heinrich von Kleists Freund Rühle von Lilienstern, der 1809 zum Gouverneur des Prinzen Bernhard ernannt war, damals Schulze zusammengeführt hat*). Vor allem aber hat Letzterer durch das Feuer seiner patriotischen Begeisterung einen mächtigen Einfluss auf die Jugend geübt. Unablässig schärfte er die Mahnungen seiner Antrittsrede seinen Schülern ein; in und ausser ihren Unterrichtsstunden arbeiteten er und Passow in Weimar an der Bildung einer „energischeren" Generation; sie erlebten die Freude sichtlich für den Gedanken zu wirken, an dem, wie Passow schrieb, ihre „ganze Seele hing, durch Enthüllung des hellenischen Alterthums, Entwickelung des hellenischen Geistes das wenigstens im Einzelnen herzustellen, was den Deutschen im Ganzen schmachvoll abhanden gekommen — Begeisterung für Vaterland und Freiheit". In Rudolstadt ist 1809 in dem Knaben Heinrich Leo, der bisher enthusiastisch für Napoleon gestimmt war und „seine Phantasie im Kriegsruhm des mächtigen Kaisers sonnen liess", durch Schulze die eifrig patriotische Gesinnung erweckt, die seitdem sein Denken und Handeln erfüllt hat. Schulze hatte in Weimar sich bei einem Onkel Leos, dem Conditor Ortelli in der Rannschen Gasse eingemiethet, und lebte mit ihm, dessen biedern Charakter er schätzte, in sehr freundlichen Verhältnissen; Beide reisten im Frühjahr 1809 zusammen nach Rudolstadt, wo Ortelli bei Leos Grossmutter abstieg; dort besuchte ihn Schulze und traf hier auch seinen zehnjährigen Neffen. Er fand an dem geweckten Knaben Gefallen und war eben mit Fragen an ihn beschäftigt, als Jemand mit der Meldung in das Zimmer

*) Mag vielleicht Müffling in seinen Mittheilungen (in seinem Buch: Aus meinem Leben S. 21 ff.) die Bedeutung seiner eigenen damaligen Thätigkeit auch zu hoch angeschlagen haben, so werden doch seine Angaben über die patriotische Haltung, die Karl August in dieser schweren Zeit bewährte, auch durch Rühles Zeugniss bestätigt, der Droysen erzählte, wie der Herzog „fest und zuversichtlich blieb". S. Droysen, Karl August und die deutsche Politik S. 28 und über den eben hiermit zusammenhängenden Gegensatz zwischen Müffling und Voigt O. Jahns Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Voigt S. 96 ff.

und besonders wegen meiner Predigten dem Marschall Davoust und dessen Polizeiagenten verdächtig geworden. Der Herzog warnte mich, hinzufügend, dass er mich nicht schützen könne. Ich erwiderte ihm, wie ich mit den Verhältnissen wohl bekannt und weit entfernt sei, auf seinen Schutz zu rechnen. „Nun dann", antwortete er, „predigen Sie nur ruhig fort; ich gehe nicht in die Kirche, aber meine Gemahlin und diese ist von Ihnen sehr erbaut."

So hatte Schulze sich nicht abschrecken lassen, in seinen patriotischen Reden fortzufahren — und die Franzosen sind zu einer Gewaltmassregel gegen ihn nicht vorgeschritten. Mit der Neigung zur Unterdrückung aller deutschen patriotischen Regungen verband sich bei ihnen ein gänzlicher Mangel an Gefühl für deren innerste Lebensquellen; Schulzes Sprache war gewiss nicht minder als die seiner Lehrer Schleiermacher und Steffens für sie „ein völlig unverständliches Sanskrit". In der That konnte nur ein feinerer und tieferer Sinn für deutsches Wesen die politische Bedeutung der pädagogischen Worte und Thaten dieser Männer erkennen; es verleiht der Betrachtung von Schulzes Leben und Wirken in Weimar ein allgemeines Interesse, dass dabei in eigenthümlich deutlicher Weise die Zusammenhänge zwischen den ästhetischen, religiösen und politischen Tendenzen der jungen Generation, welcher er angehörte, entgegentreten. Charakteristisch hierfür ist auch, welche unter den neueren Dichtern ihn in diesen Jahren vornehmlich anzogen. Es war neben Novalis zunächst Achim von Arnim, dessen Dolores ihm „selige Stunden" gewährte und mit dem er eine ihm unschätzbare Freundschaft schloss, als der Dichter sich 1811 mehrere Wochen lang in Weimar aufhielt und er mit dem „gar liebenswürdigen Menschen", wie er ihn Passow gegenüber bezeichnete*), fast täglich beisammen war. „Sehr theuer als Schriftsteller" war ihm ferner Heinrich von Kleist; „gewiss", urtheilte er bei seinem Tod, „ist einer der grössten Geister Deutschlands mit ihm untergegangen".

*) In einem Brief vom 31. October 1811, in dem er seinen Worten über Arnim hinzufügt: „Seine Frau Bettina Brentano ist das wunderlichste Wesen, was man sehen kann, höchst naiv, schneidend scharf, voll Verstand, aber für mich nicht liebenswürdig".

Mit seinen romantischen Neigungen hing der Eifer zusammen, mit dem er in Weimar die in seiner Studentenzeit begonnenen Studien der spanischen Literatur fortsetzte und sich jetzt namentlich Calderon zuwandte; er und Passow wanderten eine Zeit lang wöchentlich an ihren freien Nachmittagen nach Oberweimar, um Calderons Dramen zusammen mit dem dortigen Pfarrer Netto zu lesen, der sich damals mit der Ausarbeitung eines spanischen Wörterbuchs beschäftigte. Lebhaft interessirte sich daher auch Schulze für das Unternehmen, den spanischen Dramatiker auf die Weimarer Bühne zu bringen. Er, der schon in Lauchstädt und Leipzig an den Aufführungen der Weimarer Schauspieler sich erquickt und erhoben hatte, folgte natürlich als ihr Mitbürger ihren Leistungen mit besonderer Theilnahme; ausser mit Wolff stand er im Verkehr mit Graff und Malcolmi, mit denen er im Gasthaus zum Elephanten zu Mittag ass; auch mit der Jagemann und mit Henriette Händel wurde er persönlich bekannt. Letztere erinnerte ihn durch ihre Gestalt und mehr noch durch ihre Gesichtsbildung an ihren Vater, den Gastwirth Schüler zu Schwerin, welcher einst in ihm „durch seine aus dem Stegreif vorgeführten Rollen die Elementarbegriffe mimischer Kunst geweckt hatte“; als die Tochter nun auf dem Weimarer Stadthaus mimisch-plastische Attituden gab, bewunderte auch er „die hohe Besonnenheit und Sicherheit ihres Spiels und die künstlerische Wahrheit, die sie in jede einzelne Attitude zu legen wusste“; er empfand es schmerzlich, dass er die Künstlerin nicht von ihrer Verbindung mit Professor Schütz in Halle zurückzuhalten vermochte, deren unglückliche Folgen er voraussah. Vor allem aber begeisterte ihn Ifflands Spiel, welcher an vier Abenden des September 1810 in Weimar auftrat und namentlich als König Lear „den glänzendsten Triumph feierte“; die in ihm dadurch „erweckten Bemerkungen über den mimischen Künstler“ schrieb Schulze auf Einsiedels Aufforderung für Bertuchs Journal des Luxus und der Moden nieder, wo sie im November veröffentlicht wurden*).

*) Aus dem Novemberheft des Journals des Luxus und der Moden ist dieser (27 S. 8⁰ füllende) Aufsatz separat abgedruckt u. d. T.: Ueber

Er hatte Iffland nie mit solcher Vollendung spielen sehen; den Grund davon sah er „zum Theil in der schönen Art und Weise, wie die Mitglieder unserer Bühne, die unter der geistvollen Leitung ihres grossen Meisters zu ihren alten Vorzügen täglich neue gesellt, in Ifflands sinniges Spiel freundlich zuvorkommend eingingen“; er freute sich um so mehr der bedeutenden Aufgabe, die ihnen in den folgenden Monaten durch die Einstudirung von Calderons „Standhaftem Prinzen“ gestellt wurde. Am 30. Januar 1811 erfolgte nach „den ernstesten und treuesten Bemühungen“ die erste Aufführung; welch mächtigen Eindruck sie machte, zeigt besonders der eingehende Bericht, den Lotte Schiller an die Prinzess Caroline sandte. Wie sie schrieb auch Schulze in Briefen an Passow das grösste Verdienst an dem Erfolg Goethe zu, lobte auch er unter den Schauspielern namentlich Oels, welcher die Rolle des Muley übernommen hatte; weniger einverstanden war er mit Wolffs Don Fernando; er urtheilte, dass ihm hierzu die Kraft und die Hauptsache, der Glaube, fehle. Schon deshalb äusserte er sich nur im Allgemeinen anerkennend über die Leistungen der Schauspieler in der Schrift, die er noch 1811 „über den standhaften Prinzen“ drucken liess*) als ein „Denkmal seiner Dankbarkeit gegen die Manen Calderons“. Um den Verehrern „dieses echt christlichen Trauerspiels“ es zu ermöglichen, „den Dichter auf seinem Schöpfungsgange zu belauschen“, gab er zunächst einen Auszug aus der Quelle, aus welcher Calderon höchstwahrscheinlich das Historische

Ifflands Spiel auf dem Weimarischen Hof-Theater im September 1810. Von Johann Schulze. Weimar, im Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs. 1810.

*) Der auf 116 S. 8° ebenfalls im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar 1811 veröffentlichten Schrift „über den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon“, sind zwei Kupfer, welche Wolff als Prinzen und Oels als Muley darstellen, und eine Musikbeilage, eine Composition des Gesangs der Christensklaven beigefügt; die Widmung an Caroline von Hopfgarten ist vom 3. November 1811 datirt. Einige Hauptsätze dieser Schrift hat neuerdings mit den Urtheilen anderer Autoren über den standhaften Prinzen Krenkel in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Stücks (Classische Bühnendichtungen der Spanier I, 170 ff.) zusammengestellt.

entlehnt, aus dem Leben des Prinzen, das sein Unglücksgenosse Alvarez „mit liebevoller Umständlichkeit und alterthümlicher Einfalt“ geschrieben hatte; daran schloss sich eine eingehende Analyse der Entwickelung und der hervorragenden Charaktere des Stücks. Schulze bewies dabei, dass er sorgfältig das spanische Original studirt hatte und dadurch sich auch im Stande fühlte an einzelnen wichtigen Stellen A. W. Schlegel zu verbessern, nach dessen Uebersetzung das Drama aufgeführt war. Nichts aber lag ihm ferner, als wegen solcher Einzelheiten dessen „bewunderungswürdige Arbeit in ihrem hohen von ihm wohl erkannten Werthe“ herabzusetzen; dem um Kunst und Wissenschaft hochverdienten Manne, dessen „meisterhafte Verdeutschung“ die wirksamste Propaganda für Calderon in Deutschland gemacht hatte, stimmte er auch in der Schätzung der spanischen Dichtung völlig zu. Im letzten Theil seiner Schrift unternahm er mit Beziehung auf sie die Schlegelschen Aufstellungen über den Unterschied zwischen antikem und christlichem Drama näher zu begründen, wonach als Grundgedanke von jenem das Schicksal und von diesem die Vorsehung zu bezeichnen sei. „Der Teutschen Muse, schloss er, ward es noch nicht vergönnt, ein christliches Drama von hoher Vollendung, das auf vaterländischem Boden entsprossen, voll dankbarer Demuth auf dem Hochaltar der Kirche dem Ewigen weihen zu können, und darum wollen wir uns liebevoll und freudig das Ausländische aneignen, wie es dem mütterlichen Sinn des teutschen Volks geziemt“.

Diese Auffassung und diese Art ihrer Vertretung fanden begreiflicher Weise nicht die Zustimmung des Meisters, auf dessen Aufforderung hin Schulze seine Schrift verfasst hatte. Seine Bemerkungen über Ifflands Spiel hatten nicht nur der Prinzess Caroline*), sondern auch Goethe gefallen; er äusserte, wie Schulze in zwei Briefen an Passow meldet, den Wunsch, von ihm auch etwas über den standhaften Prinzen ge-

*) S. ihre Zeilen an Lotte Schiller vom 24. December 1810 Charlotte Schiller und ihre Freunde I, 559, wo in Anm. 2 die Worte der Prinzessin irrthümlich auf die Schrift über den standhaften Prinzen bezogen sind.

schrieben zu sehen. Aber sehr wenig entsprach die so entstandene Arbeit Goethes Wünschen; er schrieb an Caroline von Wolzogen*), er sei dadurch „mehr betrübt als erfreut. Das Gute, was dieses Schriftchen enthält und was ihm mit Recht Beifall verschaffen muss, wird in meinen Augen durch unselige Fratzen völlig wieder aufgehoben, um so mehr als er nicht die rechte, sondern die falsche Wirkung zum eigentlichen Zweck seiner Arbeit macht". Man kennt die enthusiastischen Worte, in denen Goethe sich 1804 nach der ersten Lectüre über den standhaften Prinzen ausgesprochen, den Eifer, mit dem er in den folgenden Jahren das Studium des spanischen Dichters und seine Einbürgerung auf der deutschen Bühne betrieben hat; er wollte dieser dadurch „eine ganz neue Provinz erobern", den Universalismus deutscher Bildung fördern. Statt dessen sah er jetzt bei Calderon gerade das als allgemein musterwürdig verherrlicht, was in Wahrheit nur aus der historischen Bedingtheit und Beschränktheit des Spaniers des 17. Jahrhunderts zu erklären war; es erschien ihm als eine ernste Gefahr, dass die Deutschen mit „wenig Begriff von Calderons wahrer Stärke dessen zarte Seite mit ihrer schwachen in Rapport setzten"**). Einen Vertreter dieser einseitigen und gefährlichen Calderon-Schwärmerei, einen Apostel der ihm gründlich antipathischen „neueren religiösen Poesie und poetischen Religion" erblickte er in Schulze, dessen Schrift als Motto das Wort Schleiermachers vorgesetzt war: „Wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis, dann wird die grosse Auferstehung gefeiert werden für beide Welten". Verurtheilte der Verfasser auch „verkehrten Mysticismus" und „tolle Bekehrungssucht" nicht minder als „kalte Verständigkeit", pries er eben Goethe als einen der „wenigen sinnigen Priester des Ewigen", so fand dieser doch in solchem Lob eine Verkennung seiner eignen Bestrebungen; es konnte ihn nur ver-

*) Am 28. Januar 1812. Literarischer Nachlass der Frau Caroline von Wolzogen I², 420 ff.

**) S. seine Worte vom 17. October 1812 in Riemers Mittheilungen über Goethe II, 649

stimmen, wenn in solchem Zusammenhang sein Interesse für den standhaften Prinzen als ein Beweis seiner „Liebe für jede wahrhaft christliche Erscheinung“ und die „von heiliger Sehnsucht durchglühten, Steine bewegenden Töne seines christlichen Faust“ als ein Zeugniss seiner Anerkennung der „Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte“ gedeutet wurden. So führte ihn gerade diese auf seinen Anlass unternommene Arbeit zu einer bestimmten Erklärung gegen deren Urheber und gegen dessen romantische Gesinnungsgenossen*): darin liegt das hauptsächliche Interesse, welches ihre, welches die Betrachtung des Verhältnisses von Schulze zu Goethe noch heute in Anspruch nehmen darf. Dass es zu näheren persönlichen Beziehungen zwischen Beiden nicht gekommen ist, daran trugen nicht allein zufällige Missverständnisse die Schuld**); der von feurigem Patriotismus erfüllte Anhänger Arnims und Kleists musste bei seiner Verehrung für den

*) Schon Schuchardt hat in der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1881 Nr. 198 bemerkt, dass es Goethe „wohl erst durch Schulzes Schrift zu seinem Missbehagen klar geworden, was man alles aus dem standhaften Prinzen herausfühlen“ kann. Hinsichtlich der Würdigung Calderons durch Goethe möchte ich auf die Ausführungen von Woldemar von Biedermann (Goethe-Forschungen I S. 154 ff. II, 160 ff.), hinsichtlich Goethes Stellung zu den Romantikern besonders auf den zweiten und dritten Abschnitt von Adolf Schölls Abhandlung: Goethe in seinen Zeiten in der Berlin 1882 erschienenen Sammlung seiner Aufsätze über Goethe S. 380 ff. und auf Viktor Hehns Gedanken über Goethe S. 117 ff. verweisen.

**) Wie Schulze selbst berichtet, wies er als Passows Freund die Einladung zu den Abenden von Johanna Schopenhauer zurück, da sie ihm mittheilte, sie bedaure Passow nicht einladen zu können, weil Goethe erklärt habe mit ihm nicht zusammenkommen zu wollen; aus Passows eigner ausführlicher Erzählung in seinem Brief an H. Voss vom 12. März 1810 ist aber bekannt, wie diese auf Missverständnissen beruhende Differenz beseitigt wurde. Passow war seitdem hochbeglückt durch Goethes Freundlichkeit; dieser liess ihm, als er Weimar 1810 verlassen hatte, auch durch Schulze „viel Schönes“ sagen; über sich selbst schrieb Letzterer am 15. Januar 1811: „Goethe scheint sein Vorurtheil gegen mich abgelegt zu haben; er behandelt mich jetzt sehr freundlich und hat mich schon zweimal zu sich geladen.“ Wenn Goethe, der selbst in dem oben citirten Brief an Caroline von Wolzogen aussprach, er gönne Schulze übrigens alles Gute, über ihn verstimmt

Genius des grössten deutschen Dichters dessen politische Haltung doppelt schmerzlich empfinden; diesem erschienen umgekehrt das stürmisch aufgeregte Wesen des jugendlichen Redners und Schriftstellers, Inhalt und Form vieler seiner Aeusserungen und der Beifall, der ihm gezollt wurde, als Symptome der Zeitkrankheit, von welcher er die Wortführer der jungen Generation ergriffen sah.

Günstiger als Goethe hat sein Freund Knebel über Schulzes Beurtheilung des standhaften Prinzen sich geäussert*); er fand zu seinem Vergnügen mehr darin, als er sich beim etwas wunderlichen Anfang davon versprochen: viel geistiges, viel schönes rednerisches, zarte und feine Bemerkungen. Allerdings fügt auch er diesem Lob hinzu: „Schade, dass der Autor nicht immer weiss seinen Gedanken Ziel und Mass zu setzen und so zuweilen ins übergeschüttete, unschickliche verfällt.“ Schulze selbst hat später die Fehler seiner Jugendarbeit sich nicht verhehlt; wie Köpke berichtet, hat er als Greis über sie gelächelt; bei ihrer Erwähnung in seinen Erinnerungen sagt er: „ihren zum Theil überschwänglichen Inhalt möchte ich heute in seinem ganzen Umfang ebenso wenig vertreten, als ich mich zu der christlichen Gesinnung, die ihr zu Grunde liegt, noch gegenwärtig bekenne.“ Dass er zu grösserer Klarheit sich hindurchrang, seinen Gedanken Ziel und Mass setzen lernte, das verdankte er nicht zum wenigsten seinem neben allen andern Beschäftigungen stets mit Eifer betriebenen Studium des classischen Alterthums. Es war ein unschätzbarer Segen für ihn, dass ihn schon sein amtlicher Beruf immer wieder zu den hellenischen Dichtern zurückführte und zugleich die wichtigste literarische Arbeit, die er in Weimar unternahm,

wurde, so gaben ihm dazu neben der Schrift über den Standhaften Prinzen besonders die Schulzeschen Predigten Anlass; sehr bezeichnend ist, wie er 1821 dem Kanzler von Müller gegenüber klagte, dass das Publicum an ihnen „mehr Geschmack finde als an Röhrs klarer Gediegenheit und aufrichtiger Consequenz“. S. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller h. von Burkhardt S. 42.

*) In seinem Brief an Lotte Schiller vom 3. December 1811 Charlotte v. Schiller III, 327.

dem Hauptwerke des „nie verstummenden Herolds der Kunst der Hellenen“ gewidmet war, der nach Wolfs Worten „aus den Alten ihren Geist gewonnen und mit diesem Geist alles geschrieben“, den als „antike Natur“ Goethe gerühmt hat.

Auf Winckelmann war Schulze, wie oben' erwähnt, bereits in Halle durch Wolf hingewiesen; dieser hatte am Schluss der Skizze, die er zu Goethes Schrift über Winckelmann und sein Jahrhundert beigesteuert hatte, die Frage aufgeworfen: „Sollte nicht endlich der Wunsch nach einer vollständigen Sammlung der Schriften Winckelmanns unter dem Volke rege werden, das ihm so vielen Nationalruhm bei den Ausländern verdankt?“ Kurz vor Schulzes Ankunft in Weimar war 1808 unter Goethes Auspicien, unter ausdrücklichem Hinweis auf seine Charakteristik Winckelmanns im Verlag der Waltherschen Buchhandlung in Dresden der Anfang einer solchen Sammlung durch Fernow veröffentlicht; aber noch ehe der zweite Band vollendet war, starb dieser im December des genannten Jahres. Schulze hatte mit ihm Italienisch getrieben, mit ihm Tassos Befreites Jerusalem gelesen; in der Loge Amalia hielt er am 10. Januar 1809 eine Trauerrede zum Andenken an den Geschiedenen. Ihm wurde nun der Antrag gemacht dessen Arbeit fortzuführen. Heinrich Meyer, Goethes Kunst-Meyer, hatte schon um den unter Fernows Namen veröffentlichten Theil der Ausgabe sich ein grosses Verdienst erworben, indem er namentlich zu dem den zweiten Band abschliessenden „Versuch einer Allegorie“ Anmerkungen und Zusätze geliefert hatte; er kam jetzt zu Schulze und erklärte, wie dieser berichtet, er werde nur dann seine seit vielen Jahren zu Winckelmann gesammelten Bemerkungen herausgeben, wenn Schulze bei der Fortsetzung des Unternehmens sich betheilige. Daraufhin entschloss sich dieser die Aufgabe zu übernehmen, bei deren Lösung allerdings viel grössere Schwierigkeiten als bei den in den ersten beiden Bänden vereinten kleineren Schriften Winckelmanns zu überwinden waren*). Denn von der Kunst-

*) Schon früher hatte Goethe dieselben nachdrücklich betont. „Besonders die Kunstgeschichte, schrieb er am 1. Mai 1809 an Voigt, ist durch die Wiener Ausgabe und durch Zusätze, welche Winckel-

geschichte, um deren Edition es sich nun handelte, lag zunächst kein Text vor, der sich ohne Weiteres zu Grunde legen liess. Schulze suchte ihn aus den beiden Ausgaben des Werkes und aus den Anmerkungen Winckelmanns auf die Weise zusammenzustellen, wie er glaubte, „dass Winckelmann selbst würde verfahren haben, wenn ihn nicht ein grausames Schicksal an der Vollendung seiner Arbeit verhindert hätte“. „Nichts, sagt er in der von ihm verfassten Vorrede zum ersten Band der Kunstgeschichte, ist verändert worden, die Entstellungen der Wiener Herausgeber ausgenommen, nichts Wesentliches ist ausgelassen, sondern jeder Gedanke in der von Winckelmann ursprünglich bestimmten Gestalt gerade da dem Ganzen einverleibt, wo er die zweckmässigste Stelle zu finden schien“. Er hielt es für seine Pflicht den Text der Kunstgeschichte mit der „gleichen kritischen Strenge“ wie die Classiker des Alterthums zu behandeln; denn, schreibt er, „Winckelmanns durch die lebendigen Muster der Alten einzig und allein gebildeter Stil hat besonders in vorliegendem Werke, worin er seine ganze Eigenthümlichkeit am vollkommensten und liebenswürdigsten niederlegt, jene hohe Einfalt und unbewusste Grossheit erhalten, welche wir in den besten Schriften der Alten, wie in den Werken unseres Goethe, als unerreichbar bewundern“. Er liess sich in diesem Verfahren auch nicht irren durch die Einwendungen, welche A. W. Schlegel in einer eingehenden Recension vorbrachte; entschieden sprach er sich in einem Brief an Böttiger gegen Schlegels Forderung aus, „Winckelmanns Text nach den jetzt üblichen Regeln der Grammatik zu ändern“; „meine Ehrfurcht vor dem grossen Todten erlaubt mir nicht solche Willkürlichkeiten“. Noch weniger konnte er sich entschliessen, wie Schlegel wünschte, dem Texte Sachberichtigungen einzurücken; unbedingt leistete er

mann besonders edirt, in eine Verwirrung gerathen, dass eine neue Bearbeitung nöthig wird. Auch hat sich seit jener Zeit so manches in der Kunstgeschichte und den Hülfswissenschaften aufgeklärt; es ist so vieles gegen Winckelmann und öfters nicht ohne Grund geschrieben worden, wovon der Herausgeber in beigefügten Noten Rechenschaft ablegen muss.“ Goethes Briefe an Ch. G. von Voigt S. 263 f.

hierin Winckelmanns letztem Willen Folge, der jede Veränderung des Textes untersagt hatte. Dagegen glaubten Meyer und er allerdings wider Winckelmanns Wunsch neue Anmerkungen seinem Werke hinzufügen zu müssen; hatte er nach dem Lessingschen Wort „mit der edelen Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiss auf die Hauptsache verwandten und was Nebendinge waren mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten“, so suchten sie, wie früher schon seine italienischen Uebersetzer, seine so entstandenen kleinen Versehen zu tilgen und nachzutragen, was für oder wider seine Meinung aus der erweiterten Kenntniss der Denkmäler und neueren Forschungen sich entnehmen liess. Ihr ganzer Ton sollte dabei, wie Schulze sagte, zeigen, „wie wenig wir zusammen stimmen mit der in unsern Tagen so häufigen Menschenbrut, welche undankbar gegen frühere unsterbliche Verdienste, voll Anmassung und Eigendünkels vorwitzig modelnd und meisternd gerade gegen die Männer auftritt, welche ihr zuerst die blöden Augen geöffnet und es ihr möglich gemacht haben selbst das Wenige zu sehen, was ihr beschränkter, stets vom Einzelnen befangener Blick zu fassen vermag“. Sie wollten eben desshalb hier nicht ihre Gelehrsamkeit zur Schau stellen, sie strebten nach möglichster Kürze; dennoch sind ihre Noten zu sehr bedeutendem Umfange angewachsen. Schlegel legte denselben nicht nur weit höheren Werth als den Bemerkungen Fernows bei, er schrieb ihnen einen sehr schätzbaren Gehalt zu; Justi erklärt, dass „dieser Commentar die Brauchbarkeit des Buchs um ein halbes Jahrhundert verlängert hat“. Allerdings hebt er nur das Verdienst von Meyer hervor, der „die weit bedeutendere auf die Kunst bezügliche Hälfte lieferte“; mit welchem Eifer und welcher Gewissenhaftigkeit Schulze die ihm überwiesene philologische Arbeit zu fördern bemüht war, ersehen wir aus einer Aeusserung Passows und namentlich aus seinen eigenen Briefen an Böttiger, der in Dresden am Ort des Drucks wohnte und sich für denselben thätig interessirte. Schon im März 1809 meldete Schulze, dass er eifrig beschäftigt sei, um den Text der Kunstgeschichte mit der grössten Genauigkeit herzustellen, zugleich alle vor-

kommenden Citate nachzuschlagen und sorgfältig zu vergleichen und des italienischen Uebersetzers Fea oft breite Anmerkungen nach Möglichkeit kürzer zusammen zu ziehen. Mitte August konnte er bereits das Vorwort zum ersten Bande unterzeichnen, in welchem die ersten drei Bücher der Kunstgeschichte und Winckelmanns Vorreden zu dem Hauptwerk und zu den Anmerkungen abgedruckt waren; unmittelbar darauf wurde eifrig die Arbeit für den „wunderschönen" Text des zweiten Bandes begonnen. Ein Jahr später, im August 1810 hat Schulze diesen und im December 1811 den dritten Band veröffentlicht; sie enthielten den Kern des Winckelmannschen Werkes, seine Ausführungen über die Kunst der Griechen. „Kein Jota" von ihnen sollte nach des Bearbeiters Willen verloren gehen; um eine jede Bemerkung am passenden Orte einzuordnen, musste er, wie er Böttiger am 10. April 1811 berichtete, „jede Zeile zum Druck schreiben, den Text zusammenstellen, sichten", dann weiter „den Fea berichtigen, übersetzen, zusammenziehen, die Citate nachschlagen, bestimmen u. s. w.; ich muss Gott weiss was alles thun. Meyer, der kränklich ist und gern die Herausgabe bei seinem Leben beenden möchte, drängt mich, weil er mit seinen Anmerkungen, die er zum Theil schon in Italien geschrieben, leicht fertig wird, wie wohl ich auch zu diesen immer noch manches arbeiten muss. Ich habe gelesen und lese fort und fort, was von Andern seit Winckelmann in der Kunstgeschichte des Alterthums geleistet ist; aber wie spärlich ist die Ausbeute, wenn man reine Resultate verlangt! In den einzelnen philologischen Sachen berichtige ich soviel als möglich; ich würde mehr thun, wenn ich in unserer Ausgabe Raum dafür zu finden möchte, wenn man mir für jeden Band nur wenigstens zwei Jahre liesse". Er hielt sich berechtigt diese Schwierigkeiten seiner Arbeit so zu betonen, da Böttiger, der eine Recension in der „Zeitung für die elegante Welt" veröffentlicht hatte, sie gar nicht zu würdigen schien; besonderen Ruhm in der gelehrten Welt hat Schulze durch diese mühsame Redactionsthätigkeit so wenig gewonnen als grosse Einkünfte; mehr als den Betrag des Honorars musste er für Bücher ausgeben, zu deren Anschaffung ihn diese Arbeit

nöthigte. Aber für ihn waren auch solche äusserliche Rücksichten nicht die bestimmenden Motive seines Handelns; „wunderlich erschien ihm oft, wie er an Passow schrieb, das Haschen und Jagen junger Gelehrter nach einem Namen, nach einem Ruf von Gelehrsamkeit u. s. w. Leicht und ohne gar grosse Anstrengung sind diese Erbärmlichkeiten zu erlangen. Aber was frommt es? Oft geht das Gründliche und Wissenschaftliche darüber zu Grunde, ja die Möglichkeit zu einer hohen schönen Ausbildung des Innern wird nicht selten im Keime erstickt.“ Seine liebevolle Beschäftigung mit Winckelmann förderte ihn in mannigfacher Richtung; mit Freude berichtete er Passow über seinen dritten Band, er werde „um vieles besser werden, als die vorigen Theile; denn ich werde des Stoffes immer mächtiger und gewinne an historischen Kenntnissen und an Einsicht in die Kunstsprache der alten Schriftsteller“. Vor allem aber hob ihn auch bei dieser Arbeit der patriotische Gedanke an den Dienst, den sie seinem Volke leisten sollte; „alle unsere Wünsche, sagt er, sind in reichem Masse erfüllt, wenn diese neue Ausgabe der Kunstgeschichte Winckelmanns auch nur weniges beiträgt unter dem deutschen Volke, das selbst beim Drucke der Gegenwart noch so manches Schöne und Erfreuliche schafft, die gründliche Liebe für das Alterthum zu erhalten, damit jeder, welcher Stärkung bedarf, sich an dessen unvergänglichen Werken aufrichte, neuen Muth und neues Leben gewinne“*).

So spricht auch hier die Verbindung nationaler und

*) Auch diese Worte Schulzes finden sich in der von ihm verfassten Vorrede zum ersten Band der Kunstgeschichte, welcher unter dem Titel: Winckelmanns Werke herausgegeben von Heinrich Meyer und Johann Schulze. Dritter Band, Dresden, in der Walthersehen Hofbuchhandlung 1809 veröffentlicht wurde. Er enthält LX und 468, der zweite, resp. der vierte Band der Werke ausser dem am 16. August 1810 unterzeichneten Vorworte 440, der dritte resp. fünfte Band der Werke, dessen Vorrede vom 18. December 1811 datirt ist, ausser dieser 618 Seiten; ungefähr die Hälfte derselben nehmen die von Band zu Band an Umfang wachsenden Anmerkungen ein. Schlegels Recension der vier ersten Bände der Werke ist aus den Heidelberger Jahrbüchern von 1812 von Böcking in seiner Ausgabe von A. W. v. Schlegels sämmtlichen Werken Bd. XII, S. 321—383 abgedruckt. Die im Text

humanistischer Tendenzen sich aus; beiden zugleich wollte Schulze durch seine Bemühungen um das Werk dienen, in dessen Bewunderung alle Wortführer der neuen deutschen humanistischen Bildung von Herder und Wolf bis auf die Schlegel und Schelling wetteiferten. Aber bestimmt treten dem Betrachter ihres Verhältnisses zu Winckelmann auch die Unterschiede zwischen ihnen entgegen; es ist für sie sehr bezeichnend, wie 1812 A. W. Schlegel den Weimarer Herausgebern gegenüber bei aller Anerkennung der „Tugenden des musterhaften Prosaikers“ nicht nur „die grammatischen und logischen Mängel seiner Schreibart“, sondern auch seine sachlichen Irrthümer und Einseitigkeiten betont, ihm jede „Ahndung von dem Wesen der christlichen Ideale“ abspricht, warm für die christlichen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts eintritt. Schulze, den die „sorgfältige“ Recension seines Unternehmens durch den von ihm verehrten Schriftsteller erfreute, fand nicht unbegreiflich, dass auch hier dessen „Abneigung gegen alles jetzt aus Weimar Kommende“ sich geltend mache; er war sich kaum bewusst, wie diese Arbeit bei ihm selbst Anschauungen förderte, von denen sich damals mehr und mehr Schlegel und seine nächsten Gesinnungsgenossen abwandten. Unmöglich konnte auf ihn der enge Verkehr mit Meyer ohne Einfluss bleiben; er lernte ihn herzlich lieben; „Meyer ist doch, schrieb er 1811 an Passow, der reellste Mensch in ganz Weimar und welch ein klarer reiner Verstand!“ Noch wichtiger für ihn war aber die Natur der Aufgabe, an deren Lösung er „manches schöne Jahr in nie

erwähnte Aeusserung Passows über Schulzes Arbeit für Winckelmann findet sich in seinem Schreiben an H. Voss vom 17. September 1809 (S. 99), Schulzes ungedruckte Briefe an Böttiger bewahrt die Dresdener Bibliothek auf. Aus ihnen ergiebt sich das Missverständliche der auf die Winckelmann-Ausgabe bezüglichen Aeusserungen von Meyer-Ochsner in seinem Leben des Hofraths Heinrich Meyer von Zürich, das als Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1852 erschien und auf dessen Darstellung ich hinsichtlich des Lebens und Charakters Meyers verweise. Vgl. über diesen ausserdem Paul Weizsäckers Einleitung zu seiner Ausgabe der Kleinen Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer im XXV. Bd. der Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Heilbronn 1886.

getrübter Eintracht“ mit diesem unbedingten Verehrer antiker Kunst zusammen arbeitete. Er sah sich dadurch genöthigt sich gründlich über die verschiedenartigsten Einzelfragen der Alterthumswissenschaft zu unterrichten; über ihnen nicht die Hauptsache, den Geist der Antike ausser Acht zu lassen, über dem Nachschlagen in den Classikern nicht die Lectüre derselben im Ganzen zu vernachlässigen, dazu gab es keinen besseren Mahner als den Meister, in den er als sein Herausgeber sich täglich mehr einleben musste. Und beeinflussten ihn andere Beschäftigungen in entgegengesetzter Richtung, doch wiesen auch sie ihn auf das Studium schwieriger und bedeutsamer Probleme der classischen Philologie hin; in dem Vorwort zu seinen Reden über die christliche Religion kündigte er eine Schrift über das Christliche in Sophokles an; mit Rücksicht darauf las er, wie er 1811 Passow mittheilte, „unaufhörlich“ den Sophokles wie auch die übrigen Tragiker; sie mit Calderon zu vergleichen bot ihm dann die Abhandlung über den standhaften Prinzen Anlass. Seine Weimarer Arbeiten befestigten den Schüler Wolfs und Schleiermachers in der Ansicht, dass „der höchste Zweck der Philologie klares lebendiges Anschauen des Alterthums“ sei; er verurtheilte den „Vocabelkram, wenn das Zeug sich zum Zweck machen will, da es doch nur Mittel ist“, und diejenigen Philologen, „welche Register und Wörterbücher durchsuchen und nie die Zeit haben einen Schriftsteller ganz und in der Folge zu studiren“, welche „in tausend Einzelheiten befangen sich nie zu allgemeinen Einsichten erheben“*). Solche Gesichtspunkte brachte er fortwährend auch in seinem Unterricht zur Geltung; keineswegs glaubte er dabei sich und seine Schüler von gründlichem Studium der Einzelheiten dispensiren zu dürfen. „Mit Ernst und Strenge drang“ er nach den Worten seiner schon früher citirten Abschiedsrede „auf gründliches lebendiges Erfassen der Sprachen des Alterthums; mit sondernder Schärfe verfolgte er den eigenthümlichen Geist eines zu erklärenden Schriftstellers bis in die scheinbar unbedeutendsten Sprachformen und Wendungen“.

*) Worte zweier Briefe an Passow vom 8. Juni und vom 31. December 1811.

Dies sein Streben hat auch in den letzten Jahren seines Weimarer Aufenthaltes erfreuliche Früchte gezeitigt. Allerdings musste er seit dem Herbst 1810 des besten Helfers entbehren. Passow verliess damals Weimar, da er als Mitdirector des Conradinum nach Jenkau bei Danzig berufen war. Er hatte Schulze zu dessen letztem Geburtstag, den sie zusammen verlebten, mit Recht aussprechen dürfen, dass des Freundes „tiefster Sinn sich ihm enthüllt"*). Ihr gegenseitiges Verständniss, ihr übereinstimmendes warmes Interesse an der gemeinsamen Thätigkeit hatte diese und zugleich ihrer Beider menschliche und wissenschaftliche Entwicklung mächtig gefördert. Mit Sehnsucht dachte der Zurückgebliebene später an die Tage zurück, da sie zusammen gewirkt, zusammen an den Erfolgen ihres Unterrichts sich gefreut hatten. Von Beiden war schon nach der Richtung seiner Studien wesentlich Passows Nachfolger verschieden: Ferdinand Hand, ein Schüler Gottfried Hermanns, der noch in Leipzig mit Passow sich befreundet, dort 1807 promovirt und 1809 sich habilitirt hatte. Ihn interessirten schon damals in erster Linie sprachliche Untersuchungen, deren Ertrag er später in seinem Schulze gewidmeten Lehrbuch des lateinischen Stils und in seinem Tursellinus veröffentlichte. Schien er den Werth der Sprachkenntniss dem neuen Collegen zu sehr zu betonen, so schätzte doch auch dieser sehr seine Gründlichkeit, sein ernstes Streben, seine Bescheidenheit und seine Treuherzigkeit; aus gegenseitiger Anerkennung ihrer verschiedenartigen Naturen entwickelte sich zwischen Beiden ein freundschaftliches Verhältniss, an dem sie auch nach ihrer Trennung festgehalten haben**). Unter ihren gemeinsamen Schülern***) sind Mare-

*) In dem in Passows Vermischten Schriften S. 349 ff. unter der Ueberschrift: „An J. S. zum 15. Januar 1810" abgedruckten Gedicht, das einem für beide Freunde charakteristischen Geschenk, einem Exemplar von Jacob Böhmes Schriften beigefügt war.

**) Vgl. Queck, Ferdinand Gotthelf Hand nach seinem Leben und Wirken. Jena 1852, S. 41.

***) Nach dem Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 2. December 1811 Nr. 79 sassen im Herbst 1811 in Selecta 9, in Prima 56, in Secunda 60 Schüler; Schulze erklärte in Selecta Herodot und leitete die schriftlichen Uebungen im Griechischen.

zoll, der spätere Professor der Rechte in Giessen und Leipzig, und Friedrich Osann hervorzuheben, der in Giessen lange Jahre die philologischen Studien geleitet hat; letzteren, einen der jüngeren Brüder des oben erwähnten, früh verstorbenen Karl Osann, mit dessen „an Charakter und Verstand gleich ausgezeichneter“ Mutter Schulze unter einem Dach wohnte, hatte er durch Privatunterricht zur Prima vorbereitet*). Besonders rühmte er in seinen Briefen an Passow Johann Herbst aus Pösneck in Koburg, der später Director in Wetzlar wurde; im Februar 1812 stellte er ihm bei seinem Abgang vom Gymnasium ein Zeugniss**) aus, welches für den Lehrer nicht weniger charakteristisch ist, als für den Schüler. „Die Sprache der Hellenen“, wird hier über Herbst gesagt, „und die Geschichte dieses grossartigen Volks, zu dessen Leben und Dichtungen er sich besonders hingezogen fühlte, suchte er vermöge seines schnell und scharf auffassenden Verstands gründlich kennen zu lernen, und die ganz vorzüglichen Kenntnisse, welche er sich auf diesem Gebiet des Wissens erworben, wirkten wohlthätig zurück auf seine Muttersprache, in welcher er sich klar, leicht und verständlich ausdrücken lernte, so dass seine Ausarbeitungen sich eben so sehr durch die Form als durch den geistreichen Inhalt empfahlen. Sein Talent im Auffassen einer fremden Eigenthümlichkeit wie seine Empfänglichkeit für wahre sittliche Grösse zeigte er besonders in seinen Uebersetzungen des tiefsinnigen Römers, der auf den Trümmern des eingesunkenen römischen Freistaats wehmüthig trauernd das unwiderbringlich Verlorne vergebens zurückwünschte und

*) Marezoll hebt in seiner Selbstbiographie (in Justis Fortsetzung der Striederschen hessischen Gelehrtengeschichte) S. 442 hervor, dass er von seinen Lehrern auf dem Weimarer Gymnasium, welches er 1809—1811 besuchte, dem Director Lenz und den Professoren Passow, Schulze und Hand besonders viel verdanke; über Schulzes Verhältniss zu F. Osann s. W. Wiegand, Professor Friedrich Osann, Giessen 1859, S. 9; über Friedrich Osanns Mutter, die in zweiter Ehe sich mit dem Minister Voigt verband, s. namentlich O. Jahns Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Voigt S. 111 ff.

**) Herbsts Sohn, Wilhelm Herbst, hatte die Freundlichkeit mir dieses Zeugniss mitzutheilen; er schrieb mir dabei, dass sein Vater ihm „von der fast convulsivischen Lebendigkeit Schulzes als Schulmann“ erzählt habe.

wenigstens in seinen unsterblichen Werken der spätesten Nachwelt beurkundete, dass er noch ein Römer war. Ein Jüngling, der wie Johann Herbst seinen Geist mit den schönsten Blüthen des Alterthums zu nähren und zu veredeln suchte, muss nothwendig auch im Leben und Handeln nach Ebenmass, einnehmender Sitte und Besonnenheit streben und dieses Lob wird ihm jeder mit seinem Wesen Vertraute freudig ertheilen.“

Zu seiner Befriedigung hatte Schulze durchgesetzt, dass an einigen seiner Stunden auch Ernst Schiller Theil nehmen durfte; da dessen bisheriger Lehrer Bernhard Abeken 1810 nach Rudolstadt berufen war, gab er ihm auch unentgeltlich Privatunterricht; er liess ihn deutsche Aufsätze schreiben und las mit ihm classische Werke, unter andern den Oedipus auf Kolonos. „Es gereichte mir“, sagt er, „zur innigen Freude, den Dank und die Verehrung, die ich für seinen Vater im Herzen trug, in etwas bethätigen zu können.“ Er kam dadurch auch in nähere Beziehungen zu der Mutter seines Schülers; mehrfach spricht sie in ihren Briefen an Prinzessin Caroline*) von ihrer „kurzen Ehe“, wie sie scherzweise ihr Verhältniss zu Schulze und dann diesen selbst bezeichnete. Deutlich prägt in ihren Urtheilen die Sicherheit und Ueberlegenheit der gereiften Frau gegenüber dem stürmischen Wesen des jugendlichen Enthusiasten sich aus, bei dem es „keinen Mittelzustand“ gab, der „alles entweder göttlich oder abscheulich“ fand; ihr entging nicht der Unterschied zwischen seiner und der Sprache Schillers, Goethes und Herders, an deren Umgang sie gewöhnt war. Schon ehe er der Lehrer ihres Sohnes wurde, war er ihr durch ihrer Beider Beziehungen zu den fürstlichen Familien in Weimar und Rudolstadt bekannt geworden; als sie im Sommer 1809 ihn in Schwarzburg hatte predigen hören, schrieb sie an Goethe: „Wer die schöne ruhige Erscheinung eines Herders gesehen hat, die blühende Sprache mit dem wohlklingenden Ton vorgetragen und dem reichen, oft auch poetischen Inhalt seiner

*) Charlotte von Schiller und ihre Freunde I, 543 ff. Den Brief an Goethe vom 27. August 1809 s. im Goethe-Jahrbuch IV, 259 f.

Reden, der wird eigentlich nicht so leicht befriedigt; relativ mit dem, was man jetzt hört, ist eine solche Rede auf der Kanzel nicht ohne Werth; aber ich gestehe Ihnen, unter uns gesagt, dass er mir die Erwartungen nicht erfüllte, die man mir gab.“ Auch seine Abhandlung über den standhaften Prinzen entsprach ihren Anschauungen nicht; dieselbe hätte nach ihrer Ansicht unterbleiben können. Die Aufführung des Stücks hatte sie tief ergriffen; aber die romantische Calderon-Schwärmerei theilte sie ebenso wenig als Schulzes Entzücken über das Käthchen von Heilbronn. Ihr erschien das Kleistsche Drama als „ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn“, der Kohlhaas war ihr viel lieber. So war viel Anlass zum Disputiren gegeben; „die kurze Ehe dehnte sich dabei wohl einmal zu Stunden aus“. Für Schulze war solcher Umgang mit der köstlich gesunden Frau von unschätzbarem Werth; in ihrem Haus wurde er, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „wirklich ungeheuer vernünftig und klug“. Sie aber erkannte bei allem, was sie in Scherz und Ernst ihm vorzuwerfen fand, gern den Reichthum seines Wissens, seine grosse Lehrbegabung und vor allem die zarte liebevolle Behandlung ihres Sohnes an; zu wiederholten Malen spricht sie aus, wie herzlich dankbar sie ihm dafür sei. Um ihm selbst ein Zeichen dafür zu geben, schenkte sie ihm im Juni 1811 die fünfbändige Ausgabe von Schillers Theater und schrieb dazu: „Ich weiss sehr gut, verehrter Herr Professor, dass ich die Treue und Liebe, die Sie meinem Ernst beweisen, nur fühlen kann und Ihnen nie so dafür danken kann, als das Gefühl einer Mutter es aussprechen möchte. Zum Zeichen dieses Gefühls erlauben Sie, dass ich in Ihre Bibliothek dieses Andenken stifte. Indem Sie sich an dem, was nicht vergänglich ist, in diesen Büchern, ergötzen, so denken Sie auch gern an Mutter und Sohn, die Ihnen das Theuerste geben zum Zeichen einer immer dauernden Dankbarkeit und Anhänglichkeit.“ Als er dann im folgenden Frühjahr Weimar verliess, gab sie nochmals in einem Brief vom 19. März 1812 ihren dankbaren Gefühlen warmen Ausdruck; indem sie ihm einen kleinen Hausrath für die neue Heimath übersandte, hoffte sie ihn dadurch dort „beim Theetisch an die Stunden

zu erinnern, die Sie mir und meiner Schwester vorigen Sommer durch Ihren schönen Vortrag und Vorlesungen so freundlich erheiterten"*). Schulze selbst erwähnt, sein Verhältniss zu Ernst von Schiller habe „auch seine geselligen und freundschaftlichen Bezüge zu seiner Tante, Caroline von Wolzogen und zu seiner Grossmutter, der Frau von Lengefeld in Rudolstadt befördert; es war mir vergönnt, der ersteren in abendlicher Musse die Tragödien des Sophokles in der von ihr selbst gewählten Uebersetzung Stolbergs vorzulesen."

Auch mit andern Weimarer Damen stand er in geistig anregendem Verkehr. Freundliche Aufnahme hatte er namentlich in der Ziegesarschen Familie und im Hause von Jacob Friedrich von Fritsch, dem Minister Amaliens und Karl Augusts gefunden**). In der Musse seines Alters widmete sich dieser nach dem Zeugniss seines Biographen Beaulieu-Marconnay dem Genuss seiner ansehnlichen Bibliothek und folgte „mit grösstem Interesse den gewaltigen Ereignissen der Zeitgeschichte"; ihm gefiel Schulzes freimüthige Rede; diesen interessirte besonders, dass sein Gönner einst in Nöthenitz Winckelmanns persönliche Bekanntschaft gemacht hatte und dass in seinem Besitz sich ein schönes Oelgemälde befand, welches Lessing „in voller Jugendblüthe, in einem blauen Rock und in einer blauen Weste darstellte". Zwei Töchter von ihm hatte Schulze schon in Leipzig kennen gelernt, Frau von Hopfgarten und Frau von Niebecker. Im Hause der Ersteren verbrachte er in Weimar viele Sonntagsabende; „ich stellte mir, erzählt er, die Aufgabe, ihr die sämmtlichen Dramen Shakespeares vorzulesen. Ihrer Schwester, der Frau von Niebecker und ihren beiden bereits erwachsenen Töchtern hielt ich in zwei wöchentlichen Stunden einen zu dem Ende von mir ausgearbeiteten Vortrag über die Geschichte der hellenischen Poesie und machte hierbei aufs Neue die Erfahrung,

*) Beide Briefe sind dem von Charlotte an Schulze geschenkten Exemplar des ersten Bands des Schillerschen Theater vorgeheftet, das in seiner Familie zum Andenken an Beider Verkehr aufbewahrt wird.

**) Ueber die Familie Fritsch s. ausser Beaulieu-Marconnays Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie VIII, 110 ff. und der dort verzeichneten Literatur Biedermann, Goethe-Forschungen I, 215 ff.

dass, was in der Wissenschaft als das Beste in seiner Art anerkannt worden, für eine gebildete Frau gerade gut genug ist."

So mannigfache Beziehungen hat Schulze in Weimar angeknüpft, so vielfach bildende Eindrücke hier empfangen. Seine ganze weitere Entwicklung ist dadurch beeinflusst; gerade bei der Lebhaftigkeit, mit welcher er auf verschiedenartigste Anregungen einging, bei der Vielseitigkeit seiner Interessen und Beschäftigungen war es aber für ihn doppelt schwer die Ruhe und Klarheit harmonischer Bildung zu gewinnen, nach welcher er mit heissem Bemühen strebte. Er selbst erkannte die Gefahr, von der sein Freund Passow in dem ihm gewidmeten Gedicht geredet hatte,

> Dass formlos dehnt sich alles in die Breite
> Und in der Tief' erstirbt der Lebenssaft.

Er beschränkte nicht nur seinen geselligen Verkehr und seinen Theaterbesuch, sondern er suchte auch in seiner Thätigkeit sich mehr zu concentriren. Mit aus diesem Grund hat er seit dem Herbst 1810 nicht mehr die Kanzel betreten; immer deutlicher kamen ihm die Schwierigkeiten zum Bewusstsein, die gerade diese Wirksamkeit bot. Als er Passow die Vollendung des Drucks der zweiten Sammlung seiner Predigten anzeigte, schrieb er ihm: „Je tiefer die Religion in meinem Wesen Wurzel fasst, je mächtiger sie in meinem Innersten lebt, um desto klarer erkenne ich, dass nichts schwieriger ist, als mit Religion über Religion zu reden und zu schreiben Und so soll dieses Buch auch das letzte sein, was ich in dieser Form und auf diesem Gebiet liefere." Wie schon oben erwähnt, glaubte er nach seinen Leistungen den Forderungen, die er an den Prediger stellte, nicht genügen zu können; er fürchtete, wie er hinzufügt, der Beifall, den zahlreiche Zuhörer ihm spendeten, könne für ihn „die Quelle persönlicher Eitelkeit werden und die tiefe Gemüthsbewegung, mit welcher er jedesmal die Kanzel bestieg, ihn selbst körperlich vor der Zeit aufreiben." Solche Motive führten ihn zu dem vielen seiner Freunde unerwarteten Entschluss, von dem er sich auch durch Bitten und Vorstellungen nicht abbringen liess. Er schrieb an Passow, er fühle zu seiner Freude, dass die Zurückgezogenheit, der er sich ergebe, dazu beitrage, „sein

besseres Ich allmählich zu entfalten", und auch dieser fand, wie er Heinrich Voss gegenüber aussprach*), in Schulzes Aeusserungen eine bei ihm ungewohnte Ruhe, anspruchslose Klarheit und Heiterkeit. „Bei seinem ganz herrlichen regen Talent zu allem, was erringenswerth ist, bei seinem belebenden energischen Sinn, der sich so leicht in jeder Sphäre einheimisch macht, und bei seinem unbeschreiblich guten, nur noch nicht genug befestigten, noch zu sehr zu mancher süssen Täuschung hinneigenden Herzen muss er sehr bedeutend werden, sobald er mit sich selbst ins Klare kommt und er das bloss Blendende, Zufällige gebührend zu verachten weiss." Dafür aber erschien ihm nichts wünschenswerther als eine Verpflanzung des Freundes von Weimar. Schon nach dem bisher Angeführten wird man in der That nicht zweifeln können, dass in der Enge und geistigen Dichtigkeit des Weimarer Lebens für eine Natur wie die seine in den damaligen Tagen es besonders schwer war, vor Verwirrung und Zersplitterung sich zu bewahren; ein ganz persönliches, aber auch für Zeit und Ort charakteristisches Verhältniss kam hinzu, die Schwierigkeiten für Schulze zu steigern. „Er fand hier", so berichtet Rudolf Köpke, „eine verheirathete Frau wieder, für die er in schwärmerischer Verehrung sein Herzblut hingegeben hätte; er sah sie in ihren ehelichen Verhältnissen anerkannt unglücklich, leidend und ausharrend ihrer Kinder wegen, voll Entsagung und Pflichtgefühl; bei solchen Umständen musste sein Herz schliesslich in den gefährlichsten Zwiespalt gerathen mit sich selbst, mit seinem Beruf, mit seiner ganzen Stellung. Es kam zu fortgesetzten Conflicten der Leidenschaften, die niemals zu einer versöhnenden Ausführung geführt werden konnten; nichts als Aufregung, Untergrabung der Seelenkräfte, Störung der begonnenen öffentlichen Thätigkeit und der so eifrig gesuchten geistigen Fortentwicklung war vorauszusehen." So strebte er jetzt von dem Ort fortzukommen, nach welchem er sich einst so sehr gesehnt, welcher ihm so vielfache Anregungen geboten hatte.

Schon bald, nachdem Passow im Herbst 1810 nach Jenkau

*) In seinem Brief vom 30. November 1810 (F. Passows Leben und Briefe S. 136).

gegangen war, erörterten beide Freunde die Möglichkeit, ob nicht auch Schulze dorthin folgen könne. Was er über die Anstalt erfuhr, die sein Freund in Uebereinstimmung mit seinem gleichgesinnten Collegen Jachmann leitete, reizte ihn sehr, auch seine Kräfte ihr zu widmen; durchaus einverstanden war er mit den pädagogischen Zielen, für welche die Directoren des Conradinums durch eine von ihnen begründete Zeitschrift auch literarische Propaganda zu machen suchten. „Wir haben", schrieb Passow über sie, „zum Titel gewählt 'Archiv deutscher Nationalbildung', und darin ist auch die Tendenz des Ganzen genugsam ausgesprochen. Von politischer Seite können wir nichts erwarten, weil die Deutschen schon zu lange aufgehört haben, sich als Bürger Eines Staates zu fühlen: nur ihre Wissenschaft war noch ein allgemeines Bildungsmittel, und um dies Band weiter und fester zu ziehen, muss die ganze Wiederherstellung der Nationalität von denen und durch diejenigen beginnen, welche die Depositärs der deutschen Art und Kunst sind, also durch den Lehrstand, gleichviel ob er mündlich oder schriftlich lehrt: das Beste aber ist von den künftigen Geschlechtern zu hoffen, weil das gegenwärtige sich nicht mehr aus sich selbst emporarbeiten kann, und so fliesst der Begriff deutscher Nationalbildung für den Augenblick fast ganz zusammen mit dem deutscher Jugendbildung. Soll aber durch diese ein gemeinsamer Zweck erreicht werden, so müssen die zu solchen Zwecken Thätigen vor allem über Tendenz, Mittel und Methode unter sich einig werden, und dies vorzubereiten ist die Absicht unsers Archivs." Dieser Anschauung entsprachen die Aufsätze der Zeitschrift, an deren Spitze bezeichnender Weise Fichtes Bild stand; eng verbunden und hochgesteigert treten uns in ihnen die gleichen nationalen und humanistischen Tendenzen entgegen, die alle oben angeführten Aeusserungen Schulzes beseelen; ausdrücklich sprach er seine Uebereinstimmung mit der Auffassung der Herausgeber von der Aufgabe der Schule im Archiv selbst aus in einer Anzeige eines Programms von Jachmann „über das Verhältniss der Schule zur Welt"*). Aber so verlockend

*) In interessanter Weise zeigt sich uns auch hier der Unterschied der Anschauungen Passows und Schulzes von denen Goethes,

beiden Freunden der Gedanke erschien wieder vereint an derselben Anstalt und frei von allen Schwierigkeiten, mit denen sie in Weimar zu kämpfen hatten, für ihre Ideale wirken zu können, so zweifelte Passow doch von vornherein sehr, ob sich derselbe werde realisiren lassen; im Februar 1811 musste er mittheilen, dass die Curatoren des Conradinums nicht im Stande seien, Schulzes Stellung in Jenkau so zu gestalten, wie er hatte fordern müssen. Andere Aussichten hatten sich ihm damals bereits eröffnet. Hierfür wichtige Bekanntschaften hatte er auf einer grossen Reise gemacht, die er in verlängerten Sommerferien 1810 unternommen hatte.

Sie führte ihn nach Süddeutschland, der Schweiz und Oberitalien. Nach einem dreitägigen Aufenthalt in Fulda fuhr er von dort über Frankfurt schnell nach Strassburg; hier verweilte er etwas länger, um den Münster und „fast alle Gelehrte und Künstler" der Stadt kennen zu lernen, dann wanderte er über Freiburg, Schaffhausen und Zürich nach dem Vierwaldstätter See. An einem wolkenlosen Morgen bestieg er den Rigi und erfreute sich herrlichster Aussicht; nach dem Besuch des Rütli und der Tellscapelle wanderte er über den Gotthard bis tief in das Mailändische. Hier fesselten ihn der Lago Maggiore und die Borromäischen Inseln; über den Simplon ging er in das Rhonethal und nach dem Genfer See; den Rückweg schlug er über Bern, Basel, den Elsass, Speier und Heidelberg ein. Nicht nur auf dem Rigi war er vom Wetter ausserordentlich begünstigt; am Genfer See, den er

der in einem Brief an Passow vom October 1811 diesem selbst schrieb, dass er dem „Unternehmen wenig Glück weissagen zu können" glaubte. Mit Bedauern betrachtete er „die babylonische Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschlands ergriffen" und erklärte es für ein „Unglück, dass man die Grundsätze und Maximen, nach welchen man lehrt und handelt, früher als die Lehre und das Handeln selbst öffentlich werden lässt, da doch sowohl das Beispiel der älteren Weisen, als die Erfahrungen an dem neueren Thun und Treiben uns hätten aufmerksam machen sollen, dass man seinen Zweck vernichtet, indem man ihn voraussetzt, dass eine Handlung, wenn sie glückt, nicht contestirt wird, wohl aber nichts mehr Widerspruch erleidet, als eine vor, ja sogar nach der That ausgesprochene Maxime." Strehlke, Goethes Briefe II, 36.

ganz befahren hat, entzückte ihn besonders Vevey. Leider erfahren wir nichts Genaueres darüber, wie auf den Sohn der norddeutschen Tiefebene die Landschaftsbilder namentlich des Hochgebirges gewirkt haben, die er zum erstenmal erblickte; bestimmtere einzelne Angaben finden sich in seinen Aufzeichnungen über andere ästhetische Eindrücke, die er von der Reise heimbrachte. In Basel fesselten ihn Holbeins Gemälde und Zeichnungen; genau verglich er den Strassburger und den Freiburger Münster, die er beide gründlich besichtigte. Ueber ersteren schreibt er: „Wie der König der Gegend ragt er stolz hervor. Seine deutsche Gestalt ruft den Deutschen über den Rhein.“ Sein Interesse für neuere deutsche Kunst war in Weimar durch seinen fortgesetzten Verkehr mit seinem Freunde Friedrich, der persönlich ihn dort besuchte und mehrfach einige seiner Bilder dort ausstellen liess, und seinen Umgang mit dem Bildhauer Weisser genährt. Letzterer zählte zu seinen Tischgenossen und hat von ihm in dieser Zeit ein noch im Besitz der Familie befindliches Basrelief angefertigt; mit einem Freund und bedeutenderen Genossen Weissers, Friedrich Tieck, traf Schulze nun zufällig in Zürich zusammen und bewunderte dessen grosses Talent und „unendliche Klarheit“.

Unter den vielen anderen Bekanntschaften, welche er noch auf seiner Reise machte, war für ihn natürlich besonders werthvoll die von Pestalozzi. Er suchte ihn in Ifferten auf und fand bei ihm die herzlichste Aufnahme; Pestalozzi begleitete ihn und Caroline von Wolzogen nach Murten und war ihr Führer auf dem dortigen Schlachtfeld. „Zur Verwirklichung seiner Methode“, schrieb Schulze später unter dem Eindruck, den er hier empfangen hatte, „ist von Seiten des Lehrers vor allen Dingen ein Herz, eine Liebe zur Jugend erforderlich, wie sie sich bei Pestalozzi in allen seinen Handlungen, in jedem Worte, ja selbst in dem Ton seiner Stimme offenbarte. Seine Methode war Er selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seinem Herzen voll Liebe für das Volk und dessen Armuth. Die Zahl seiner wahren Schüler war immer klein und ist es auch noch heute. Selbst bei unserm Diesterweg, den ich wegen der Reinheit und Festigkeit seines

Charakters und wegen seines entschiedenen und ausgebildeten Talents, durch angemessene an seine Schüler gerichtete Fragen irgend einen Begriff in seinem ganzen Umfange und in allen seinen einzelnen Theilen zu zerlegen und zu klarer Anschauung zu bringen, sehr schätzte, war die Seite des Verstandes vorwaltend, und die des Gemüthslebens in etwas zurücktretend, weshalb ihm auch für die Religion und ihre Mysterien, welche sich nicht immer auf Verstandesbegriffe zurückführen lassen, wenn nicht die Empfänglichkeit, doch das volle Verständniss fehlte. Die preussische Regierung hat früh die grosse Bedeutung Pestalozzis für die Volkserziehung wenn nicht erkannt, doch geahnt, und Pestalozzi war von Dank für unsere Regierung erfüllt; ihre beiden Zöglinge Braun und Streit, welche ich vorfand, haben im Elementarunterrichtsfache auch späterhin Löbliches geleistet, aber weder der eine noch der andere war nach seiner Persönlichkeit geeignet, für Pestalozzis eigenthümliches Wesen und Streben nachhaltig zu wirken. Herr von Türck aus Meiningen war mit seiner Gattin, einer Schwester unseres berühmten von Buch, nach Yverdun gegangen, um sich mit den dortigen Unterrichtsanstalten näher bekannt zu machen und er hat später als Regierungsschulrath in Potsdam in anerkennungswerther Weise dargethan,dass der Aufenthalt in Yverdun für ihn nicht ohne Frucht geblieben."

Auch sehr verschiedene Gelehrte lernte Schulze namentlich in den Universitätsstädten kennen, die er auf seinem Weg berührte. In Strassburg erfreute ihn, dass in einer Abendgesellschaft, in welche er eingeführt wurde, nur deutsche Sprache und deutscher Geist herrschten, leider war Schweighäuser verreist, von dessen Herodotstudien ihm erzählt wurde. In Freiburg verkehrte er mit dem gelehrten katholischen Theologen Johann Leonhard Hug, der dort als Professor der orientalischen Sprachen und Domherr lebte; er vertheidigte diesem gegenüber lebhaft die Wolfschen Prolegomena, die Hug angegriffen hatte, besichtigte seine Sammlung griechischer und römischer Münzen und liess sich von ihm über die in Paris vereinten antiken Kunstwerke berichten, über welche der Freiburger Gelehrte auf mehreren Reisen nach dort sich

eingehend unterrichtet hatte. Er lernte bei diesen Gesprächen nicht nur Hugs umfassende und gründliche Gelehrsamkeit, sondern auch seine freien Ansichten über Staat und Kirche und seine ansprechende und würdige Persönlichkeit so sehr schätzen, dass er ihn später seinem Collegen Schmedding für die Stelle des Erzbischofs von Köln empfahl*). Die meisten Anregungen aber bot ihm Heidelberg. Hier sah er Böckh wieder und verlebte „selige Stunden" im Vossschen Haus**); sehr interessirten ihn Daubs „tiefe Ansichten". Er lernte nun persönlich den Recensenten seiner Predigten, Marheinecke, kennen; da dieser nach Berlin berufen wurde, dachten Daub und Schwarz daran, ihn durch Schulze zu ersetzen. Aber auch zur Verwirklichung dieses Gedankens kam es nicht, ebensowenig zu einer Berufung Schulzes nach Breslau, wohin, wie er Passow meldet, Schleiermacher ihn zu ziehen wünschte. Dagegen wurde ihm die Stelle eines Gymnasialdirectors in Hildburghausen angeboten; er aber lehnte sie ab, da er gleichzeitig unter ihm noch mehr zusagenden Bedingungen einen ähnlichen Ruf von einem Fürsten erhielt, welcher ihm schon

*) Adalbert Maier erwähnt in den Badischen Biographien I, 409, dass Hug mehrfache Berufungen auch als Professor nach Preussen, nach Breslau und Bonn erhielt, sich aber nie entschliessen konnte, die Wirksamkeit an seiner geliebten Albertina gegen einen fremden Berufskreis aufzugeben. Auch Jacob Grimm rühmt 1814 in einem Brief an seinen Bruder das „gute, feine Gefühl" und die Gefälligkeit von „Hug, dessen äusseres Wesen etwas für uns Fremdes hat, das man aber vielleicht unter Katholiken öfters finden muss, etwas sanft Schwärmendes und Wortreiches in Augen und Mund"; mit grosser Mühe, berichtet er weiter, habe H. sich eine sehr auserwählte Bibliothek und eine Münzsammlung erworben, die er beide der Universität vermachen wolle; „über das Politische redet er mir ganz nach meinem Sinn". Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit S. 227 f.

**) Dass die Eltern Voss Schulze „recht lieb" gewannen, ersehen wir aus einem Briefe ihres Sohnes Heinrich an Lotte Schiller vom 25. Februar 1811 (Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, 251 ff.), der selbst hier über Schulze urtheilt: „Eine interessante Erscheinung ist er gewiss, talentvoll, wenn auch nicht geistreich, und bieder und gut ist er auch." Wohl durch das Datum dieses Briefs ist Herbst in seinem Buch über Johann Heinrich Voss II, 2, 152 veranlasst, Schulzes Besuch in Heidelberg in das Jahr 1811 zu verlegen.

öfter Beweise seines Wohlwollens gegeben, ihn auch auf seiner Reise herzlich aufgenommen hatte, von Karl von Dalberg, dem damaligen Grossherzog von Frankfurt.

Wesentlich seinetwegen hatte Schulze sich 1810 drei Tage in Fulda aufgehalten, wohin Dalberg sich damals zurückgezogen hatte, „um seiner tiefen Trauer über das tragische Ende seiner geliebten Nichte, der Fürstin von der Leyen, ungestört nachhängen zu können“. Schon früher hatte er dem Verfasser der „Geist und Herz ansprechenden Reden“, die ihn „innigst gerührt“, ausgesprochen, wie er mit ihm in „Gottesverehrung und Menschenliebe“ übereinstimme; nach diesem Urtheil über die erste Sammlung seiner Predigten hat Schulze die zweite derselben dem Grossherzog gewidmet. War die Verschiedenheit der Confession damals kein Hinderniss für solche Widmung und ihre geneigte Annahme, so schloss auch die tiefe politische Differenz zwischen dem Bewunderer Napoleons und dem eifrigen deutschen Patrioten nicht aus, dass Letzterem von dem Fürst Primas des Rheinbunds ein massgebender Einfluss auf die Bildung der Jugend seines Landes anvertraut wurde. Deren Förderung hatten Beide im Auge, als Schulze in den ersten Tagen des Jahres 1812 an das Gymnasium in Hanau berufen wurde. Caroline von Wolzogen, die damals am Hof des Grossherzogs in Aschaffenburg lebte, übersandte ihm im März das Patent seiner Bestallung, das ihm eine jährliche Besoldung von 1200 Gulden zusicherte*). Schon vorher hatte das Weimarer Consistorium seine Bitte um Entlassung aus seinem bisherigen Amt gewährt; am 17. März verabschiedete er sich von Goethe, dessen Secretär Riemer seine Stunden am Gymnasium übernahm, am 19. von seinen Schülern. Sie begleiteten ihn am folgenden Tage noch bis Erfurt; tief bewegt durch die Trennung von ihnen fuhr er dann allein weiter zunächst nach Gotha. Er wurde hier von Herzog August empfangen, besichtigte

1) Offenbar ist eben Schulze der „würdige Mann“, der nach dem Billet Dalbergs an Caroline von Wolzogen, das in ihrem „literarischen Nachlass“ (I^2, 79) abgedruckt ist, aus ihrer „wohlthätigen Hand seine Berufung erhalten hatte. Mein Wunsch, schreibt Dalberg hier, ist, seinem trefflichen Geist einen schönen Wirkungskreis zu bieten.“

die Sammlung griechischer Münzen und verlebte interessante Stunden mit Jacobs, den er „als ersten Repräsentanten hoher attischer Bildung“ verehrte. Ausserdem berichtet er, „lernte ich in dem Generalsuperintendenten Löffler einen ebenso gründlichen als aufgeklärten und wohlwollenden Theologen kennen, dessen rationalistischen Standpunkt ich achtete, obwohl er weder damals noch später der meinige war“. Von Gotha reiste er über Eisenach und Fulda nach Hanau; am Morgen des Charfreitags, am 27. März 1812, traf er hier ein. Auf dem ganzen Wege waren ihm Züge des grossen französischen Heeres begegnet, das „in Siegesgewissheit seinem Verderben in Russland entgegenschritt“. Seine Katastrophe bedeutete den Beginn einer neuen Zeit für Deutschland und Europa; sie zerstörte den Grund, auf dem Dalbergs Herrschaft ruhte, und gab damit auch Schulzes Leben eine neue Wendung.

Viertes Capitel.

Hanau 1812—1816.*)

Vierzehn Jahre nach dem Tod Karl von Dalbergs schrieb Wilhelm von Humboldt an des Geschiedenen beste Freundin, an Caroline von Wolzogen**): „Dalbergs, auch nach meinem Urtheil in seiner Zeit ganz einzig dastehendes Wesen der Vergessenheit entrissen und für die Zukunft hingestellt zu sehen wünsche ich gar sehr. Nur Sie können es. Man müsste es aber so machen, dass man weder auf seine schrift-

*) Die erste Zeit von Schulzes Aufenthalt zu Hanau ist der einzige Abschnitt seines Lebens und Wirkens, der schon früher eingehender behandelt ist, in der Schrift, die Albert Duncker unter dem Titel: Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Wiesbaden 1880 veröffentlichte. Wie schon aus einem Vergleich der Titel beider Ausgaben der Dunckerschen Arbeit sich ergiebt, ist in der zweiten gerade Schulze grössere Berücksichtigung zu Theil geworden, besonders sind hier seine Beziehungen zu Rückert und Beider patriotische Tendenzen von dem Verfasser gewürdigt, der fleissig nicht nur die gedruckte Literatur, sondern auch manche handschriftlichen Quellen ausgebeutet hat. Eine Einsicht in die wichtigsten unter letzteren, die einschlagenden Akten des Hanauer Gymnasiums, wurde auch mir durch die Güte des Herrn Director Fürstenau in Hanau und des Provinzialschulcollegiums in Cassel ermöglicht; ausser ihnen und den Schulzeschen Papieren konnte ich für meine Darstellung auch die im Marburger Staatsarchiv befindlichen Akten der von Dalberg eingesetzten Hanauer Ober-Schul- und Studien-Inspection und der späteren Kurfürstlichen Schulcommission benutzen; auch bei dieser Arbeit habe ich dankbar erfahren, welch werthvolle Unterstützung bei Studien über hessische Geschichte die reichhaltige Bibliothek dieses Archivs bietet.

**) S. seinen Brief vom 14. April 1831 im literarischen Nachlass der Frau Caroline von Wolzogen II², 69 ff.

stellerische noch auf seine politische Seite Gewicht zu legen brauchte. In beiden giebt er Blössen. Man muss ihn zeigen, worin er wirklich einzig war, in dem grossen Adel des Gefühls und der Gesinnung, der unendlichen Grazie, dem regbaren Sinne, dem unerschöpflichen Reichthum an Anregungen zu Ideen, wenn auch nicht immer wirklich Ideen daraus wurden, woraus auch sein Witz entsprang, seiner Freiheit von allen kleinlichen Rücksichten. Diese Seiten am Menschen verlöschen im Leben, die Geschichte deutet sie kaum an, sie sind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da sie von Geschlecht zu Geschlecht das Innerste der Menschen anregen und bilden".

Als wohlwollend, milde und nicht unwahr bezeichnet Perthes diese Worte, mit denen er seine Charakteristik Dalbergs beschliesst. Die Aufklärungen, die uns seitdem über dessen Leben und Wirken geboten sind, haben die Feinheit und Richtigkeit der Andeutungen Humboldts in noch helleres Licht gesetzt. Dass er vom Standpunkt des Freundes aus guten Grund zu dem Zweifel hatte, ob es im Interesse Dalbergs liege, „geradezu sein Leben zu schreiben", hat Beaulieu-Marconnays Biographie erwiesen, denn stark traten in seiner eingehenden objectiven Schilderung die Schwächen namentlich des Politikers hervor. Der Eifer, mit welchem der deutsche Schwärmer sich als dienstwilliges Werkzeug von dem fremden Zwingherrn missbrauchen liess, verletzt unser patriotisches Gefühl, seinem Charakter ist dadurch nach Knebels treffendem Wort „ein schwerer Makel", ihm und seinen Unterthanen viel Unglück gebracht. Wer die neuerdings erschienene ausführliche Geschichte der Truppen des Grossherzogthums Frankfurt gelesen hat, wird den Unwillen nur zu begreiflich finden, mit welchem ihr Verfasser sich über den Grossherzog äussert; auch Kirchner und Steitz*)

*) S. ausser den schon von Beaulieu-Marconnay in seinem Buch über Karl von Dalberg und seine Zeit aufgeführten älteren Schriften Beider die erst 1879 veröffentlichten Erinnerungen an Anton Kirchner von G. E. Steitz S. 11. In der 1882 in Berlin herausgegebenen Darstellung der „Schicksale des Grossherzogthums Frankfurt und seiner Truppen" von dem 1882 ermordeten G. Bernays s. besonders S. 5 ff.

haben mit Recht hervorgehoben, wie in immer wachsendem Grad die schädlichen Folgen seines Napoleoncultus auch für das von ihm besonders geliebte und geförderte Frankfurt sich geltend machten. Aber neben dunkelem Schatten fehlt es in ihren Zeichnungen Dalbergs nicht an hellem Licht. Seinem „empfänglichen Gemüth“ mass Knebel die Schuld bei, dass er „in die bösen Schlingen des schlauesten Bösewichts gerieth“; mehr als einmal hat er in seinem Vertrauen zu Menschen sich schwer geirrt; da er, wie Schlosser urtheilt, „zu oft den glänzenden Schein mit dem inneren Werth verwechselte“, hat er vielfach Unwürdige und Undankbare begünstigt. So erlebte er nicht ohne eigene Schuld viele Enttäuschungen, doch liess er sich dadurch nicht irren, er ermüdete deshalb nicht in seinen echt humanen Bestrebungen; nie hat sein „Herz in kalter stolzer Ruh sich der Liebe zugeschlossen“. Stets rührig, theilnehmend, fördernd, wie Goethe ihn beschreibt, hat er anregend auf nicht wenige seiner Zeitgenossen gewirkt, eine Fülle von Wohlthaten gespendet, viele Thränen getrocknet. Auch Schulze sollte erfahren, mit wie gutem Grund Caroline von Wolzogen ihm bei seiner Berufung nach Hanau geschrieben hatte: „das Herz ist das ewig lebendig unzerstörbare im Menschen, und kein edleres hat je geschlagen als das des Grossherzogs, was auch Welt und Schicksal und momentane Umgebungen oft für Wolken darüber hinführen mögen“.

Diese und ähnliche Aeusserungen weisen uns darauf hin, was viele hervorragende Männer und Frauen an Dalberg gefesselt hat; besonders bezeichnend erscheinen mir die anerkennenden Worte, die ihm Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts widmet. „Wenn auch, lesen wir hier, seine Phantasie wie sein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, sein Verstand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, so hatte er doch für alles Gute und Grosse einen regen Sinn und seine Mängel und Schwächen

43 ff. 132 ff. 200. 213. 345 ff. 437 ff. 463 ff. Noch nicht benutzen konnte Beaulieu auch die unter den neueren Schilderungen Dalbergs besonders beachtenswerthe Charakteristik, die von ihm Seeley in seinem Leben Steins (v. III der Tauchnitz edition p. 33 ff.) geliefert hat.

hatten nichts Gemeines, sondern flossen aus derselben Quelle mit seinen Tugenden". Auch diese Sätze zeigen, wie die oben angeführte Bemerkung aus Schlossers Selbstbiographie*), dass er nicht blind gegen die bedenklichen Seiten in Dalbergs Charakter war; dass der meist so strenge Richter trotzdem so mild und günstig den „edlen Fürsten" beurtheilte, wird man nicht aus seiner persönlichen Dankbarkeit gegen den Grossherzog erklären dürfen, der ihn zum Professor in Frankfurt ernannt und durch mannigfache Freundlichkeit seine Studien gefördert hatte; vielmehr möchte ich den Grund davon in der Verwandtschaft der Anschauungen suchen, die Beide trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere verband. Weniger als uns war Schlosser Dalbergs undeutsche Politik antipathisch; mit warmer Sympathie erfüllte ihn die ungewöhnliche Empfänglichkeit, die dieser deutsche katholische Prälat als echter Sohn des 18. Jahrhunderts dessen Idealen entgegenbrachte, und der liebenswürdige Eifer, mit dem er für ihre Realisirung unablässig bemüht war. Sie traten im persönlichen Verkehr besonders hervor; in ihnen wurzelt Dalbergs historische und in gewissem Sinn darf man selbst sagen nationale Bedeutung. „Ein Zögling seines Zeitalters", wie ihn Ehrhard treffend nennt, hat er durch Mangel an nationalem Stolz, an politischer Klarheit und Festigkeit schwere Wunden dem Vaterland geschlagen, doch auch ihm, der Ausgleichung der Gegensätze unter den Deutschen und der Pflege ihres gemeinsamen geistigen Lebens namentlich durch seine Bestrebungen auf kirchlichem und auf pädagogischem Gebiete gedient. Wohl zeigen sich auch bei ihnen deutlich seine und seines Zeitalters Schwächen — aber noch mehr die für beide charakteristischen Vorzüge. Von der Nothwendigkeit und der Wichtigkeit öffentlicher Erziehung überzeugt vertrat er nicht nur theoretisch die Pflicht des Staats, sie so viel als möglich zu fördern; er entfaltete auch eine

*) S. die Bemerkungen Schlossers in seiner Selbstbiographie, die aus den „Zeitgenossen" vom J. 1826 wieder abgedruckt ist von Georg Weber, Friedrich Christoph Schlosser (Leipzig 1876) S. 39 und von den im Register zur dritten Auflage der Geschichte des 18. Jahrhunderts s. v. Dalberg angeführten Stellen namentlich IV, 276.

eifrige und erfolgreiche Thätigkeit für die Unterrichtsanstalten, auf die ihm ein Einfluss vergönnt war. So suchte er schon als Domherr und Rector der Universität in Würzburg dieser „Freiheit, Ehre und Geld“ zu schaffen und als Statthalter in Erfurt der dortigen Akademie nützlicher Wissenschaften und der dortigen Hochschule neues Leben einzuflössen; so liess er auch in dem für ihn 1810 errichteten Grossherzogthum besonders die Pflege des Schulwesens sich angelegen sein*) und erwarb sich dadurch grosse Verdienste um das eben 1810 ihm überwiesene Hanau wie um das schon seit 1806 von ihm beherrschte Frankfurt. Massregeln von dauernd wohlthätiger Wirkung wurden auf diesem Gebiet von ihm in demselben Jahre getroffen, in welchem seine Nachgiebigkeit gegen die immer steigenden Anforderungen Napoleons zu gerechtfertigten Beschwerden seiner Unterthanen führte**), in dem Jahr des russischen Feldzugs, in dem Schulze nach Hanau kam.

*) Für Dalbergs Auffassung der Pflicht des Staats für die öffentliche Erziehung zu sorgen sind besonders seine gegen W. v. Humboldt gerichteten Bemerkungen „von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats in Bezug auf seine Mitglieder“ interessant, die Beaulieu-Marconnay I, 193 ff. bespricht; s. ebenda I, 29 ff. über Dalbergs praktisch-pädagogische Bestrebungen in Erfurt und Würzburg und II, 146 ff. 219 f. über das Schulwesen im Primatialstaat und im Grossherzogthum Frankfurt. Ueber erstere vergl. ausserdem Ranke, sämmtliche Werke XXXI und XXXII, 259 und Wegele, Gesch. der Universität Würzburg I, 466 ff. II, 431 ff.; über letzteres W. Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt am Main S. 22 ff. und die von ihm citirte Literatur.

**) Besonders interessant sind die 1812 an den Präfecten Freiherrn von Günderode gerichtete Vorstellung des Frankfurter Departementsraths und Dalbergs am 17. August darauf ertheilte Antwort, die in einer in Wiesbaden 1814 unter dem Titel: Beitrag zur neuesten Regierungsgeschichte des Grossherzogthums Frankfurt veröffentlichten Schrift gedruckt sind. Beaulieu-Marconnay scheint dieses Schriftchen, das sich in der Bibliothek des Marburger Archivs (IX B. 4422) findet, nicht bekannt geworden zu sein, da er II, 241 ff. über diese Angelegenheit nur nach archivalischen Quellen berichtet. Auffallender erscheint, dass, soweit ich sehen kann, von ihm nirgends ein wichtiges und leicht zugängliches Werk benutzt ist, das in zwei Bänden 1810—1813 erschienene Grossherzoglich Frankfurtische Regierungsblatt, in dem u. a. auch die im Folgenden erwähnten Verordnungen vom 25. Januar und 1. Februar

Kurz vor seinem Eintreffen daselbst waren durch das Grossherzoglich Frankfurtische Regierungsblatt zwei Verordnungen vom 25. Januar und vom 1. Februar über die Dotation und die Organisation der öffentlichen Lehranstalten publicirt; sie sollten danach „sämmtlich ohne Ausnahme unter Aufsicht des Staates genommen werden und die an denselben wirkenden Lehrer als Staatsdiener anerkannt werden“. „In dem Hauptort eines jeden Departements und in Wetzlar, bestimmte §. 11 des ersten Abschnitts der Verfügung vom 1. Februar, wird ein grossherzogliches, keiner der verschiedenen Glaubensgemeinden besonders zuständiges Gymnasium als Vorbereitungsanstalt für höhere wissenschaftliche Bildung bestehen. Den Schülern jeder Confession wird der Religionsunterricht nach den Lehren ihrer Kirche von eignen und von Uns selbst dazu bestätigten Lehrern ertheilt. Ausser diesem Grossherzoglichen Gymnasium wird kein Nebengymnasium in dem Departement geduldet und an jenen Orten, wo eines fundirt sein sollte, werden nicht mehrere untere Gymnasialclassen gestattet, als nach den Kräften des Fonds übereinstimmend mit den Classen des Departementalgymnasiums eingerichtet werden können. Der Hauptzweck bei den Gymnasien muss eine erhöhte sittliche, ästhetische und intellectuelle Bildung sein, welche durch das Studium der alten und neuen classischen Sprachen, der Producte ihrer schönen Literatur und der dazu gehörigen Hülfsmittel am sichersten erreicht wird“.

Diesen Bestimmungen entsprachen in keiner Weise die bisherigen Schulen Hanaus; ihre Umgestaltung war schon früher dringend gefordert. Von dem Grafen Philipp Ludwig war 1607 eine hohe Landesschule in Hanau eingerichtet; nach seinem frühen Tod hatte seinen Wünschen entsprechend seine Wittwe Catharina Belgica der Anstalt einen höheren Character zu geben versucht; ihren Schülern, denen bisher

1812 veröffentlicht sind, doch erklärt sich dies wohl daraus, dass B. in seiner fleissigen Arbeit am wenigsten den m. E. bedeutsamsten und erfreulichsten Theil von Dalbergs Regententhätigkeit berücksichtigt hat, seine Leistungen in der Verwaltung der von ihm beherrschten Lande.

nur ein auf die Universität vorbereitender Gymnasialunterricht ertheilt war, sollte die Gelegenheit geboten werden auch akademische Studien zu betreiben. Die schwere Schädigung Heidelbergs durch den Pfälzer Krieg legte den Gedanken nahe, Professoren und Studenten, denen der dortige Aufenthalt verleidet war, nach dem benachbarten confessionsverwandten Hanau zu ziehen. So wurden hierher 1623 zwei Pfälzer Theologen und Philologen berufen, Philipp Pareus und Paul Tossanus und ersterer zum Rector ernannt; aber die Hoffnungen, die an ihre und die gleichzeitige Anstellung der beiden Hanauer Gelehrten Johann Daniel Wild und Johann Peter Lotich als Professoren geknüpft waren, gingen nicht in Erfüllung. Schon 1625 gab Lotich sein Hanauer Lehreramt auf, um sich zunächst als praktischer Arzt in Frankfurt niederzulassen; vier Jahre darauf starb Tossanus; das Elend, welches der dreissigjährige Krieg auch über Hanau brachte, „unterbrach und vernichtete das kaum angefangene Werk". Erst nach dem Frieden kam es zu einer Restauration der Schule. Der ins Stocken gerathene Bau eines Schulgebäudes wurde kräftiger betrieben; 1665 wurde dasselbe durch eine Rede des neu ernannten Rectors Gantesviler eingeweiht*). Früher in Herborn thätig richtete er im Wesentlichen nach dem Muster des dortigen akademischen Gymnasiums die Hanauer hohe Schule ein; neben den Gegenständen des Gymnasialunterrichtes sollten auf ihr auch die Facultätswissenschaften gelehrt werden. Aber die Zahl der Professoren war gewöhnlich nicht grösser als die der Facultäten und die tüchtigsten derselben waren bei den geringen Hülfsmitteln und der kleinen Schülerzahl der Anstalt nicht lange an ihr zu halten. Ein Jahrzehnt lang blieb von 1790—1800 die medicinische Facultät überhaupt ohne Vertreter; Daub, der 1794 als Professor der Philosophie berufen wurde, siedelte schon zwei Jahre darauf nach Heidelberg über. Unter diesen

*) S. hierüber und die Geschichte der hohen Landesschule bis zum Jahre 1665 Piderits Geschichte der Gründung und Einweihung des Gymnasiums zu Hanau in der Festschrift zu der 1865 veranstalteten Feier des 200jährigen Jubiläums des Gymnasiums zu Hanau und dem Oster-Programm des Gymnasiums aus demselben Jahre.

Verhältnissen machte Suabedissen, der von 1800—1803 das gleiche Lehramt bekleidete, öffentlich den Vorschlag, „das bisherige akademische Gymnasium in ein gemeines, in eine blosse Vorbereitungsanstalt für die Akademie zu verwandeln"; sie sollte einen ähnlichen Charakter wie die Lyceen oder Gymnasien in Kassel, Gotha, Idstein tragen, sowohl für Lutheraner als für Reformirte bestimmt sein und mit ihr das 1668 eingerichtete lutherische Gymnasium verschmolzen werden*). In den folgenden Jahren trat die Nothwendigkeit einer solchen Umgestaltung noch deutlicher hervor; jedem Unbefangenen zeigten sich, wie Schulze ausführte, die Mängel der öffentlichen Schulen Hanaus beim ersten Blick; das Publicum hatte bereits darüber entschieden, indem fast alle Eltern ihre Kinder mit unverhältnissmässig grossem Kostenaufwand in Privatanstalten schickten. Um Local und Fonds des lutherischen Gymnasiums zu benutzen, schien es ihm „rathsam, dasselbe in eine für alle Confessionen bestimmte Bürgerschule zu verwandeln und die angestellten Lehrer für diese Bestimmung zu verpflichten"; er hielt sie hierfür viel tauglicher als für die Ertheilung von Gymnasialunterricht. Aber auch für das reformirte Gymnasium waren durchgreifende sachliche und persönliche Veränderungen nothwendig; zu ihrer Durchführung, zur Neubegründung und Leitung einer seinen und den Anforderungen der Zeit entsprechenden gelehrten Schule hatte Dalberg eben Schulze berufen.

Nachdem dieser in Hanau eingetroffen war, besuchte er dort zunächst nur den Präfecten, den Freiherrn von der Thann, von dessen „fahrigem etwas junkerhaften Wesen" er einen wenig günstigen Eindruck empfing; schon am Tage nach seiner Ankunft eilte er nach Frankfurt, wo damals der General-

*) S. Suabedissens Aufsatz in dem 1803 in Marburg veröffentlichten 4. Heft des von Münscher herausgegebenen Magazins für das Kirchen- und Schulwesen besonders in Hessen und den angrenzenden Ländern. Dass dieser nicht unterzeichnete Aufsatz von Suabedissen verfasst ist, erklärt er in seiner Selbstbiographie in Justis Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte von 1806—1831, der Fortsetzung der Striederschen Gelehrtengeschichte S. 654. — Ueber die Geschichte des lutherischen Gymnasiums s. C. Herwig in dem Programm der Hanauer Realschule 2. Ordnung von 1869.

curator des öffentlichen Unterrichts im Grossherzogthum Frankfurt Pauli sich aufhielt*). 1762 in Mainz geboren, hatte dieser sich als Leibarzt des Kurfürsten Friedrich Karl verdient und bekannt gemacht; als an dessen Stelle Dalberg trat, wollte auch er Paulis Talente und Thätigkeit in seinem Dienste verwerthen, aber da er grundsätzlich nie medicinische Hülfe in Anspruch nahm, auf anderem Gebiet; wie in Oestreich dem Leibarzt Maria Theresias van Swieten wurde so auch hier einem Mediciner massgebender Einfluss auf das Unterrichtswesen eingeräumt. Pauli bewährte sich dabei nach Schlossers Urtheil als „ein ungemein wohlwollender und fein gebildeter Mann"; nachdem er auf mehrfachen Reisen sich selbst orientirt und auch Pestalozzische Anstalten besucht hatte, arbeitete er zunächst namentlich in Aschaffenburg und Frankfurt eifrig an einer Besserung des Elementarunterrichts und des höheren Schulwesens. Trotz seiner „gemessenen geselligen Formen" kam er dem um 24 Jahre jüngeren Schulze „fast vertraulich" entgegen; er versprach ihn bald selbst auch in Hanau aufsuchen zu wollen; er rieth ihm sich zunächst persönlich seinem neuen Herrscher in Aschaffenburg vorzustellen. Hier fand Schulze eine noch freundlichere Aufnahme. Dalberg war 18 Jahre älter als Pauli, demnach 42 Jahre älter als Schulze; „er empfing mich, sagt letzterer, wie ein Vater seinen Sohn und lud mich sogleich zu seiner Tafel, die er wöchentlich zwei Male hielt; an den übrigen Tagen blieb er auf seinem Arbeitszimmer und liess sich sein Mittagsessen nebst einem Schoppen Landwein aus einem gewöhnlichen Gasthaus holen". Zeigte er selbst sich Schulze gegenüber „lebendig und theilnehmend", so konnte dieser sich auch über seine Umgebung nicht beklagen, in der damals noch Caroline von Wolzogen sich befand; neu lernte er jetzt hier des Grossherzogs Lieblingsbruder Hugo von Dalberg, den kurz zuvor zum Finanzminister ernannten Grafen Benzel-Sternau, den Weihbischof von Kolborn und dessen Neffen Professor Windischmann

*) Ueber Pauli s. namentlich den Neuen Nekrolog der Deutschen Jahrgg. 1829 n. 386 S. 833 ff. Schlossers Urtheil s. in dessen oben erwähnter Selbstbiographie S. 40 ff.

kennen. Sie alle waren literarisch interessirt und thätig; Schulze sah sich hier mannigfach angeregt; doch folgte er nicht dem Wunsch des Grossherzogs, länger in Aschaffenburg zu verweilen; er kehrte vielmehr bald nach Hanau zurück. Am 4. Mai 1812 wurde er zum Mitglied der dortigen Ober-Schul- und Studien-Inspection ernannt.

Durch das Organisationspatent vom 1. Februar 1812 waren „zur Aufsicht und Leitung der Lehranstalten in den vier Departements des Grossherzogthums ebenso viele Schul- und Studien-Inspectionen angeordnet, welche unter dem Vorsitz des jedesmaligen Departementspräfecten aus wenigstens vier, höchstens sechs theils weltlichen theils geistlichen Mitgliedern zusammengesetzt sein“ sollten. Es entsprach dem Geist der Verfügung und des Regenten, der sie erliess, dass einer so gebildeten Staatsbehörde jetzt die früher von den einzelnen Confessionen verwalteten Rechte und Geschäfte in Schulsachen überwiesen wurden. Schon 1805 hatte Dalberg für das Fürstenthum Aschaffenburg sich zu einer ähnlichen Einrichtung entschlossen, um dadurch die Oberaufsicht und Leitung des Schulwesens zu vereinfachen und die Rechte des Staats und der Kirche in gleichem Grade zu wahren. Es schien ihm auf diese Weise am besten möglich beiden gerecht zu werden, während er es bei der nahen Berührung „der Grenzlinien der beiderseitigen Einwirkung“ für „ein äusserst schwieriges Unternehmen“ erklärte, „durch feste Bestimmung der gegenseitigen Befugnisse alle Collisionen zu verhindern und der kirchlichen und weltlichen obersten Schulaufsicht einen freien ungehindert nebeneinander bestehenden Wirkungskreis zu eröffnen“. Die damals erlassene Verordnung vom 23. October 1805, in welcher sich die angeführten charakteristischen Worte finden, wurde bei Erlass der Verfügung vom 1. Februar 1812 zu Grunde gelegt; als die beiden Hanauer protestantischen Consistorien sich durch dieselbe gekränkt erachteten, wurden sie darauf verwiesen, dass die nunmehr auf das ganze Grossherzogthum ausgedehnte Einrichtung einer solchen Staatsbehörde „seit sieben Jahren im Departement Aschaffenburg mit unverkennbarem Nutzen und in Friede und Eintracht mit dem dortigen erzbischöflichen

General-Vicariat“ bestehe, dass dem Wortlaut und dem Geist der Verfügung gemäss bereits auch in Hanau Geistliche aller Confessionen Sitz und Stimme in der Ober-Schul- und Studien-Inspection erhalten hätten. In der That waren bei deren Constituirung schon im Februar 1812 neben dem Präfecten von der Thann und dem Geh. Kammerrath Döring zu ihren Mitgliedern der lutherische Superintendent Vulpius, der reformirte Pfarrer und Consistorialrath Hufnagel und der katholische Stadtpfarrer Ruppert ernannt. Zu ihnen trat nun im Mai Schulze hinzu; am 21. führte er sich bei seinen neuen Collegen durch eine Rede ein, in welcher er seiner Liebe für Kunst und Wissenschaft, seinem Glauben an der „Menschheit ewige Schöne“ und an den „sie sorgsam bewahrenden Bund aller guten Geister auf Erden“ Ausdruck gab. In dankbaren und vertrauensvollen Worten pries er dabei „den edelen Fürsten dieses Landes“, der „väterlich bedenkend, wie das äussere Leben seiner Unterthanen durch die unvermeidlichen Ereignisse der Zeit vielfach beschränkt und traurig gehemmt wird, wenigstens ihr inneres Leben nach Kräften zu pflegen“ wünschte und „darum gerade jetzt seinen helfenden Blick vornehmlich auf die Erziehung der jüngeren Menschheit richtete“. Dalberg war, wie er selbst am 10. Juli dem Redner schrieb, durch dessen „treffliche Rede sehr gerührt und erfreut“; „ich hoffe und wünsche, dass Ihr gutes Beispiel und Eifer in Hanau sehr viel Gutes wirken werde; freilich geht nicht jedes Samenkorn auf; aber manches geht doch auf in gutem Boden“.

Speciell war Schulze bei seiner Ernennung zum Ober-Schul- und Studienrath das Referat über das neu zu errichtende Gymnasium übertragen. Am 16. Juni legte er der Inspection ein Gutachten über Gymnasien und deren Einrichtung vor, das er schon früher dem Generalcurator überreicht hatte*). Für den Zweck des Gymnasiums erklärte er hier „die wissenschaftliche Bildung, welche von keiner äusseren auf die Zeit bezüglichen Absicht weiss, bei der jüngeren Menschheit ein-

*) Dasselbe findet sich im Archiv des Gymnasiums in Hanau Rep. A. Abth. I. n. 27.

zuleiten, vorzubereiten und zu begründen. Dadurch unterscheidet es sich von der Bürgerschule, wo untergeordnete Zwecke, Brauchbarkeit zu diesem oder jenem praktischen Geschäfte des Lebens vorherrschend sind, wo der Staat, wohl wissend, dass nicht alle seine Mitbürger eine gleich hohe Bildungsstufe zu erreichen vermögen, diejenigen, welche entweder von der Natur für das Erkennen des Höchsten untauglich sind, oder aus eignem Entschlusse eine allgemeine den ganzen Menschen umfassende Bildung verschmähen, zu nützlichen in den niederen Gegenden des Lebens dienenden Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen sucht. Der Unterschied zwischen Gymnasium und Universität besteht darin, dass dieser obliegt, das Erkennen und Wissen, was auf dem Gymnasium mehr ein subjectives war, objectiv zu machen, und im Zusammenhange mit den einzelnen Wissenschaften wie mit der Wissenschaft an sich darzustellen. Das Gymnasium sucht das Selbstbewusstsein des Knaben und Jünglings zu wecken, sein inneres Leben hervorzurufen und ihn zur klaren Anschauung seiner selbst zu erheben, indem es seine ganze Eigenthümlichkeit in Anspruch nimmt, und diese an den Gegenständen ausser ihm erkennen lehrt. Die Universität, unbekümmert um die Individualität des Einzelnen, berücksichtigt blos das objective Leben. Auf dem Gymnasium wird gelehrt nicht der Sachen willen, sondern damit sich an diesen das Selbstbewusstsein des Schülers entfalte; auf der Universität werden die Gegenstände systematisch, ohne Berücksichtigung der Individualität des Lernenden, vorgetragen, und der Jüngling lernt durch diese Vorträge sein bis dahin geführtes subjectives inneres Leben objectiv anschauen. Um dies zu können, muss er zuvor an Denken gewöhnt, ihm der Sinn für die herrlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft aufgeschlossen und seine Seele befruchtet sein mit einer reichen unzerstörbaren Liebe für das Ewige in der Natur und Geschichte.“

Zur Erreichung dieses Zweckes des Gymnasiums erachtete Schulze sprachlichen und mathematischen Unterricht als besonders wichtig. „Abgesehen davon, dass unsere ganze moderne Bildung doch einzig und allein auf der Kenntniss des

Alterthums und diese auf dem Erkennen der alten Sprachen ruht", erklärte er auch deshalb für „Hauptlehrgegenstände eines Gymnasii die hellenische und lateinische Sprache, weil durch ein grammatisches gründliches Erlernen derselben das innere Leben am vielseitigsten, ja von allen Seiten in Anspruch genommen wird". Indem er namentlich auf die Herrlichkeit hellenischer Sprache und Literatur hinwies, „der einzigen, die ein in sich abgeschlossenes organisches Ganze bilde", betonte er, dass von der grammatischen Kenntniss der alten Sprachen auch die wahre Erfassung der Muttersprache bedingt sei. Nachdrücklich empfahl er auch einen grammatisch-historischen Unterricht in dieser, die unter allen modernen Sprachen der hellenischen am meisten verwandt sei und in der sich zugleich der Geist der christlichen Zeit am reinsten offenbare. Neben diesen Sprachen schien ihm „vor allen andern Wissenschaften Mathematik dem Gymnasium angemessen, a) weil sie, insofern sie alle Formen und Gesetze des Denkens anschaulich macht und praktisch übt, ein strenges systematisches Denken am bequemsten einleitet, b) weil sie die Phantasie ebenso sehr als den Verstand beschäftigt und jene regelnd, diesen schärfend zugleich Lehrerin der Besonnenheit, der göttlichen σωφροσύνη wird, welche allen grossen wahrhaft mathematischen Männern zu allen Zeiten eigen war, c) weil die mathematische Methode, welche aus Gründen, deren Wahrheit unzweifelhaft ist, durch Schlüsse, deren Richtigkeit den Verstand zum Beifall zwingt, ihre Lehren darthut, eins ist mit der philosophischen, wie Benedict Spinoza, der grösste Philosoph der neuen ja vielleicht aller Zeiten am besten durch seine unsterblichen Werke beweist." Ausserdem hielt er Geschichte in Verbindung mit Geographie für einen nothwendigen Lehrgegenstand, nicht nur weil ein Theil derselben beim Erlernen der alten Sprachen unentbehrlich, sondern auch „weil die Kenntniss der Gegenwart, in welcher der Knabe und Jüngling lebt, und der Zukunft, für welche er sich bildet, bedingt ist von der Kenntniss der Vergangenheit". Auch schien ihm ein verständiger Geschichtsunterricht besonders geeignet „die dem Knaben- und Jünglingsalter eigenthümliche Heftigkeit und Anmassung zu zügeln und

das religiöse Gefühl zu wecken und zu nähren". Dagegen glaubte er, dass die religiöse Bildung nicht durch die übliche Art des Religionsunterrichts gefördert werde; er wollte an dessen Stelle ein „durch alle Classen fortgehendes sinniges Lesen der Bibel" einführen und dem Lehrer, der dasselbe leitete, „überlassen, über einzelne Stellen in dem Buch der Bücher sowohl seine eigenen religiösen Gefühle auszusprechen als auch in seinen Schülern ähnliche Empfindungen zu erwecken". Die Lehre der „Dogmen des Christenthums in ihrer verschiedenen Bedeutung" betrachtete er als „Sache der Kirche, zu welcher sich jeder einzelne Gymnasiast bekennt", sie liege „nicht dem Gymnasio ob, welches, weil es die religiöse Bildung für identisch mit der wahrhaft wissenschaftlichen erkennt, sich nie anmassen wird die Religion einzeln und abgesondert lehren zu können. Aber jeder Lehrer des Gymnasii unterrichte mit Religion; er lasse kein Mittel, keine Gelegenheit vorüber, das höhere religiöse Gefühl seiner Schüler in Anspruch zu nehmen und früh in ihren jugendlichen Gemüthern zu erwecken eine fromme Liebe zum Unendlichen, der sich in der Natur und Geschichte offenbart; mit Gott und einem Gebet zu ihm beginne und ende täglich der Unterricht auf dem Gymnasio."

Nicht weniger bezeichnend als diese Ausführungen Schulzes über die Lehrgegenstände eines Gymnasiums erscheinen seine Vorschläge hinsichtlich der Art und Folge ihrer Behandlung. Das Gymnasium sollte in fünf Hauptclassen zerfallen, die der Regel nach in sieben Jahren zu absolviren waren. Für Quinta war ½ Jahr, für Quarta 1 Jahr, für Tertia 1½ Jahre, für Secunda und Prima je zwei Jahre bestimmt. In letztere sollte kein Schüler versetzt werden, der nicht in der deutschen, griechischen und lateinischen Grammatik fest sei; um die vorzüglichsten Primaner gerade in den Sprachen weiter zu fördern, sollte hierfür wie in Weimar eine Selecta eingerichtet werden; die Gegenstände der hier zu ertheilenden Lectionen „könnten sich auf den gesteigerten Unterricht in der deutschen, griechischen und lateinischen Literatur beschränken, so dass die Selectaner zugleich mit den Primanern an dem eigentlichen Unterricht in den Wissenschaften Theil nähmen und

nur in dem Sprachunterricht von ihnen gesondert wären, weil besonders bei diesem die Ungleichheit der Schüler in den Kenntnissen und Fertigkeiten nachtheilig wird." Empfahl Schulze in Prima zu statarischer Erklärung die Ilias und Herodot, Ciceros rhetorische Schriften, Sallust und Horaz, so bestimmte er für Selecta Sophokles und Plato, Tacitus, Ciceros philosophische Schriften und Juvenal oder Persius. Neben griechischen und lateinischen Stilübungen sollten hier auch lateinische Disputirübungen und im Deutschen „Uebungen in wissenschaftlichen Ausarbeitungen" neben der Erklärung eines deutschen Dichters vorgenommen werden. Schulze legte den grössten Werth darauf, dass der Schüler angeleitet werde, „was er gefühlt und erkannt, in lebendiger Rede und in Schrift" wieder auszusprechen; das Schreiben in einer fremden Sprache erklärte er für besonders geeignet, „die Klarheit des Denkens und der Darstellung in der Muttersprache zu befördern". Bei allen diesen praktischen Uebungen sah er es schon nach seiner Begriffsbestimmung des Gymnasiums als hauptsächliche Pflicht des Lehrers an, „die ganze Individualität seiner Schüler zu berücksichtigen und jedes getrübte Element derselben nachzuweisen". Wie er im Einzelnen die Stunden in den verschiedenen Classen vertheilt wissen wollte, zeigt die nachfolgende Tabelle, in der ich zu leichterer Uebersicht seine Vorschläge zusammengestellt habe.

	V.	IV.	III.	II.	I.	Selecta.
Deutsch	8	4	4	2	2	2
Griechisch	8	6	8	8	6	6
Lateinisch	—	8	8	10	10	8
Mathematik	6	4	4	4	6	
Geschichte	2	3	3	3	3	
Geographie	6	3	—	—	—	
Mythologie	—	—	2	—	—	
Alterthümer	—	—	—	2	2	
Religion	—	2	1	1	1	
	30	30	30	30	30	16

Zu besonders bedeutsamem Ausdruck kommt, wie man sieht, hier namentlich Schulzes Schätzung des Griechischen. Mit ihm sollte der Unterricht in den fremden Sprachen schon

in Quinta beginnen, das Lateinische erst in Quarta angefangen werden. In beiden unteren Classen waren verhältnissmässig viele Stunden für die Geographie bestimmt, deren Bedeutung für die Geschichte Schulze nachdrücklich betonte; auch davon abgesehen, schrieb er auf dieser Stufe ihr einen besonders wohlthätigen Einfluss auf die formale Bildung zu, „wenn sie im Sinn der Alten gedacht und nach Pestalozzis Methode behandelt“ werde; später sollte ihre „ins Einzelne gehende Kenntniss dem Privatfleiss überlassen“ und zunächst in Tertia statt ihrer Mythologie der alten Welt vorgetragen werden; Schulze hob dabei den Zusammenhang zwischen den Mythen und den kosmischen und klimatischen Verhältnissen der Völker hervor. Die in Tertia für die Mythologie angesetzten zwei Stunden sollten endlich in Secunda den römischen und in Prima den griechischen Alterthümern gewidmet werden.

Bald nach Einreichung dieses Plans empfing Schulze einen Brief von Passow, aus dem er zu seiner Freude ersah, dass er mit dem Freunde, „ohne es zu wissen, in Hinsicht des Griechischen und Lateinischen ganz zusammengetroffen“ war; am 5. October berichtete er Passow über den wahrhaft begeisternden Eindruck, den ihm dessen Aufsatz über „die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung für die Bildung der deutschen Jugend“ gemacht hatte*). War er nicht mit allen einzelnen hier gegebenen Ausführungen einverstanden, so bestärkten sie ihn doch in seiner Auffassung der Stellung, die dem Griechischen im Unterricht zukomme. Dass nicht nur für dessen Vorrang gegenüber dem Lateinischen sich beide Freunde in Danzig und Hanau so entschieden erklärten, dass beide jetzt deshalb auch den classischen Unterricht

*) Auf die Bedeutung dieses im ersten Hefte des Archivs für deutsche Nationalbildung veröffentlichten, dann auch in Passows Vermischten Schriften S. 1—19 wieder abgedruckten Aufsatzes hat nachdrücklich H. Schmidt in seiner 1849 im 3. Jahrgang der Zeitschrift für das Gymnasialwesen I, 208 ff. erschienenen Abhandlung hingewiesen; hier sind S. 222 A. 1 auch die Aeusserungen von Heinrich Stephanus, Hemsterhuys, Ruhnken u. S. 255 A. 1 die Worte von Gedike über das Verhältniss von Griechisch und Lateinisch im Unterricht abgedruckt, welche alle es für wünschenswerth erklärten, mit ersterem statt mit letzterem den Anfang zu machen.

mit dem Griechischen statt mit dem Lateinischen begonnen sehen wollten, ist bezeichnend für sie wie für die Zeit, in der kurz zuvor kein Anderer als Fichte die gleiche Forderung nachdrücklich vertreten hatte. Schulze aber täuschte sich schon damals nicht über die Schwierigkeiten, die der Ausführung seines Plans entgegen standen. Seine Collegen in der Inspection waren nicht nur hinsichtlich dieses Punktes anderer Meinung als er, sie erklärten sich auch gegen seine Ausführungen über den Religionsunterricht wie gegen seinen Vorschlag zur Verbesserung des Schulfonds „von allen Hagestolzen, welche das dreissigste Jahr zurückgelegt, eine ihren Einkünften angemessene Abgabe“ zu fordern. Auch auf die Unterstützung des Generalcurators konnte er bei seinen Anschauungen über den classischen Unterricht nicht rechnen, denn Pauli selbst fehlte die Kenntniss des Griechischen; noch schlimmer war, dass dieser seinen Plan, persönlich nach Hanau zu kommen, zuerst von Woche zu Woche hinausschieben musste und als er endlich im August die Reise unternahm, auch dann gerade die Angelegenheit des Gymnasiums nicht zu regeln vermochte.

Da unter diesen Umständen die nothwendige Reform des Hanauer Schulwesens verzögert wurde, war Schulzes amtliche Thätigkeit zunächst sehr gering, er benutzte die Musse eifrig zu literarischer Arbeit, vor allem zur Fortsetzung seiner Ausgabe Winckelmanns. Im Juni konnte er bereits 60 enggeschriebene Bogen an Meyer schicken, die den Anfang des vierten Bandes der Kunstgeschichte, den Schluss des Textes derselben enthielten. Es schien ihm hier besonders nöthig zahlreiche Anmerkungen hinzuzufügen; neben ihnen beschäftigte ihn die griechische Anthologie. Er wollte alle auf die bildende Kunst bezüglichen Epigramme übersetzen, sie nach der Zeit, in welcher die Künstler lebten, oder zu welcher die beschriebenen Kunstwerke wahrscheinlich verfertigt wurden, ordnen, das Ganze mit erklärenden Noten begleiten und so, wie er Passow im Juli schrieb, „die ganze Kunstgeschichte in Gedichten erfreulich und lehrreich vorüberführen. Elis wird das Kind getauft. Schon mehr als 200 Epigramme sind übersetzt, genau, fast wörtlich, aber

ohne steif zu sein, hoffe ich. Die Arbeit macht viel Vergnügen, aber sie ist nicht leicht, manche Epigramme haben unübersteigliche Schwierigkeiten.“ Ausser den Dichtern studirte er besonders eifrig die griechischen Historiker. Er übernahm die Beendigung der von Borheck begonnenen Uebersetzung des Arrian; zu dem von ihm übersetzten siebenten Buch fügte er sachliche und sprachliche Noten und fertigte auf den Wunsch der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt, die ihn zu dieser Arbeit veranlasst hatte und in deren Verlag sie veröffentlicht wurde*), ein Register zu sämmtlichen Büchern Arrians an. Hierdurch wurde er zu weiteren Forschungen über Alexander den Grossen angetrieben; besonders freute ihn die Bekanntschaft, die er dabei mit dem „trefflichen Werke“ von Saint Croix, Examen critique des anciens historiens d'Alexandre le Grand machte. Er hatte nach seinen bezeichnenden Worten an Passow bei einem Franzosen eine Gründlichkeit und einen Tiefsinn, wie er sie hier fand, nicht erwartet; dennoch zeigt er auch ihm gegenüber Selbstständigkeit und Kritik; gleich in der ersten Anmerkung polemisirt er gegen ihn und erhebt namentlich bei der Besprechung des Endes Alexanders mehrere Einwendungen. In der im November verfassten Vorrede zu seiner Uebersetzung Arrians kündigte Schulze zugleich eine ähnliche grössere Arbeit an; schon im October hatte er Passow geschrieben, dem „ersten und vorzüglichsten“ der alten Historiker denke er einen grossen Theil seiner nächsten Jahre zu widmen, in Jahresfrist hoffe er den ersten Band einer Uebersetzung des Thukydides veröffentlichen zu können. Die „Herrmannsche Buchhandlung erlaubt mir nach Lust und Musse daran zu arbeiten — ein begeisterndes Geschäft und recht geeignet mich weiter zu bilden und mir Ruhe und höhere Klarheit zu geben“.

Wie beide Freunde gehofft hatten, fand er in der That in Hanau grössere innere Ruhe. Als er zuerst nach dort gekommen war, hatten ihm „die Neustadt mit ihren geraden

*) Unter dem Titel: Arrians Feldzüge Alexanders. Dritter Band. Aus dem Griechischen übersetzt von Johann Schulze. Frankfurt am Main 1813. In der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung 154 S.

menschenleeren Strassen und den zum grössten Theil ärmlich gebauten Häusern und die Altstadt mit ihren engen winkeligen Gassen einen tristen Eindruck gemacht", in dem völlig fremden Ort hatte ihn ein Gefühl der Einsamkeit beschlichen; bald aber empfand er als eine Wohlthat nach den mannigfachen Aufregungen seiner Weimarer Jahre, dass er hier vor allem dem stillen Verkehr mit seinen Büchern sich widmen konnte; sein Gehalt von 1200 Gulden, der im Verhältniss zu den durch die Noth der Zeit herabgedrückten Einkünften vieler Hanauer Bürger für einen einfach lebenden Junggesellen ansehnlich war, gestattete ihm jetzt eine bedeutende Summe zur Vermehrung seiner Bibliothek zu verwenden, ja auch einige Kunstgegenstände sich anzuschaffen. So fand er im Laufe des Sommers immer mehr Gefallen an dem ruhigen Ort und auch an manchen seiner Bewohner, deren Hanau damals etwa 12,000*) zählte; er verkehrte gern in den Familien einiger angesehener Beamten und Kaufleute; oft kam Bernhard Hundeshagen zu ihm, der damals mit seiner Publication über den Barbarossa-Palast in Gelnhausen beschäftigt war. Wissenschaftliche Anregung boten ihm Besuche im benachbarten Frankfurt bei dem Historiker Schlosser**) und in der Familie des Raths Schlosser, sie lieferten ihm

*) In dem Jahrgang 1812 des Staatskalenders für das Grossherzogthum Frankfurt wird die Bevölkerung der Stadt auf 11,997, die des 18 Quadratmeilen umfassenden Departements Hanau auf 57,854 Seelen angegeben. Vergl. über beide auch den eben 1812 veröffentlichten „Versuch einer topographisch-statistischen Beschreibung des Grossherzogthums Frankfurt von P. A. Winkopp" (XVI u. 542 S.), besonders S. 241—308. S. 67 ff. u. 262 wird hier hervorgehoben, wie unter der damaligen grossen Stockung des Handels ganz besonders die Hanauer sehr ansehnlichen Fabriken und Manufacturen litten; es hing damit zusammen, dass die Preise der Wohnungen verhältnissmässig niedrig waren; so wohnte Schulze nach seinem eigenen Ausdruck „fürstlich" für 66 Gulden jährlich. Unermesslich theuer war dagegen nach einer Mittheilung von ihm an Passow das Porto; er musste einmal für einen Brief von diesem zwei Gulden zahlen.

**) Mit persönlichem Interesse las Schulze daher auch Schlossers Geschichte der bilderstürmenden Kaiser; er urtheilte Passow gegenüber, sie sei „kritisch, ungeheuer fleissig, aber ohne Phantasie, weshalb dem Leser auch das Bild jener Zeiten nicht lebendig vor die Seele tritt".

aus ihren Bibliotheken auch die Hilfsmittel zu seinen Studien, die ihm in Hanau fehlten; er war Mitglied des Frankfurter Museums und arbeitete für diese gelehrte Gesellschaft einen Vortrag über die Verdienste Alexanders des Grossen um Kunst und Wissenschaft aus. Besonders aber zog es ihn nach Homburg zu Isaac Sinclair*); „an ihm, schrieb er an Passow, habe ich einen neuen tiefsinnigen talentvollen Freund optimae notae gewonnen". Durch Sinclair, den ersten Beamten des Landgrafen Friedrich V., wurde Schulze auch bei diesem, dem Vater der von ihm verehrten Fürstin von Rudolstadt, eingeführt; vor allem fand sein Interesse für die zeitgenössische Literatur in dem Umgang mit seinem Freunde neue Nahrung. Dieser hatte selbst wenige Jahre zuvor unter dem Namen Crisalin drei Trauerspiele über den Cevennenkrieg veröffentlicht, durch die Tieck nach seinem eigenen Bekenntniss zu seiner Erzählung über den Aufruhr in den Cevennen angeregt ist; unter dem gleichen Pseudonym gab er jetzt Gedichte heraus, die nach Schulzes Urtheil manches Schöne enthielten, wenngleich ihr Verfasser bisweilen gegen das Technische fehlte. Daneben hatte er im Frühjahr 1811 sein dreibändiges philosophisches Werk: Wahrheit und Gewissheit seinem Jugendfreund Hegel übersandt, den er einmal beabsichtigt hat nach Homburg zu ziehen; es ist für Schulzes damalige Interessen bezeichnend, dass er in all den Sätzen, die er in seinen Briefen an Passow und später auch in seinen

*) S. über Sinclairs Leben und Schriften namentlich die eingehende Darstellung von Karl Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Homburg I, 191—251, über seine Beziehungen zu Hegel Rosenkranz, Hegels Leben S. 81 ff. 268 ff., über seine Freundschaft mit Hölderlin Christoph Schwab in der seiner Ausgabe von Hölderlins sämmtlichen Werken eingefügten Biographie des Dichters II, 287. 295 ff. Schwab hat die hier über S. gemachten Mittheilungen in seiner Einleitung zu den 1874 veröffentlichten „Ausgewählten Werken Hölderlins" wiederholt und S. 29 die irrthümliche Behauptung hinzugefügt, Sinclairs Nachlass sei in Schulzes Hände gekommen, leider aber durch einen unglücklichen Zufall vernichtet worden. Neue Zeugnisse für die treue Freundschaft, die Sinclair Hölderlin bewährte, sind 1883 in der von Kelchner herausgegebenen Schrift über Hölderlins Beziehungen zu Homburg veröffentlicht.

Denkwürdigkeiten Sinclair gewidmet hat, über diese philosophischen Bestrebungen und Beziehungen desselben schweigt. Nachdrücklich hebt er dagegen dessen Freundschaftsverhältniss zu Hölderlin hervor; auch er wurde dadurch zur Beschäftigung mit den Werken dieses „eigenthümlichen Geistes“ getrieben, der, nach seinen Worten „Pindarische Hoheit mit christlicher Liebe verband“; unübertreffbar erschienen ihm „einzelne Stellen selbst in seinem Sophokles, den er schon halb im wahnsinnigen Zustand übersetzte“. Manche bisher unbekannte Gedichte Hölderlins, die in Sinclairs Besitz waren, wurden durch Schulzes Vermittelung veröffentlicht. Neben der Begeisterung für Hölderlin gāb dieser in seinen Briefen an Passow damals seiner Freude an dem Zauberring und namentlich an der Undine seines Lieblings Fouqué Ausdruck; vor allem aber wurde er, wie er dem Freunde schrieb, „nicht müde, die Darstellung von Goethes Dichtung und Wahrheit zu bewundern und das mannigfaltige belehrende dieses einzigen Buches mit sich zu verarbeiten und in sich aufzunehmen“; weh that ihm nur „die Stelle über Herder, weil sie mit einer Härte und Kälte gegen den edlen Todten abgefasst ist, die nicht zu der Schonung und Menschlichkeit passt, mit der alles Uebrige behandelt ist“.

Dem Brief vom 1. December 1812, der diese Worte enthielt, legte Schulze ein Gedicht bei, dass er selbst zu Ehren Ifflands verfasst hatte. Dem Mineralogen Leonhard, der in Hanau ein Privat-Theater leitete, war es gelungen, Iffland zu einem Gastspiel auf diesem zu gewinnen; unter grösstem Beifall trat er als Vater Dominique in Merciers Essighändler und als Bittermann in Kotzebues Menschenhass und Reue auf; Schulze wanderte an einem kalten Decembertag dann noch nach Frankfurt, um ihn in Kotzebues Armem Poeten auch dort zu bewundern. In zwei Gedichten feierte er Ifflands Auftreten in Hanau und seinen Abschied*); zu

*) Beide Gedichte sind ohne Nennung des Verfassers, nur das erste mit der Unterschrift J. S. versehen, von Leonhard in seiner ausführlichen Darstellung von Ifflands Gastspiel in Hanau in seinem Buch: Aus unserer Zeit in meinem Leben I, 291 ff. und 299 ff. abgedruckt. II, 18 erwähnt dieser, dass er „von Hanau her mit Schulze

seiner Freude äusserte sich dieser ihm gegenüber sehr günstig über seinen früheren Aufsatz, in dem er das Spiel des Künstlers in Weimar besprochen hatte; durch eine ähnliche Schrift dachte er auch jetzt ihm für die genussreichen Abende in Hanau und Frankfurt zu danken. Er veranlasste seinen Freund Sinclair, der mit ihm in Frankfurt zusammen Iffland gesehen hatte, seine Beobachtungen niederzuschreiben; doch liessen dann die Zeitereignisse und drängende amtliche Arbeiten Schulze nicht zur Abfassung der Abhandlung kommen, in der sie verwerthet werden sollten.

Seit dem September hatte er, da die geplante Reform sich noch immer verzögerte, praktisch die Hand an die Verbesserung des Unterrichtswesens gelegt, indem er in dem alten reformirten Gymnasium zu unterrichten begann. Er übernahm den Sprachunterricht in der ersten Classe; die wenigen Schüler, die in ihr sassen, waren in lateinischer und noch mehr in griechischer Grammatik sehr unsicher; Schulze trieb deshalb zuerst in sechs Stunden wöchentlich grammatische Uebungen und bald hatte er die Freude zu sehen, dass sein nach der langen Pause doppelt reger Eifer zu lehren bei seinen bisher vernachlässigten, aber wohl beanlagten Zöglingen gute Früchte trug. Um so mehr war ihm daran gelegen sie weiter zu fördern; er verzichtete auf die Durchführung mancher in seinem Gutachten vom Sommer besonders stark betonter persönlicher Ansicht, um durch Verständigung mit Pauli eine neue bessere Organisation des Gymnasiums, die den Gedanken der Verfügung vom 1. Februar entsprach, doch noch im Winter ins Leben zu führen. Am 29. October 1812 hatte Pauli einen Lehrplan für das grossherzogliche Gymnasium und Lyceum in Frankfurt*) veröffentlicht; im wesentlichen diesem entsprechend wurde nun das Hanauer Gymnasium organisirt; nur nöthigten dessen beschränkte Mittel den Unterricht vorläufig in vier stufen-

befreundet war, dem Wissenschafts-Wirken in der Literatur und ein gedeihlicher Eifer für das Unterrichtswesen in allen Zweigen ehrenwerthe Berühmtheit erwarben."

*) Unter diesem Titel ist der Lehrplan in einer eigenen 29 Quartseiten füllenden Publication Frankfurt am Main 1812 veröffentlicht.

mässig fortschreitende Classen zu vertheilen, während in Frankfurt sechs Classen eingerichtet wurden. Sollte in jeder dieser letzteren der Cursus ein Jahr dauern, so wurde in Hanau für die zweitunterste und die oberste Classe ein Cursus von je zwei Jahren bestimmt; im Ganzen sollten demnach sechs Jahre zur Absolvirung jeder der beiden Anstalten genügen. Aufgenommen sollten in dieselben nur Schüler werden, welche die Elementarkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen und einige Fertigkeit im Auffassen eines leichteren Lehrvortrags besassen: die Kenntnisse, die in Hanau bei der Aufnahme in die drittunterste Classe der jetzt zugleich an Stelle des alten lutherischen Gymnasiums neu errichteten Bürger- und Realschule gefordert wurden. Wie im Einzelnen dann im Gymnasium nach Schulzes Vorschlägen jetzt die Stunden auf die Lehrgegenstände vertheilt wurden, zeigt folgende Tabelle.

	IV.	III.	II.	I.
Sittenlehre	2	2	2	2
Deutsch	6	6	4	6
Lateinisch	10	10	10	10
Griechisch	—	4	6	6
Französisch	4	4	4	4
Mathematik	2	2	2	2
Geographie	2	2	—	—
Geschichte	—	—	2	2
Kalligraphie	4	—	—	—
	30	30	30	32

Schulze hatte, wie man sieht, seine Forderung aufgegeben, den Anfang im classischen Sprachunterricht mit dem Griechischen zu machen, und die Stundenzahl für dasselbe sehr beschränkt. Dafür waren jetzt in jeder Classe nicht weniger als vier Stunden für das Französische bestimmt, während er in seinem Gutachten vom Sommer es überhaupt nicht für nothwendig erklärt hatte, noch eine moderne Sprache in den Kreis der Lehrgegenstände zu ziehen; nur falls man dies wolle, schien ihm schon damals die französische, namentlich wegen ihres logischen Charakters und ihrer Beweglichkeit, die passendste zu sein. Gegenüber seinen Vorschlägen vom

Sommer war jetzt auch die Zahl der mathematischen Stunden erheblich verringert; doch entsprach es ganz seinen damals vorgetragenen Gedanken, dass in dem Frankfurter Lehrplan ebenfalls die Bedeutung der Mathematik für die „Entwicklung des Denkvermögens“ besonders betont und nach diesem Zweck die Methode ihres Vortrags auf dem Gymnasium bestimmt wurde. Auch sonst zeigt ein Vergleich des im Sommer und des im Winter von Schulze entworfenen Planes neben allen bedeutsamen Unterschieden noch mehr wichtige Uebereinstimmungen; jedenfalls betrachtete auch Schulze es als einen erfreulichen Fortschritt gegenüber den früheren Verhältnissen, wenn wie in Frankfurt, jetzt auch in Hanau die Gedanken der Verfügung vom 1. Februar 1812 ins Leben geführt wurden. Da das Gymnasium danach keiner Confession angehören sollte, wurde der besondere Unterricht in den Glaubenslehren der einzelnen Bekenntnisse deren Geistlichen vorbehalten; in der Schule sollte eine „auf die im Gewissen geoffenbarten, im Christenthum allgemein anerkannten sittlichen Vorschriften begründete Sittenlehre“ vorgetragen und damit der Vortrag der Geschichte des alten und neuen Testaments verbunden werden. In dem betreffenden Abschnitt des Frankfurter Lehrplans war dabei ausdrücklich hervorgehoben, um eine heilsame Wirkung dieses Unterrichts hervorzubringen, müsse der Vortrag einfach, deutlich, warm und belebt sein und ebensosehr des Herzens als des Kopfes sich zu bemächtigen suchen.

Schulze war von der richtigen Erkenntniss erfüllt, dass überall für die Erreichung eines günstigen Erfolges auf die Art der Lehrer noch mehr ankomme als auf die Bestimmungen der Lehrordnung; hinsichtlich dieser hatte er von vornherein bemerkt, dass seine Gedanken bei der Ausführung mannigfaltige Erweiterung oder Beschränkung zuliessen; er ertrug letztere um so williger, da die Auswahl der neu zu berufenden Lehrkräfte ihm ganz überlassen wurde. Allein mit den bisherigen Lehrern des alten Gymnasiums konnte er die nöthige Besserung nicht erzielen; von ihnen werden neben dem bisherigen Rector Hadermann, der wegen Alters und Kränklichkeit bald in den Ruhestand versetzt

werden musste, in der Bekanntmachung, durch welche im Januar 1813 die Eröffnung der reorganisirten Anstalt angekündigt wurde, noch unter deren ordentlichen Lehrern der frühere Conrector Zipf und Cantor Rauch aufgeführt; mit dem französischen und dem mathematischen Unterricht wurden zwei ausserordentliche Lehrer betraut, mit ersterem der Emigrant de Bertier, mit letzterem Emmel; zu ihnen traten unter den Ordinarien zwei durch Schulze neu berufene Professoren hinzu. Er hatte zuerst einen Versuch gemacht Göttling nach Hanau zu ziehen, dieser aber lehnte die ihm angebotene Professur ab, weil er sich noch weiter in Berlin ausbilden wollte; darauf schlug Schulze den damaligen Privatdocenten in Heidelberg Dr. Börsch, den er früher in Leipzig als gründlich und kenntnissreich, als „lebendiges Lexicon" hatte schätzen lernen, und — Friedrich Rückert vor, der sich 1811 als Privatdocent der Philologie in Jena habilitirt, seine dortige Lehrthätigkeit aber bereits wieder aufgegeben hatte. Schon am 5. October konnte er Passow melden, dass Beide wahrscheinlich kommen würden; am 1. December berichtete er, Börsch sei bereits seit einigen Tagen als Professor in Hanau eingetroffen, und in einer Nachschrift zu diesem Brief fügte er hinzu: „Eben erhalte ich von Pauli den angenehmen Auftrag Rückert das Decret als Professor in Hanau zu übersenden". Durch diese Berufung wurde ein lebhafter Wunsch von Rückerts Vater erfüllt, der hoffte, dass in der neuen Thätigkeit die damals tief niedergedrückte Stimmung seines Sohnes sich besserte; dieser selbst war sehr zweifelhaft, ob die angebotene Stelle ihm zusagen würde. Noch am 22. December schrieb er aus seinem elterlichen Haus in Ebern nach Jena, zu Anfang des neuen Jahres werde er eine Reise nach Hanau machen, um dort wegen der ihm angetragenen Professur „die Umstände selbst einzusehen und vermuthlich nach Zerschlagung des ihm nicht sehr zuständigen Handels wieder zurückzukehren". Als er dann aber wirklich nach Hanau kam, fesselte ihn Schulze; sie verkehrten viel und freundschaftlich mit einander, assen täglich mit dem oben erwähnten Franzosen de Bertier zusammen zu Mittag und ergingen sich, wie Schulze ausdrücklich bemerkt, „in vertraulichem Zwie-

gespräch nicht nur über wissenschaftliche Gegenstände, sondern auch über die Gefahren und Hoffnungen des deutschen Vaterlandes". In der Bekanntmachung vom 18. Januar wurde demnach Professor Rückert unter den ordentlichen Lehrern der Anstalt aufgeführt; es wurden ihm 14 Stunden wöchentlich, neben dem Geschichtsunterricht in den beiden obersten Classen, der Unterricht im Deutschen in der untersten und in der obersten Classe zugewiesen. In letzterer sollte nach den auch für Hanau gültigen Bestimmungen des Frankfurter Lehrplans, „um den guten Geschmack gegen Verirrungen zu sichern und einigermassen ein ästhetisches Urtheil zu begründen, eine theoretische Uebersicht von den Hauptgattungen der redenden Künste, ihren inneren Gesetzen und Zwecken durch den Vortrag der Poetik und Rhetorik ertheilt" werden; wohl erwartete Schulze gerade von Rückert, dass er bei diesem Vortrag, wie ausdrücklich gefordert war, Trockenheit vermeiden und denselben anschaulich und lebendig gestalten werde. Ausserdem wurde in der erwähnten Bekanntmachung mitgetheilt, dass sich Rückert und Börsch zu ausserordentlichem Unterricht in der spanischen, portugiesischen, italienischen und englischen Sprache erboten. Gern hätte Rückert noch mehr Unterrichtsgegenstände übernommen, wenn ihm dafür auch eine höhere Besoldung als die ihm von Pauli zugesicherten 250 Gulden zuerkannt wäre; doch nahm er das Rescript, in welchem seine Mehrforderungen abgeschlagen wurden, zunächst schweigend hin und betheiligte sich auch weiter an den Berathungen der Lehrerconferenz vom 20. Januar, in der ihm dasselbe überreicht war. Aber schon in dem Protocoll der folgenden Conferenz, die am 25. Januar abgehalten wurde, fehlt sein Name; plötzlich verschwand er aus Hanau unmittelbar vor der Eröffnung des reorganisirten Gymnasiums, die am 1. Februar stattfand*).

*) Schulze sagt in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich: „in der Nacht vor dem 1. Februar, an welchem die Eröffnung des Gymnasiums verheissen war", und an einer andern Stelle erwähnt derselbe, dass dieser Tag auch zur Einführung der neuen Lehrer bestimmt war; diese seine Angabe stimmt also durchaus mit seiner Erzählung in dem von Duncker S. 45 abgedruckten Brief an Ritschl vom 14. Februar 1866 überein. Auffallend erscheint dabei allerdings, dass schon am 2. Fe-

In ergreifenden Worten schilderte er in einem Brief an Schulze seine Gemüthsverworrenheit; für ihn sei kein Heil als das von Anfang an falsch angezettelte Gewebe gewaltsam zu zerreissen; er bat ihn bei Pauli zu entschuldigen, mit seiner Ehre und seinem Ruf menschlich und nicht staatsbürgerlich zu schalten. Schulze entsprach dem Vertrauen, das der Flüchtling auf ihn gesetzt hatte; er schrieb sofort persönlich an Dalberg, indem er zwei Reisesonette beifügte, die der unglückliche Dichter ihm mitgeschickt hatte und erreichte dadurch wirklich, dass jede Verfolgung, ja jede Rüge desselben unterblieb.

Ueber die Gründe, welche Rückert zu diesem Verzweiflungsschritt bestimmten, liegen verschiedene Aeusserungen Schulzes vor. Am 5. März 1813 berichtete er an Passow, Rückert habe sich heimlich von Hanau entfernt, „aus blosser Hypochondrie“; man wird bei dieser Mittheilung zu beachten haben, dass am Schluss des Briefs ausdrücklich bemerkt wird: „Ich habe fast nichts als Facta geschrieben, weil die Besorgniss, dass auch dieser Brief verloren gehe mich abhält Dich mit meiner Seele Gefühlen bekannt zu machen“. Leider hat er seine damals ausgesprochene Absicht, dem Freunde in seinem nächsten Schreiben mehr über diese Angelegenheit zu erzählen, nicht ausgeführt; erst ein halbes Jahrhundert später hat er nach Rückerts Tod sich in zwei Briefen an Ritschl und Beyer und in seinen Denkwürdigkeiten wieder über die Flucht des Dichters geäussert und als Grund derselben damals die leidenschaftliche Aufregung bezeichnet, in welche Rückert durch den Rückzug der Franzosen aus Moskau versetzt sei. Aus den oben mitgetheilten Daten ergiebt sich nun aber, dass mit Recht die hierauf gegründete Behauptung zurückgewiesen ist, der ersten Nachricht über die Katastrophe der grossen Armee sei unmittelbar die Flucht des Dichters der geharnischten Sonette aus Hanau gefolgt; dieser kam vielmehr erst nach dort, nachdem schon am 16. December Napoleon auf seiner eiligen Reise nach Paris Hanau berührt hatte; dass hier die ersten geharnischten Sonette bereits

bruar Pauli die unten zu erwähnende anderweitige Besetzung der Rückert überwiesenen Lehrstunden anordnen konnte.

gedichtet seien, erscheint kaum als wahrscheinlich nach dem, was wir über ihres Verfassers damalige Stimmung erfahren. Aber wohl hat er in vaterländischen Gedichten, die, wie Schulze in seinen Denkwürdigkeiten sagt, auf der Bettenburg entstanden und 1814 veröffentlicht wurden, geläutert und geklärt Anregungen verwerthet, die er in jenen Hanauer Tagen, die er im Verkehr mit Schulze empfangen hatte. Ausdrücklich hat dieser bezeugt, dass ihrer Beider Gefühle und Ansichten über des Vaterlandes Noth und Hoffnungen in vollstem Einklang standen und dass sie sich hierüber in vertraulichem Gespräch ergingen; in solchem hat sicherlich Schulze nicht verfehlt zu erzählen, dass er der Erste war, der Napoleon am 16. December bei seiner Durchfahrt durch Hanau erkannt hatte. Noch mehr als ein halbes Jahrhundert später schildert er genau in seinen Denkwürdigkeiten, wie er an diesem Tag nach dem Mittagessen im Gasthof zum Riesen am Fenster stand auf die tiefbeschneite Strasse blickend. „Ein Schlitten fuhr vor, ich erkannte beim Aussteigen Napoleon und eilte hinein dem Gastwirth Ebermaier Kunde zu geben. Schwerfällig bewegte er sich aus dem Gastzimmer und kehrte bald keuchend mit der Nachricht zurück, dass der Kaiser, um ein Diner bei ihm einzunehmen, sich in einem Zimmer des ersten Stockwerks befinde. Heiter tändelte der Kaiser mit der ihm aufwartenden Frau Ebermaier und eilte Abends über Frankfurt trotz des Eisgangs im Rhein nach Mainz“*).

Mit welchen Gefühlen musste Schulze diese Heimkehr des Führers des grossen Armee betrachten, deren gewaltige Massen ihm vor einigen Monaten bei seiner Reise von Weimar nach Hanau auf allen Strassen in stolzer erschreckender Haltung begegnet waren! Noch wenige Tage zuvor hatte Iffland, als er ihn Abends nach seinem Gastspiel in Frankfurt be-

*) Auch H. Emmel bemerkt in seiner Schrift über die Schlacht von Hanau S. 19, dass Napoleon am 16. December bis 3 Uhr im Gasthaus „zum Riesen“ eine kurze Rast hielt. Nach dieser Erzählung kam Napoleon zwischen 11 und 12 Uhr Morgens nach Hanau. Was hier weiter über sein Benehmen berichtet wird, das von der „Erregtheit seines Gemüths und dem grössten Seelenkampf“ gezeugt habe, klingt weniger wahrscheinlich als Schulzes im Text angeführte Mittheilung.

suchte, ihm seine volle Hoffnungslosigkeit über die Lage des preussischen Staats ausgesprochen; auch bei dieser Gelegenheit hören wir, wie Schulze von der Sorge um das Geschick des Vaterlandes erfüllt war. Berührt es uns eigenthümlich, dass im December 1812 Patrioten wie er und Sinclair die Stimmung fanden in Kotzebueschen Rührstücken Iffland zu bewundern, so ist es doch nicht minder bezeichnend für sie und ihre Generation, dass Sinclair in seinen oben erwähnten Betrachtungen über Ifflands Spiel vor allem hervorhob, dasselbe sei „für einen Deutschen lehrreich und aufmunternd", weil man daraus sehe, „wie unser Gemüth in seiner Vielseitigkeit und besonders unsere Sprache uns Anlass giebt, selbst die Eigenschaften uns in einem Grade hoher Vollkommenheit anzueignen, die von unserer Individualität am entferntesten zu liegen scheinen", weil „auch hier der Deutsche den Franzosen durch seine Gemüthlichkeit übertraf". Einen tiefen Eindruck von Ifflands deutschem Wesen und seiner patriotischen Gesinnung hatte damals auch Schulze empfangen. Als er nach dem Tode des Künstlers zu seinem Andenken Verse dichtete, die auf dem Hanauer Liebhabertheater gesprochen wurden, da mahnte er ein Opfer „dem deutschen Mann zu bringen, der stets dem Vaterlande, dem bedrängten diente". Und nicht nur mit Iffland und Rückert, nicht nur mit deutschen Schriftstellern hat Schulze in diesem bedeutungsvollen Winter patriotische Gedanken ausgetauscht. Als er und Sinclair in Frankfurt im Weidenbusch übernachteten, trat unerwartet der jüngste Sohn des Landgrafen von Homburg Prinz Leopold zu ihnen ins Zimmer; er hatte im März 1812 seinen Abschied aus dem preussischen Heer genommen, um nicht wie er damals an Friedrich Wilhelm III. schrieb, „gemeine Sache machen zu müssen mit den Feinden Deutschlands"*); sobald die Hoffnung neu aufleuchtete, sie unter

*) Diese Worte seines Abschiedsgesuchs, das Schwartz, Friedrich V. von Homburg Bd. III S. 219ff. veröffentlicht hat, beweisen die Richtigkeit der schon früher von Max Lehmann (Knesebeck und Schön S. 66) geäusserten Behauptung, dass Leopold seinen Abschied nahm „weil er nicht unter Napoleons Fahnen fechten wollte"; auch sonst sind in Schwartzs Buch gerade die reichhaltigen Mittheilungen über Leopold

preussischen Fahnen zu bekämpfen, suchte er nun diese wieder auf; in der ersten Schlacht des Befreiungskampfes hat er, wie er einst sich gewünscht, für die deutsche Sache sein Leben gelassen. Mit besonderem Interesse für ihn betrachtete Schulze später das Denkmal auf dem Kreuzberg, das „ihn in der Gestalt des nach dem Lorbeerkranz greifenden Kriegers in seinen edlen überaus ähnlichen Zügen vergegenwärtigt".

Die Nachrichten von dem Ausgang des russischen Feldzugs erregten gewaltig auch in Hanau die Gemüther; franzosenfeindliche Kundgebungen der Bevölkerung veranlassten ein schärferes Auftreten der Polizei. Diese schritt auch gegen Schulze ein. Um sofort bei der Eröffnung des Gymnasiums seinen Mitbürgern darzulegen, mit welchem Geiste er die neue seiner Leitung unterstellte Lehranstalt zu beseelen gedenke, hatte er als Einladungsschrift zu der Feier die im vorigen Capitel erwähnte Rede drucken zu lassen, die er im März des vergangenen Jahres bei seinem Abschied von Weimar gehalten hatte. In ihr gab namentlich eine Ausführung über Tacitus dem Polizeiminister Albini begreiflichen Anstoss. Schulze hatte hier seine Schüler an ihre gemeinsame Beschäftigung mit „den kernigten Werken des tiefsinnigen Römers erinnert, der voll bitteren Unwillens gegen seine sklavische Zeit in den Trümmern der einst freien Roma schwermüthig klagt"; aus ihnen „suchte ich Euch mit männlichem Hass zu erfüllen gegen ein feiges an sich selbst verzweifelndes Volk und mit tapferer Liebe für die Selbstständigkeit des heimischen Landes, weil der fromme Sinn, den ich Euch als Leitstern durch des Lebens viel verschlungene Pfade wünschte, in dem vater-

besonders werthvoll und erfreulich. Vergleicht man hier namentlich S. 232 und Schulzes Aufzeichnungen, so erscheint als wahrscheinlich, dass das nach letzteren im Text geschilderte Zusammentreffen des Prinzen mit Schulze und Sinclair in Frankfurt im Februar 1813 stattfand; Schulze erzählt dasselbe zwar in unmittelbarem Anschluss an seinen Bericht über Ifflands Gastspiel im December 1812, bemerkt dann aber selbst, dass „Leopold, wenn ich nicht irre, an seinem Geburtstag von Homburg zu Fuss aufgebrochen war, um sich auf heimlichen Wegen nach Preussen und zur preussischen Armee zu begeben" — und der Geburtstag des Prinzen war der 10. Februar.

ländischen Boden den nächsten und schönsten Spielraum zur Entwickelung seiner Thätigkeit findet und traurig gehemmt wird in seiner liebevollen Offenbarung, wenn das Vaterland unwürdige Fesseln trägt.“ Diese Worte, die im März 1812 unter der Herrschaft Karl Augusts in der Aula des Weimarer Gymnasiums unbeanstandet geblieben waren, veranlassten im Januar 1813 den Polizeiminister des Primas des Rheinbundes, die ganze Auflage der unter seinen Augen gedruckten Schrift confisciren zu lassen. Schulze beschwerte sich darüber zuerst bei Pauli, und als dieser ihn abwies, bei dem Grossherzog selbst und bat, wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, um seine Entlassung für den Fall, dass er sich in seinem neuen Amt nicht zu den in der confiscirten Rede ausgesprochenen Grundsätzen bekennen dürfe. Der Grossherzog aber, fährt er fort, „versicherte mich in seinem Bescheide, dass er mit dem Inhalte der Rede einverstanden sei und nur ihre Verbreitung wegen der drohenden politischen Verhältnisse augenblicklich nicht für rathsam erachte. Mit diesem Bescheide konnte ich mich um so mehr beruhigen, als mir fast gleichzeitig gestattet wurde, die Rede nach einer Abänderung der Stelle, die mir selbst bei ruhigem Erwägen bedenklich erschienen war, durch den Druck zu veröffentlichen“. Wirklich wurde sie bald darauf bei Hoff in Hanau zusammen mit den Worten herausgegeben, in denen Schulze am 1. Februar bei Eröffnung des Gymnasiums den Satz zu erweisen gesucht hatte: „Das wahre Leben einer öffentlichen Schule ist dadurch bedingt, dass Lehrer und Schüler sich als ein Ganzes betrachten.“ Er hatte dabei des „Fürsten von deutscher Art und Sitte“, Philipp Ludwigs gedacht, von dem in „einer unglückschwangeren verhängnissvollen Zeit“ die hohe Landesschule gestiftet war, dessen Werk der Grossherzog „den höheren Forderungen eines mehrgebildeten Zeitalters“ anzupassen wünsche, dessen letzten Willen es gelte „mit deutscher Treue und deutscher Gewissenhaftigkeit zu vollstrecken“ *).

*) In der „zwei Schulreden“ betitelten Schrift, die wie die confiscirte Rede bei Kittsteiner in Hanau gedruckt, Hanau 1813 bei Frie-

Dieser Aufgabe nahm Schulze mit regem Eifer sich an; er konnte sich nicht verhehlen, dass die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, seit der Bekanntmachung seines Planes noch gewachsen waren. Schwer empfand er die Verlegenheit, die durch Rückerts Austritt entstanden war; die diesem überwiesenen 14 Stunden wurden durch eine Verfügung vom 2. Februar so vertheilt, dass Börsch den Geschichtsunterricht in den beiden obersten Classen und den Vortrag der Poetik und Rhetorik wie die damit verbundene Leitung der deutschen Stilübungen in Prima übernahm, während die sechs Lehrstunden im Deutschen in der untersten Classe dem Pfarrer Zimmermann übertragen wurden, der ausserdem in allen Classen die Sittenlehre vortrug. Auch

drich Hoff und in Commission der J. Ch. Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt am Main erschienen, füllt die Weimarer Abschiedsrede S. 7—24, der Vortrag vom 1. Februar S. 27—42. In ersterer sind jetzt die oben gesperrt gedruckten Worte gestrichen; der fragliche Satz lautet hier S. 20: „In den körnigten Werken des tiefsinnigen Römers, der voll bitteren Unwillens gegen seine sklavische Zeit schwermüthig klagt, ehrte ich die Reinheit seiner Gesinnung und die alterthümliche Kraft; aber ich suchte Euch vor seinem sich einschmeichelnden Schmerz über den Untergang des Römischen Heldenthums zu bewahren, weil der fromme Sinn, den ich Euch als Leitstern durch des Lebens vielverschlungene Pfade wünschte, an die Unsterblichkeit des Schönen und Grossen glaubt und jedes Herrliche, das versank im Strome der Zeit, durch die Allmacht des Geistes mit verklärter Gestalt ins Dasein zu rufen vermag, heiter getröstet über den Tod des Einzelnen durch den Hinblick auf das ruhige ungestörte Leben des Ganzen.“ Eine ähnliche kleinere Aenderung nahm Schulze gleich in der Einleitung vor; er hatte hier erwähnt, dass „der Gedanke an die schmähliche Versunkenheit unseres Volks“ ihn oft gewaltsam bestürmte; statt dieser Worte setzte er jetzt die weniger anstössigen: „der Gedanke an den sittlichen Stumpfsinn unserer Zeit“. Nach dieser Duncker nicht bekannt gewordenen Publication ist seine Darstellung zu berichtigen, auf die ich im Uebrigen diejenigen Leser verweise, welche sich noch genauer namentlich über die Einzelheiten der Beziehungen zwischen Rückert und Schulze und die damaligen Hanauer Verhältnisse und Stimmungen unterrichten wollen. Die von mir oben gegebene Formulirung deutet hoffe ich den Weg an, auf welchem die vielbestrittene Frage über die Zeit und Umstände der Entstehung der geharnischten Sonette entschieden werden kann, indem sie zugleich erklärlich macht, dass hierüber so verschiedene Ansichten aufgestellt sind.

des collegialen Beistandes des französischen Sprachlehrers de Bertier sollte sich Schulze nicht lange erfreuen. Wie er berichtet, war in diesem Franzosen „dem Gymnasium ein Mann von ungewöhnlicher geistiger Befähigung und tiefer Frömmigkeit zugeführt. Er stammte aus einer begüterten gräflichen Familie; ein begeisterter Anhänger der Bourbonen, war er aus seinem Vaterland entflohen, um den Spähern der Napoleonischen Polizei zu entgehen, und eilte in seine Heimath zurück, sobald er unter den durch den Brand von Moskau veränderten politischen Zuständen hoffen konnte, unentdeckt den verwaisten Kreis seiner Familie zu erreichen.“ Schon im Februar 1813 verliess er Hanau; an seiner Stelle wurde zuerst ein französischer Abbé engagirt; dieser aber reiste, nachdem er zwei Tage unterrichtet hatte, ohne seinem Director ein Wort zu sagen, nach Frankfurt und meldete von da aus, die dortigen Carnevalslustbarkeiten hielten ihn noch länger fest. Schulze wusste nun in Hanau Niemand mehr für den Unterricht im Französischen aufzutreiben als Herrn Ticher; bezeichnender Weise wurde für ihn geltend gemacht, er habe wenigstens das für sich, dass er 37 französische Sprachlehrer in Hanau überlebt habe. „Denn, setzte Schulze in seinem Bericht hinzu, diese flüchtigen Leute gehen wie sie kommen“.

Die Schüler, welche das so zusammengesetzte Lehrercolleg zu bilden hatte, waren sehr verschiedenartig und fast sämmtlich ungenügend vorbereitet; um so anerkennenswerther fand mit Recht die vorgesetzte Behörde die Erfolge, die in verhältnissmässig kurzer Zeit erreicht wurden. Zu wiederholten Malen erklärte Pauli im Sommer der Ober-Schul-Inspection gegenüber, nachdem sie ihm Conferenzprotocolle und Arbeiten der Schüler des Gymnasiums zur Einsicht eingeschickt hatte, dass namentlich in Schulzes unmittelbarem Wirkungskreis, in der obersten Classe, in welcher der wichtigste Theil des sprachlichen Unterrichts in seiner Hand lag, die Hoffnungen übertroffen seien, die man an seine „thätige herz- und einsichtsvolle Leitung“ geknüpft habe. Er hatte im Griechischen mit den Schülern, welche zuerst auch in den Elementen der Grammatik noch unsicher waren, allmählich immer schwierigere Stilübungen vornehmen können;

in den letzten Monaten des Semesters hatte er dazu namentlich passende Abschnitte aus Xenophon ausgewählt; in zwei Stunden wöchentlich hatte er ihnen den ersten Gesang der Ilias erklärt und in einer Stunde die Hymnen der Homeriden theils cursorisch mit ihnen gelesen theils schriftlich von ihnen übersetzen lassen. Im Lateinischen hatte er Ciceros Tusculanen und Virgils Eklogen, von deutschen Schriftstellern ausgewählte Gedichte Goethes, Schillers und der Brüder Schlegel und von Prosastücken u. a. Goethes Bemerkungen über Winckelmann und seine Beschreibung des römischen Carnevals, Schleiermachers Weihnachtsfeier und Adam Müllers Rede zum Andenken der Königin Luise durchgenommen; er war „sich bewusst, dass er in keiner Lection mehr als in dieser mit glücklichem Erfolg auf alle geistigen Kräfte, auf die gesammte Bildung seiner Schüler gewirkt und dass ihm von seiner Seite kein Lebensaufwand zu gross geschienen, um seine Schüler zu begeistern für das Schöne und Heilige".

Wir entnehmen diese Mittheilungen den ausführlichen Schulnachrichten, welche Schulze am Ende des ersten Semesters des Gymnasiums veröffentlichte. Sie bilden den zweiten Theil seiner Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung, die in den letzten Tagen des September 1813 abgehalten wurde; im ersten gab Schulze eine Probe seiner Uebersetzung des Thukydides. Wenn er hierzu die berühmte Grabrede des Perikles wählte, so leitete ihn dabei nicht nur die Bewunderung der „Gediegenheit der künstlerischen Ausarbeitung und die hohe Schönheit der Sprache in diesem ausdrucksvollen Denkmal hellenischer Bildung". Wie seinen Altersgenossen Dahlmann, der wenige Jahre zuvor die gleiche Rede zu übersetzen versucht hatte, fesselte auch ihn an derselben namentlich „die Grossartigkeit ihrer männlichen Haltung", die Wärme und Tiefe dieser Betrachtung „des seligen Tods für Freiheit und Vaterland"; er dachte dadurch, wie er in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich sagt, „stillschweigend ein Todtenopfer den im Kampf für Deutschlands Befreiung bisher Gefallenen" zu bringen. Nicht allein diese Worte verrathen, mit wie tiefer innerer Bewegung Schulze dem Kriege im Osten Deutschlands folgte, über dessen Wechsel-

fälle nur ungenaue und unzuverlässige Nachrichten nach Hanau gelangten; sie tritt deutlich auch zu Tage in der Rede, mit der die Prüfung am 30. September abgeschlossen wurde. In dieser bezeichnete er in Anknüpfung an eine Schilderung der hellenischen Spiele als den höchsten Zweck öffentlicher Feierlichkeiten der Schule, dadurch dass sie sich hier als ein Ganzes darstelle, sollten ihre Zöglinge lernen „die Natur eines sittlichen Vereins und die Bedingungen seines Lebens zu fassen und zu erkennen, ihm mit begeisterter Liebe anzuhängen und so sich anzubilden für ein wahrhaft sittliches Leben in den grössern Kreisen der Familie, der Geselligkeit und des Staates". Denn die Schule wolle „Bürger bilden, die das Nächste und Fernste mit Klarheit sinnig verbinden und ihre reine Seele nie mit der Schmach eines selbstischen Gedankens beflecken; Bürger, die den Staat nicht blos mit dem Mund zweideutig bekennend, sondern in ihrem Inniginnersten hegend durch unläugbare That das Vaterland würdig vertreten und dessen heilige Gesetze und volksthümliche Sitten auf keinem Punkte ihres Daseins vergessen; Bürger endlich, die im tiefsten Durchdrungensein ihres Gemüths von dem heiligen, in der Geschichte der Menschheit waltenden Geist unerschrocken, wenn das Vaterland ruft, dem Tod entgegen gehen, voll der trostreichen Hoffnung, dass aus dem hingeopferten Dasein jedes einzelnen Bürgers hervorblühen wird ein schöneres Leben dem geliebten ewigen Ganzen." Und dem entsprechend ermahnte er seine Schüler: „Erwachset in unbescholtenem Wandel zu echten deutschen Männern, die ein volksthümliches Ganze, die ihr hochbegünstigtes, ihr gottgeliebtes Vaterland zu erkennen, zu lieben und mit Kraft zu beschirmen vermögen. Solche Bürger sucht der bedürftige Augenblick und an dem Probirstein dieser ahndungsvollen Gegenwart wird sich bewähren, was fest in seinen unvergänglichen Bollwerken ruht, was würdig ist auf die Nachwelt zu kommen."

Diese wie Schulzes frühere patriotische Aeusserungen sind echte Zeugnisse der deutschen Ideologie jener Tage; den Franzosen gründlich unverständlich war sie ihnen doch verdächtig. Auch Schulze lief in dieser Zeit wenige Wochen

vor der Schlacht bei Leipzig Gefahr nach Mainz abgeführt zu werden, ein ähnliches Schicksal zu erleiden, wie es seinen Haller Freund Blanc betroffen hatte, den aus zweijähriger französischer Gefangenschaft erst die Ankunft der Russen in Cassel befreite. Der Verdacht aber, den die französische geheime Polizei gegen ihn hegte, störte auch jetzt nicht sein Verhältniss zum Fürst Primas des Rheinbundes; einige bezeichnende Züge zu dessen Charakteristik hat aus seinem persönlichen Verkehr mit ihm in diesen entscheidungsvollen Monaten Schulze in seinen Denkwürdigkeiten erzählt. Als er im April einmal am Grossherzoglichen Hof zu Besuch war, forderte Dalberg selbst ihn auf seinem Freund dem Geheimen Rath Voigt in Weimar, dem Sohn des Ministers, eine Warnung zukommen zu lassen; Schulze schrieb darauf sofort an dessen Mutter; aber als sie seinen Brief erhielt, war ihr Sohn schon in Erfurt gefangen gesetzt, weil er ein Schreiben über die Bewegungen der Armee an den Kanzler Müller gerichtet hatte. Wohl wurde er dann nach dessen und der Herzogin Luise Vorstellungen frei gegeben; aber in Folge der Gemüthserschütterung und des Aufenthalts in den ungesunden Festungsräumen befiel ihn ein Fieber, dem er noch im Mai erlag. Mit tiefer Wehmuth äusserte sich Schulze noch als Greis, da er Otto Jahns Buch über den Minister Voigt*) las, über den frühen Hingang von dessen „edlem reichgebildeten Sohn, mit hoher Achtung für die würdige Haltung des pflichtgetreuen auch nach dem härtesten Schlag des Schicksals muthig und ergeben in seinem Beruf ausharrenden Vaters“.

Wenige Monate nach dem Gespräch über Voigt gab Dalberg in einer für ihn wichtigsten Stunde durch eine bedeutungsvolle Mittheilung Schulze ein noch grösseres Zeichen seines Vertrauens. Dieser war zur Ueberreichung seines Programms nach Aschaffenburg gekommen; seine Wirksamkeit für das Gymnasium fand die wärmste Anerkennung beim Grossherzog, der ihm das Ritterkreuz seines kürzlich ge-

*) Vgl. in Jahns Einleitung zu seiner Publication der Briefe Goethes an Voigt namentlich S. 101—105 und die hier S. 103 angeführte Literatur.

stifteten Concordien-Ordens verleihen wollte. Schulze lehnte es ab, erhielt dann aber an der Tafel einen Platz gegenüber dem Fürsten, der hier heiter sich unterhielt und gutmüthig diejenigen tadelte, die sich bittend um Verleihung seines Ordens an ihn gewandt hatten. Nach Aufhebung der Tafel aber liess er sich von Schulze allein in die benachbarte Bildergallerie begleiten und begann dort ein ernstes Gespräch. Als dabei der Tod seines Lieblingsbruders berührt wurde, fiel er, so berichtet Schulze, „in meine Rede mit den Worten ein: 'Man muss nur hinaus sein über Furcht und Hoffnung.' Diese Worte sprach er mit einem solchen mich ergreifenden Ernst, dass ich ihn um eine nähere Erklärung zu bitten wagte. Er erwiderte: 'Bei der Kunde von dem für den Kaiser Napoleon unglücklichen Ausgang des Feldzugs in Russland habe ich sämmtliche Fürsten des Rheinbundes aufgefordert, denselben aufzulösen und sich zur Wiedererlangung ihrer verlorenen Freiheit und Selbstständigkeit mit einander zu verbinden. Aber keiner derselben hatte hierzu den erforderlichen Muth; kurz vor der heutigen Tafel habe ich eine Depesche erhalten, nach welcher sich Baiern vom Rheinbunde losgesagt hat. Jetzt wo der Kaiser Napoleon im Unglück ist, von ihm abzufallen und im Rücken feindlich gegen ihn aufzutreten vermag ich nicht; unwiderruflich ist mein Entschluss gefasst und ich habe mit heute aufgehört Grossherzog von Frankfurt zu sein.' Vergebens bat ich ihn die Ausführung seines Entschlusses in etwas zu verzögern. Die Postpferde waren schon vor der Tafel bestellt und der Grossherzog begab sich noch an demselben Tage nach Constanz, seinem Bischofssitz."

Die angeführten Erklärungen Dalbergs lauten sehr verschieden von den Worten, die er nach Leonhards Mittheilung noch kurz zuvor diesem gegenüber geäussert hatte; aber dass er hiernach, als er zuerst gedrängt wurde mit Napoleons Gegnern zu verhandeln, zunächst jeden Zweifel an Napoleons Glück als unberechtigt zurückwies, schliesst keineswegs aus, dass er bald darauf für das ihn bestimmende Motiv seines Handelns die Abneigung erklärte, gegen den von ihm bewunderten Mann in der Stunde des Unglücks feindlich

aufzutreten; bezeichnend erscheint namentlich, dass in allen damaligen Worten und Thaten des unzweifelhaft für das Wohl seiner Unterthanen interessirten Fürsten von irgend einer Rücksicht auf seine Pflichten gegen sie schlechthin nichts zu spüren ist, dass er sich bei diesen Entscheidungen allein durch seine persönlichen Gefühle bestimmen liess. Wohl begreift sich Eichhorns Zorn über den Grossherzog, der in der Stunde der Gefahr Land und Leute im Stich liess und dann später aus dem selbstgewählten Exil am 28. October den König von Baiern ersuchte, „von dem Grossherzogthum Frankfurt im Namen des Erbgrossherzogs Eugene Napoleon Civil-Besitz zu nehmen“. Natürlich dachten die Verbündeten nicht daran einem feindlichen General, dem Stiefsohn Napoleons das Land zu überweisen, in dem sie eben mit den Franzosen gekämpft hatten; kein anderer Ort des Grossherzogthums war so unmittelbar durch diese Kämpfe betroffen, als Hanau.

Immer drückender war in den letzten Monaten für Schulze und seine Mitbürger die Last der Einquartierung geworden; sie hatte ihn zu Ausgaben genöthigt, die er kaum im Stand war zu leisten; aus nächster Nähe sollte er nun die Schrecken des Krieges kennen lernen, als Napoleon nach der Leipziger Schlacht die Trümmer seines Heeres über Hanau nach dem Rhein zurückführte und es hier in den letzten Octobertagen von 1813 zu seinem letzten Kampf auf deutschem Boden mit den bairisch-österreichischen Truppen kam, die unter Wredes Führung den Flüchtigen den Weg zu verlegen suchten. Wie Schulze berichtet, beobachtete er vom Thurm des Gymnasiums aus am 30. October den Beginn der Schlacht; am 31. kam er persönlich in verschiedenartigste Berührungen mit Angehörigen beider streitenden Heere. Mehrere französische Offiziere quartirten am Morgen sich in seiner Wohnung ein und blieben hier bis gegen Mittag; sie zeigten Interesse für seine Bücher und Kupferstiche und verläugneten nach seinen Worten auch als Feinde die Humanität nicht, welche er an Baiern und Oesterreichern nur zu oft schmerzlich vermisste. Nachdem sie ihn verlassen hatten, ging er zu dem Gastwirth Wiedemann, bei dem er gewöhnlich zu Mittag ass; „der

Wirth, erzählt er, rief mich mit ängstlicher Miene zur Seite, vertraute mir, dass er einen schwer verwundeten Offizier in seinem Hinterhaus versteckt halte, und bat mich aufs dringendste einen Wundarzt zu beschaffen, welcher dem Kranken den ersten Verband anlegen könne. Ohne Zaudern versprach ich die erbetene Hülfe; ich eilte ohne irgend eine Kopfbedeckung von Strasse zu Strasse, gerieth unter die stürmenden Haufen der Verbündeten, fand endlich den langgesuchten Wundarzt und drängte ihn in die kaum geöffnete Thür Wiedemanns, ohne dessen Gruss und Dank abzuwarten. Ich war in der grössten Aufregung; während die übrigen Sturmcolonnen der Verbündeten vom Nürnberger Thor her nahten, traf ich an der Ecke meiner Wohnung und des Paradeplatzes auf einen Haufen bewaffneter Franzosen und rief ihnen zu: Vous êtes prisonniers. Entmuthigt streckten sie ihre Waffen und gaben sich gefangen; überdies erbeutete ich noch ein herrenloses Pferd, welches ich meinem armen Nachbar verehrte. In das obere Stockwerk seines Hauses, in welchem die Bibliothek von Bernhard Hundeshagen und die ganze Auflage von dessen Werk über den Palast in Gelnhausen sich befand, war eine der Granaten gefallen, mit welcher die Franzosen die Stadt beschossen hatten; sie entzündete sich erst in der folgenden Nacht vom 31. October auf den 1. November; auch das benachbarte Haus, worin ich wohnte, gerieth in die grösste Gefahr.“ Schulze fühlte sich vor allem verpflichtet für seine Wirthin, die verwittwete Frau Böhm und ihr einziges Kind zu sorgen; er dachte deshalb nicht an die Rettung seiner Habseligkeiten und nur auf den Antrieb eben von Frau Böhm suchte er wenigstens seine Manuscripte in Sicherheit zu bringen — er warf sie, darunter den ganz fertigen vierten Band des Winckelmann, seine Sammlungen zum Thukydides und seine Vorarbeiten zur Geschichte der griechischen Poesie in eine offene Schublade und stellte sie in den Garten. Hier aber wurden sie durch gerade einfallenden Regen und stürmisches Wetter gänzlich verdorben, unleserlich gemacht und in die vier Winde zerstreut. Dagegen gelang es wider Erwarten unter thatkräftiger Hülfe von Hanauer Bürgern das Haus vor den drohenden Flammen zu bewahren; so wurde

der Muth von Frau Böhm belohnt, die erklärt hatte nur im äussersten Nothfall ihr väterliches Besitzthum verlassen zu wollen, und auch Schulze blieben seine Bücher und Mobilien erhalten, die er nicht aus seiner Wohnung entfernt hatte*).

Lebhaft schildert er in vertraulichen Briefen die Schrecken dieser Nacht und der folgenden Wochen, in denen Krankheiten arg in der schwer heimgesuchten Stadt wütheten; aber, setzt er in einem Schreiben an seine Weimarer Freundin, die Bergräthin Kirst, hinzu: „bei allen Leiden, die dem Einzelnen jetzt begegnen, bleibt der Trost, dass das Ganze gewinnt, dass Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit auf eine schöne ehrenvolle Art errungen wird.“ Warm empfand er die „Freude über das Glück, das durch die Befreiung vom Tyrannenjoch dem deutschen Volk widerfahren“. Er dachte daran selbst in die Reihen der Kämpfer gegen Napoleon einzutreten. Als er bald nach der Hanauer Schlacht erfuhr, dass sein alter Weimarer Bekannter Müffling, der im Frühjahr 1813 wieder preussischer Offizier geworden war, jetzt in Hessen, in Marburg sich aufhalte, wandte er sich an ihn mit der Bitte, ihm den Eintritt als Freiwilliger in das preussische Heer zu ermöglichen. Müffling aber widerrieth diesen Schritt und machte ihm zur Pflicht, seinen amtlichen Wirkungskreis nicht zu verlassen, da er in diesem dem deutschen Vaterland mehr nützen könne, als in der Armee. Schulze folgte seinem Rath; wie sehr er davon überzeugt war, dass es auch in seinem friedlichen Wirken möglich und geboten sei patriotischen Geist zu bethätigen und zu pflegen, beweist die Rede, mit welcher er 14 Tage nach der Schlacht bei Hanau die Lectionen im Gymnasium am 15. November wieder eröffnete. In ihr gab er dem „allgemeinen Jubel über

*) Den Muth, die Ruhe und Besonnenheit, die Frau Böhm bei dieser Gelegenheit bewies, hebt auch ein mit der obigen auf Schulzes Aufzeichnungen gegründeten Schilderung im Wesentlichen übereinstimmender, mehrfach sie ergänzender Bericht ihres Bruders Karl hervor, der als 4. Beilage der von Röder bearbeiteten und zusammengestellten Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Hanau 1863 im 3. Heft der Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde veröffentlicht ist.

das gerettete Vaterland, dem Hochgefühl eines ganzen wiedergeborenen Volkes“ Ausdruck. „Was wir Bewohner dieser Gegend viele bange Jahre hindurch gewünscht, gehofft, in heissen Gebeten vom Himmel erfleht, ist gekommen plötzlich ohne unser Zuthun, ja vielleicht ohne unser Verdienst. Aufgelodert ist die lang verschlossene Kraft des deutschen Volks zur hellen hoffnungsreichen Flamme, schwer gefühlt, klar erkannt und vernichtet der tödliche Einfluss, den der kalte, eiserne, tiefverständige Sinn des hochbegabten, zur Geissel eines erschlafften Jahrhunderts vom Schicksal bestimmten Mannes auf deutsche Lande und ihre Bewohner verübte, und wir dürfen den mütterlichen Boden, wo wir geboren, die ehrwürdigen Berge und Wälder, wo wir mit der vaterländischen Luft auch das tiefe unserm Volke eigenthümliche Naturgefühl eingeathmet, und die geweihten Stätten, wo unsere Väter kräftig gelebt und demüthig gestorben, ohne Erröthen wieder als die unsern begrüssen, frei aufblickend zur ewigen Sonne“. Aber um „jedes Getrübte, Unsichere und Fieberhafte“ aus der Freude dieser Tage zu verbannen, hielt Schulze eine ernste Betrachtung des unseligen Zustandes für nöthig, „worin sich das deutsche Volk gestürzt durch wachsende Herrschaft gemüthloser Selbstsucht und feigherzige Zersplitterung seiner angestammten Kraft, durch sklavische Verzweiflung an einem gemeinsamen volksthümlichen Leben und eitelkindische Liebhaberei fremder Gebräuche und Sitten, durch einen seltenen Unglauben, der den blossen von jeder Aussicht in die Unendlichkeit sich verwirrt abwendenden Verstand zum Götzen des Tags erhob, und durch eine Unvernunft ohne Beispiel, welche selbstgefällig klügelnd im irren Fieberwahne Hohn sprach jedem schönen gläubigen Gefühl“. Denn nur wer tief den Schmerz über die Versunkenheit des deutschen Volkes durchgefühlt, nur der vermöge auch jetzt die Freude über seine Auferstehung in ihrem vollen Umfange zu fassen und ihr die wirksamste Richtung auf alle Verhältnisse des vaterländischen Daseins zu geben. Die frohe Empfindung gelte es „von allem Leidenschaftlichen, Einseitigen, Berauschenden zu läutern, damit die nöthige Fassung und Besonnenheit bleibe, um die

Ungewitter alle, welche den Frühling des deutschen Lebens von aussen und leider auch von innen bedrohen, männlich abwehren und das schön begonnene Werk fortsetzen und vollenden zu können mit dem Ernst, der Ruhe, der Tüchtigkeit, welche dem deutschen Sinn geziemt und der Wichtigkeit des grossen Unternehmens entspricht". Durch den Spiegel der Geschichte sei „das deutsche Volk zum Bewusstsein seiner selbst, seiner unüberwindlichen Kraft zu erheben und das neugeschlungene Band zwischen den einzelnen Stämmen immer enger und fester zusammenziehend in den deutschen Landen eine Burg des Glaubens und der Liebe zu gründen, welche kein Wanken der Zeit zu erschüttern vermag". Als die Bestimmung der Schule wurde demnächst hingestellt, „in deutschen Jünglingen den volksthümlichen Geist zu entfalten und sie einzuführen in die Vorhalle deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft. Diese schöne aber schwierige Aufgabe zu lösen, fuhr Schulze fort, wird uns den Lehrern um so leichter werden, je inniger Ihr, Väter und Mütter, Euch mit uns zu Einem Zweck verbindet, je reiner Ihr Euch im Denken und Fühlen, in Wort und That von fremden Sitten und falschem Trug erhaltet und je sorglicher Ihr Eure Kinder mit dem Mark deutscher Gesinnung nährt". In gleichem Geist ermahnte er schliesslich seine Schüler zu bedenken, was in dieser Zeit deutschen Jünglingen gezieme.

Den „wiedergebornen Hessen" weihte Schulze seine beiden letzten Reden, die eben besprochene und die am Schluss des vorigen Semesters gehaltene, als er sie zusammen am 29. November veröffentlichte*), an dem glücklichen Tage, wie er ihn in seinem Vorwort nennt, da der „angeerbte Fürst eine von ihm geliebte und ihn liebende Stadt nach sieben Jahren schmerzlicher Trennung wieder als die seine begrüsste". „Als Deutscher" theilte er die Freude der Hanauer über die Wiederkehr des Kurfürsten; in dieser Stimmung dichtete er ein Kirchenlied für den ersten Gottesdienst, der nach dessen

*) Unter dem Titel: Zwei Reden von Dr. Johann Schulze, Oberschulrath, Director und Professor in Hanau. Geweiht den wiedergebornen Hessen. Hanau 1813 im Verlag bei Johann Gerhard Scharneck. 33 S. 8°.

feierlichem Einzug gehalten wurde. Inbrünstig erflehte er in ihm Gottes Segen für die deutschen Waffen; freudig begrüsste er es, dass auch Hanauer im Anfang des Jahres 1814 in den Kampf gegen Napoleon zogen, dass sich hier unter der Führung seines Freundes Rupprecht die vierte Schwadron der freiwilligen Jäger bildete. An sie richtete er am 16. Februar patriotische Worte bei der Weihe der Fahne, die für sie von Hanauer Jungfrauen gestickt war; eine ähnliche Rede hatte er schon am 20. Januar bei dem Ausmarsch des Regiments Kurprinz gehalten. Und als nach beendetem Feldzug im Sommer das Regiment und die Schwadron der freiwilligen Jäger heimkehrten, da wurde wieder Schulze beauftragt, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, mit welcher Hanaus Behörden und Bürgerschaft die zurückkehrenden Krieger willkommen hiessen, die an der Belagerung der Festungen im östlichen Frankreich rühmlichen Antheil genommen hatten*).

Die patriotischen Worte, die er in all diesen feierlichen Stunden gesprochen, die Kriegslieder, die er damals gedichtet hat, bezeugen, wie sein Herz für den Kampf der Befreiung des Vaterlandes schlug, dessen Schmach und Noth er lebhaft empfunden hatte. Trotz seiner Werthschätzung Dalbergs sah auch er eine gerechte und erfreuliche Wendung darin, dass die Napoleonische Schöpfung des Grossherzogthums Frankfurt zusammenbrach und der Theil desselben, der früher dem Kurfürsten von Hessen unterstanden hatte, diesem sofort von

*) Zusammen mit der in voriger Anmerkung erwähnten Schrift sind die beiden Reden, die Schulze am 20. Januar und am 16. Februar 1814 hielt, mit Anerkennung in den von Wachler herausgegebenen Neuen theologischen Annalen 1814 Bd. II, S. 440f. besprochen. Erstere ist unter dem Titel: „Die Weihe des Bundes durch eine Rede vor dem hessischen Regiment Kurprinz in der Stunde des Abzugs aus Hanau am 20. Januar 1814 gehalten. Hanau mit Kittsteinerschen Schriften“ (16 S. 8) im Druck erschienen; die zweite Rede veröffentlichte Schulze in der von ihm herausgegebenen Beschreibung der „Weihe der Fahne für die Hanauischen Freiwilligen zu Ross. Zum Besten der unbemittelten Vaterlandsvertheidiger. Hanau mit Kittsteinerschen Schriften 1814“ 41 S. 8 mit einem Kupfer. Auf letzterem ist die heute in der reformirten Kirche aufbewahrte Fahne abgebildet, auf welche die Worte gestickt sind, mit denen Schulze seine Rede schloss: Gott mit uns, Wer wider uns? —

den Verbündeten überwiesen wurde. Er fühlte sich zu guten Hoffnungen angeregt, da er den heimkehrenden Fürsten bei dem jubelnden Empfang, der ihm in Hanau zu Theil wurde, zu dem österreichischen Gesandten sagen hörte: Ce moment fait oublier l'amertume de sept années. Nur zu bald sollte er schwere Enttäuschungen erleben. Mit schärfstem Tadel hat Eichhorn sich über die Regenten geäussert, an deren Stelle der Kurfürst trat, nicht nur über König Jerome, sondern auch wie erwähnt über Dalberg; es war dem Kurfürsten, meint er, „nicht zu verdenken, dass er alle Spuren der letzten Regierung zu vertilgen sich bemühte. Diesen Zweck hätte er aber, fährt Eichhorn fort, sicherer erreicht, wenn er nicht mit schnöder Verachtung des Geistes der Zeit eine Gerechtigkeit des Unverstandes und der Rohheit geübt hätte, die in sehr vielen Gemüthern seiner Unterthanen einen Unwillen erregte, welcher bis zur Verzweiflung steigend die schlimme Zeit der vorigen Regierung zurückwünschte“*). Die Richtigkeit dieses Urtheils wird durch viele Zeugnisse hessischer und nichthessischer Zeitgenossen, durch viele aktenmässig festgestellte Thatsachen bestätigt; aus ihnen ergiebt sich zugleich, dass die fanatische Liebhaberei des Kurfürsten zum Veralteten nur übertroffen und beschränkt wurde durch „seine Leidenschaft, Schätze aufzuhäufen“; selbst in dem panegyrischen Nachruf, den 1822 der hessische Archivdirector Rommel dem „Regenten von altfürstlicher Art“ gewidmet hat, werden die Folgen seiner „Neigung zur Sparsamkeit“ beklagt. Wie unter diesen Eigenschaften des Herrschers sein Staat und Volk zu leiden hatten, konnte Schulze genau beobachten. Vom Fenster seiner Wohnung aus sah er auf dem Paradeplatz die Soldaten wieder mit Zöpfen exerciren; weinend kam der alte Gärtner von Philippsruhe am Abend des 29. November 1813, des Tags also, wo der Kurfürst jubelnd in Hanau empfangen war, zu ihm mit der Nachricht, er sei

*) In der anonym von ihm herausgegebenen Schrift: Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein. Deutschland 1814 S. 58. Siehe ebenda S. 28 die oben angeführten Worte über Dalberg, das Urtheil von Rommel in seiner Kassel 1822 veröffentlichten Schrift: Wilhelm der Erste S. 43.

eben entlassen worden, und nur mit Mühe gelang es Schulze die Zurücknahme dieser Verfügung durchzusetzen. Er selbst wurde unmittelbar dadurch betroffen, dass der Kurfürst bestrebt war alles genau so wieder herzustellen, wie er es 1806 verlassen hatte, und alle seitdem eingetretenen Aenderungen abzuschaffen. Im kurhessischen Staatskalender wurden demgemäss als Hanauer Unterrichtsanstalten wieder die obere und untere Abtheilung der hohen Landesschule und die lutherische Schule aufgeführt, Schulze und Börsch überhaupt nicht erwähnt und von ihren Collegen Zipf und Rauch, denen Dalberg den Professor-Titel verliehen hatte, Ersterer wieder als Prorector, Letzterer als Cantor Präceptor bezeichnet. Allerdings liess nun so gründlich wie auf dem Papier sich in Wirklichkeit die Reaction nicht durchführen. Niemand dachte an eine Herstellung der hohen Landesschule in ihrer alten Gestalt; Schulze und seinen Collegen wurde gestattet den Unterricht weiterzugeben, den sie am 15. November wieder aufgenommen hatten, und am 13. December verfügt, dass die Hanauer Schulen, deren neue Organisation sich in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit auf das Beste bewährt hatte, beibehalten werden sollten. Aber hatte Dalberg mit reger persönlicher Theilnahme viel für deren Förderung gethan, so traf die neue Regierung für sie sehr verhängnissvolle Massregeln, die geradezu ihr Weiterbestehen bedrohten. Durch das Organisationspatent vom 1. Februar 1812 war der ganze reine Ertrag der Stempeltaxe im Grossherzogthum zur Verbesserung der Lehranstalten bestimmt und zwar ein Drittel für die Universität, zwei Drittel für die Schulen der einzelnen Departements; schon am 4. December wurde vom Kurfürsten das Enregistrement und das Stempelgesetz aufgehoben. In einer von Schulze entworfenen Eingabe stellten die Mitglieder der Oberschulinspection vor, allein diese Einnahme, welche jährlich etwa 4—5000 Gulden betrug, habe bisher möglich gemacht, die Lehrerbesoldungen und andere Kosten der öffentlichen Schulen im Departement Hanau zu bestreiten; würde hierfür nicht schnell ein Ersatz geschaffen, so liessen weder die alten noch die neu getroffenen Schuleinrichtungen sich erhalten, da die andern Einnahmen des Schulfonds gänz-

lich unzureichend seien; schon jetzt hätte mehreren Lehrern ihr Gehalt vom dritten Quartal des laufenden Jahrs an nicht mehr bezahlt werden können. Aber diese und weitere Eingaben blieben schon deshalb unberücksichtigt, weil die 1812 errichtete Oberschulinspection als aufgelöst betrachtet wurde, nachdem der Kurfürst nur die Behörden wiederherzustellen befohlen hatte, die vor dem 1. November 1806 bestanden hatten; die Mehrzahl ihrer Mitglieder zog sich deshalb von der Theilnahme an ihren Berathungen und Beschlüssen zurück. Die Consistorien aber, denen vor 1806 die Bildung des Schulwesens anvertraut war, konnten nicht das Interesse der neuen Hanauer Schulen vertreten, in denen nach der ihnen ausdrücklich bei ihrer Gründung gegebenen Bestimmung die Jugend ohne jeden Unterschied der Confession unterrichtet werden sollte. Nach einem Antrag der Hanauer Regierung wurde daher Ende März 1814 die Einsetzung einer besondern Commission angeordnet, welche aus den Directoren der Regierung und der beiden Consistorien in Hanau bestehen und jetzt zunächst ein Gutachten über die Einrichtung des Hanauer Schulwesens erstatten sollte. Ende April, nachdem also bereits fast ein halbes Jahr seit der Rückkehr des Kurfürsten verstrichen war, wurde zum Mitglied dieser Commission auch Schulze ernannt und ihm so die Möglichkeit gegeben, in anerkannt amtlicher Stellung nach Kassel darüber zu berichten, wie dringend im Interesse der Hanauer Bevölkerung namentlich die Aufrechthaltung der 1812 getroffenen Organisation des Gymnasiums und der Bürgerschule und die Beschaffung der hierzu nöthigen Geldmittel zu wünschen sei. Viele Hanauer Bürger unterzeichneten eine Petition, in der unter warmer Anerkennung der Leistungen beider Schulen der gleiche Wunsch ausgesprochen wurde; Ende Juli wurde daraufhin zur Bezahlung der rückständigen und der 1814 fälligen Lehrergehalte eine provisorische Bewilligung aus der Landkasse zugesagt und zur Leitung des Hanauer Schulwesens eine neue Commission eingesetzt. Die Directoren der Regierung und der beiden Consistorien hatten selbst erklärt die erforderlichen pädagogischen Kenntnisse sich nicht zutrauen zu können; die neue Commission wurde aus

Schulze, dem Professor Hadermann, dem Kammerrath Schönhals, dem lutherischen Pfarrer Emmel und dem reformirten Pfarrer Heinemann gebildet. Schulze entwarf eine Instruction für die Commission, wie einen neuen Lehrplan für Gymnasium und Bürgerschule; nach seinen Vorschlägen sollte in ersterem Französisch wie Hebräisch nur in ausserordentlichen Lectionen gelehrt und der Abgang zur Universität nur den Gymnasiasten gestattet werden, die sich in dem einzurichtenden Abiturientenexamen das Zeugniss der Reife erworben hätten. Dringendere Sorgen aber als die Durchführung dieser Reformvorschläge nahmen hauptsächlich die Schulcommission in Anspruch; immer grössere Schwierigkeiten und Gefahren für das Gymnasium ergaben sich daraus, dass die Nothlage der Lehrer nicht beseitigt, die Besoldungen ihnen nicht gezahlt wurden, da die Direction der Landkasse erklärte, dass sie ausser Stande sei die Summe herzuleihen, die für Schulzwecke zugesagt war; erst Ende September kam es zu dürftigen Abschlagszahlungen. Unmittelbar zuvor hatte Schulze berichtet, dass einer der Lehrer, Vater einer zahlreichen Familie, zu einem Anlehen von 100 Gulden gezwungen war, bei dem er 16 Gulden Zinsen zahlen musste, ein anderer keine Wohnung finden konnte, weil er die Miethe für die alte Wohnung, die ihm aufgesagt worden, noch nicht zu zahlen vermochte, ein dritter — er selbst — alles, was er an Gold- und Silbersachen besass, verkaufen musste, um die alten Schulden für die Einquartierung zu tilgen. Er sah sich genöthigt dabei auch manche ihm gemachte Geschenke zu veräussern, darunter auch eine kostbare Standuhr, die Dalberg noch aus seinem Exil ihm gesandt hatte; auch mehrere freundliche Briefe, die dieser im Sommer 1814 an Schulze richtete, geben Zeugniss, wie der gestürzte Herrscher frei von Bitterkeit fortfuhr, sich warm für die „gute Stadt Hanau“ und die Menschen und Anstalten zu interessiren, die in ihr wissenschaftliche Bildung förderten*).

*) Seiner persönlichen Achtung und Dankbarkeit für Dalberg hat Schulze noch in seinen letztwilligen Bestimmungen dadurch Ausdruck gegeben, das er dessen von Döll in Gotha aus Carrarischem Marmor angefertigte lebensgrosse Büste, die er zufällig auf einer Auktion

Die Schwierigkeiten, die dadurch entstanden, dass sein Nachfolger in der Regierung gerade das Gegentheil solchen Wohlwollens bewies, vermochte Schulze nicht zu überwinden — trotz aller Anstrengungen, die er machte. Er übernahm persönlich mehr Lehrstunden, da bei der geschilderten Geldnoth Pfarrer Zimmermann seine Thätigkeit am Gymnasium einstellte und auch Börsch die seine beschränkte; durch den Eifer, mit dem Schulze seiner Amtsthätigkeit sich widmete, erzielte er, dass seine Schüler, mit denen er in diesem Jahr u. a. den König Oedipus, Properz und Tacitus' Agricola gelesen hatte, die Schlussprüfung im September gut bestanden; aber um so mehr „zitterte" er, wie er in amtlichen und vertraulichen Schreiben sagte, für das nächste Schuljahr — und leider sollten seine Befürchtungen sich nur allzusehr bewahrheiten. Persönlich war ihm die Unsicherheit seiner eigenen Lage besonders deshalb drückend, weil er ihretwegen Bedenken tragen musste, den für sein Leben segensreichsten Schritt zu thun, das Ehebündniss mit der Frau zu schliessen, mit der eben die entscheidungsvollen Monate des Jahrs 1813 ihn zusammengeführt hatten.

Am 3. Januar 1784, also zwei Jahre vor ihm, war in Wiesbaden Caroline, die einzige Tochter des nassauischen Geheimen Raths Rössler geboren, der später nach der alten Heimath seiner Familie, nach Hanau gezogen und dort 1803 gestorben ist; sie war 28 Jahre alt, als Schulze sie in seinem ersten Hanauer Sommer in Philippsruhe bei einem gemeinsamen Bekannten zum ersten Male sah. Schwere Schicksalsschläge hatten sie getroffen: ihr Mann, Fabrikant Böhm und ihr Töchterchen waren ihr durch frühen Tod entrissen; still lebte sie ihrem Schmerz und der Pflege des einzigen Kindes, das ihr geblieben war, eines damals kränk-

erworben hatte, der von Dalberg begünstigten Akademie in Erfurt überwiesen hat, wo dieselbe im Sitzungssaal der königlichen Regierung aufgestellt wurde. Dass Schulze stets „mit der grössten Vorliebe" von Dalberg sprach, erwähnt auch Ranke in einem seiner Briefe an seinen Verleger (S. 119), welchem er eben unter Beziehung auf das Urtheil Schulzes empfahl die ihm von Beaulieu-Marconnay angebotene Biographie Dalbergs nicht zurückzuweisen.

lichen Knaben Ludwig. Ihre Erscheinung zog Schulzes Aufmerksamkeit auf sich, aber zu einer näheren Bekanntschaft zwischen Beiden kam es damals nicht. Eine solche trat erst ein, nachdem er sich im folgenden Sommer in dem ihr von ihrem Vater überkommenen Haus am Paradeplatz eingemiethet hatte*); hier lernte er in der Schreckensnacht des Brandes die Fassung und Umsicht, die Ruhe und den Muth seiner Wirthin kennen und bewundern. Wie in diesen gefahrvollen Stunden theilten Beide in den folgenden Wochen schmerzliche und freudige Eindrücke; immer deutlicher kam ihnen dabei zum Bewusstsein, wie trefflich sie sich verstanden und ergänzten. Am zweiten Weihnachtstag, am 26. December 1813, erzählt Schulze selbst, „entschied sich mein Verhältniss zu Frau Böhm; wir verständigten uns zugleich dahin, unsere eheliche Verbindung nicht eher zu vollziehen, als bis meine dienstlichen Beziehungen zur kurhessischen Regierung festgestellt und geregelt worden“. Schwer litten beide darunter, dass ein Monat nach dem andern verstrich ohne das gewünschte Resultat zu bringen; Ende 1814 glaubten sie, da nun auch auf dem Wiener Congress die Rechte der Beamten des Grossherzogthums Frankfurt Vertretung fanden, die Zukunft soweit gesichert zu sehen, um den Tag für ihre Verheirathung ansetzen zu können. Hierfür wurde der 3. Januar 1815 bestimmt, der Geburtstag von Frau Böhm, den schon ein Jahr zuvor Schulze durch ein ihr gewidmetes Gedicht gefeiert hatte. Aber gerade in der Nacht vom 2. auf den 3. Januar überfiel ihn eine heftige Lungenentzündung; zwei

*) Früher hatte er in der „weissen Lilie“ beim Schenkwirth Pannot in der Hirschgasse gewohnt; von hier ist ein Brief an Böttiger vom Juni 1812 datirt und hierauf die oben mitgetheilte Aeusserung über die Billigkeit seiner fürstlichen Wohnung zu beziehen. In das Rösslersche Haus, in das Schulze im Sommer 1813 zog, ist später das Landrathsamt verlegt; eben in diesem Haus sind die Brüder Grimm geboren. Am 14. October 1815 berichtete Wilhelm, den Schulze in einem Brief an Passow einen „gar liebenswürdigen Menschen“ nennt, seinem Bruder Jakob, er habe in Hanau Schulze besucht. „Er war ganz über die Massen freundschaftlich, denk, ich bin gerade bei ihm zuerst in das Zimmer gekommen, wo ich getauft wurde, und habe in des seligen Vaters Arbeitsstube gesessen“. S. Beider Briefwechsel aus der Jugendzeit S. 476.

Monate lang erduldete er, wie er später Passow berichtete, „schreckliche Schmerzen; in sechs fürchterlich langen Wochen habe ich keine Minute geschlafen; die Aerzte, deren ich fünf gebrauchte, hielten mich für verloren; durch einen derselben hatte ich das Hoffnungslose meines Zustandes erfahren und mich ruhig ergeben mit Demuth in das Unvermeidliche gefügt“. Er suchte auch die „treue unermüdliche Gefährtin seiner Leiden durch tröstenden Zuspruch zu erheben und wieder in die Stimmung zu versetzen, in welcher sie schon früher harte Schicksalsschläge, ohne sich selbst zu verlieren, ertragen hatte“; ihrer sorgsamen Pflege schrieb er es zu, dass er endlich doch genas. In ihrer Begleitung unternahm er am 29. März den ersten Ausgang, um sich in den milden Strahlen der Frühlingssonne des neu geschenkten Lebens zu erfreuen. Bald darauf begann er auch seine Lehrthätigkeit wieder; freilich waren seine Kräfte noch so schwach, dass er nicht, wie sonst seine Gewohnheit war, stehend unterrichten, sondern nur sitzend auf einem Stuhl in der Mitte des Classenzimmers sich seinen Schülern verständlich machen konnte. Nach solchen Leiden und Schwierigkeiten fand endlich am 4. Juni 1815 die Trauung durch den lutherischen Superintendenten Vulpius statt; es war, bemerkt Schulze in seinem Tagebuch, „ein trüber umwölkter veränderlicher Tag; aber heiter, rein und fest war der Wille, mit welchem wir uns gegenseitig die Hand der Liebe und Treue gereicht. Du heiliges Wesen schaue gnädig auf uns herab und lass uns unter Deinem Schirm und Schutz zu einer frommen Familie gedeihen“.

Im vorangegangenen Sommer hatte Passow Schulze besucht und sich doppelt des Wiedersehens gefreut, da ihm des Freundes ganzes Wesen bestätigte, „dass seine edle Natur sich von ihren meisten Schlacken befreit hatte. Was noch fehlt, schreibt er an ihre gemeinsame Freundin Frau von Voigt in Weimar, wird sich gewiss bald finden, zumal da er sich in Kurzem mit einer nach dem Urtheil aller durchaus trefflichen Frau verbinden wird“. Frau Böhm war damals im Bad in Schwalbach; um sie persönlich kennen zu lernen, reiste Passow nach dort und verlebte mit ihr und Schleier-

macher einen unvergesslichen Tag. „Schulzes Freundin, urtheilt er, ist eine durchaus gediegene ernste tiefruhige Frau, ungefähr seines Alters, aber noch immer ausgezeichnet schön. Ich zweifle nun nicht mehr, dass das Glück seines Lebens fest begründet ist und zugleich die höchste Reinigung und Weihung seines ganzen Wesens“*). Einen ähnlichen Eindruck von der günstigen Veränderung, die nicht zum wenigsten dieser Einfluss auf ihn bewirkt hatte, scheint Goethe empfangen zu haben, als er im Herbst 1814 nach Hanau kam; „nie habe ich, meldete bald darauf Schulze an Passow, ihn milder und freundlicher gesehen; mein Wesen schien ihm jetzt mehr als früherhin zuzusagen und er hat mich auf eine wahrhaft herzliche Weise behandelt“. Schulzes Persönlichkeit und Leistungen wurden damals auch in hessischen Kreisen vielfach gerühmt; die Hanauer Regierung und der Hanauer Magistrat wiesen auf seine Verdienste hin; als bei seiner gefährlichen Krankheit sich das Gerücht verbreitete, er sei gestorben, schrieb Wilhelm Grimm, der persönlich ihn erst im Herbst darauf kennen lernte: „Er soll als Schuldirector viel Gutes gestiftet haben und ein geistreicher lebendiger Mann gewesen sein“**). Warme Anerkennung zollte ihm auch Kurprinzessin Auguste, die Schwester Friedrich Wilhelms III.; als sie durch das Verhalten ihres Gemahls sich veranlasst sah im Winter 1815 ihren Wohnsitz in Hanau zu nehmen, bezeugte ihr dort die Bürgerschaft gleiche Theilnahme und Verehrung wie kurz zuvor in Marburg, wo noch heute ein Denkmal auf der nach ihr benannten Augustenruhe an ihren Aufenthalt erinnert; die Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit ihres Wesens, die Goethe sieben Jahre zuvor in dem ihr gewidmeten Gedicht besungen hatte, fesselten jetzt auch Schulze, da er von ihr beauftragt wurde ihre beide Töchter Marie und Caroline wöchentlich zwei Stunden zu unterrichten. Sie konnte sich dabei auf das Beste von seiner Tüchtigkeit und seinem pädagogischen Geschick überzeugen; warm verwandte sie sich für seine und seines Gymnasiums gerechte Ansprüche; Er-

*) S. Passows Leben und Briefe S. 192.

**) S. seinen Brief an Jacob in dem Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 444.

folg aber hatten auch ihre Vorstellungen nicht. Was Schulze gefürchtet und vorher verkündigt hatte, trat ein: seine Collegen verloren den Muth zu längerer Thätigkeit, da trotz aller Bitten und Mahnungen die ihnen gebührende Belohnung ihnen nicht zu Theil wurde. Im Frühjahr 1815 ging Börsch von Hanau nach Marburg, es war nur ein ungenügender Ersatz, dass Schulze den Pfarrer Hausknecht bestimmte, einen Theil des Unterrichts in den unteren Classen zu übernehmen; im August musste er vorstellen, dass bei dem zu befürchtenden Abgang Hausknechts der gänzliche Einsturz des Gymnasiums unvermeidlich sei, wenn nicht vor dem Anfang des künftigen Semesters die vacant gewordenen Lehrerstellen wieder besetzt und zweckdienliche Mittel getroffen seien, um den Lehrern eine pünktliche Auszahlung ihrer Besoldungen zu sichern. Wohl durfte er darauf hinweisen, dass er und seine Collegen Zipf und Rauch sich auf das äusserste angestrengt hätten, um die Lücken auszufüllen; eben von seiner schweren Krankheit genesen hatte er in der obersten Classe noch die Geschichtsstunden und die deutschen Stylübungen übernommen, so dass er allein in dieser jetzt alle Lectionen mit Ausnahme des französischen und mathematischen Unterrichts gab. Immer mehr widmete er seine ganze Arbeitskraft der Schule; von literarischen Arbeiten konnte er deshalb nur die Ausgabe Winckelmanns fortsetzen, von welcher im Jahr 1815 der vierte Band der Kunstgeschichte mit besonders reichhaltigen Anmerkungen erschien*) und für die er eine Uebersetzung des Trattato preliminare anzufertigen begann; trotzdem war er ausser Stand zu hindern, dass 42 Stunden wöchentlich im Gymnasium in Folge des Lehrermangels unbesetzt blieben.

*) Vom 22. März 1815 ist die Vorrede zu der ersten Abtheilung des sechsten Bandes von Winckelmanns Werken, des vierten der Kunstgeschichte datirt, in welcher auf 358 Seiten der Schluss des Textes der Kunstgeschichte abgedruckt ist; am 18. December 1815 sandte Schulze an Görres die zweite Abtheilung, welche nicht weniger als 1555 Anmerkungen auf 422 Seiten enthält. Schon im März 1815 hatte er auch die Uebersetzung des Trattato preliminare begonnen; Böttiger gegenüber sprach er aus, dass diese Arbeit mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden sei.

In öffentlicher Rede schilderte er bei dem Schluss des Schuljahrs diese Nothlage und kündigte an, dass, wenn nicht schleunige Hülfe erfolge, er in die traurige Nothwendigkeit versetzt sei, die vier bisher bestandenen Classen in drei zu verwandeln und also die einzige Schule des Fürstenthums Hanau, welche höhere wissenschaftliche Vorbildung bezweckte, in ihren Grundfesten zu erschüttern. „Werdet Ihr, fragte er seine Hörer, als Freunde und Beförderer des deutschen Lebens nicht unsere Trauer billigen, wenn Ihr bedenkt, dass der provisorische Zustand, d. h. die allmähliche Zerstörung dieser im deutschen Sinn gedachten und während der feindlichen Herrschaft neu belebten Anstalt mit dem Zeitpunkte beginnt, wo wir und mit uns alle Völker der deutschen Lande das Fest der Auferstehung aus dem Grabe der Sklaverei feiern?“ Es war bezeichnend für den Redner, wie er neben der Trauer dem Gefühl der Freude Ausdruck gab, dass trotz aller ungünstigen Verhältnisse, welche der Schule den Untergang drohten, seine Collegen und er nicht ohne glücklichen Erfolg für die Bildung ihrer Zöglinge gearbeitet, bezeichnend namentlich, wie er die Kraft und den Muth, mit der sie bis jetzt gewirkt, nicht ihnen zum Verdienst anrechnen wollte. „Man muss, sagte er, selbst öffentlicher Lehrer sein um zu wissen, welche wunderbare Stärkung mit unsichtbar sichtbarer Gewalt immer von neuem aus diesem schwierigen, aber schönen Berufe erblüht, und wie der Anblick einer unmündigen bildungsfähigen Jugend den Lehrer hebt, kräftigt und begeistert, dass er in seliger Selbstvergessenheit nur das Ewige fühlt, welchem er dienen möchte, indem er die werdenden Geschlechter der Menschen zum heiligen Dienste des Ewigen bildet. Diese Begeisterung des öffentlichen Lehrers steigert sich um so mehr, je grössere Schwierigkeiten sich ihm entgegen thürmen und je weniger er sich einer Hülfe von aussen erfreuen darf. Nimmer kann und wird er, so lange die Flamme dieser Begeisterung seinen Busen durchglüht, durch eine träge lässige hinbrütende Verwaltung seines hochwichtigen Amts zum Verräther werden an der heiligen Unschuld der ihm übergebenen Jugend. Er wird und muss ganz sein,

wofür er sich ausgiebt, bis zum letzten Augenblicke, und lieber wird er, wenn eine unbesiegbare Gewalt der Umstände an der pflichtmässigen Bildung seiner Schüler verhindert, aus dem Kreise seiner öffentlichen Wirksamkeit freiwillig scheiden, als dass er einem feilen Söldner gleich sein besseres Wollen und mit ihm das gefährdete Heil geliebter Zöglinge den erbärmlichen Rücksichten auf persönliches Wohl kleinherzig aufopfern sollte. Aber er wird auch, wenn ein glücklicher Erfolg seine Bemühungen krönt, die Begeisterung, welche ihn erleuchtete und ihn aufrecht erhielt im nächtlich stürmischen Dunkel niedriger Verhältnisse, als ein unmittelbares Geschenk einer gnädigen Gottheit erkennen, und fern von jeglichen Ansprüchen auf persönliches Lob demüthig dem ewigen Geiste huldigen, welcher wirkend Alles in Allem Gedeihen gab zu einem guten Werk. Und so schliessen wir den Kranz der Empfindungen, mit welchen wir diese Stunde feiern, am würdigsten durch das demüthige Gefühl des innigsten Danks gegen ihn, den Ewigen, der unsere Arbeit gesegnet und uns gestärkt, dass unser Muth nicht erlahmte, sondern bis jetzt in dem Kampfe mit einer ungünstigen Gegenwart sich siegreich behauptete". „Ein schönes Morgenroth, so schloss er diese Rede, dämmerte am Himmel des deutschen Volks; Wolken können für den Augenblick den Glanz der Sonne verfinstern, aber sie fordert ihr Recht und wird früher oder später wieder hervorbrechen in ihrer unvergänglichen Schöne, um die Saat zu reifen, welche dem deutschen Volke eine sichere Zukunft verheisst. Darum lasst uns wachen und sorgen, dass es dem kommenden Tage nicht an Arbeitern gebreche."

Aus der hier verkündeten Gesinnung hat Schulze die Kraft geschöpft, mit welcher er immer neue Anstrengungen nicht scheute, um seine geliebte Schule aufrecht zu halten; aber all seine Bemühungen fanden auch fernerhin bei der hessischen Regierung weder Anerkennung noch Unterstützung. Da auch eine neue Eingabe von ihm, in welcher nochmals dringend die Nothwendigkeit schleuniger Hülfe vorgestellt wurde, unerhört blieb, musste beim Beginn des neuen Schuljahrs, wie er vorausgesagt hatte, wirklich die dritte Classe

ganz geschlossen werden; in Folge dessen konnte kein Schüler aus der vierten Classe in die dritte Classe und alle Schüler der dritten mussten sofort in die zweite Classe versetzt werden, obgleich keiner von ihnen die für diese erforderliche Reife hatte. Um ihnen aber in der zweiten Classe den nöthigen Unterricht zu verschaffen und zugleich die bisherigen Mitglieder der zweiten Classe nicht ganz in ihrer Ausbildung zu hemmen, wurden Letztere fortan fast in allen Stunden mit den Primanern zusammen unterrichtet. Schulze hob hervor, wie schwierig die Durchführung dieser unvermeidlichen Massregeln für die Lehrer und wie bedenklich sie für alle Schüler sei; ihm wurde dadurch auch die grosse Freude genommen, mit der ihn ein Blick auf seine Classe bisher erfüllt hatte. Aber auch dieser Nothstand rührte die hessische Regierung nicht; da die Bürgerschule nicht minder verfallen war, äusserte vielmehr Geheimer Rath von Carlshausen, der vom Kurfürsten beauftragt wurde, Vorschläge zur künftigen Einrichtung des Hanauer Schulwesens zu thun, Anfang 1816 die Absicht, die beiden Schulen mit einander zu einer Anstalt zu verschmelzen. Einstimmig erklärten alle Mitglieder der Schulcommission sich gegen diesen Plan; Schulze verlangte, dieselbe solle Seine Excellenz auffordern diesen Gedanken doch zunächst näher zu entwickeln. Dixi et salvavi animam meam, schloss er sein Votum. Seine Geduld war erschöpft; hatte er eine Garantie für die Erfüllung seiner persönlichen gerechten Ansprüche in den Beschlüssen des Wiener Congresses über die Beamten des Grossherzogthums Frankfurt gesehen, so blieb bei dem Kurfürsten auch der betreffende Artikel 45 der Wiener Schlussacte zunächst ohne Wirkung. Schulze wandte sich deshalb persönlich an Stein, der im Namen der Verbündeten über die Ueberweisung Hanaus mit dem Kurfürsten verhandelt hatte; Stein erwiderte ihm: „Herr, geben Sie mir mehr Kanonen, als der hat; sonst kann ich Ihnen nicht helfen“*).

*) Vielleicht bezieht sich gerade auf diese Begegnung zwischen Stein und Schulze die ähnlich lautende mehrfach nachgeschriebene Erzählung von Pertz in Steins Leben III, 475, dass „als sich jemand gegen Stein über den Kurfürsten von Hessen beklagte, er ausrief:

Unter diesen Umständen hatte Schulze es für seine Pflicht halten müssen, für seine Kraft einen andern Wirkungskreis zu suchen. Alte Liebe fesselte ihn an den preussischen Staat und an seine Bildungsanstalten; in ihm, dachte er, wie er Passow schrieb, „für seine deutsche Gesinnung den freiesten und günstigsten Spielraum zu finden". Von diesem Standpunkt aus musste ihm besonders eine Stellung in dem eben Deutschland wiedergewonnenen, Preussen überwiesenen Rheinland erstrebenswerth erscheinen — und umgekehrt war er eben für solche durch seine Hanauer Thätigkeit besonders gut vorbereitet. Mehrfache Verhandlungen wurden angeknüpft: Schulze schrieb u. A. an seinen alten Haller Studiengenossen Kortüm, der jetzt als Director in Düsseldorf wirkte; von seinen Haller Lehrern interessirten sich Wolf und Schleiermacher, die 1814 ihn in Hanau besucht hatten, für seine Berufung nach Preussen; schon bald nach der Befreiung des linken Rheinufers von französischer Herrschaft hatte ihm Görres mehrere bestimmte Anträge gemacht, der damals bekanntlich von Gruner zum Director des öffentlichen Unterrichts ernannt war. Mit wärmster Sympathie kam Schulze dem Herausgeber des Rheinischen Merkur entgegen, von dessen „herrlichem Eifer für die gute Sache" er sich grosse Wirkungen versprach. Mit hohem Genuss las er, wie Görres „mit Blitz und Donnerkeilen" schleuderte; der Merkur erschien ihm „wie ein Vesuv von einer hohen Hand mächtig hingepflanzt in die Ecke zwischen Mosel und Rhein zum Schutz und Trutz gegen das Franzosenthum"*).

Was kann das Alles helfen? Geben Sie mir Kanonen; mit Vernunftgründen ist bei dem nichts auszurichten". Doch ist auch sehr möglich, dass sich Stein zu einer derartigen Aeusserung mehr als einmal veranlasst sah. Ein bezeichnendes Gegenstück zu der unten erwähnten Mittheilung Schulzes über seinen Freund Rupprecht bietet der ebenda V, 48 abgedruckte Brief Steins vom 9. Mai 1816 über die hessischen Officiere und namentlich über den Oberstlieutenant Baumbach, dem Stein sich freute eine Stellung verschafft zu haben, in welcher er „nicht mehr abhängig von seinem undankbaren herzlosen Landesherrn — glaubt dieser Greis, Gott werde seine Undankbarkeit gegen Männer, die für ihn Leben und Vermögen eingesetzt, ungestraft lassen?"

*) S. seinen Brief an Görres vom 24. Mai 1815 in G.s gesammelten

Er selbst lieferte Görres einen Beitrag; als nach der zweiten Einnahme von Paris nachgeholt werden sollte, was bei der ersten versäumt war, die von den Franzosen geraubten Schätze der Museen und Bibliotheken zurückgefordert wurden, veröffentlichte er im Merkur*) eine Mahnung, den handschriftlichen Nachlass Winckelmanns, der aus der Villa Albani nach Paris entführt war, nicht länger in den Händen des Volks zu lassen, das von Winckelmann unerbittlich gehasst wurde. „Was dem teutschen Volke angehört, darf, meinte er, kein König oder Kaiser in übel verstandener Gutmüthigkeit aufs neue an die Franzosen verschenken. Jetzt oder nimmer können die Teutschen auch Winckelmanns zürnenden Schatten versöhnen und besonders den Preussen geziemt es ihrem grossen Landsmann dieses erste und würdigste Todtenopfer zu bringen". Seine Mahnung blieb ohne Erfolg; aber je mehr der Herausgeber des Merkur seinen Mitarbeiter kennen lernte, um so lebhafter wünschte er den gesinnungsverwandten erprobten Pädagogen für die Bildung seiner rheinischen Heimath zu gewinnen; er bot ihm deshalb verschiedene Aemter an; namentlich schlug er vor, ihm die Direction des Gymnasiums in Coblenz zu übertragen. Doch Görres' Vorschläge

Briefen II, 464. In einer Nachschrift vom 2. Juni empfahl er seinen Freund Rupprecht, den oben erwähnten Führer der vierten Escadron der freiwilligen Jäger, der eine Anstellung im preussischen Heer suchte, da man ihm im Hessischen trotz seiner wiederholten Bitten keinen Wirkungskreis angewiesen. Nach den ebenda S. 472 ff. abgedruckten Zeilen Schulzes vom 30. September und 18. December 1815 ist mehrfach erzählt, dass seine Berufung nach Coblenz durch Görres bewirkt sei; im Text ist nach genaueren Aufzeichnungen Schulzes, namentlich nach seinen Briefen an Passow die thatsächliche Entwickelung der Berufungsangelegenheit geschildert.

*) In Nr. 276 vom 31. Juli 1815. Dass diese Mahnung von Schulze verfasst ist, ergiebt sich aus Briefen von ihm an Passow und Böttiger, in denen er schrieb, er habe sich wegen der Rückforderung des Winckelmannschen Nachlasses an Müffling, den damaligen Gouverneur von Paris, gewandt und in gleicher Absicht einen Artikel im Merkur veröffentlicht; Müffling habe deshalb mit Humboldt gesprochen und hoffe ein günstiges Resultat. Wie die Franzosen verstanden sich der Erfüllung solcher Anforderungen zu entziehen, schildern anschaulich die Berichte Grootes in Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung Bd. I, 38 ff.

kamen nicht zur Ausführung, da Sack, an den er dieselben zunächst gerichtet hatte, bekanntlich Anfang 1816 vom Rhein nach Pommern versetzt wurde und vor seinem bevorstehenden Abgang keine neuen Einrichtungen hinsichtlich des Schulwesens treffen wollte. Schulze billigte dies durchaus; Görres hatte nach seiner Ansicht nur darin gefehlt, dass er ihm Dinge als entschieden vorgelegt hatte, die noch problematisch waren. Inzwischen aber war bereits von anderer Seite Schulzes Berufung nach Coblenz beantragt; sie wurde besonders durch Süvern betrieben und durchgesetzt, der unter allen damaligen Berliner Geheimen Räthen mit grösstem Eifer und Verständniss für das Schulwesen des Staats bemüht war. Schon im Sommer 1815 hatte er bei einer Reise nach dem Rhein und Main persönlich mit Schulze verhandelt; nachdem auch Graf Solms-Laubach, der 1816 das Oberpräsidium über eine der neugebildeten rheinischen Provinzen übernahm, sich sehr günstig für Schulze geäussert hatte, wurde dieser durch Rescript vom 14. März 1816 zum Schulrath bei dem Consistorium und Schulcolleg in Coblenz mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Thalern ernannt; er wurde angewiesen sich baldigst bei dem neuen Oberpräsidenten in Coblenz, bei Ingersleben zu melden und seine Geschäfte zu übernehmen.

Schulze zauderte keinen Augenblick diesem Ruf zu folgen. Allerdings hatte er kurz zuvor aus Kassel nun endlich seine definitive Ernennung zum Oberschulrath erhalten, aber auch jetzt war dabei mit keiner Silbe seiner Besoldung gedacht. Noch an demselben Tage, an dem das von den Ministern Schuckmann und Bülow unterzeichnete Rescript in seine Hände kam, am 4. April richtete er darauf ein Schreiben an den Kurfürsten, in dem er um seine Entlassung aus dem hessischen Dienst und zugleich um baldigste Auszahlung der von seiner Besoldung ihm noch zukommenden 1312 Gulden bat. Es fiel ihm nicht leicht von seinen Schülern und der Bevölkerung zu scheiden, deren Begabung und Beweglichkeit, deren Tüchtigkeit und Bildsamkeit er noch ein halbes Jahrhundert später warm anerkannt hat*); manche Freunde hatte er sich

*) In einem Brief an Leopold Schmidt vom 29. November 1865.

gewonnen, mit denen er auch ferner verbunden blieb, darunter namentlich seinen Schwager Karl Rössler, der später um die Stadt Hanau mannigfache Verdienste sich erworben und auch als Mineralog sich ausgezeichnet hat; wohl empfand er, welches Opfer er seiner Frau auferlegte, indem er ihr zumuthete die Stadt zu verlassen, in der sie angesessen war, an welche alte und theure Erinnerungen von ihr und ihrer Familie*) sich knüpften, auf deren Friedhof ihr Vater, ihr erster Mann und ihr Töchterchen ruhten. Aber sie selbst war nicht zweifelhaft darüber, dass sie ihn nur in seinem Entschlusse bestärken dürfe; da sie persönlich ihn nicht sofort begleiten konnte, weil sie ihm kurz zuvor am 15. März den ersten Sohn geboren hatte, trat er am 14. April 1816, am ersten Ostertag, zunächst allein die Reise an, die ihn aus der Ebene an Main und Kinzig in den Mittelpunkt der romantischen Pracht des Rhein- und Mosellandes führte, aus dem Hanau des Kurfürsten von Hessen in das Coblenz Gneisenaus.

*) Schulze selbst nahm ein besonderes Interesse an Winter von Güldenborn, dem Vater der Ururgrossmutter seiner Frau, der im dreissigjährigen Krieg aus schwerster Noth den Grafen von Hanau und die Stadt gerettet hatte. Er dachte einmal daran die Biographie desselben zu schreiben; eine solche ist 1863 von G. W. Röder in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte Bd. X, S. 97—172 veröffentlicht.

Fünftes Capitel.

Coblenz 1816—1818.

Nichts fand Schulze in den ersten Wochen seines Coblenzer Lebens mehr zu beklagen als die Trennung von seiner Frau; wir verdanken diesem Umstande, dass wir durch die ausführlichen Briefe, die er an sie schrieb, genau über seine ersten dortigen Eindrücke unterrichtet sind*). Lebendig

*) Ausser diesen und anderen Briefen Schulzes, namentlich solchen an seinen Schwager Karl Rössler boten mir für den folgenden Abschnitt besonders werthvolle Aufschlüsse die eingehenden Berichte von ihm über die damals ihm unterstellten Gymnasien, die sich jetzt in den Akten des rheinischen Provinzialschulcollegiums befinden und deren Benutzung mir von diesem gütigst gestattet wurde. Ueber den Kreis hervorragender Persönlichkeiten, in den Schulze hier eintrat, sind interessante Mittheilungen in der Sammlung von Görres' Briefen und Schriften, von Delbrück im Leben Gneisenaus Bd. V S. 4 ff., von A. Hagen, Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten S. 219 ff., von K. Schwartz, Leben von Clausewitz II S. 172 ff. und von Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach S. 41 ff.. und in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Meusebach und den Brüdern Grimm S. VIII ff. veröffentlicht. Wie Wendeler benutzte auch ich das aus dem Besitz von Sixt von Armin auf die Berliner Königliche Bibliothek gekommene Exemplar der von Meusebach gedichteten und von ihm nur an 25 Freunde vertheilten „Eintagsschönchen, auf- und abgeblüht zu Coblenz an dem Rhein 1814—1818", deren Lectüre den geselligen Verkehr in Meusebachs Coblenzer Freundeskreis vor Augen stellt. Für die Erkenntniss der Umwandlung, die sich in Coblenz unter dem Einfluss der 1815 begründeten Verhältnisse und namentlich der im folgenden Abschnitt erwähnten preussischen Civil- und Militärbeamten vollzogen hat, finden sich bezeichnende Daten namentlich im ersten Band von Perthes' Politischen Personen und Zuständen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft, in der hier S. 487 ff. von ihm aufgeführten Literatur, in seinen Mittheilungen über seines Vaters Rheinreise 1816 im zweiten Band von Perthes' Leben (6. Aufl.,

spricht sich in ihnen aus, wie ihm das Herz aufging, da er in dem schönen Land, wo „in den grünen Rhein die Mosel fliesst", an dessen Wiedergewinn für Deutschland sich freuen, an dessen Neubelebung durch deutschen Geist mitarbeiten durfte, in Gemeinschaft mit gleichgesinnten hochbegabten Patrioten, die hier um Gneisenau sich sammelten. Durchaus entsprachen seiner Stimmung die Gedichte, in denen seine hier gewonnenen Freunde Schenkendorf und Meusebach den Helden und seine Tafelrunde am Rhein besangen; in treuer Brust hat auch er stets die Erinnerung an die sonnigen Frühlingstage, an denen er mit ihnen zusammen „auf leichtem Kahn den grünen Fluss hinunter fuhr", und das Bild des Feldherrn behütet, dessen „Würd' und Huld und klare Milde heitere Ehrfurcht rings geboten". Je schmerzlicher er unter kurhessischer Herrschaft jede Regung freier deutscher Gesinnung an massgebender Stelle vermisst hatte, um so mehr erquickte ihn der Eintritt in einen Kreis, dessen Glieder bei mannigfachen grossen Verschiedenheiten sämmtlich einig waren in dem Bestreben, auch im Frieden den Geist zu bewahren und zu bethätigen, in dem ihr Haupt kühn das Vaterland befreit hatte.

Einen Hauch dieses Geistes verspürte Schulze sofort bei dem ersten eingehenden Gespräch, das er in Coblenz führte. Als er hier am Abend des 15. April 1816 eintraf, hörte er, dass hier jetzt als Major Wilhelm von Scharnhorst lebe. Beide hatten zusammen einst in Halle studirt; Schulze war sehr erfreut hier den alten Bekannten wiederzufinden. Tief ergriff ihn die Rührung, mit welcher dieser älteste Sohn Scharnhorsts von seinem grossen Vater sprach und dessen Bild ihm zeigte; mit froher Hoffnung erfüllte ihn, was ihm dieser nahe Vertraute, der spätere Schwiegersohn Gneisenaus von dem Feldherrn und seiner Umgebung, von den Coblenzer Menschen und Verhältnissen erzählte. Er konnte sich bald von der Richtigkeit dieser Schilderung persönlich überzeugen. Schon am Abend des 17. verlebte er in einer Gesellschaft,

S. 89 ff.), in den drei ersten Bänden von Eilers' Wanderung durchs Leben und den neueren in der Zeitschrift für preussische Geschichte Bd. XIX S. 499 verzeichneten Schriften.

in die Scharnhorst ihn einführte, einige angenehme und anregende Stunden mit mehreren ihm gleichalterigen Offizieren und Civilbeamten; als er am Tage darauf Gneisenau seinen officiellen Antrittsbesuch machte, wurde er von ihm sofort zur Tafel geladen. „Mit wahrer Begeisterung, schrieb er unmittelbar darauf seiner Frau, bin ich von Gneisenau gegangen. Du glaubst nicht, was für ein schöner Mann er ist; auch sein Organ ist sehr wohlklingend und die Wunde über das Gesicht giebt ihm ein wahrhaft heroisches Aussehen“. Königlich erschien ihm die Würde, mit welcher Gneisenau ihn empfangen hatte; im Gespräch, das dieser „bei seiner vielseitigen Bildung immer auf wichtige Gegenstände zu leiten“ wusste, bewunderte er seinen scharfen historischen Blick. Aus den Schilderungen von Arndt und Steffens, von Raumer und Haeckel ist bekannt, wie Gneisenau den Umgang mit „Civilisten“ liebte, wie er in ihm seiner Achtung für eine jede Art höherer geistiger Bildung liebenswürdigsten Ausdruck gab; mit Schulze liess er sich, da er dessen Uebersetzung des Arrian kannte, in eine weitläufige Discussion über Alexander den Grossen ein und „sehr richtig urtheilte er, dass er durchaus eine poetische Natur gewesen“. Immer lieber gewann Schulze in den folgenden Wochen den „herrlichen Mann“, je klarer dessen Gemüthsleben sich ihm enthüllte; auch er erfuhr, wie unwiderstehlich gebietend gerade die „stille Demuth“ Gneisenaus, „vor seinem Ruhm sein eigenes Erröthen“, die natürliche warme Freundlichkeit des „Manns von Stahl und Eisen“ wirkte. Nie hat er vergessen, wie der Besieger Napoleons ein Gespräch über diesen mit den Worten schloss: „Unsere Klugheit hat ihn nicht überwunden, sondern die hohe ihm unverständlich gebliebene Begeisterung und Vaterlandsliebe des preussischen Volks“. Entzückt schilderte er seiner Frau, wie er bei einem Besuch einmal „den Helden Deutschlands unter mehr als vierzig Kindern fand, mit denen er spielte, um seinem Sohn, einem Knaben von fünf Jahren, eine Freude zu machen“.

In dem Kreis, in welchem der Einfluss dieses Mannes herrschte, war alles kleinliche und prunkende Scheinwesen ausgeschlossen; in ungezwungenem und heiterem Verkehr

entfaltete sich frei in Ernst und Scherz die Eigenart der geistvollen Menschen seiner Umgebung, die nach Meusebachs Wort nicht zu unterscheiden wussten, ob sie ihn verehren oder lieben mussten. Gleich bei ihrem ersten Gespräch hatte er Schulze empfohlen, den Chef seines Generalstabes, seinen nächsten Freund Clausewitz aufzusuchen; dessen hervorragende geistige Bedeutung trat auch Schulze sofort entgegen; „er gilt, schrieb er seiner Frau, für den klügsten und wissenschaftlichsten Offizier in der ganzen Armee". Besonders hingezogen aber fühlte er sich zu Karl von der Gröben, der noch zwei Jahre jünger als er, acht Jahre jünger als Clausewitz, jetzt neben diesem Gneisenau zur Seite stand. Er hatte kurz zuvor am Schluss all seiner Irr- und Kriegsfahrten, die er für den heiligen Kampf der Befreiung unternommen hatte, sich in Paris das schönste Siegespfand gewonnen, da ihm hier „in Lieb und Frieden Dörnbergs Tochter die Hand bot"; im Genuss des neuen Glücks, das ihm und dem Vaterlande erblüht war, erschien der hochgewachsene, kräftige, tapfere Mann, den Gneisenau gern seinen Bayard nannte, als einer der liebenswürdigsten Menschen, die Schulze je gesehen; namentlich ansprechend fand dieser Gröbens herzliche Freundlichkeit gegen Kinder; deshalb bestimmte er ihn neben seinem Schwager Karl Rössler und seinem alten Freunde Passow zum Pathen seines eben geborenen Söhnchens. Schon nach jener ersten Gesellschaft, an welcher er in Coblenz Theil nahm, hatte er seiner Frau geschrieben, am meisten habe ihm Gröben und unter den anwesenden Civilbeamten Karl von Meusebach gefallen. 1815 nach Coblenz als Präsident des für die Rheinlande errichteten provisorischen Revisionshofes berufen, hat auch dieser „seltene und seltsame" Mann dort seine glücklichsten Tage gesehen; hat er erst später in Berlin, wohin er 1819 versetzt wurde, seine grossen literarischen Sammlungen in einer Ausdehnung betrieben, dass sie seinem Namen ein dauerndes Andenken sichern, so war doch das stille Gelehrtenleben, das er in der Grossstadt geführt hat, nicht frei von mancherlei ihn betrübenden und bedrückenden Verstimmungen; in den „wonnereichen Fluren, in den lachenden Gefilden" des Rheinthals aber ist

ihm, wie er selbst gesungen, „ein voller Kranz von Blumen in reicher Blüthe aufgegangen"; durch seinen unerschöpflichen Humor, mit dem er stets neu und eigenartig die geselligen Zusammenkünfte der Freunde zu würzen wusste, hat er den Namen des „Präsidenten der Coblenzer Liebenswürdigkeit" sich erworben.

In besonders nahen Beziehungen standen Meusebach und Gröben zu den beiden hervorragenden deutschen Schriftstellern, die damals ebenfalls diesem Kreise angehörten; bald ist auch Schulze in ein freundschaftliches Verhältniss zu ihnen, zu Görres und Schenkendorf getreten. Gleich bei der ersten persönlichen Begegnung mit Letzterem erfreute er sich der Verbindung von männlichem Freimuth und zarter Innigkeit der Empfindung bei dem ritterlichen patriotischen Sänger; schon vorher hatte er am 20. April Görres, der eben von einer Reise heimgekehrt war, zufällig bei einem Besuch getroffen, war von ihm sofort mit nach Haus genommen und hatte den mächtigsten Eindruck von den Ausbrüchen seines „grossartigen Zorns", von den „glühend warmen Bildern empfangen, mit denen er die Schlechtigkeit und Mattherzigkeit der meisten deutschen Fürsten malte". Vollständig stimmten sie im Urtheil über den Kurfürsten von Hessen zusammen. Dieser hatte Görres einmal einen Wechsel von 14 Louisdor mit dem Wunsch übersandt, er möge nichts über Hessen in seinen Merkur aufnehmen, was er nicht zuvor nach Kassel eingeschickt habe; den gewünschten Erfolg hatte er natürlich durch solch grobes Mittel noch weniger erreicht als sein vertrauter Diener Buderus von Carlshausen, welcher den Namen des Verfassers der Artikel, in denen er angegriffen war, hatte erfahren wollen und dem Görres darauf gerathen hatte, er möge doch selbst einen Bericht über seine Geschäftsführung der Oeffentlichkeit übergeben oder bei seinem Kurfürsten die Einsetzung einer Commission zur Prüfung der gegen ihn erhobenen Anklagen beantragen*).

*) Die betreffenden Artikel „aus Hessen" im Rheinischen Merkur waren von Wilhelm Grimm verfasst, in dessen Kleinen Schriften I, 543 ff. sie wieder abgedruckt sind. S. hier S. 546 und 547 die Bemerkungen über Buderus von Carlshausen und vgl. über diesen auch Stengel,

Freilich keineswegs überall billigte Schulze so wie hier Görres' Verfahren; aber noch hatte nicht klar die Verschiedenheit ihrer Auffassung wichtigster Fragen sich entwickelt, noch fühlten sich die meisten Mitglieder dieses Coblenzer preussischen Beamtenkreises mit dem rheinischen Tribunen durch ihnen gemeinsame nationale Gefühle, Sorgen und Hoffnungen verbunden. Bewunderten sie das Feuer seines Geistes, die Wucht und den unerschrockenen Freimuth seiner Rede, so sprach auch ihnen wie Friedrich Perthes, der 1816 Coblenz besuchte, für Görres' „moralischen Sinn“ sein Hauswesen und seine Familie, namentlich „seine herzliche einfache gar liebe Frau“, die nach Schulzes Worten „zu dem unbeugsamen fast starren Charakter des Mannes einen schönen versöhnenden und mildernden Gegensatz bildete“. Als einen besonderen Reiz ihres Coblenzer Lebens empfanden bald beide Schulzesche Eheleute den Verkehr mit ihr und anderen Frauen, die nicht minder als ihre eben besprochenen Männer sie anzogen, so mit Henriette von Schenkendorf, mit Ernestine von Meusebach, zu der Frau Schulze schon von früher her Beziehungen hatte, und mit Marie von Clausewitz, der durch ihre Jugendfreundin die Kurprinzessin Auguste Schulze nachdrücklich empfohlen war; bald erkannte auch er, wie sehr sie „ebenso durch ihren Verstand als durch ihre Herzensgüte und Bescheidenheit ausgezeichnet“ war.

Ausser den Genannten erwähnt Schulze von Mitgliedern des geselligen Kreises, in dem er sich „jugendlich heiter“ bewegte, noch den ihm schon von Weimar her bekannten Müffling, der im Mai 1816 in Coblenz eintraf, um dort in den folgenden Sommern grössere Vermessungsarbeiten zu leiten, von andern Generalen Aster, Braun, Dobschütz, ferner die Adjutanten Gneisenaus Jasmund, Hansen, Stosch und Tümpling, endlich von Civilbeamten den Regierungs-Präsidenten von Schmitz-Grollenburg, den General-Procurator Eichhorn und seinen nächsten Collegen Assessor Lange, den talentvollen

Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen II, 13 ff. 398 ff. und mit Schulzes Erzählung über die aus Cassel an Görres gerichtete Geldsendung Wilhelm Grimms Schreiben vom 7. Mai 1815 in den Görres-Briefen II, 463.

Uebersetzer Herodots; auch er hebt ausdrücklich hervor, welch vortreffliches Einvernehmen zwischen Militärs und Civilisten herrschte, wie „frei, herzlich und lebendig" es bei ihren Zusammenkünften herging. „Man scherzt, foppt einander und ist mit allem, was sich bietet, zufrieden": so schreibt er seiner Frau nach einem Nachmittag, an dem er zusammen mit Meusebachs, Scharnhorst und Hansen die Marxburg bestiegen hatte; die belebte Unterhaltung hatte ihn nicht minder erfrischt, als die köstliche Luft und der Blick auf die blühenden Bäume an beiden Ufern des herrlichen Stroms. Bald darauf berichtete er von einem abendlichen Ueberfall bei Eichhorn. „Ein Ueberfall, Du wirst lachen. So nennt der Kreis meiner hiesigen Freunde eine Gesellschaft, welche sich zusammenthut und unangemeldet zu diesem oder jenem des Abends geht und sich von ihm bewirthen lässt, vorlieb nehmend mit dem, was gerade da ist. Die Ueberfallenden waren dieses Mal stark an Mannschaft: Görres mit seiner Frau, Meusebach und Frau, Stosch, Scharnhorst und Gröben und meine Wenigkeit, die vom Strome mitgezogen wurde; dem heiteren Charakter der hiesigen Gesellschaft gemäss wurde Blindekuh gespielt und endlich bei einer Guitarre und Violine von Einzelnen gesungen. Alle waren in der besten Laune und so blieb die Gesellschaft fast bis zwei Uhr zusammen". Schulze war überzeugt, solcher Umgang mit solchen Menschen, die auf das glücklichste helle Lebenslust mit ernster Arbeit für grosse ideale Ziele verbanden, werde das Einleben in die neue schöne Heimath auch seiner Frau erleichtern, deren Abwesenheit allein ihm immer sehnsüchtigere Seufzer entlockte. Alle Wünsche für sein persönliches Behagen schienen erfüllt, da ihm nach anderthalb Monaten der Trennung die Stunde des Wiedersehens mit ihr schlug. Um ihr bei dem Umzug behülflich zu sein, reiste er Ende Mai nach Hanau, dort feierten sie Anfang Juni den ersten Jahrestag ihrer Hochzeit und die Taufe ihres Erstgeborenen; unmittelbar darauf fuhren sie nach Coblenz, wo sie am Clemensplatz eine geräumige freundliche Wohnung in einem neugebauten Hause bezogen. Aus ihren Fenstern sahen sie auf eine schöne

Lindenallee, auf ein Stück des Rheins und die nahen Berge: voll ergriff sie der poetische Zauber des Lebens in dieser Gegend unter diesen Verhältnissen.

Die Vereinigung, in der sie und ihre gleichgestimmten Freunde auf diesem durch Natur und Geschichte geweihten Fleck deutscher Erde deutsche Gesinnung pflegten, hat ihnen allen für ihr ganzes Leben erquickende und anregende Eindrücke hinterlassen; nicht lange aber ist sie ungestört geblieben. Die unter einander so verschiedenartigen Genossen dieses Kreises fühlten sich verbunden und gehoben durch ihnen gemeinsame patriotische Hoffnungen und durch die gleiche Verehrung des vaterländischen Helden, um den sie hier am befreiten deutschen Rhein sich geschaart hatten; „es lag, schrieb Marie von Clausewitz später an Gneisenau, ein ganz eigener Zauber darin gerade mit Ihnen dort zu sein, jede Freude über die himmlische Gegend, jeder frohe Gedanke an die Befreiung schien neuen Dank, neue Verehrung für für den Befreier zu heischen. . . Dies Gefühl theilten alle mit mir, es war das Band, das uns mit einander vereinigte, und dieser einzige Berührungspunkt wäre hinreichend gewesen, um uns alle zu einer Familie zu machen.“ Wie musste es da von ihnen Allen empfunden werden, dass die hochfliegenden Wünsche, die sie für des Vaterlandes Neugestaltung hegten, sich nicht erfüllten, dass nach den Tagen höchster patriotischer Begeisterung politische Müdigkeit und Abspannung, Enttäuschungen und Reibungen in Deutschland und Preussen sich geltend machten, dass der „Familie“ selbst unter dem zusammenwirkenden Einfluss dieser allgemeinen Verhältnisse und ganz persönlicher Momente ihr Haupt und mehrere ihrer Glieder entzogen wurden! Schon am 28. April 1816 hatte Schulze seiner Frau gemeldet: „Ein grosser Verlust steht allen Coblenzern bevor; Gneisenau wird auf unbestimmte Zeit Urlaub nehmen.“ Wohl sprach er dann mehrfach in den folgenden Wochen seine Hoffnung auf Hebung der Missverständnisse aus, die Gneisenau zu solchem Entschluss bestimmt hatten; diese Hoffnung aber ist bekanntlich nicht in Erfüllung gegangen; am 13. Juli schied Gneisenau für immer aus dem Kreis, der in ihm sein Haupt

verehrt hatte. Im folgenden Jahr wurde Gröben vom Rhein nach Schlesien versetzt; noch ehe dasselbe zu Ende ging, wurde Schenkendorf an seinem 34. Geburtstag, am 11. December 1817, seinen Freunden und dem Vaterland durch einen unerwartet frühen Tod entrissen. Bei seiner Bestattung erinnerte Schulze daran, wie „milde und schonend, hülfreich und freundlich, bescheiden und sicher der heimgegangene Freund trotz seines Feuereifers gegen alles Verkehrte, Schwächliche und Schlechte allen seinen Brüdern begegnete, wie gross und herrlich sein Herz für König und Vaterland, für die Selbstständigkeit und Einheit des deutschen Volkes schlug, wie kräftig, eindringlich und stark seine Stimme ertönte, wenn sein liederreicher Mund das grossartige Heldenthum der deutschen Vorzeit sang oder die Schlangen der Gegenwart beschwor, indem er zum muthigen Widerstand gegen Schlaffheit und Halbheit, fremde List und Uebermacht mahnte und den seligen Tod fürs Vaterland preisend die Edlen verherrlichte, die in solchem Kampf ihr Leben beschlossen“. Besonders aber betonte er die warme Liebe des gebornen Ostpreussen zum deutschen Rhein und seinen Anwohnern, sein Streben, ihren Wohlstand, ihre Zufriedenheit zu fördern und sie je länger je mehr mit den übrigen Preussen zu einigen und zu befreunden.

Für die hier bezeichnete nationale Aufgabe, deren Lösung Schenkendorf, Schulze und die anderen ihnen befreundeten preussischen Beamten am Rhein erstrebten, schienen ihnen die Beziehungen besonders wichtig zu sein, die sie mit Görres verbanden; aber gerade bei einem Blick auf seine Persönlichkeit und seine Geschicke in diesen Jahren treten deutlich auch die Schwierigkeiten entgegen, mit denen sie zu ringen hatten. Der Anklang, welchen der Rheinische Merkur gefunden hatte, erklärt sich daraus, dass er warmen und geistvollen Ausdruck den patriotischen Gefühlen der Zeitgenossen gab, ihrem Hass gegen alle undeutschen Bestrebungen, wie ihrer jugendlich schwärmerischen Begeisterung für deutsches Denken und Schaffen auf allen Gebieten des Lebens; aber so entschieden hier die Notwendigkeit einer politischen Herstellung Deutschlands betont wurde, so sehr

fehlte es an Klarheit über die Wege, die einzuschlagen waren, um das heiss ersehnte Ziel zu erreichen; hierfür förderliche praktische Massregeln zu ergreifen oder auch nur bestimmt zu bezeichnen war Görres nach seiner Anlage, seiner Bildung und seiner Thätigkeit am wenigsten befähigt. Wie erwähnt fühlte Perthes, als er 1816 ihn in Coblenz aufsuchte, sich auch im persönlichen Verkehr mit dem von ihm geschätzten Schriftsteller von ihm sehr angezogen durch das „Geniale des Geistes, das Rasche der Phantasie“, fand aber auch viel Unsicheres in seinen Ansichten. „Nach seinen Schriften und Briefen, schrieb er, hatte ich zwar Geistessprünge, gewagte Behauptungen, zuckende Blitze der Phantasie und des Witzes erwartet, aber nicht das sich selbst oft widersprechende recht eigentlich revolutionäre Räsonniren. Görres weiss gewiss nicht, was er will.“ Eine leidenschaftliche Opposition war ihm nach Perthes' Urtheil durch seine Zeit und sein Land eingepflanzt. Denn in Coblenz und Düsseldorf fand Perthes in dem Volk „etwas so Zerstreutes, über alles leichthin Raisonnirendes, was auch in der Religion sich ausspricht“, zugleich eine solche Hochschätzung der eigenen und solche Geringschätzung und Unkenntniss aller nicht rheinischen Sitten und Verhältnisse, dass es Preussen sehr schwer werden müsse, diese Bevölkerung für sich zu gewinnen. Die „wechselseitige gute Meinung, die Preussen und Rheinländer von einander hegten“, lernte er bei einem Tischgespräch kennen, bei dem „Meusebach und ein eiserner Kreuzritter die Preussenpartei gegen den Rhein-Görres bildeten; sie nannten alle aus der Revolution hervorgegangenen liberalen Ideen und Institute Napoleonismus und der sei es eigentlich, den die Rheinländer liebten und den sie nicht fahren lassen wollten. „Lithauer seid Ihr, rief ihnen dagegen Görres zu, Lithauer, denen die Leibeigenschaft noch an der Ferse klebt“*).

*) In ähnlicher Weise äusserte sich Görres in seinen schon von Stengel a. a. O. II, 196 citirten Briefen an die Grimms vom 15. Januar und 7. Juni 1817 über „das lithauische unverständige Volk“, mit dem er gestritten, und „unsere lithauische Wirthschaft“, über die ihm „speierlich“ werde. Wie verkehrt die Urtheile waren, die er bei seiner „natürlichen Parteilichkeit für das Rheinland“ über die Altpreussen fällte,

Scharf und klar hob unter den Genossen des Coblenzer Kreises namentlich Clausewitz die Gefahr hervor, die aus solcher Stimmung von Görres sich entwickeln könne. In einem vertraulichen Schreiben äusserte er 1817, dieser sei durchaus nicht mit den gewöhnlichen Schreiern der Provinz zu verwechseln, weit entfernt von dem Franzosenthum, das vielen Rheinländern anklebe, rechtschaffen und edeldenkend, aber in seinen politischen Grundsätzen mehr Demokrat als sich mit einer grossen Monarchie vertrage und weil er das Volk für einen verfolgten, misshandelten, gutmüthigen und redlichen Menschen ansehe und das wahre Verhältniss zwischen Volk und Regierung nicht erkenne, nicht revolutionsscheu. Er wünschte eben deshalb, dass Görres, der, seit bei der neuen Organisation der Behörden, in den Rheinlanden das ihm von Gruner anvertraute Amt des Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts weggefallen war, ohne amtliche Wirksamkeit lebte, von der Regierung beachtet und ihm eine bedeutende Stelle übertragen würde, um ihn selbst zu der Einsicht zu bringen, wie schwer es sei, die Forderungen der Opposition zu befriedigen. Aber zur Ausführung eines solchen Gedankens kam es nicht; vielmehr traten immer neue Reibungen zwischen diesem und Berliner Staatsmännern in der Auffassung seiner persönlichen Angelegenheiten, in der Behandlung seiner Landsleute und namentlich in der Verfassungsfrage ein.

Wie die Unklarheit der Wortführer der öffentlichen Meinung und die verschieden klingenden Aeusserungen der Regierung in dieser Angelegenheit zusammenwirkten, um die Gährung zu steigern, die in den Zeitverhältnissen begründet war, das zeigt besonders auch ein Blick auf die Geschichte der Agitation, die Görres in den letzten Monaten von 1817 und den ersten von 1818 betrieb. Am Tage des Wartburg-

die er weder kannte noch verstand, wie unberechtigt es jedem unbefangenen Kenner derselben erscheinen musste, wenn die Rheinländer „wohl das gesammte preussische Wesen Lithauenthum nannten, als ob das ein Schimpf wäre", ist Görres selbst gegenüber von Jacob Grimm in seinem Brief vom 20. December 1822 dargelegt. (Görresbriefe III, 67 ff.)

festes, am 18. October 1817 regte er bei einem Festmahl zur Erinnerung der Leipziger Schlacht in Coblenz den Erlass einer Adresse an, in welcher dem König die vertrauensvolle Hoffnung, dass er bald sein Versprechen der Verleihung einer Verfassung erfüllen werde, und zugleich die Bitte ausgesprochen wurde, für die Ausführung des Artikel XIII der Bundesacte beim Bundestag einzutreten, um eine gleiche Beruhigung des übrigen Deutschland herbeizuführen. Bezeichnend für Görres waren die Worte der Adresse, nach denen die Wünsche ihrer Unterzeichner „ihrem wesentlichen Inhalte nach auf die Wiederherstellung der Freiheiten der Landschaft und der uralten wahrhaft deutschen Verfassung" gingen, noch mehr die Bildung einer Deputation aus Abgeordneten des „Lehr-, Wehr- und Nährstandes", als deren Wortführer er am 12. Januar 1818 die Adresse, für die er in Stadt und Land zahlreiche Unterschriften gesammelt hatte, dem persönlich kurz zuvor ins Rheinland gekommenen Staatskanzler überreichte, und seine bei diesem Anlass gehaltenen Vorträge. Hardenberg wies in seinen Erwiderungsworten treffend darauf hin, wie unklar und bedenklich für eine freiheitliche Entwickelung manche der ihm vorgetragenen Wünsche seien, hörte jedoch freundlich den rheinischen Tribunen an, weil es ihm darauf ankam, dass Regierung und Bevölkerung sich kennen und verstehen lernten, um sich wechselseitig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In dieser Ueberzeugung dankte er Görres auch für die Blätter, in denen letzterer die Geschichte ihrer Unterredung der Oeffentlichkeit erzählte; gerade diese aber boten Beider gemeinsamen Gegnern in Berlin willkommenen Anlass den König gegen die populäre Bewegung einzunehmen; gleiche Verfügungen wurden gegen die Agitation für die Coblenzer Adresse erlassen; aber dadurch wurde dann wieder bei den Rheinländern und besonders bei Görres das Misstrauen gegen die Regierung und die feindliche Stimmung gegen alles gestärkt, was sie nach Görres' Ausdruck „das steinerne bittere Preussenthum" nannten.

Ein besonders lebhaftes Interesse nahm Schulze an allen diesen Aeusserungen und Geschicken seines von ihm be-

wunderten rheinischen Freundes. Es war ihm peinlich, dass er beauftragt wurde sich von diesem die Akten und Geschäfte der aufgehobenen Generaldirection des öffentlichen Unterrichts übergeben zu lassen und Görres für den Verlust dieses Amtes keine ihn befriedigende Entschädigung erhielt; um die Nothwendigkeit einer solchen dem Ministerium darzulegen, verfasste er mehrere Eingaben, welche von seinem Vorgesetzten, von Ingersleben gebilligt und unterschrieben wurden und auch in Berlin nicht ohne Wirkung blieben. Schulze theilte auch keineswegs die dort besonders gehegten Bedenken gegen Görres' politisches Auftreten; er wünschte die Wiederaufnahme des Rheinischen Merkur, der kurz vor seinem Eintreffen in Coblenz unterdrückt war*); er unterschrieb auch ebenso wie Meusebach die Coblenzer Adresse. Er zog sich dadurch nicht nur eine officielle Rüge zu, den einzigen Tadel, wie er bemerkt, welchen er je von einer vorgesetzten Behörde erhielt; auch Clausewitz missbilligte diesen Schritt von ihm. In einem vertraulichen Brief an Gneisenau führte er aus, wie bedenklich ihm alle solche Akte individueller Willkür, revolutionären Einschreitens durch Volksadressen und Volksgesellschaften erschienen; als die weitere Entwickelung seine Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt und die Gegensätze geschärft hatte, betonte er in dem Aufsatz über politische Umtriebe**), den er einige Jahre darauf niederschrieb, nachdem Sand Kotzebue ermordet und Görres

*) Auch Schulze war der gleichen Ansicht, wie Zeune in seinem Schreiben aus Berlin an Görres vom 28. Januar 1816 (Görres-Briefe II, 485 ff.), dass die Unterdrückung des Merkur durch den russischen Kaiser veranlasst sei; im August 1816 äusserte auch Gneisenau in einem Brief an Clausewitz „die Hoffnung, dass man Görres erlauben werde den Merkur fortzusetzen". S. Gneisenaus Leben V, 130.

**) Dass dieser interessante Aufsatz, den Schwartz in seinem Buche über Clausewitz am Ende seiner Darstellung von dessen Coblenzer Periode abgedruckt hat, sicherlich erst in Berlin geschrieben ist, beweist die besondere Rücksicht, die darin auf die im Text erwähnten Ereignisse genommen ist. Clausewitz' Brief an Gneisenau über die Coblenzer Adresse vom 12. November 1817 s. im Leben Gneisenaus V, 265 ff.; beim Lesen des letzten Absatzes drängt sich die Vermuthung auf, dass er zu einem späteren Schreiben gehört.

seine Schrift über Deutschland und die Revolution veröffentlicht hatte, nachdrücklich die Verkehrtheit dieses Buchs, das ewig in allgemeinen Declamationen, Bildern, Gleichnissen und Allusionen schwebe und dessen Verfasser es „bei aller Philosophie und Geschichte und Naturwissenschaft, die in seinen Schriften walten, an dem klaren Menschenverstande, an der schlichten einfachen Wahrheit“ fehle. „Was kann es, schrieb Clausewitz damals, für ein tüchtiges Schaffen in der praktischen Welt helfen, aus der Idee einen dünnen Faden fortzuspinnen, den selbst von den Lesern nur der zehnte Theil mit eignen Augen sieht und verfolgt und der von der übrigen Staatsbürgerschaft ewig ignorirt wird, an diesen dünnen Faden, weil er nicht eine einzige Realität tragen kann, lauter Schaumblasen von allgemeinen Begriffen sich anhängen und auf diese nun ein in hundert Farben spielendes Licht der Beredtsamkeit fallen zu lassen?“ Diese Worte richteten sich gegen Görres als den „besten Repräsentanten eines Unwesens“, in dem Clausewitz eine unter den literarisch gebildeten Deutschen seiner Zeit weit verbreitete Krankheit erkannte; unleugbar war eine Abirrung nach dieser Richtung auch für eine Natur wie die Schulzes zu fürchten; um so bedeutsamer und segensreicher war für ihn selbst seine amtliche Thätigkeit. Sie stellte ihm bestimmte praktische Aufgaben; war zu ihrem Verständniss und ihrer Behandlung nach dem ganzen Gang seiner bisherigen Entwickelung, nach seinem gründlichen Studium der Alten, nach den Erfahrungen seiner praktischen Thätigkeit in Weimar und Hanau der protestantische Schüler Wolfs und Schleiermachers von vornherein mehr geeignet als der redegewaltige katholische Publicist, so lernte er dabei immer besser, was Clausewitz mit Recht immer mehr an Görres vermisste, „dicht bei der concreten Wahrheit zu bleiben, klar und bestimmt über die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft zu denken“ und nach solcher Einsicht zu urtheilen und zu handeln; in stiller mühsamer aber fruchtbarer Arbeit wirkte er im Dienst des preussischen Staates für die Klärung und Verwirklichung der nationalen Gedanken des Coblenzer Freundeskreises, während Görres in zorniger Verbitterung von dem

Staat sich abwandte, durch den allein sie zu erfüllen waren, immer tiefer in romantische Phantasien sich verlor.

Von Schulzes Beamtenfähigkeiten überzeugte sich bald auch sein Vorgesetzter, der alte Ingersleben. Gneisenau hatte bei dessen Ernennung zum Oberpräsidenten in Coblenz Hardenberg gegenüber Bedenken geäussert, dieser aber sein Vorurtheil als ungerecht bezeichnet und die Zuversicht ausgesprochen, dass Ingersleben vollkommen in die rheinischen Provinzen passe; „er ist ein Mann von angenehmem Aeussern, hat sehr gefällige Formen und hat in seinem bisherigen Posten und bei der Uebernahme von Schwedisch-Pommern sehr gute Geschäftskenntnisse gezeigt, auch sich Liebe und Zutrauen erworben"*). In der That rechtfertigte er Hardenbergs Wahl; an Talent und Energie stand er wohl nicht nur Ludwig von Vincke, sondern auch seinem Cölner Collegen Solms-Laubach nach; aber seine Milde und Freundlichkeit machten ihn bei den Rheinländern beliebt und erleichterten und förderten die Wirksamkeit der ihm unterstellten tüchtigen Beamten, die er vertrauens- und verständnissvoll unterstützte. Ganz besonders hatte Schulze seines Wohlwollens sich zu erfreuen; im October 1816 berichtete dieser seinem Schwager, der alte Herr sei, wie er bisweilen bei wichtigen Veranlassungen zu thun pflege, auf seine Studirstube gekommen und habe ihm einen Bericht an das Ministerium des Innern vorgelesen, in dem er eine Gehaltserhöhung für ihn beantragt

*) S. Hardenbergs Brief an Gneisenau im Leben Gneisenaus V, 91. Nach dem ebenda S. 74 abgedruckten Brief Boyens empfahl dieser schon am 31. Januar 1816 Ingersleben, der sich sehr willig zeige, an Gneisenau. Da leider in der Allg. Deutschen Biographie Ingersleben keine Berücksichtigung gefunden hat, so muss, wer über seine Lebensverhältnisse sich unterrichten will, auch heute noch den 9. Jahrgang (1831) des Neuen Nekrologs der Deutschen S. 415 ff. aufschlagen; ein von Meusebach auf ihn verfasstes Gedicht findet sich in den Eintagsschönchen S. 35; dass er nur in Folge einer Verwechselung mit einem gleichnamigen Verwandten fälschlich als Mitglied des Tugendbundes bezeichnet ist, hat Bärsch in seinen Beiträgen zu dessen Geschichte S. 28 bemerkt. Seine väterlich wohlwollende Art rühmt auch Eilers in seiner Wanderung durchs Leben II, 15 ff., der ebenda auch Schulzes Collegen Lange schildert.

und ihn einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Geschäftsmann genannt habe. Schulze legte auf dieses Lob besondern Werth, weil man ihn in Berlin Ingersleben gegenüber als einen schwärmerischen Menschen geschildert hatte: es machte ihm Freude, den „Leuten, die mit Geringschätzung auf die Theoretiker herabsehen", zu zeigen, wie wenig Schwierigkeiten es ihm kostete, sich in den Geschäftsgang und in die Geschäftsformen zu finden, bei deren Behandlung seine Hanauer Erfahrungen ihm trefflich zu Statten kamen; die Anerkennung, die ihm gezollt wurde, that ihm doppelt wohl, nachdem er „unter dem hessischen Joch nur Gerechtigkeit gesucht und nicht gefunden" hatte.

So war ihm hier ein fruchtbares Wirken für die grossen Aufgaben möglich, an deren Lösung er mit Ingersleben zu arbeiten hatte; wie sehr Beide in deren Auffassung einverstanden waren, zeigt sich deutlich darin, dass Ingersleben ausdrücklich seine volle Zustimmung zu der Denkschrift erklärte, welche Schulze am Ende des Jahres 1816 über das Kirchen- und Schulwesen im Grossherzogthum Niederrhein und besonders im Regierungsbezirk Coblenz verfasste*). Er war dazu durch den damaligen Staatsrath, den späteren Minister Klewitz veranlasst, der von Berlin in das Rheinland gesandt war, um an Ort und Stelle die dortigen Verhältnisse zu studiren und Vorschläge wie zur Linderung der durch die Missernte von 1816 entstandenen Noth**) so auch zur Regelung der Verfassungs- und Verwaltungsfragen zu thun; unter allen hochwichtigen Gegenständen schien ihm, wie er

*) Auf diese im Berliner Geh. Staatsarchiv (Rep. 74 H. II Nr. 13) aufbewahrte Denkschrift hat schon Treitschke, Deutsche Geschichte II, 277 hingewiesen.

**) Die hierauf bezüglichen interessanten Schreiben an den König und an Klewitz aus dem November 1816 sind von Neigebaur in seiner Darstellung der provisorischen Verwaltungen am Rhein von 1813—1819 (Köln 1821) S. 291 ff. abgedruckt; nur sehr kurz sind dagegen in diesem Buche die uns besonders interessirenden Verhältnisse des Unterrichtswesens behandelt. Dessen Verfall unter französischer Herrschaft und die Bemühungen Sacks für seine Hebung schildert Neigebaur S. 117 ff.; aus der spätern Zeit theilt er nur S. 259 ff. die Urkunden über die Gründung der Universität Bonn mit.

in seinem Berichte an Hardenberg hervorhob, die Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens oben an zu stehen, weil sie über die Stimmung und Bildung des jetzigen und der künftigen Geschlechter entscheide: sie war, nach seiner Ansicht, besonders wichtig und schwierig in den Rheinprovinzen, da diese „den feindlichen Einwirkungen so nahe liegen und katholische Unterthanen einem protestantischen Landesherrn ungleich mehr Vorsicht als einem katholischen unerlässlich machen".

Von einer Betrachtung des katholischen Kirchenwesens im Rheinland ging auch Schulze in seiner Denkschrift aus. War durch die Wirren und Stürme der Revolutionszeit hier überall eine Zerrüttung seiner Ordnungen herbeigeführt*), so machte solche sich namentlich auch im Gebiet des Rhein- und Mosel-Departements bemerkbar, das Schulze aus persönlicher Anschauung am genauesten kannte und am meisten bei seinen Ausführungen berücksichtigte. Um einen bessern Zustand herzustellen, hielt er wie Klewitz eine baldige Besetzung der erledigten Bischofstühle und dabei eine solche Bestimmung ihrer Sprengel für wünschenswerth, „dass in jedem Regierungsbezirk auch nur eine bischöfliche Behörde wirksam wäre und nicht wie bis jetzt im Regierungsbezirk Coblenz fünf bischöfliche Behörden mit ihren Sprengeln sich gegenseitig durchkreuzten". Doch fürchtete er, es würde noch geraume Zeit verfliessen, ehe die Rheinprovinzen Bischöfe erhielten, wenn „man vor ihrer Ernennung die Abschliessung eines Concordats mit dem durch seine Leiden und traurigen Erfahrungen wenig bekehrten römischen Stuhl für nöthig" erachtete; bei seinem Misstrauen gegen Verhandlungen mit dem „anmassungsvollen" Rom, bei seinem lebhaften Wunsch nach einer „Organisation für die deutsche katholische Kirche, welche auf die reinen Grundsätze des ehrwürdigen Alterthums gebaut und den Bedürfnissen des an Kenntnissen und Erfahrungen fortgerückten Zeitalters angemessen" sei, rieth er,

*) Vgl. darüber wie über die Gedanken und Versuche der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse Laspeyres, Geschichte und Verfassung der katholischen Kirche Preussens I, 733 ff. und O. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II B, 1 ff.

dass der Staat zunächst für eine bessere Ordnung der Domcapitel und Herstellung der Landcapitel sorge; vor allem legte er darauf Gewicht, dass der Staat „sich die Anhänglichkeit der Geistlichen nicht durch Begünstigung der Hierarchie, sondern durch die ihre Bildung fördernden Mittel und durch menschliche Rücksicht auf ihre erbarmenswerthe Lage“ sichere. Er wünschte deshalb eine bessere Besoldung für die katholischen Pfarrer, die sofortige Bewilligung einer Zulage von jährlich hundert Franken für die sogenannten Succursalpfarrer, zugleich aber namentlich die möglichst baldige Herbeiführung einer besseren disciplinarischen und literarischen Einrichtung der geistlichen Seminare, bei welcher dem Staat das Recht vorzubehalten sei, „das ganze Personal vom Regens an zu ernennen. Auch müsste festgesetzt werden, dass nur demjenigen die Aufnahme in das Seminar vergönnt sei, welcher sich auf einem Landesgymnasium das Zeugniss der unbedingten oder wenigstens bedingten Tüchtigkeit zu den akademischen Studien erworben und in einem dreijährigen Cursus alle theologischen Fächer auf einer Universität absolvirt und seine Fähigkeit zur Aufnahme in das Seminar in einer zuvor abzuhaltenden Prüfung bethätigt hätte“. Die Auffassung, die Schulze in diesen und andern wichtigen kirchenpolitischen Fragen vertrat, entsprach im Wesentlichen durchaus den Anschauungen, welche gleichzeitig in der durch Solms-Laubach veranlassten auf die Erfahrungen der preussischen Beamten am Niederrhein gestützten Denkschrift, welche ähnlich mehrfach auch in den folgenden Jahren durch Schulzes Kölner Collegen Grashof entwickelt sind*); Beide waren namentlich auch darin einverstanden, dass die katholische Geistlichkeit von der „unbilligen durch den Papst gebotenen

*) S. in den von ihm 1839 in Essen veröffentlichten Buch: Aus meinem Leben und Wirken namentlich seine S. 144 ff. und S. 168 ff. abgedruckten Gutachten von 1817 und 1818; in letzterem ist besonders beachtenswerth die Forderung strenger Handhabung der Grundsätze des 1672 zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg abgeschlossenen Religions-Recesses, dessen Bedeutung neuerdings mit Recht Max Lehmann in seiner Einleitung zum ersten Bande seiner Publication über Preussen und die katholische Kirche so nachdrücklich betont hat.

Forderung abstehe, vermöge welcher eine gemischte Ehe nicht eher die kirchliche Einsegnung erhält, als bis der protestantische Theil sich eidlich anheischig gemacht hat, alle aus der Ehe erwachsenen Kinder in der katholischen Religion erziehen zu wollen". Besonders aber wurde von Beiden mit Entschiedenheit die Leitung des Schulwesens als Staatssache bezeichnet; in den beiden Denkschriften vom December 1816 wurde daher sehr eine Verfügung vom 17. August dieses Jahres beklagt, nach welcher das katholische Elementarschulwesen wieder unter die bischöflichen Behörden gestellt und ihnen die Prüfung und Einsetzung der Lehrer zugewiesen war; da sie dazu weder die nöthigen Kenntnisse noch die erforderliche Zeit besässen, so erörterte Schulze, werde dadurch die dringend nöthige Besserung der Schulen gehindert. Da während der französischen Herrschaft für den öffentlichen Unterricht nicht nur nichts geschehen, sondern vielmehr alles angewandt denselben von Grund aus zu zerstören, finde gerade hier die preussische Regierung „den freiesten und schönsten Spielraum sich durch zweckmässige Einrichtungen den Dank der Mit- und Nachwelt zu verdienen und sich auf die sicherste und erfreulichste Weise die Liebe und Anhänglichkeit der neuen Provinzen für immer zu gewinnen". Unter diesem Gesichtspunkt legte Schulze besonderes Gewicht auch auf die von ihm zunächst betriebene Verbesserung der Gymnasien: mit ihr sei bereits ein guter Anfang gemacht; dankbar erkannte er die Unterstützung an, welche das Ministerium des Innern den von Coblenz aus gestellten Anträgen gewährte. „Noch schneller aber, führte er aus, würde die Organisation der in jedem Regierungsbezirk nöthigen Gymnasien erfolgen und noch wohlthätiger könnte die Wirkung dieser verbesserten Anstalten sowohl für die Rheinprovinzen wie für den ganzen Staat werden, wenn man nicht aus allzu grosser für die Rheinprovinzen unnöthigen Aengstlichkeit alle Lehrstellen mit Katholiken besetzen wollte. Durch die französische Herrschaft ist hier ein solcher Indifferentismus in Glaubenssachen einheimisch geworden, dass sich die Masse des Volks ebensowenig wie die höhern Stände um die Frage bekümmern, ob Jemand der katholischen oder der protestantischen Kirche

angehört. Diesen Indifferentismus, welcher an sich nicht zu loben ist, sollte die preussische Regierung zu einem für das Ganze heilsamen Zweck benutzen und an jedem grösseren Gymnasium für diejenigen Unterrichtsgegenstände, welche mit den Glaubensartikeln nichts gemein haben, wenigstens zwei wissenschaftlich gebildete und von treuer Liebe für den preussischen Staat erfüllte Protestanten anstellen. Diese könnten und würden den Ernst, die Gründlichkeit und den Umfang der norddeutschen Gymnasialbildung in die Rheinprovinzen verpflanzen, den hier fast erstorbenen Sinn für die alte classische Literatur wie auch für die deutsche Sprache und Wissenschaft in ihren Zöglingen wecken und die Gemüther der hiesigen von der Natur reich ausgestatteten Jugend mit der in Norddeutschland aufgeblühten Begeisterung für König und Vaterland gründlicher entflammen als es die katholischen Geistlichen, welche man anzustellen sucht, immer vermögen, da ihnen jene Begeisterung bis jetzt fremd geblieben. Auch möchte es wohl kein schicklicheres Mittel geben, die Rheinprovinzen mit den alten Stammländern des preussischen Staats allmählich näher zu befreunden, zwischen ihnen eine innere geistige Verbindung zu stiften und die für die preussische Monarchie unumgänglich nothwendige Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten zu bewirken, als gerade die Anstellung einiger tüchtigen und mit der grössten Sorgfalt auszuwählenden protestantischen Lehrer an den hiesigen Gymnasien und zwar besonders für den Unterricht in der alten classischen Literatur und in der Muttersprache. Uebrigens wird auch der für den Augenblick sehr fühlbare Mangel an gründlich gebildeten Sprachkennern von katholischer Religion die Anstellung einiger protestantischer Lehrer nothwendig machen und hinlänglich rechtfertigen."

Den gleichen Standpunkt vertrat Schulze auch bei seinen Aeusserungen über das Kirchen- und Schulwesen der Protestanten, die ein Drittel der Bevölkerung im Regierungsbezirk Coblenz bildeten und im Ganzen in gutem Einvernehmen mit den rheinischen Katholiken lebten. Er empfahl „den Protestanten, ohne dass sie vor den Katholiken auch nur die

geringste Begünstigung erhalten, den möglichst freiesten Spielraum zur Entwickelung ihres geistigen und religiösen Lebens zu eröffnen“ und ihnen die Ansiedelung in den Rheinprovinzen möglichst zu erleichtern. Er wies darauf hin, dass ihr Kirchen- und Schulwesen weniger als das katholische den verderblichen Einfluss der französischen Herrschaft erfahren habe; ihre Geistlichen seien ohne Frage gebildeter als die katholischen; hätten sie sich in letzter Zeit um gründliche theologische Gelehrsamkeit wenig gekümmert, so verfehlten schon jetzt Ernst und Strenge des Consistoriums bei Prüfung der Candidaten und Herstellung der Kirchenzucht nicht ihre Wirkung. Dringend empfahl er auch für die protestantischen wie für die katholischen Geistlichen eine baldige Erhöhung ihrer Besoldung durch den Staat; sie sei bei ihnen noch mehr als bei diesen zu wünschen, da sie „gewöhnlich Familienväter sind und wenigstens einige literarische Bedürfnisse haben, welche man bis jetzt bei den katholischen leider! nicht gewahrte“. Für das protestantische Elementarschulwesen erklärte er die bereits vom Coblenzer Consistorium beantragte Begründung eines Lehrer-Seminars für besonders förderlich.

Wie in der von Solms-Laubach veranlassten Denkschrift, wurde endlich auch in der Schulzes nachdrücklich die baldige Errichtung der rheinischen Universität empfohlen, „theils damit das väterlich gemeinte Wort unseres edlen Königs eingelöst werde, theils damit die studirende Jugend in den Rheinprovinzen, wo noch nie eine Universität im deutschen Sinne des Worts war, endlich Gelegenheit erhalte, sich mit der deutschen Wissenschaft und Kunst vertraut zu machen, theils damit die zerstreuten wissenschaftlichen Bestrebungen einzelner Männer in der hiesigen Jugend den schon längst ersehnten Mittel- und Stützpunkt gewinnen. Besonders aber für die Bildung der katholischen Geistlichen würde eine Universität mit einer aus gelehrten und frommen Männern bestehenden theologischen Facultät von den wohlthätigsten Folgen sein. Dass es mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, eine solche Universität zu gründen, kann nicht verkannt werden. Indessen scheint der gegenwärtige Zeitpunkt besonders günstig, aus Baiern, Würtemberg, Baden und selbst aus

dem Grossherzogthum Weimar mehrere ausgezeichnete Lehrer katholischer Confession für den preussischen Staat zu gewinnen, vorzüglich wenn man ihnen die heitere Aussicht eröffnet, in Bonn lehren und leben zu können."

Schulze beendete die Niederschrift dieser Erörterungen in der letzten Stunde des Jahrs 1816, des ersten Jahres seiner wie der Wirksamkeit der neuen preussischen Behörden im Rheinland „mit der frohen, auf Thatsachen gegründeten Hoffnung, dass schon das nächste Geschlecht in den Rheinprovinzen den Tag, welcher diese Länder mit Preussen vereinte, dankbar preisen wird, wenn die Rechtlichkeit und Milde, welche alle Schritte der Regierung leitet, sich mit der nöthigen durchgreifenden Strenge paart, die Verwaltung zu einer folgerechten Einheit ihrer Massregeln gelangt und es sich zum Hauptziel ihres Strebens macht, eine geistige Verbrüderung der Rheinländer mit den ältern Provinzen je länger je mehr zu bewirken".

Von diesem Streben erfüllt hatte Schulze, wie erwähnt, schon ehe er diese Worte schrieb, namentlich um die Verbesserung des Unterrichtswesens sich bemüht. Ein Blick auf das, was ihm in seiner amtlichen Thätigkeit entgegengetreten war, lässt uns die Motive seiner Ausführungen erkennen. Sofort nachdem er nach Coblenz gekommen war, hatte er seine Aufmerksamkeit dem dortigen Gymnasium zugewandt und nach gründlicher Prüfung aller seiner Verhältnisse schon im Mai eine ausführliche Denkschrift über dieselben ausgearbeitet*). 1582 hatten die Jesuiten, welche sich eifriger Unterstützung durch die Trierer Erzbischöfe Jakob III. und Johann VII. zu erfreuen hatten,

*) Zum 300jährigen Jubiläum des Coblenzer Gymnasiums hat 1882 K. Worbs eine Geschichte desselben seit 1582 veröffentlicht; in dieser sind für die älteren Zeiten namentlich die Arbeiten von Klein und Dominikus, für die folgenden Urkunden und Acten des Coblenzer Staatsarchivs und des Archivs des Gymnasiums und die Programme seit 1815 benutzt. Dagegen sind die Acten des Provincial-Schulcollegs, die ich einsehen und verwerthen durfte, von W. nicht berücksichtigt; mit keiner Silbe hat er Schulzes und seiner Thätigkeit für die Anstalt gedacht.

eine Lehranstalt hier eröffnet, in der eine grosse Zahl von Schülern bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nach den Vorschriften der noch im 16. entworfenen Studienordnung unterrichtet wurde. Auch bei der Aufhebung des Ordens wurden zunächst einzelne seiner Mitglieder als Lehrer an dem kurfürstlichen Gymnasium beibehalten, das an die Stelle des im September 1773 geschlossenen Jesuitencollegs trat; Kurfürst Clemens Wenzeslaus, der in seiner sächsischen Heimath unter Einwirkung eines durchgebildeten Unterrichtswesens aufgewachsen war, suchte dann allerdings bei allen Bildungsanstalten seines Erzstifts mannigfache Verbesserungen einzuführen: die Gedanken der Aufklärung fanden Eingang auch bei Lehrern und Schülern des Coblenzer Gymnasiums; der Radicalismus aber, dem Viele von ihnen sich zuwandten, bot ein neues Hinderniss für die Fortschritte ruhiger Bildungsarbeit. Es ist bekannt, wie stark durch die französische Revolution gerade Coblenz beeinflusst wurde, das Hauptquartier der französischen Emigranten und zugleich die Wirkungsstätte von Görres. Schwärmte er als Jüngling für die Vereinigung seiner Heimath mit Frankreich, so mussten wohl auch die Erfahrungen, die er als Lehrer an der neuen in französischer Weise organisirten Secundärschule seiner Vaterstadt machte, dazu beitragen, ihn zu andern Anschauungen über die Franzosen und ihren Einfluss auf Deutschland zu führen. In Schulzes Denkschrift wird nachdrücklich hervorgehoben, wie die Stürme des Kriegs und die Massregeln der französischen Behörden die Anstalt schädigten, wie oft das Schulgebäude zu fremdartigen Zwecken dienen musste, wie die Einnahmen sanken, die Lehrer, deren Besoldung zum grössten Theil auf den wechselnden Ertrag von Weingütern angewiesen war, in Bedrängniss geriethen, die Zahl der Schüler sich verminderte und ihnen nur ein durchaus ungenügender Unterricht ertheilt wurde. Als dessen „Hauptgegenstand wurde die französische Sprache behandelt, Griechisch wurde gar nicht, Lateinisch sehr dürftig und oberflächlich gelehrt; die Muttersprache wurde vernachlässigt und vor einem klaren, belebenden Unterricht in der Geschichte scheute sich die im Finstern waltende den Todesmächten dienende Tyrannei“. Scharf

beurtheilt Schulze besonders den ungünstigen Einfluss der Unterordnung der Anstalt unter die französische Universität, welche „die Hälfte der noch übrigen Lehrlinge vertrieb, von den Lehrern bedeutende Summen für ihre Diplome erpresste und alle eingeschlichenen Missbräuche sanctionirte". Warm erkennt er dagegen den Eifer an, mit dem Görres, sobald er nach Vertreibung der Franzosen zum Director des öffentlichen Unterrichts im Rheinland ernannt war, sich der Schule angenommen habe; aber die provisorische Verwaltung, der er angehörte, vermochte die wichtigen Besserungsvorschläge, die er machte, nicht auszuführen. So fand Schulze alle Verhältnisse der Anstalt in arger Zerrüttung vor: es fehlte an genügenden finanziellen Mitteln und an geeigneten Lehrern, an einem Lehrplan und in Folge dessen an Zusammenhang des Unterrichts und nicht minder an ordentlicher Schulzucht. Nachdem Görres das bisher vorherrschende Französische als Hauptunterrichtsgegenstand verbannt hatte, beschränkte sich in allen 6 Classen, die noch nach der von den Jesuiten eingeführten Weise benannt wurden, der Unterricht fast einzig und allein auf die lateinische Sprache, aber auch diese wurde höchst ungenügend und unzweckmässig gelehrt. Auch die Schüler der beiden obersten Classen, der Poetica und Rhetorica, die weil die nöthigen Lehrer fehlten, meist zusammen unterrichtet werden mussten, waren daher noch durchaus unsicher in der lateinischen Grammatik. „Von den Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache, sagt Schulze ausdrücklich, haben sie eben so wenig Kenntniss, als sie im Stande sind, einen alten lateinischen Prosaiker oder Dichter mit seinen Schönheiten zu verstehen und aufzufassen. Uebungen in deutschen Aufsätzen und in einem schönen gefälligen mündlichen Vortrage, fehlen gänzlich; Griechisch wird zwar dem Namen nach gelehrt, aber die Mitglieder beider Classen können weder decliniren noch conjugiren; in der sogenannten Rhetorica werden den Schülern Stücke aus der Iliade dictirt, um sie in der griechischen Kalligraphie zu üben, aber einen Hexameter aus dem Homer kann auch nicht einer weder richtig lesen, noch im Sinne des Sängers verstehen". Schulze war weit entfernt, die gerügten Fehler und Mängel der An-

stalt allein den damals an ihr wirkenden Lehrern zuzuschreiben, aber er hielt sich doch auch verpflichtet hervorzuheben, dass sie ihrer Aufgabe keineswegs gewachsen seien, dass keiner von ihnen den für ihren Beruf unentbehrlichen Grad höherer Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit besitze, ja dass gerade der Begabteste unter ihnen, Professor Türck, sein Amt nur lässig betreibe und mannigfachen Anstoss gebe. Unter diesen Verhältnissen erklärte Schulze die Berufung nicht nur eines neuen Directors an Stelle des 1815 gestorbenen Simon, auch die Anstellung mehrerer tüchtiger neuer Lehrer für ein dringendes Bedürfniss; die nöthigen Mittel für ihre Besoldung, forderte er schliesslich, müssten baldigst durch die Staatskasse und durch die Stadt Coblenz beschafft werden, da die Interessen von Staat und Stadt verlangten, dass die Reorganisation des Gymnasiums noch vor dem Beginn des neuen Schuljahrs im November 1816 erfolge.

Allerdings so schnell wurde diese nicht vollzogen. Das Ministerium war mit Schulze und seinen Collegen im Consistorium darin einverstanden, dass die innere Erneuerung des Gymnasiums für die Stadt und den Regierungsbezirk Coblenz von grösster Wichtigkeit sei und sich nicht durch Palliativmittel bewirken lasse, sondern es vielmehr auf dessen gänzliche Umgestaltung ankomme: die Anträge, welche das Consistorium in diesem Sinne nach Schulzes Vorschlägen hinsichtlich der Einrichtung der Schule und des Lehrerpersonals stellte, fanden in Berlin eine wohlwollende Erwägung. Aber man glaubte hier längerer Zeit zur Erreichung des gemeinsam erstrebten Ziels und grösster Behutsamkeit zur Ueberwindung von Schwierigkeiten zu bedürfen, wie sie dem Ministerium u. A. auch die Frage der Confession der neu anzustellenden Lehrer zu bieten schien. Es verdient Beachtung, dass 1815 Görres, wie erwähnt, durchaus kein Bedenken darin sah, als Director des Coblenzer Gymnasiums den Protestanten Schulze in Vorschlag zu bringen; bei den Berathungen des Consistoriums sprach nun Lange den Wunsch aus, dass Schulze auch als Schulrath die Direction der Anstalt übernehmen möchte; wegen seiner wichtigen anderen Geschäfte, die auch häufigere Reisen von ihm mit sich

brächten, schien dies anderen Collegen Schulzes nicht ausführbar zu sein, aber ausdrücklich wiesen entschieden zwei derselben die Ansicht des katholischen Consistorialraths Milz zurück, dass nur ein katholischer Director dem neuen Gymnasium Zutrauen bei der Bevölkerung verschaffen könne. Auf eine dreizehnjährige Erfahrung als protestantischer Religionslehrer in Coblenz gestützt behauptete Cunz, der aufgeklärte Theil der Coblenzer, für den das Gymnasium bestimmt sei, werde keine Befürchtungen hegen, wenn einem Protestanten die Direction der Anstalt übertragen würde; selbst in seinem Religionsunterricht seien ihm schon öfters Kinder von katholischen Eltern anvertraut; mehrere Coblenzer Privatanstalten protestantischer Lehrer würden am meisten von katholischen Kindern besucht. Der gerade wegen seiner gründlichen Kenntnisse auch im kanonischen und französischen Recht von Schulze ausdrücklich gerühmte Regierungsrath Lebens erörterte, dass Vorschriften des Westfälischen Friedens über den Genuss des eigenthümlichen Kirchenguts und Schulfonds der einzelnen Confessionen, auf die man sich berufen, nicht zu berücksichtigen seien, die jüngeren Friedensschlüsse enthielten keine Stipulationen zu Gunsten der einen oder andern Religionspartei; die Fürsten „waren durch die Erfahrung belehrt von der Ueberzeugung durchdrungen, dass das Wohl des Staats von der Erhaltung des moralischen und physischen Wohls sämmtlicher Unterthanen ohne Unterschied der Religion abhänge". Es sei wünschenswerth, dass in dem Lehrerpersonal eine glückliche Mischung von Protestanten und Katholiken stattfinde; dürfe der Staat nie ohne Grund die Vorurtheile des Volks beleidigen, so sei es andernfalls ebenso nachtheilig denselben blindlings nachzugeben, da dies Schwäche verrathe. Schulze war mit Lebens keineswegs in allen die Reorganisation des Gymnasiums betreffenden Fragen einverstanden; ganz aber stimmte er dessen Ausführungen gegen Milz zu und fügte noch folgende Bemerkungen hinzu: „Ein Gymnasium ist ein wissenschaftliches Institut, bestimmt, das wissenschaftliche Leben bei der hierzu tauglichen Jugend einzuleiten und zu begründen. In der Wissenschaft als solcher ist aber nicht vom Katholicismus, noch Protestantismus die

Rede, also auch nicht bei einem wissenschaftlichen Institut, dem Gymnasium. Hierzu kommt, dass das hiesige Collegium ein Landes-Gymnasium ist und es muss als solches den höheren Zwecken des Staats, nicht den untergeordneten Absichten einer besondern Religionspartei dienen. Dem preussischen Staate muss daran liegen, in den Rheinprovinzen eine gründliche wissenschaftliche Bildung zu verbreiten, und er wird und muss diesen Zweck durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu erreichen suchen; er wird also tüchtige Schulmänner, gründliche Sprachgelehrte und wahrhaft wissenschaftliche Männer da aufsuchen, wo er sie finden kann, unbekümmert um die Religionspartei, zu welcher sie sich bekennen. Es wäre für den preussischen Staat sehr erwünscht, wenn er recht viele tüchtige Katholiken fände, die er in seinen Rheinprovinzen als Lehrer anstellen könnte. Aber wenn er sie, wie ich fast fürchte, nicht fände, so sehe ich nicht ein, wie es unsern katholischen Brüdern anstössig sein könnte, wenn der Staat an rein wissenschaftlichen Instituten in katholischen Ländern Protestanten anstellte. Der eigentliche Religionsunterricht kann und muss von den Geistlichen einer jeden Confession abgesondert ertheilt werden. Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Mathematik u. s. w. kann weder katholisch noch protestantisch gelehrt werden, sondern gründlich muss der Unterricht in diesen Hauptstücken des Gymnasialunterrichts sein und der Staat wird, wenn dieses der Fall ist, nicht weiter zu fragen sich bemühen, ob die Lehrer Katholiken oder Protestanten sind. Bemerken muss ich noch, dass in Düsseldorf der gegenwärtige Director des ehemaligen Jesuitencollegiums ein Protestant ist, dass in Jena schon oft Katholiken Prorectoren waren, dass in München der Director der Akademie ein Protestant und die meisten Mitglieder der Akademie Protestanten sind. Dasselbe ist auch mehr oder weniger in Landshut und in Würzburg der Fall.“

Nach den in diesen Ausführungen vertretenen Gesichtspunkten beantragte das Consistorium auf Schulzes Vorschlag gleichzeitig die Berufung mehrerer katholischer und protestantischer Lehrer: hinsichtlich des Directorats wurde anheimgegeben, ob das Gymnasium nicht so lange von dem

Consistorium unter Zuziehung einzelner Lehrer geleitet werden solle, bis „sich ein in jeder Hinsicht tüchtiger, in den philologischen Wissenschaften gründlicher Schulmann von katholischer Religion und von allgemein anerkannten Verdiensten zu dieser wichtigen Stelle gefunden“ habe. Die wichtigste Stelle am Gymnasium wollten also auch die protestantischen Coblenzer Consistorialräthe einem Katholiken vorbehalten sehen und auch im Lehrercolleg würden nach ihren Vorschlägen Katholiken die Mehrheit gebildet haben; das Berliner Ministerium des Innern aber wünschte diesen noch mehr einzuräumen. Allerdings wurde auch in seinem Rescript vom 8. September 1816, durch welches die Anträge des Consistoriums beantwortet wurden, ausdrücklich anerkannt, dass die Anstellung von Protestanten zulässig sei, da der Staat aus dem Schulfonds des Regierungsbezirks einen bedeutenden Zuschuss leiste, von welchem auch Protestanten zu besolden ihm unbedingt frei stehe; aber zugleich wurde erklärt, dass ausser dem Director und dem Religionslehrer auch ein Hauptlehrer der Geschichte jedenfalls Katholik sein und „ausserdem durch die Anstellung andrer Lehrer katholischer Confession aller Schein vermieden werden müsse, als wolle man diese von dem der Stiftung nach ursprünglich ihr gehörenden Gymnasio verdrängen“. Es sollten daher zuerst ein Director und zwei Oberlehrer katholischer Confession ernannt werden, ehe das Ministerium an zwei der ihm vorgeschlagenen und auch ihm tüchtig erscheinenden Protestanten eine Ober- und eine Unterlehrerstelle übertragen wollte. Daraus ergaben sich nun mannigfache Schwierigkeiten; denn die in Aussicht genommenen Katholiken zeigten sich theils nicht geneigt, theils nicht geeignet die fraglichen Aemter zu übernehmen. Dass Schulze auch durch diese Erfahrungen in der Ueberzeugung von der Richtigkeit seines principiellen Standpunktes bestärkt wurde, beweisen schon die oben mitgetheilten Sätze seiner Denkschrift vom 31. December 1816; durch ähnliche Ausführungen suchte er auch beim Ministerium des Innern durchzusetzen, dass nun wenigstens für den Frühling 1817 zwei der früher vorgeschlagenen drei protestantischen Lehrer berufen würden. Aber bei dem traurigen Zustand des Gym-

nasiums glaubte er nicht so lange mit dessen Hebung warten zu dürfen; auch ohne genügende Mittel, um durchgreifend zu helfen, beeiferte er sich doch schleunigst, alles was bei den gegebenen Verhältnissen möglich war, ins Werk zu setzen, um schon im Winter 1816 einen bessern Zustand der Anstalt herbeizuführen. Zwei neue Lehrer für dieselbe fand er zunächst in zwei Männern, die bisher an einer lateinischen Schule in Ehrenbreitstein unterrichtet hatten. Diese war aus rechtsrheinischen Gütern des Gymnasialfonds von der Nassauischen Regierung errichtet worden; ihr längeres Fortbestehen war schon deshalb unmöglich, weil das von ihr benutzte Gebäude der Militärverwaltung eingeräumt werden musste; indem das Consistorium dieser hierin entgegenkam, gelang es ihm, ähnliche Ansprüche, die Gneisenaus Nachfolger, General Hake, auf das Gymnasialgebäude in Coblenz selbst erhob, zu beseitigen*). Neben den beiden aus Ehrenbreitstein nach Coblenz versetzten Lehrern Assmann und Wolff zog Schulze zur Aushülfe für das Wintersemester mehrere nicht dem Lehrstand angehörige Männer heran, die mit Eifer und Geschick sich der Aufgabe widmeten in ihnen bekannten Disciplinen den Schülern Unterricht zu ertheilen, die Offiziere Michaelis und O'Etzel, die damals auf dem von Müffling geleiteten militärisch-topographischen Bureau arbeiteten, den Regierungs-Calculator Rollshagen und den Apotheker Moser; ausser ihnen übernahmen einige Privatlehrer einzelne Stunden und endlich entschlossen sich Schulze selbst und sein College Lange trotz der fortwährenden Vermehrung ihrer Arbeiten im Consistorium dazu, in den beiden oberen Classen des Gymnasiums im Griechischen und Lateinischen zu unter-

*) Charakteristisch für Clausewitz sind seine vertraulichen Aeusserungen über diese Frage in einem Brief an Gneisenau vom 17. August 1816 (im Leben Gneisenaus V, 141), in denen er hervorhebt, „von einem gewissen niedrigeren Standpunkt aus gesehen“ habe General H. bei seiner Forderung der Abtretung des betreffenden Gebäudes für eine Kaserne sehr viele Gründe für sich, aber es werde dabei nicht beachtet, „dass an einer Kaserne sich nicht das Auge eines edlen Geistes weidet, dass sie nicht der Stolz und die Freude einer Bürgerschaft werden kann wie eine in Ruf und Ehren stehende Lehranstalt“.

richten. Diese freiwillige Mehrarbeit, die Schulze zum Besten der Coblenzer Schuljugend übernahm, brachte ihn in ein näheres Verhältniss zu dieser selbst und den Eltern; noch im höchsten Alter hat er es als eine Fügung der Vorsehung dankbar gepriesen, dass er in diesen Lehrstunden zuerst auf die ausserordentliche Begabung des damals 16jährigen Johannes Müller aufmerksam wurde und dessen „ebenso sinnigen als bescheidenen“ Vater, der seinen Sohn zum Handwerker bestimmt hatte, ermunterte diesen vielmehr studiren zu lassen*).

In solcher Weise gelang es schon im Winter 1816 einen bessern Zustand des Gymnasialunterrichts in Coblenz als den bisherigen herzustellen und die nothwendige weitere Annäherung an die vom Ministerium und Consistorium gemeinsam erstrebten Ziele vorzubereiten. Bereits im Juli hatte Schulze einen vollständigen Lehrplan ausgearbeitet; er ging bei ihm von den gleichen Grundgedanken aus, die er 1812 der Hanauer Schulinspection in seinem Gutachten über Gymnasien und deren Einrichtung entwickelt hatte; mehrere Sätze aus diesem nahm er wörtlich in die übrigens viel knapper gefasste Einleitung auf, welche er als allgemeine Motivirung seinen speciellen Vorschlägen über die Einrichtung des Unterrichts in den einzelnen Classen voranschickte. Nach seiner Anschauung vom Zweck des Gymnasiums empfahl er auch jetzt als Hauptlehrgegenstände Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Mathematik; den classischen Sprachen wies er die weitaus grösste Stundenzahl zu und einen bedeutenden Theil derselben dem Griechischen, wenn er auch nicht mehr die ja auch in Hanau nicht durchgesetzte Forderung aufstellte, dass mit ihm der Unterricht in den classischen Sprachen begonnen würde; wie er im Einzelnen diese Lehrgegenstände und daneben Religion, Geographie und Geschichte, Naturgeschichte und Physik und jetzt auch Zeichnen und Singen berücksichtigt sehen wollte, zeigt die folgende Tabelle, in der ich übersichtlich seine Vorschläge zusammengestellt habe.

*) Vgl. auch die Gedächtnissreden auf J. Müller von Du Bois-Reymond in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1859 S. 31 und von Virchow (Berlin 1858) S. 7.

	VI	V	IV	III	II	I
Deutsch	7	6	4	4	2	2
Lateinisch	6	6	8	9	13*)	12
Griechisch	—	2	5	6	8	9*)
Mathematik	4	4	4	4	4	4
Geographie u. Geschichte	5	4	4	3	2	2
Naturgeschichte (in II u. I Physik)	—	—	1	1	1	1
Kalligraphie	4	4	2	1	—	—
Zeichnen	2	2	2	2	2	2
Singen	2	2	2	2	2	—
Religion	2	2	2	2	2	2
	32	32	34	34	36	34

Bei einem Vergleich dieser Tabelle mit den früher mitgetheilten Stundenplänen für die Hanauer Schule tritt uns mancher bedeutsame Unterschied zwischen diesen und Schulzes jetzigen Vorschlägen entgegen; dagegen trafen letztere in den wichtigsten Punkten mit dem später noch genauer zu besprechenden Lehrplan überein, der kurz zuvor von Süvern ausgearbeitet war. Nach Beider Ansicht sollte das Gymnasium aus 6 Classen oder 3 Bildungsstufen von je 2 Classen bestehen; für die oberste Classe nahmen Beide einen dreijährigen, für die zweite einen zweijährigen, für die unteren einen einjährigen Cursus an; da Schulze auch für Tertia nur ein Jahr festgesetzt hatte, konnte nach seinen Vorschlägen ein Schüler den ganzen Unterrichtscursus in neun Jahren vollenden, während von Süvern hierfür in der Regel zehn Jahre, weil für Tertia zwei Jahre bestimmt waren. Eine grössere Stundenzahl als Schulze hatte dieser der Mathematik, eine geringere der Geographie und Geschichte zugewiesen; auch in der Vertheilung der sprachlichen Unterrichtsstunden

*) Schulze bestimmte in beiden obersten Classen je 12 Stunden für Latein und 8 für Griechisch, ausserdem in Secunda eine für eine gedrängte Uebersicht der römischen Literatur und Alterthümer und in Prima eine für eine gedrängte Uebersicht der griechischen Literatur und Alterthümer. Hebräisch sollte nur dann in I und II in 2 wöchentlichen ausserordentlichen Stunden gelehrt werden, wenn Mitglieder sich fänden, die sich der Theologie widmen wollten.

wichen sie mehrfach von einander ab; dagegen waren sie durchaus einverstanden in den principiell wichtigsten Fragen, namentlich in der Streichung des Französischen und in der Hochschätzung des Griechischen. Beide hatten in Hinsicht auf das Letztere in früheren Jahren noch weiter gehende Forderungen aufgestellt; aber auch was sie jetzt begehrten, ging weit hinaus über die bisherigen Leistungen deutscher Gymnasien, und ein vollständig neues Ziel wurde dadurch der Coblenzer Schule gesteckt, auf der unter jesuitischer wie unter französischer Herrschaft Griechisch und Deutsch grundsätzlich vernachlässigt waren. Bei dieser Sachlage konnte Schulze nur erfreut darüber sein, dass für die Zukunft auch in Coblenz eine Durchführung des in den wichtigsten Punkten seinen Anschauungen und Vorschlägen entsprechenden Süvernschen Lehrplans vom Ministerium in Aussicht genommen wurde, dessen baldige Veröffentlichung damals beabsichtigt war; ausdrücklich wurde von ihm dabei dem Consistorium anheimgegeben Modificationen vorzunehmen, wie sie die dortigen Verhältnisse erforderten. Solche waren zunächst unvermeidlich mit Rücksicht auf die vorhandenen Schüler und Lehrer; um so wichtiger war eben deshalb, dass 1817 das Ministerium drei von Schulze vorgeschlagene Männer nach Coblenz berief und zwar als Oberlehrer Steinmetz aus Wiesbaden und den bis dahin an Pestalozzis Institut in Yverdun thätigen Leutzinger und als Unterlehrer Thierbach aus Gotha. Besonders werthvoll war der Gewinn von Leutzinger für den mathematischen Unterricht, den er dann seit dem Frühjahr 1817 fast 40 Jahre lang geleitet hat; seinen günstigen Einfluss hat auch Johannes Müller in seiner Dissertation gerühmt. Anfang 1818 glaubte Schulze dann eine geeignete Kraft auch für den Posten des Directors gefunden zu haben; auf seinen Vorschlag wurde als solcher Christian Schlosser*), der jüngste Neffe von Goethes Schwager ernannt. Als dieser 1801 in Jena studirte,

*) Vgl. über ihn Rosenthal, Convertitenbilder I, 244 ff., Freses Einleitung zu seiner Ausgabe der Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass S. 5 ff. und Eilers' Wanderung durchs Leben I, 193 f. und II, 66.

hatte Goethe über ihn geurtheilt: „Er ist ein kleiner Enragé für die neueste Philosophie und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, dass ich und Schelling unser Wunder daran sehen.“ Goethe hatte gemerkt, dass Christian damals auch seinen ältern Bruder „nach Jena zu der seligmachenden Kirche gerufen hatte“; noch in anderem Sinne hatte seitdem Schlosser das Goethische Wort wahr gemacht, indem er 1812 in Rom zum Katholicismus übergetreten und wohl mit dadurch auch sein Bruder bald darauf zu dem gleichen Schritt bestimmt war. Mit gutem Grund führte Karl von Raumer Schlossers Entschluss mit auf seine Schwärmerei für mittelalterliche Kunst zurück; auch Schulze wies in seinem Bericht über Schlosser nachdrücklich auf dessen Beschäftigung mit italienischer Kunst und seine feine ästhetische Bildung hin; er glaubte, dass diese ihm jede intolerante Denk- und Handlungsweise unmöglich mache: bei Schlossers edler Persönlichkeit, seiner schnellen Fassungsgabe, seinem gefälligen Vortrag, meinte er, dürfe man sich eine erspriessliche Wirksamkeit von ihm versprechen, wenn ihm sein Wunsch erfüllt und ihm das Directorat übertragen würde. Schulze und noch bestimmter das Ministerium hoben wohl die Bedenken hervor, die gegen die Anstellung des katholischen Romantikers sprachen, der nie als praktischer Schulmann thätig gewesen war; bald aber stellte sich heraus, dass sie diese Bedenken unterschätzt und einen Fehlgriff begangen hatten, als sie trotz derselben zu dieser Wahl sich entschlossen. Der „geistvolle, aber etwas überspannte“ Mann, wie Schlossers Landsmann Böhmer, der seiner Familie und seinen Anschauungen mit ausgesprochenem Wohlwollen gegenüberstand, ihn charakterisirt*), zeigte sich der ihm übertragenen Aufgabe nicht gewachsen; es kam zu Differenzen zwischen ihm und Schulzes Nachfolger Lange, in Folge deren schon im Juni 1819 Schlosser zurücktrat. An seiner Stelle wurde Franz Nicolaus Klein zum Director des Gymnasiums ernannt, der dann über 30 Jahre an dessen Spitze gestanden hat.

Erst nach Schulzes Fortgang von Coblenz ist dadurch

*) S. Janssen, Böhmers Leben, Briefe und Kl. Schriften III, 479.

die Neugestaltung des Gymnasiums vollendet; der Grund zu dieser aber ist durch ihn gelegt. Es war seine erste Aufgabe hier in der alten Residenz der Trierer Erzbischöfe, jetzt dem Sitz der wichtigsten Behörden des neuen preussischen Grossherzogthums Niederrhein für die Hebung des Unterrichtswesens zu sorgen; wie er diese Aufgabe angriff und ihrer Lösung entgegenführte, lässt uns am klarsten die leitenden Motive, die Ziele und Mittel seiner Wirksamkeit im Rheinland erkennen. Keineswegs aber hat sich diese auf die Coblenzer Verhältnisse beschränkt. Eine bedeutsame ähnliche Thätigkeit entfaltete er vielmehr gleichzeitig auch an anderen wichtigen Punkten des seiner Fürsorge anvertrauten grossen Gebiets. Für den rechtsrheinischen Theil des Regierungsbezirks Coblenz war namentlich werthvoll die von ihm mit Eifer und Erfolg betriebene Neugestaltung des Gymnasiums in Wetzlar. Hier war unter Dalbergs Herrschaft an Stelle der alten lutherischen Oberschule ein für alle Religionen gemeinschaftliches Gymnasium eingerichtet; diese Anstalt aber war in der Kriegszeit in Verfall gerathen: die vier Classen, mit denen sie 1809 eröffnet war, hatten wegen Mangel an Lehrkräften bereits in zwei zusammengezogen werden müssen, als 1816 auch der Rector der Schule seine Stelle niederlegte und so dieser nur zwei Lehrer verblieben, ein Schreiblehrer und der nur provisorisch angestellte Conrector Ciechansky. Schulze bestimmte durch eine eingehende Darlegung der traurigen finanziellen Verhältnisse der Wetzlarer Schulkasse das Ministerium zur Bewilligung eines bedeutenden jährlichen Zuschusses; zum Director wurde auf seinen Vorschlag Philipp Ludwig Snell ernannt, ein Sohn des angesehenen Oberschulraths Snell in Weilburg, der selbst als Conrector und Prorector in Idstein sich als tüchtiger Schulmann bewährt hatte; neben ihm gewann Schulze als Lehrer den spätern Leiter des Ilfelder Pädagogiums Wiedasch, der als Privatlehrer in Coblenz dort von ihm auch zuerst zum Unterricht am Gymnasium herangezogen war. Die im November 1817 wieder mit vier Classen eröffnete Anstalt nahm namentlich durch die eifrige Thätigkeit des neuen Directors bald einen erfreulichen Aufschwung; leider wurde er

in die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt und dadurch seine Kraft dem Gymnasium zu früh entrissen; was er begonnen, führten aber zwei der begabtesten Weimarer Schüler Schulzes fort: nach einander haben in Wetzlar Wilhelm Weber und Johannes Herbst das Directorat verwaltet.

Unter Schulzes Mithülfe sind die ersten Schritte auch für die Reorganisation des Gymnasiums in Kreuznach geschehen; dessen Eröffnung erfolgte allerdings erst 1819 nach seinem Fortgang von Coblenz. Dagegen gelang es ihm, noch während er dort wirkte, auch in den Hauptorten der beiden anderen Ingersleben unterstellten rheinischen Regierungsbezirke Achen und Trier das höhere Unterrichtswesen neu zu gestalten. Wie in Coblenz waren auch in Trier, Achen und Düren von den Jesuiten Lehranstalten gegründet. In keiner Weise entsprachen die Schulen, die nach Aufhebung des Ordens mannigfache Veränderungen und Stürme erlebt hatten, den von der neuen preussischen Regierung zu stellenden Anforderungen; in Achen und Trier aber wurde bald durch geschickte Benutzung der aus allen Stürmen geretteten Güter der Schulen und neu bewilligter Mittel ein besserer Zustand hergestellt. Längere Zeit erforderte die Reorganisation des Unterrichtswesens in Düren, weil hier die französische Regierung das gesammte Schulvermögen zu Gunsten des Domänenfiscus veräussert hatte; erst nachdem Schulze Coblenz verlassen hatte, konnte auch die ebenfalls von ihm bereits betriebene Neugestaltung des Gymnasiums in Saarbrücken durchgeführt werden.

Ein Einblick in die Berichte, die Schulze über all diese Anstalten erstattete, lässt anschaulich die ausserordentlichen Schwierigkeiten erkennen, welche hier zu überwinden waren; sie schreckten ihn nicht ab, sondern trieben ihn vielmehr nur zu immer gesteigerter Thätigkeit im Dienst der wichtigen Bildungsaufgaben, deren grosse nationale Bedeutung gerade auf diesem Boden er und die Genossen seiner Arbeit warm empfanden und stark betonten. Es entsprach ganz seinen Anschauungen, als die Trierer Regierung unter Hinweis auf sie für die Gründung einer höheren Schule in Saarlouis ein-

trat. „Wenn es dem preussischen Volke, schrieb sie in einem Berichte vom 22. April 1817, Ehre bringt seine Fahnen bleibend auf den Wällen einer französischen Festung aufgestellt zu haben, so giebt es hier eine schöne Gelegenheit einen noch besseren Triumph zu erringen und durch Gründung einer vorzüglichen Schule sowie durch alles, was bis jetzt für das Volkswohl geschehen ist, den Beweis zu liefern, dass deutscher Sinn und deutsche Beharrlichkeit das Fortschreiten der Cultur sicherer bewirken, als was die letzten 25 Jahre her von den Reformatoren der Welt für die Erreichung dieses Zweckes war gethan worden.“ Schulze bewies bei diesen wie bei anderen Verhandlungen, dass er bei allem Eifer für den grossen Zweck, den er im Auge hatte, doch klar die Grenzen des unter den gegebenen Verhältnissen Möglichen erkannte; er war sich bewusst, dass nicht alles mit Einem Schlage sich erreichen lasse. Bei dem bisherigen Zustand der Gymnasien des Grossherzogthums Niederrhein, erklärte er in einem Bericht vom 28. November 1816, werde wohl in den ersten zwei Jahren Niemand oder doch nur eine sehr kleine Zahl von Schülern den Forderungen des Edicts, das 1812 über die Abiturientenprüfung in den alten Provinzen erlassen war, entsprechen können. Dennoch beantragte er in demselben Berichte, dass das genannte Edict für diese Provinz in Kraft gesetzt werde, in der Hoffnung, es werde auch in ihr „für die Zukunft der Einseitigkeit, Oberflächlichkeit und Halbheit des Wissens wie der gesammten Bildung einen starken Damm entgegensetzen, wenn es zur allgemeinen Kenntniss gebracht werde, dass die gegenwärtige Regierung an die studirenden Jünglinge des Grossherzogthums weit grössere Forderungen mache als sie bisher gewohnt waren.“ Das Ministerium hielt es bei der damaligen Beschaffenheit der fraglichen Gymnasien für unzweckmässig, die Einführung der Abiturientenprüfung bei ihnen zu verfügen; als Schulze nur 1½ Jahr später im Mai 1818 berichten konnte, dass die Gymnasien in Coblenz, Wetzlar, Achen und Trier sich seit zwei Jahren um ein sehr Bedeutendes verbessert hätten, und darauf gestützt seinen im November 1816 gestellten Antrag wiederholte, wurde dem-

selben entsprechend eine Prüfung der Abiturienten der vier genannten Gymnasien nach den Vorschriften des Edicts von 1812 noch für das Jahr 1818 angeordnet; sobald die neue Organisation der Gymnasien in Kreuznach, Düren und Saarbrücken vollendet sei, sollte auch dort ebenso verfahren werden. Und wenn auch noch nicht 1818, so wurden doch im folgenden Jahr 1819 wirklich an den vier ersterwähnten Gymnasien Abiturientenprüfungen gehalten, die nach dem Urtheil von Schulzes Nachfolger „im Ganzen den Erwartungen entsprachen“.

Schulze hatte auch in dem Bericht über diese Frage vom November 1816 darauf hingewiesen, wie zweckdienlich für die Bildung der katholischen Geistlichen es wäre, „wenn bis zu dem Zeitpunkt, wo die rheinische Universität errichtet und das Besuchen derselben den jungen katholischen Theologen zur Pflicht gemacht sein wird, die Aufnahme in die katholischen Priesterseminarien nur demjenigen vergönnt würde, welcher sich beim Abgang vom Gymnasium der zu verordnenden Prüfung unterworfen und sich wenigstens das Zeugniss der bedingten Tüchtigkeit erworben hätte“. Die Bildung der Geistlichen aller Confessionen auf jede Weise zu fördern hielt er für eine der wichtigsten Aufgaben. Auch bei der Besetzung der 150 protestantischen Pfarreien, die das Consistorium zu vergeben hatte, fand er, seien bisher nicht in genügender Weise die Vorbildung und Kenntnisse der Candidaten beachtet: er hielt vor allem strenge Prüfung derselben für nothwendig; bei dem Fehlen anderer geeigneter Examinatoren übernahmen zuerst er und sein College Lange den wichtigsten und schwierigsten Theil des theologischen Examens pro licentia concionandi. Er sah sich dadurch genöthigt seine theologischen Studien wieder aufzunehmen; zu seiner Freude verfehlten der Ernst und die Strenge, mit der die Prüfungen vollzogen wurden, die bisher fast unerhörte Zurückweisung einzelner unwissender Candidaten nicht die beabsichtigte Wirkung; auch in katholischen Kreisen wurde man aufmerksam auf die höheren Forderungen, die das evangelische Consistorium an seine angehenden Geistlichen stellte. Schulzes Stellung im Consistorium liess es ihm räth-

lich erscheinen auch um seine Ordination als evangelischer Geistlicher nachzusuchen; sie wurde im September 1817 vollzogen. Freilich hat er nun nicht etwa in Folge dessen eine Thätigkeit als Prediger in Coblenz aufgenommen, wie er sie einst in Weimar geübt hatte; wohl aber hat er hier zwei Male bei besonders bedeutungsvollen kirchlichen Feiern geredet: auf den Wunsch Gneisenaus übernahm er die Predigt in der Militärgemeinde bei der Todtenfeier zum Andenken der im Kampf fürs Vaterland Gefallenen, und als am 31. October 1817, bei dem dreihundertjährigen Jubelfest der Reformation die Union der beiden bisher getrennten evangelischen Confessionen begangen wurde, reichte er zusammen mit seinem Collegen Cunz den zahlreich versammelten Lutheranern und Reformirten das Abendmahl und forderte sie dabei auf „treu wie Luther, Zwingli und Calvin dem Heile des Evangeliums zu folgen, unerschrocken wie sie die erkannte Wahrheit zu vertheidigen und zugleich einträchtiger als sie durch ein christliches Leben je länger je mehr zu verklären die durch sie gestiftete evangelische Kirche“.

In warmen Worten feierte er in dieser Ansprache den Muth und die Kraft Luthers, der „durch den Donner seiner gottbegeisterten Rede die auf Menschenwitz gegründete Kirche erschütterte, welche sich mit übermüthigem Dünkel die allein selig machende nannte“: solch offenes Bekenntniss zu solcher Anschauung hinderte keineswegs freundliche Beziehungen zwischen ihm und angesehenen Katholiken, ja auch den Behörden der katholischen Kirche im Rheinland. In wichtigen amtlichen Fragen hatte er mit ihnen zu verhandeln, da Ingersleben, dem als Oberpräsidenten die Wahrung der landesherrlichen iura circa sacra oblag, auch zur Bearbeitung der hierauf bezüglichen Fragen ihn heranzog; wie er selbst erzählt, nahm er dabei, „wenn eine leise Hinweisung auf die für jede Regierung der römischen Kirche und den bischöflichen Behörden gegenüber unschätzbaren articles organiques nicht ausreichte“, seine Zuflucht zu dem Rathe des im kanonischen wie im französischen Recht besonders bewanderten Regierungsrath Lebens; auch sein katholischer College Schwarz, der allerdings durch sein starres Festhalten am Buchstaben nach

Schulzes Ansicht leicht zu Missgriffen verleiten konnte, unterstützte bereitwillig durch seine genaue Kenntniss aller kanonischen Satzungen den lutherischen Dickkopf, wie er Schulze zu nennen pflegte. Diesem gereichte es zu besonderer Freude, dass es ihm mit solcher Hülfe gelang, ohne je „der katholischen Kirche eine für den Staat nachtheilige Concession zu machen, zwischen der Regierung und den bischöflichen Behörden ein friedfertiges und vertrauensvolles Verhältniss aufrecht zu erhalten". Da im Grossherzogthum Niederrhein sämmtliche bischöfliche Stühle erledigt waren, so hatte das Oberpräsidium nur mit den Generalvicaren in Achen, Trier und Ehrenbreitstein zu verkehren; unter ihnen schätzte Schulze besonders den Generalvicar Fonck in Achen: er fällt über ihn ein offenbar weit günstigeres Urtheil als Solms-Laubach, nach dessen Ansicht Fonck „ganz im Sinne der römischen Curie handelte"*). Aus Schulzes Bemerkungen über den Letzteren ist besonders interessant, was er über ein vertrauliches Gespräch mit dem Generalvicar erzählt. Er rieth danach diesem zu einer milderen Praxis bei der Bestrafung seiner Diöcesan-Geistlichen; da antwortete ihm Fonck: „Herr, Sie ahnen nicht, welche Engel, aber auch welche Teufel in einem katholischen Priester sitzen."

Bei der Fülle verschiedenartiger Arbeiten, die ihm oblagen, begrüsste Schulze es als eine Erleichterung, dass er von manchen zeitraubenden und minder wichtigen Geschäften in Folge der Ende October 1817 erlassenen speciellen Dienstinstruction für die Provinzialconsistorien befreit wurde. Da diese hiernach fortan nur die Interna des Schul- und Kirchenwesens zu leiten hatten, während die Externa, insbesondere die Aufsicht über die Verwaltung des Kirchen- und Schulvermögens, den Regierungen zugewiesen wurden, brauchte auch Schulze sich mit letzteren Fragen nicht mehr zu beschäftigen;

*) Mejer, Römisch-deutsche Frage II B, 293. Vgl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte III, 216. Hinsichtlich F.s Haltung bei dem von Treitschke S. 383 besprochenen Process seines Neffen berichtet Schulze, der Generalvicar habe bei der Nachricht von der königlichen seinem Neffen günstigen Entscheidung aus seinem Privatvermögen eine bedeutende Summe zu wohlthätigen Zwecken gewidmet.

er dachte dadurch, wie er seinem Schwager schrieb, „an Einfluss, Freiheit des Wirkens und zugleich an Musse zu seinen Studien“ zu gewinnen. Es war begreiflich, dass seine ausgedehnte und vielseitige amtliche Thätigkeit ihm nur wenig Zeit für literarische Arbeiten liess: nur mit Anstrengung wurde es ihm möglich die in Hanau begonnene Uebersetzung von Winckelmanns Trattato preliminare in Coblenz zum Abschluss zu bringen; sie füllte den siebenten, den letzten von ihm bearbeiteten Band der von ihm mit Meyer unternommenen Ausgabe von Winckelmanns Werken*). Andere kleinere literarische Publicationen, wie er sie in nicht geringer Zahl in Weimar und Hanau hatte erscheinen lassen, sind von ihm in Coblenz nicht veröffentlicht worden. Ungedruckt blieben auch die hier von ihm gehaltenen Reden. Zu solchen wurde er auch hier durch seine Theilnahme am Freimaurer-Orden veranlasst; in der in Coblenz neu gegründeten Loge Friedrich zur Vaterlandsliebe zum Redner vom Stuhl erwählt, suchte er, durchaus dem schon im Namen angedeuteten Geiste der neuen Vereinigung entsprechend, die patriotische Gesinnung ihrer Mitglieder zu stärken. Aber noch in Coblenz zog er sich von der Thätigkeit im Orden zurück; wie er selbst erzählt, bestimmte ihn dazu mit das Missfallen seiner Frau über seinen Zusammenhang mit einer geheimen ihr selbst unzugänglichen Gesellschaft. Die beste Erholung nach anstrengender Arbeit fand er bei ihr im Genuss ihres Familienglücks, welches sich noch erhöhte, da ihnen am 1. April 1818 ein Töchterchen geboren wurde; dass der einst am gleichen Tage geborene Ingersleben dieses Kindes Pathe wurde, bezeugte und vermehrte die Beziehungen, die zwischen Schulze und seinem Vorgesetzten bestanden. Wer sich vergegenwärtigt, wie sein Wirken und Leben in Coblenz sich gestaltet hatte, wird es begreiflich finden, dass er nur mit gemischten Gefühlen einen ehrenvollen Ruf empfing, der ihn zwang von hier zu scheiden, sehr bald nachdem er das

*) Vom 29. December 1816 ist die Vorrede zu diesem Band datirt, der VI und 500 Seiten stark 1817 in Dresden veröffentlicht wurde.

Haus am Clemensplatz verlassen und in der Löhrstrasse eine neue grössere und bequemere Wohnung bezogen hatte.

Auf seine eifrige und erfolgreiche Thätigkeit in der neuen wichtigen Provinz war man auch in den leitenden Kreisen des Staates aufmerksam geworden. Schon früher hatte nicht nur Süvern, sondern auch Eichhorn ihn persönlich kennen gelernt; als dieser nun im Anfang des Jahres 1818 sich zusammen mit Hardenberg länger am Rhein aufhielt und dabei öfter mit Schulze verkehrte, vermittelte er auch dessen Bekanntschaft mit dem Staatskanzler. Schulze wurde mehrfach von Hardenberg nach Schloss Engers eingeladen und erhielt beim Essen einen Platz in der Nähe oder an der Seite des Fürsten, so dass er mit ihm eingehende Gespräche führen konnte. Wie sehr er dabei und bei Erledigung wichtiger und schwieriger Aufträge, mit denen der Staatskanzler ihn betraut hatte, dessen Achtung und Vertrauen gewonnen hatte, wurde am besten dadurch bewiesen, dass Hardenberg nach seiner Rückkehr nach Berlin ihn Altenstein empfahl, als dieser einen Rath für das im Jahr zuvor begründete und ihm unterstellte Cultus- und Unterrichtsministerium suchte. Anfang Juli 1818 wurde darauf Schulze zunächst als Hülfsarbeiter ins Ministerium berufen; in einem vertrauensvollen Privatschreiben sprach Altenstein ihm gleichzeitig aus, nach Schulzes ganzer bisheriger Geschäftsführung und seinen früheren Bestrebungen zweifele er nicht, dass seine interimistische Berufung ein dauerndes Verhältniss begründen und er in diesem volle Genugthuung finden werde. Solchem Rufe zu erhöhter Wirksamkeit für das ganze preussische Unterrichtswesen konnte er sich nicht entziehen. Mit Schmerz sah Ingersleben, wie er an Altenstein schrieb, in ihm den vorzüglichsten Geschäftsmann und zugleich einen persönlichen Freund scheiden; doch gönnte er dem Minister sowohl „die wahre Hülfe", die er durch Schulze gewiss erhalten werde, als auch diesem die verdiente Auszeichnung und bat nur, ihn besonders für die Rheinprovinz zu beschäftigen, damit der hier „von ihm so rege geweckte gute Geist nicht wieder einschlummere". Begleitet von den Wünschen seines bisherigen Vorgesetzten und seiner Coblenzer Freunde trat Schulze am 20. Juli die

Reise nach der Hauptstadt an; den grössten Theil derselben legte er zusammen mit Wilhelm von Scharnhorst zurück, der eben jetzt nach Schlesien fuhr, um dort im August seine Hochzeit mit Gneisenaus ältester Tochter zu feiern; erst in Zwickau trennte sich Schulze von ihm und langte dann am 28. Juli Morgens in Berlin an. Mehrere alte Bekannte traf er hier wieder, darunter seine lieben Universitätsfreunde Köpke und Bennewitz und die ausgezeichneten Schauspieler, mit denen er früher in Leipzig und Weimar verkehrt hatte, Ludwig Devrient und P. A. Wolff; mit ihnen ass er gewöhnlich bei Jagow zu Mittag; besondere Freude bereitete ihm, dass Gneisenau, der im September zum Gouverneur von Berlin ernannt wurde, ihn in seiner bescheidenen Wohnung, die er in der Französischen Strasse bezogen hatte, aufsuchte und volle zwei Stunden bei ihm blieb. Und zu den alten gesellten sich bald manche interessante neue Bekannte. Schon kurze Zeit nach seiner Ankunft lernte er bei Altenstein Schinkel und Rauch und in der gesetzlosen Gesellschaft, in welche Nicolovius ihn einführte und in welcher er auch Schleiermacher wieder sah, Buttmann und Stägemann, Pfuel und Georg Reimer kennen. Seine alten Beziehungen zur Schillerschen Familie boten ihm einen persönlichen Anknüpfungspunkt auch mit seinem nunmehrigen Collegen Körner; Schulze erzählt, freundlich sei ihm dieser entgegengekommen: nicht ohne Wehmuth habe er ihn und seine Frau anblicken können, denen unmittelbar vor ihrer Uebersiedelung nach Berlin 1½ Jahre nach dem Tod ihres Theodor auch ihre einzige Tochter durch den Tod entrissen war. Vor allem wichtig und erfreulich war aber für Schulze, wie sein Verhältniss zu Altenstein sich gestaltete. In seinem oben erwähnten Brief hatte dieser ihm schon seine Absicht ausgesprochen ihn dauernd an sein Ministerium zu fesseln; Süvern, dem Schulze auf seiner Reise begegnet war, hatte ihm erzählt, dass nur finanzielle Schwierigkeiten die sofortige Ausführung dieser Absicht gehindert hätten; in ihr wurde nun Altenstein durch den persönlichen Verkehr mit dem neu Berufenen bestärkt. Der Eifer und die Geschicklichkeit, die Schulze bei Erledigung der ihm übertragenen Aufträge be-

währte, nahmen den Minister so für ihn ein, dass er, nachdem sie kaum zwei Monate zusammen gearbeitet hatten, ihm erklärte, er werde noch im Jahr 1818 seine dauernde Anstellung in Berlin durchzusetzen suchen. Und wirklich gelang dies noch während des Achener Congresses, zu welchem im Herbst auch der Minister sich begab und Schulze mitnahm; dort wurde dieser am 18. November 1818 vom König zum Geheimen Ober-Regierungsrath und wirklichen vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten mit einem Gehalt von 2400 Thalern ernannt. „Für das Aeussere unseres Daseins, schrieb er am Tag darauf seiner Frau, ist hinlänglich gesorgt; wir wollen Gott dafür danken, unsere Kinder nach seinem Willen erziehen und uns bemühen der vielen Wohlthaten, welche er uns beweist, nicht unwürdig zu sein. Ein grosser Wirkungskreis ist mir eröffnet; um ihn ganz auszufüllen ist nicht nur eine vielseitige gründliche Kenntniss, sondern auch eine ungewöhnliche Kraft, ein frischer Muth und ein reiner Wille von Nöthen. Gott wird mein treugemeintes Gebet erhören und mich ausrüsten zu seinem Dienst mit den Waffen, deren ich bedarf, um zu seiner Ehre im harten unvermeidlichen Kampfe mit mir selbst und der Welt zu bestehen“.

Von der Bedeutung des ihm übertragenen Amtes, doch auch von den Schwierigkeiten, welche seine Verwaltung bot, hatten seine Arbeiten und Erfahrungen in den letzten Monaten und ganz besonders in Achen ihn überzeugen müssen. Aber gestärkt durch das Vertrauen, das eben dort Altenstein und Hardenberg ihm bewiesen hatten, übernahm er muthig die grosse „herzerhebende“ Aufgabe, die sie ihm stellten. Noch im November reiste er von Achen nach Köln und dann von da am 1. December nach Coblenz; so schnell als möglich ordneten er und seine Frau dort ihre Angelegenheiten und brachen dann noch vor Schluss des Jahres zusammen mit ihren drei Kindern nach der neuen Heimath auf. Ihre Reise ging trotz der zum Theil starken Kälte gut von Statten, da sie einen bequemen Wagen und einen tüchtigen Kutscher gefunden hatten, der sie täglich etwa zehn Meilen fuhr, und die Kinder nach dem Zeugniss ihrer Mutter sich musterhaft

betrugen; besonders erfreute es diese, als sie in Weimar Halt machten, zu sehen, wie viel Liebe und Anhänglichkeit hier ihr Mann sich gewonnen hatte. Sie lernte hier auch Lotte Schiller und Caroline von Wolzogen kennen; er besuchte auch Goethe, der ihn mit besten Wünschen für seinen neuen „ehrenvollen" Wirkungskreis entliess. Am Morgen des 1. Januar 1819 erreichten die Reisenden ihr Ziel. Berlin machte bei ihrer Einfahrt, wie Frau Schulze ihren Geschwistern nach Hanau schrieb, ihr keinen besonderen Eindruck; bald aber fand sie so viel Interessantes zu sehen und zu hören, dass sie nicht wusste, wo sie mit dem Beschreiben anfangen solle: namentlich fesselte sie das Theater, in dem sie zuerst Calderons „Leben ein Traum" und dabei Wolff in der Rolle des Sigismund sah. Im Sommer empfand sie dann freilich „sehr hart die Entbehrung der schönen Natur, an welche sie von Jugend auf gewöhnt" war; aber bei Allem, was sie an der Grossstadt auszusetzen fand, tröstete sie sich mit dem Blick auf die Thätigkeit ihres Mannes, der „ungeheuer arbeite und dadurch einen grossen Einfluss für das Gute gewinne". Um die Bedeutung dieser Arbeit Schulzes richtig würdigen zu können, ist es nöthig, die Voraussetzungen und Pläne des Ministeriums, in das er eingetreten war, und die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, in ihrem Zusammenhang mit den allgemeinen politischen Verhältnissen Preussens ins Auge zu fassen.

Zweites Buch.

Das Ministerium Altenstein.

Erstes Capitel.

Voraussetzungen, Pläne und Hindernisse des Ministeriums in ihrem Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen Preussens.

Kein Menschenalter war reicher an bedeutungsvollen Ereignissen und Wandlungen wie für den preussischen Staat so namentlich auch für sein Bildungswesen als die 33 Jahre, welche von Schulzes Geburt bis zu seiner Uebersiedelung nach Berlin verflossen sind. Die Anregung zu allen weiteren Fortschritten hat auch auf diesem Gebiet Preussens grösster König gegeben, dessen Tod eintrat, als Schulze eben sieben Monate alt geworden war: Friedrichs des Grossen Geist weht auch in dem auf seinen Befehl ausgearbeiteten, wenn auch erst unter seinem Nachfolger proclamirten Allgemeinen Landrecht, welches Schulen und Universitäten ausdrücklich als Veranstaltungen des Staates bezeichnete, von seiner Genehmigung ihre Errichtung abhängig machte und ihm die Aufsicht über sie zusprach. Lorenz von Stein hat dasselbe deshalb als „das erste europäische Reichsgesetz für das Unterrichtswesen gerühmt, welches dieses endgültig zu einem Begriff und Gebiet des Verwaltungsrechts gemacht hat“; es entsprach durchaus den gleichen Anschauungen, dass Friedrichs treuer Gehülfe Zedlitz im ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms II. die Errichtung einer Behörde durchsetzte, welche die „Direction des sämmtlichen Schuldienstes zur alleinigen Pflicht haben“ sollte. Dass diesem aus Verwaltungsbeamten und praktischen Schulmännern zusammengesetzten und unmittelbar unter den König gestellten Oberschulcolleg die Oberaufsicht über alle Lehr- und Erziehungsanstalten „ohne

Unterschied der Religion“ übertragen wurde, bedeutete nicht eine Aufhebung, aber eine Verminderung des Einflusses der kirchlichen Behörden, welchen bisher die Schulen unterstellt waren, bedeutete eine Mehrung der Rechte und Pflichten des Staats zum Zweck einer „beständigen Verbesserung“ seines Unterrichtswesens, für welche zu sorgen dem Oberschulcolleg anempfohlen wurde. Noch unter Zedlitz' Vorsitz sind von diesem mehrere für die höheren Bildungsanstalten wichtigste Verhandlungen über die Einrichtung von Wolfs philologischem Seminar in Halle und eines pädagogischen Seminars in Berlin und namentlich über Einführung einer Maturitätsprüfung gepflogen.

Aber noch ehe das bedeutungsvolle Edikt vom December 1788, welches ein Examen aller zur Universität abgehenden Gymnasiasten anordnete, veröffentlicht werden konnte, hatte schon im Sommer desselben Jahres Zedlitz seine bisherige Stellung an Wöllner abtreten müssen. Diesen hatte Friedrich der Grosse einmal als „einen betrügerischen und intriganten Pfaffen“ charakterisirt; grosse Gunst hatte er dagegen bei Friedrich Wilhelm II. gewonnen und ihn noch vor seinem Regierungsantritt zum Kampf gegen die „Aufklärung“ angetrieben. Als einen ihrer Hauptbeförderer, als einen Hauptschuldigen an „dem Verfall der Religion in Preussen“ bezeichnete er dabei Zedlitz und forderte deshalb dringend die Beseitigung des Ministers, der sich „als Christusleugner und und Naturalist öffentlich affichiret“ habe. Eifrig setzte er seine geheimen Bemühungen um dessen Sturz fort, auch nachdem er auf Zedlitz' Vorschlag unter der neuen Regierung zum Mitglied des Oberschulcollegs ernannt war; dagegen begnügte er sich bei den wichtigen sachlichen Verhandlungen des Collegs über die Maturitätsprüfung mit der Bemerkung: „Ich möchte auch noch viel hübsches sagen, der Teufel führt aber den Schulboten schon her, ehe ich einmal die Hälfte gelesen habe“. Nachdem nun sein Ziel erreicht und er an Zedlitz' Stelle getreten war, bewies er auch als Minister die gleiche Leidenschaft im Kampf gegen Alle, in denen er Beförderer der Aufklärung sah, — und den gleichen Mangel an Ernst und Fleiss, an Interesse und Verständniss

für die bedeutungsvollen sachlichen Aufgaben, an deren Lösung mitzuarbeiten ihn sein Amt verpflichtete. Mit Schmerz und Unwillen betrachteten die Verbindung solcher Eigenschaften bei dem neuen Leiter der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, bei dem Urheber des wenige Tage nach seiner Ernennung erlassenen Religionsedikts vom 9. Juli 1788 nicht nur die in diesem angegriffenen „Aufklärer", sondern auch Männer, welche die schwachen Seiten und bedenklichen Folgen des bisher herrschenden Rationalismus klar erkannten und warm beklagten; aber gerade daraus erklärt sich auch, dass geringer als Wöllners Eifer der Erfolg seines Wirkens für die von ihm verkündeten Anschauungen gewesen ist. Mit den Mitteln, über die er verfügte und die er rücksichtslos gebrauchte, durch Edikte und Commissionen, durch Untersuchungen und Massregelungen bereitete er manchen hervorragenden Beamten und Gelehrten trübe Stunden, hemmte er manchen wünschenswerthen Fortschritt; der geistigen Bewegung auf den preussischen Lehranstalten eine andere Richtung zu geben, dazu waren er und seine Gesinnungsgenossen nicht im Stande, so sehr er bestrebt war ihnen zur Macht zu verhelfen. Auch unter seinem Regiment übten einen grösseren und tieferen Einfluss als sie auf die preussischen Schulen und Universitäten begabte und pflichttreue Männer aus, die von Zedlitz in ihre bedeutungsvollen Stellungen berufen waren; ja selbst im Oberschulcolleg, das Wöllner möglichst zu beschränken und zu fesseln sich bemühte und dessen Zusammensetzung er zugleich in seinem Sinne umgestaltete, sprachen mehr als ein Mal auch jetzt in wichtigen sachlichen Fragen die beiden dem gestürzten Minister am nächsten stehenden praktischen Schulmänner, Gedike und Meierotto, das entscheidende Wort, einfach deshalb, weil sie für diese Fragen ein Interesse und Verständniss besassen, wie es bei Wöllner und seinen Günstlingen nicht zu finden war*).

*) Bei den vorstehenden kurzen Bemerkungen über die Zeit Friedrich Wilhelms II. sind mir ausser dem Schlussabschnitt von Rethwischs gehaltvoller Schrift über Zedlitz und den in ihrer zweiten Auflage veröffentlichten Aktenstücken besonders die Mittheilungen von Preuss über Wöllner im zweiten Band der Zeitschrift für Preussische

Fast ein Jahrzehnt hatte Wöllner an der Spitze des preussischen Unterrichtswesens gestanden, als im November 1797 sein königlicher Gönner starb. Sein Nachfolger wurde durch die Deutung, welche einer sofort nach seinem Regierungsantritt erlassenen Cabinetsordre über das Verhalten der Staatsdiener von Wöllner gegeben war, zu einem scharfen Verweise des Ministers veranlasst, bei dem die grundsätzliche Verschiedenheit der Anschauungen des neuen Herrschers von

Geschichte S. 577ff. und die Ausführungen von Stölzel in seinem anziehenden und lehrreichen Buch über Svarez S. 242ff. förderlich gewesen. Dass dagegen auch in den auf die Verwaltung des Unterrichtswesens bezüglichen Abschnitten von Philippsons Geschichte des preussischen Staatswesens seit dem Tode Friedrichs des Grossen sorgfältiges Studium der benutzten Quellen sich ebenso vermissen lässt als gründliches Verständniss der behandelten sachlichen Fragen, zeigte mir namentlich ein Vergleich der von ihm in Bd. I S. 226 und 228 über die westpreussischen Schulen und die Frage der Lehrerprüfung gemachten Angaben mit den von ihm citirten Archivalien; manche von ihm gegen Wöllner erhobene Vorwürfe halte ich deshalb nicht für stichhaltig; aus dem Text aber ist ersichtlich, dass ich noch viel weniger eine Rettung Wöllners und seines königlichen Gönners für begründet erachten kann, wie sie neuerdings Paulus Cassel u. d. T.: Friedrich Wilhelm II. eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung (Gotha 1886) veröffentlicht hat. Zur Würdigung seiner Erörterungen genügt wohl ein Hinweis auf den für seinen eigenthümlichen Geschmack bezeichnenden Satz (S. 61), dass jeder der preussischen Könige des 18. Jahrhunderts sein „besonderes Collegium hatte — der erste ein trinkendes und rauchendes, der zweite ein philosophisches und schnupfendes, der letzte ein galantes“, und auf seine Polemik gegen seinen „verehrungswürdigen Lehrer“, den „verstorbenen Ranke“ auf S. 107. Wenn Cassel erklärt, dessen Bemerkung, dass in Wöllners Tagen „auch die echteste wissenschaftliche Forschung mit missverstandenen Repressionen heimgesucht wurde“, nicht verstehen zu können, so drängt sich die Frage auf, ob der Verfasser, der manche entlegene Flugschrift für seine Darstellung verwerthet, wirklich nie etwas von dem gegen Kant beliebten Verfahren und von den durch Kapp veröffentlichten Aktenstücken über die in jener Zeit geübte Censur gelesen hat. Gerade die letzteren zeigen anschaulich, in welchem Ton Wöllner mit verdienten Beamten zu verkehren sich befugt hielt; aus gleichem Grund ist es interessant, dass seine Urheberschaft des Rescripts, welches 1796 den „thörichten Stolz der bestallten Schullehrer“ in Kloster Berge demüthigen sollte, neuerdings durch Holstein festgestellt ist.

denen seines Ministers zu klarstem Ausdruck kam. „Ich selbst, erklärte Friedrich Wilhelm III. in der von seinem Cabinetsrath Mencken, dem Grossvater Bismarcks, entworfenen Verfügung vom 11. Januar 1798, verehre die Religion, folge ihren beglückenden Vorschriften und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte; aber ich weiss auch, dass sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muss und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmassen wollen ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jeden Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluss auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen.“ Er wies deshalb den Minister an „nach echt lutherischen Grundsätzen“ zu verfahren und dafür zu sorgen, „dass Predigt- und Schulämter mit rechtschaffenen und geschickten Männern besetzt werden, die mit den Kenntnissen der Zeit und besonders in der Exegese fortgeschritten sind, ohne sich an dogmatische Subtilitäten zu hängen“. Er musste sich bald überzeugen, dass eine Leitung der Verwaltung nach diesen Grundsätzen von Wöllner nicht zu erwarten war; so wurde dieser schon im März 1798 entlassen. An seine Stelle trat Julius von Massow, der bisher in der Pommerschen Regierung gewirkt hatte. Er hatte schon als deren Präsident dem Unterrichtswesen eine eindringende Aufmerksamkeit zugewandt; nachdem er nun zum Leiter desselben berufen war, entfaltete er in gesteigertem Grad den gewissenhaften Fleiss, durch den er sich bereits früher ausgezeichnet hatte. Zugleich suchte er die Freudigkeit und damit die Kraft seiner Mitarbeiter zu heben, indem er ihnen mehr Rechte als sein Vorgänger einräumte: hatte Wöllner eine Cabinetsordre erwirkt, nach welcher beim Oberschulcolleg fortan nicht mehr, wie ausdrücklich in seiner Instruction vorgeschrieben war, die Mehrheit der Stimmen, sondern „des

Ministers alleinige Meinung stets decidiren“ sollte, so setzte Massow schon im ersten Monat seiner Amtsführung die Wiederherstellung des Stimmrechts der Mitglieder des Oberschulcollegs durch. Dankbar für sein Vertrauen und einverstanden mit ihm in der Auffassung vieler wichtiger Aufgaben bemühten diese sich nun zusammen mit ihrem Chef eifrig für deren Lösung: wie in anderen Verwaltungszweigen sind auch auf dem Gebiet des Unterrichtswesens schon in diesem ersten Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms III. manche wichtige Reformen angeregt und vorbereitet worden. Vor allem interessirten sich der König und seine Räthe damals für die Hebung der Volksschulen; aber auch über die höheren Bildungsanstalten, namentlich über die Prüfung ihrer Abiturienten und Lehrer wurden eingehende Verhandlungen gepflogen; schon früher wies ich auf den Aufschwung hin, den eben in dieser Zeit die Universität Halle und Wolfs philologisches Seminar genommen haben. Dennoch ist von Beurtheilern, welche dem guten Willen und dem ausdauernden Fleiss des Ministers volle Anerkennung zollen, mit Recht die Mangelhaftigkeit der Leistungen seiner Verwaltung hervorgehoben*).

Ein Grund hierfür lag zunächst in den Schwierigkeiten, welche der Erwerb der polnischen Provinzen für Preussen mit sich brachte. Massow erstrebte eine bessere „Nationalerziehung“ in „sämmtlichen preussischen Staaten“; wie

*) Von Bassewitz, Kurmark Brandenburg im October 1806 S. 368 und von Thilo in Schmids Pädagogischer Encyclopädie VI, 177; 2. Aufl. VI, 289 ff. S. ausserdem über Massow die in Friedländers Artikel über ihn in der Allg. Deutschen Biographie XX, 573 verzeichnete Literatur und besonders Köpke, Gründung der Universität Berlin S. 12 ff., der aus den Handakten des Ministers werthvolle Mittheilungen namentlich über dessen Stellung zu den Universitäten macht. Eine Prüfung und Ergänzung der in diesen Büchern enthaltenen Angaben ermöglichte mir ein Einblick in die im Geh. Staatsarchiv aufbewahrten Akten des Oberschulcollegs aus dieser Zeit; durch sie wird das Urtheil bestätigt, das Treitschke im ersten Band seiner deutschen Geschichte über die Folgen der polnischen Theilungen für die preussische Verwaltung und über der letzteren vielseitige Bestrebungen und geringe Erfolge im ersten Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms III. gefällt hat.

aber war eine solche durchzuführen in einem Land, von dessen Bevölkerung jetzt mehr als ein Drittel einer fremden Nation angehörte und noch der ersten Voraussetzungen für höhere Bildung entbehrte? Ausserordentliches hatte in kurzer Zeit Friedrich der Grosse für Westpreussen und namentlich für dessen Landschulen geleistet; aber als Meierotto 20 Jahre nach der preussischen Besitzergreifung diese Gegenden bereiste und gründliche Untersuchungen über den Zustand ihres Unterrichtswesens anstellte, musste er berichten, derselbe sei unvergleichlich schlechter als in irgend einer anderen Provinz, ja leider sei in letzter Zeit eine Abnahme des Eifers und deshalb eine Verschlimmerung sichtbar. Unmittelbar darauf steigerten nun die zweite und dritte polnische Theilung die Aufgaben und Schwierigkeiten des preussischen Beamtenthums auch auf diesem Gebiet auf das Höchste. Von den Universitäten wurden Klagen laut, dass die Studenten, die zu ihnen aus Südpreussen und Neu-Ost-Preussen kämen, den Vorlesungen nicht folgen könnten, da sie keine genügende Vorbildung und namentlich „in der deutschen Sprache nur eine sehr geringe oder gar keine Fertigkeit“ besässen; vollständig stimmten hiermit die Aeusserungen der Behörden dieser Provinzen überein. Als eine Prüfung der Abiturienten auch hier unter Berücksichtigung der Instruction von 1788 angeordnet werden sollte, erklärte die Warschauer Kammer im Jahre 1800, sie selbst würde diese Einrichtung, deren hohen Werth sie voll würdige, für die Schulen ihres Departements vorgeschlagen haben, wenn sie nicht überzeugt wäre, dass „keine dieser sogenannten gelehrten Schulen sich überhaupt zur Vorbereitung auf die Universität eignete“. So lange diese Lehrinstitute blieben, was sie jetzt seien, würde auch bei Anlegung eines niedrigeren Massstabes nicht einer ihrer Schüler, ja kaum einer ihrer Professoren in einem gründlich angestellten Examen für gehörig vorbereitet zur Universität erklärt werden — selbst abgesehen von der Kenntniss des Deutschen, die ihnen allen fehlte.

Die Herstellung eines befriedigenden Zustandes des höheren Bildungswesens hätte unter solchen Umständen viel Zeit und Mühe auch bei grösster Energie und bestem Zusammenwirken

aller zur Mitarbeit berufenen Kräfte erfordert; um so übler war, dass in solcher Lage Wöllner zur Leitung des Unterrichtswesens berufen war und dass auch sein Nachfolger sich nicht im Stande zeigte die Hindernisse zu überwinden, welche „das förmliche Durcheinander der obersten Verwaltungsbehörden“ der Durchführung aller Reformpläne bereitete. Die Einsetzung des Oberschulcollegs hatte eine einheitliche Leitung des Unterrichtswesens bewirken sollen; aber sofort waren verschiedenartige Reibungen eingetreten, war in Folge derselben wider Zedlitz' Absichten der Wirkungskreis der neuen Centralbehörde eingeschränkt worden. Ihrer Oberaufsicht waren die schlesischen Schulen und das Joachimsthalsche Gymnasium entzogen; ebenso standen die reformirten Kirchen- und Schulsachen unter einem besonderen Departementschef; mit der Aufnahme der polnischen Lande und der fränkischen Fürstenthümer in den Staat mehrte sich die Zahl der Behörden, die in Unterrichtsfragen selbstständig mitsprachen. Organe der Central- und Provinzial-Verwaltung, des Staates und der verschiedenen Confessionen machten ihre oft einander widersprechenden Ansichten und Ansprüche geltend; mit Rücksicht auf den Zusammenhang zwischen den Geschäften des Oberschulcollegs und denen des lutherischen Oberconsistoriums ernannte 1801 der König auf Massows Vorschlag den Präsidenten des letzteren auch zum Präsidenten des Oberschulcollegs und setzte dabei die Vereinigung beider Stellen für immer fest. „Ich würde, fügte er in der an den Minister gerichteten Cabinetsordre vom 31. December 1801 hinzu, sogar die völlige Vereinigung beider Collegien verfügt haben, wenn dadurch nicht auch das Gute hätte aufgeopfert werden müssen, welches mit der separaten Behandlung der Schulsachen allerdings auch in mancher Rücksicht verbunden ist. Ihr seid Chef von beiden Collegien und da beide nun auch unter einem Präsidenten stehen, so wird es weiter keine Schwierigkeit haben, dass Ihr nach Befinden auch die Schulsachen im Oberconsistorio vortragen lassen oder Euch in einzelnen Fällen der Hülfe eines Mitgliedes des Oberschulconsistorii in Schulsachen bedienen könnt. In dieser Rücksicht ist es auch unbedenklich, dass die Universitätsangelegenheiten künftig, wie

Ich hiermit verordne, wieder von Euch allein in der Eigenschaft als Obercurator der Universitäten dirigirt und letztere von der Unterordnung unter das Oberschulcolleg eximirt werden können. Diese Unterordnung hat, wie die Erfahrung lehrt, vieles dazu beigetragen das Ansehen der Universitäten und den Ruf derselben im Ausland zu schwächen. Sie hat das gerechte Ehrgefühl der auf denselben angestellten Professoren gekränkt, ihren Muth niedergeschlagen und auch dadurch im Wesentlichen den Universitäten geschadet. Dagegen kann der Nutzen des Oberschulcollegii, welcher nur in dem sachkundigen Rath desselben über eigentlich gelehrte Gegenstände bestehen kann, dadurch erhalten werden, dass Ihr von demselben oder von einzelnen Mitgliedern desselben oder auch von einzelnen Mitgliedern der Universitäten schriftlich oder mündlich Gutachten erfordern könnt, sobald Ihr es für nöthig haltet.“ Diese Verfügung lässt einen klaren Einblick in die mancherlei Reibungen thun, die sie beseitigen wollte; gerade durch sie aber wurden neue Unzuträglichkeiten veranlasst: namentlich steigerte die enge Verbindung, in welcher sie mit der Behörde einer Confession das Oberschulcolleg brachte, die Schwierigkeiten in dessen Beziehungen zu den Organen anderer Confessionen. Mannigfache Competenzstreitigkeiten ergaben sich aus diesen Verhältnissen; im Osten hatten die staatlichen Behörden besonders über unberechtigte Einmischungen des Fürstbischofs von Ermeland, Karl von Hohenzollern zu klagen, der auch, nachdem er das reiche Bisthum Ermeland mit dem früher von ihm verwalteten Bisthum Kulm vertauscht hatte, fortfuhr einen Einfluss auf die Schuleinrichtungen in dem abgetretenen Bisthum zu beanspruchen; als die westpreussische Regierung zu einer Aeusserung darüber aufgefordert wurde, erklärte sie, der Bischof werde dabei wohl durch die Anhänglichkeit an sein verlorenes Beneficium bestimmt, wenn man nicht annehme, „dass die Geistlichen gewöhnlich die Neigung haben ihre Jurisdiction zu erweitern“. Da die meisten der in den damaligen staatlichen und kirchlichen Behörden massgebenden Persönlichkeiten den Anschauungen der Aufklärung zugewandt und jedem Fanatismus abhold waren, so führten ihre Reibungen

nicht zu principiell bedeutungsvollen scharfen Kämpfen; aber wohl erscheint es bei solchen Stimmungen solcher Persönlichkeiten begreiflich genug, dass über wichtige Reformen hin und her berathen und geschrieben und schliesslich nichts gethan wurde. Dem König, dem Minister und seinen Räthen fehlte es an Kraft, um die Reformen, die sie wünschten, in das Leben zu führen; um dem preussischen Unterrichtswesen eine Gestaltung zu geben, die den Bedürfnissen des preussischen Staats und der deutschen Nation in unserem Jahrhundert entsprach, war bei seinen Leitern eine grössere moralische Energie, war zugleich ein näherer Zusammenhang zwischen ihnen und der eben in diesen Jahrzehnten so mächtig fortschreitenden Bewegung des deutschen Geistes erforderlich. Massow zog, nachdem Gedike und Meierotto gestorben waren, neben den in Berlin ansässigen Mitgliedern des Oberschulcollegs zur Bearbeitung allgemein wichtiger pädagogischer Fragen aus Halle namentlich Niemeyer heran; dessen Standpunkt aber erschien seinen damals an der Spitze der geistigen Bewegung stehenden Collegen und ihren begeisterten Schülern als veraltet und überwunden; in den Briefen des jungen Bremer Adolf Müller, in denen die Gesinnungen ihres Kreises rückhaltlos ausgesprochen sind, liest man wegwerfende Urtheile über Niemeyer und noch mehr über Massow*). Wie sehr dieser in Wahrheit utilitarischen Gedanken huldigte, welche einen Anhänger Schleiermachers abstossen mussten, zeigen manche seiner Aeusserungen über Universitäten. „Aus der Fülle des Herzens, erklärte er in seinen 'Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens', unterschreibe ich die Meinung, dass statt der Universitäten nur Gymnasien und Akademien für Aerzte, Juristen u. s. w. sein sollten“. Nur weil er die Ausführung „dieser in thesi sehr richtigen Idee“ mit erheblichen praktischen Schwierigkeiten verbunden fand, glaubte er, „dass in den ersten funfzig Jahren wir noch wohl die anomalen Universitäten werden dulden müsssen“. Und ähnlich wie in dieser Denkschrift, die er

*) S. in den im zweiten Capitel des ersten Buchs oft angeführten aus Varnhagens Nachlass herausgegebenen Briefen von der Universität in die Heimath S. 77 und 279.

verfasst hatte, kurz ehe er zum Leiter des Unterrichtswesens berufen wurde, sprach er auch als solcher 1801 sich dahin aus, „dass die Universitäten in ihrer aus dem Alterthum herrührenden Einrichtung zum jetzigen Bedürfniss der moralischen, scientifischen und praktischen Bildung nicht bloss künftiger speculativer Gelehrten, sondern für die dem bürgerlichen Leben in privaten und öffentlichen Verhältnissen ebenfalls brauchbaren Staatsbürger nicht passen". Es verdient Anerkennung, wie eifrig der fleissige und wohlwollende Beamte sich trotzdem im Einzelnen vielfach für Anstalten bemüht hat, für deren innerste Eigenthümlichkeit und höchste Aufgaben er so geringes Verständniss besass; aber es liegt zu Tage, dass unter solcher Leitung das preussische höhere Bildungswesen nicht leisten konnte, was von ihm gefordert werden konnte und musste.

Bei Erwägung dieser Verhältnisse tritt besonders klar die segensvolle Bedeutung der Läuterung hervor, die Preussen in Folge schwerster Niederlagen erfuhr, der Stärkung, die durch sie seinem deutschen Charakter zu Theil wurde. Unter diesem Gesichtspunkt war für Preussen ein Gewinn der Verlust seiner polnischen Provinzen; der grösste Gewinn aber erwuchs ihm daraus, dass jetzt sein König zu der Ueberzeugung kam und sie aussprach und bethätigte, der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren habe. Mit diesen Worten billigte der König den Plan der Errichtung einer Universität in Berlin; dass dies bedeutungsvolle vielfach angeregte und lange vorbereitete, aber noch keineswegs sicher gestellte Unternehmen unter schwierigsten Verhältnissen die würdigste und beste Ausführung fand, war das Verdienst des Freundes und ebenbürtigen Genossen der deutschen Geistesfürsten, der 1809 an die Spitze der jetzt besser organisirten preussischen Unterrichtsverwaltung trat — Wilhelm von Humboldts.

Bei der Gesinnung, in welcher die nothwendige Neugestaltung des preussischen Staats unternommen wurde, musste besondere Aufmerksamkeit dem Bildungswesen gewidmet werden. In der Denkschrift, die bald nach dem Tilsiter Frieden Altenstein nach den von ihm mit Hardenberg, Schön und

Niebuhr gepflogenen Erörterungen über die Reorganisation des Staats verfasste, schrieb er: „Es liegt in der als leitendes Princip angenommenen höchsten Idee des Staats, dass er den höchsten Werth auf echte Wissenschaft und schöne Kunst lege. Frankreich bei einer untergeordneten auf blosse Kraftäusserung gerichteten Tendenz kann die Wissenschaft und Kunst nicht von diesem reinen Standpunkt betrachten. Es ist mit solchem in Widerstreit, indem es solche zu einem niedrigeren Zweck zu gebrauchen sucht und sie entweiht. Die Wissenschaft und Kunst wird sich dereinst rächen, indem sie sich der höhern Tendenz anschliesst und dieser den Sieg versichert. Preussen muss dies benutzen.“ Die dazu nöthigen Gelder, erörterte Altenstein, müssten und könnten auch in dieser Zeit beschafft werden; denn auch hierdurch würden die Mittel zur Erhaltung des Staats erhöht; der hierfür erforderliche Kostenaufwand sei nicht so gross und solchen Bestrebungen werde sich auch der fremde Machthaber nicht entgegensetzen, da er die ihnen zu Grunde liegende Tendenz nicht ahne. Hardenberg, der bereits in seinen früheren Stellungen in Braunschweig und den fränkischen Fürstenthümern sich eifrig für die Besserung des Unterrichtswesens bemüht hatte, stimmte, wie Ranke sagt, „in seiner weniger hochfliegenden, mehr auf das Praktische gerichteten Weise“ doch im Wesentlichen Altenstein zu, als er unter Benutzung von dessen Ausführungen dem König eine tiefgreifende Umgestaltung des Staats vorschlug; noch bestimmter hat Stein, der solche durchzuführen unternahm, durch Wort und That seine Ueberzeugung vertreten, dass zu den wichtigsten Aufgaben des Staats die Entwickelung der Kräfte der Jugend gehöre. Es entsprach der ethisch-pädagogischen Richtung seines politischen Denkens und Handelns, dass er die Anwendung der Pestalozzischen Methode empfahl, weil sie die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen errege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuss mindere und ihm entgegenwirke. Da er in „Literatur und Erziehung ein so kräftiges Mittel zur Leitung des gegenwärtigen und zur Veredelung des zukünftigen Geschlechts“ sah, erklärte er für nothwendig, „seine Anwendung einsichts-

vollen, treuen, kräftigen Händen anzuvertrauen, die den Zustand der Wissenschaften, der Gelehrten, der Erziehungsanstalten und die moralischen und geistigen Bedürfnisse der Nation kennen"*). Gleiche Forderungen hatte er schon früher, in dem Programm, das er im Juni 1807 in Nassau für die Neugestaltung der Verwaltung des Staats entwarf, hinsichtlich des Leiters des öffentlichen Unterrichts aufgestellt und schon damals als solchen Humboldt ins Auge gefasst; die Leitung des Unterrichts dachte er dabei von der Aufsicht über den Cultus völlig zu trennen, da jeder Geschäftszweig ganz eigenthümliche Kenntnisse und Ansichten voraussetze. Diesen Plan gab Stein dann selbst auf; bei der im Wesentlichen nach seinen Vorschlägen Ende 1808 verfügten Neuordnung der obersten Verwaltungsbehörden wurden der neugegründeten dritten Section des Ministeriums des Innern sowohl die geistlichen als die Unterrichts-Angelegenheiten überwiesen. Sehr verschieden wird das Urtheil über diese Einrichtung je nach der principiellen Auffassung des Beurtheilers lauten: unbestreitbar ist, dass gegenüber dem bisherigen Zustand durch die neue Ordnung der Einfluss des Staats auf das Unterrichtswesen gestärkt und besser organisirt wurde; auch auf diesem Gebiet wurde dadurch die von Stein zunächst erstrebte einheitliche Leitung der Verwaltung ermöglicht und den Hemmungen ein Ende bereitet, die aus den neben und

*) S. Steins Aufsatz vom März 1810 über den Geist, in welchem das österreichische Unterrichtswesen zu leiten sei, bei Pertz, Steins Leben II, 431; ebenda I, 417 ff. seine Nassauer Denkschrift vom Juni 1807. Ich lege auf diese Ausführungen Steins mehr Gewicht als auf die betreffenden oft angeführten Sätze aus seinem politischen Testament, da nach dem aus Schöns Papieren (III, 220) mitgetheilten Facsimile Stein in diesem Abschnitt keine Aenderung in Schöns Concept vorgenommen hat. Altensteins und Hardenbergs Bemerkungen und Rankes Urtheil über dieselben s. in des Letzteren Sämmtlichen Werken Bd. XLVIII, S. 134 und 402 ff. Ueber die auf die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden bezüglichen Verordnungen von 1808 u. 1810 s. E. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg S. 177 ff. u. die hier S. 181 Anmerkg. 43 angeführte Literatur u. über die Bedeutung des dadurch gegenüber dem bisherigen Zustand herbeigeführten Fortschritts auch Delbrück in den Preussischen Jahrbüchern Bd. LIV, 530 ff.

gegen einander wirkenden Einflüssen verschiedenartiger leitender Organe sich ergeben hatten. Die Stelle eines Geheimen Staatsraths an der Spitze dieser Section hatte Stein sich freilich veranlasst gesehen, zunächst Niemeyer anzutragen*); da dieser aber ablehnte, um seine Kraft seinem geliebten Halle zu erhalten, in dem mit in Folge seiner Bemühungen wirklich die durch Napoleon geschlossene Universität unter westfälischer Herrschaft wieder eröffnet wurde, übernahm nun 1809 doch Humboldt die Leitung der neuen bedeutungsvollen Behörde; in derselben wurde unter ihm Nicolovius mit der Direction der geistlichen Angelegenheiten betraut. Wie dieser, war schon durch Stein als Mitglied der obersten Unterrichtsbehörde Süvern in Vorschlag gebracht; ihm wurde nun unter Humboldt die Bearbeitung der Schulsachen übertragen**). In seinem Bildungsgang, seiner bisherigen amtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit lagen manche Gründe, die ihn zu solcher Stellung empfahlen. 1775 in Lemgo geboren, war er als Student in Jena durch Fichte, in Halle durch Wolf angeregt und gebildet; dann in Berlin durch Gedike in praktisch-pädagogische Thätigkeit eingeführt war er schon 1800, obgleich er damals erst 25 Jahre zählte,

*) S. den Auszug aus Steins Schreiben in der durch Gruber 1831 herausgegebenen Schrift von Jacobs über Niemeyers Leben und Wirken S. 383.

**) Vgl. über Nicolovius namentlich die 1841 von seinem Sohn Alfred N. in Bonn veröffentlichte Denkschrift auf ihn, über Süvern den zuerst als Festgabe des Thorner Gymnasiums zum Jubiläum der Berliner Universität erschienenen Aufsatz von dem damaligen Rector des genannten Gymnasiums W. A. Passow, der 1860 im Verlag von Ernst Lambeck in Thorn u. d. T.: Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Süvern gedruckt wurde. Ergänzungen hierzu bieten die in der Auswahl aus Christ. Gottfried Schütz' Briefwechsel I, 428 ff. veröffentlichten Briefe von Süvern, die Mittheilungen aus Schöns Papieren IV, 334 ff. 571 ff., Merz in seinem Lebensbild von J. G. Mund im Programm des Elbinger Gymnasiums von 1854 S. 8 ff., Harnisch, Der jetzige Standpunkt des preussischen Volksschulwesens S. 16 ff., Röpell, Z. G. der Stiftung der Universität Breslau S. 10 ff. und Sybel, Die Gründung der Universität Bonn in seinen Kleinen historischen Schriften II, 423 ff. Im Berliner Geheimen Staatsarchiv, aus dessen Akten schon Röpell u. Sybel interessante Mittheilungen gemacht haben, werden auch die von mir weiter unten benutzten Briefe Süverns an Altenstein aufbewahrt.

zum Rector des Gymnasiums in Thorn und 1803 zum Director in Elbing ernannt; er hatte als solcher auch organisatorische Arbeiten unternommen, die Zeugniss von seinem freien und weiten Blick ablegten. Interesse und Verständniss für allgemein wichtige Probleme bewiesen auch seine literarischen Publicationen: als ein geistreicher Verfechter der griechischen, namentlich der Sophokleischen Tragödie, hatte er sich, wie Schiller rühmte, schon 1800 in der Schrift bewährt, in welcher er den Wallenstein mit den Dramen der Griechen verglich; in bezeichnenden Worten hatte er hier die Grösse und Erhabenheit des patriotischen Gefühls in dem alten Athener gepriesen, „der nicht den modernen Kosmopolitismus kannte, der entschieden sein Vaterland liebte; aber, fügt er hinzu, es war ihm auch eine Welt und allenthalben öffnete sich ihm der freie Blick ins Universum“. Aufgeregter als je wurde nach seinen eigenen Worten auch sein patriotisches Gefühl, als er in Königsberg, wohin er eben 1807 als Professor berufen wurde, die Unglückstage dieses Jahres durchlebte; aber in allem Schmerz hielt er fest an der „grossen Hoffnung, weder Teutschland noch Preussen habe seine Bestimmung in der Geschichte schon vollkommen erfüllt, sondern reiner, sich ihres Zieles bewusster und kräftiger werden beide sie wieder aufnehmen und mit erhöhter Würde, in schönerem Glanze werden sie aus der Läuterung hervorgehen — der Hoffnung, Teutschland, unser gemeinsames Vaterland, werde noch einmal durch Preussens kräftige und hochherzige Hülfe werden, wozu es von der Natur bestimmt zu sein scheint, das wahre Vermittelungsland von Europa, das mit starkem Arm seine Völker im Osten und Westen, im Süden und Norden auseinander hält und vereinigt und, ohne herrschen zu wollen, gleichwie Europas Herz so auch sein Haupt ist“. Diese Hoffnung sprach er in den Vorträgen über die politische Geschichte Europas seit Karl dem Grossen aus, die er neben seinen philologischen Vorlesungen in Königsberg hielt und an denen wie manche hervorragende patriotische Männer so auch die Königin Luise und die Prinzess Wilhelm sich begeistert haben; für die Herbeiführung einer solchen Zukunft suchte er auch sonst in engem Anschluss an den Staatsmann zu

wirken, den er zuerst als des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein bezeichnet hat. Schmerzlich empfand er deshalb Steins Sturz; es leuchtet ein, was es bedeutete, dass gerade nach demselben für die von ihnen Beiden gemeinsam erstrebten Ziele dieser von Stein „wegen seiner seltenen Geisteskräfte und Kenntnisse und seines reinen edlen Charakters“ hochgeschätzte Patriot — und vor Allen sein neuer Vorgesetzter die eifrigste und erfolgreichste Thätigkeit entfalteten.

„An ehernen Gesetzen führt gekettet
Der irdischen Geschlechter Wandelreihen
Das Schicksal unerbittlich seinen Pfad.
Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;
Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihn
Der festen Duldung und entschlossner That“:

in diesen Worten, die Wilhelm von Humboldt 1808 in Albano dichtete, hat er seiner Lebensauffassung und seiner Anschauung der damaligen Lage des Vaterlandes, hat er der Gesinnung charakteristischen Ausdruck gegeben, in der er bald darauf zur Leitung des preussischen Unterrichtswesens berufen wurde und sie übernahm. Als Vierundzwanzigjähriger hatte er, um frei seiner Selbstbildung leben zu können, in den Tagen des Wöllnerschen Regiments den Staatsdienst aufgegeben, in den er kurz zuvor eingetreten war, und unmittelbar darauf in seiner Jugendschrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats sich gegen öffentliche d. i. vom Staat angeordnete und geleitete Erziehung erklärt, weil er fürchtete, dass sie die freie Ausbildung des Individuellen im Menschen schädige; aber bei dem Weitergang seiner eigenen und der allgemeinen Entwickelung musste er sich überzeugen, welche Bedeutung auch hierfür Nation und Staat besitzen: so war es keine Verläugnung, sondern eine Weiterbildung seiner idealistischen Ansichten, es war die beste Bewährung der Schillerschen Auffassung der ästhetischen Erziehung, zu der er sich bekannte, dass er freie humane Bildung jetzt nicht neben, sondern in dem vaterländischen Staat zu fördern strebte und dadurch die Aufgaben und Kräfte des Staats und seiner einzelnen Glieder erhöhte. Um sich von den Eigenthümlichkeiten fremder Völker

eine anschauliche Vorstellung zu verschaffen, hatte er lange Jahre im romanischen Europa gelebt und hier mit feinstem Verständniss für die Eigenart jeder Nation französische, spanische und italienische Natur und Kunst studirt; aber wie er aus Paris an Wolf schrieb, empfand er dabei als besten Genuss „ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewusstsein der volleren und kräftigeren deutschen Natur“. „Die Eigenthümlichkeit deutscher Bildung und wie sehr wir in der bessern Ansicht der Kunst unsern Nachbarn vorgeeilt sind“, trat ihm hier noch bestimmter als in der Heimath entgegen; so sehr er die italienische Sprache bewunderte, die er bei weitem dichterischer fand als die lateinische und ohne Vergleich über die französische und selbst die spanische erhaben, so glaubte er doch, dass sie sich der wahren Dichtung weniger anpasse als die unsere und nicht um den zehnten Theil der griechischen so nahe sei als die deutsche. Allerdings war diese seine Begeisterung für deutsche Art damals frei von jeder politischen Färbung: was ihn an Deutschland knüpfte, war deutsche Philosophie und Kunst; dass, wer sich mit diesen beschäftige, seinem Vaterlande noch eigenthümlicher angehöre, als ein Andrer, erfuhr er gerade in Paris bei einem Vergleich mit seinem Bruder Alexander. „Ich war, schrieb er, vielleicht eben so gern, vielleicht noch lieber in Paris als er, allein er war unendlich weniger fremd hier. Mittheilung und Erwiderung fanden für ihn kaum nur ein Hinderniss. Philosophie und Kunst sind mehr der eigenen Sprache bedürftig, welche die Empfindung und die Gesinnung sich selbst gebildet haben und durch die sie wieder gebildet worden sind“. Welche Gefahr auch dem deutschen Geistesleben von dem Besieger Preussens drohte, davon mussten dessen grösste Erfolge nun auch Humboldt überzeugen: Napoleons Politik wirkte dazu mit, dass auch dieser grosse deutsche Ideolog sich entschloss, auf dem für ihn geeignetsten Posten an der Wiedererhebung des vaterländischen Staats mitzuarbeiten, den der fremde Zwingherr niedergeworfen hatte.

Nie hatte mehr als unmittelbar vor der Katastrophe des Jahres 1806 Humboldt feinstem ästhetischen Genuss sich hingegeben; nirgends war für ihn die Versuchung in solchem

aufzugehen grösser als in Rom, wo ihm „der Genuss ein fruchtbares Geschäft wurde und eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit weckte“; hat er durch diesen Genuss „gewärmt an dem Strahle der Sonne, seine Kräfte gestärkt“, zu ihrer segensreichen Verwerthung für sein Volk kam er erst, als er durch die politischen Ereignisse getrieben wurde, „von des Süds verzärtelnder Sonne wiederzukehren zum heimischen Nord“. Zunächst veranlasste ihn dazu die Rücksicht auf seine äussern Verhältnisse, welche auch durch die politischen Veränderungen dieser Jahre, welche namentlich durch Napoleons Vorgehen gegen den Kirchenstaat wesentlich beeinflusst wurden; aber nicht diese Rücksicht, sondern „die positive Erwägung seiner Pflicht gegen das Vaterland gab ohne Zweifel, wie Dove treffend hervorhebt, den Ausschlag“ für seinen Entschluss, in Deutschland zu bleiben und das bedeutungsvolle Amt anzunehmen, das im Januar 1809 ihm angetragen wurde. Tiefen Eindruck hatte schon die erste Kunde von der Schlacht bei Jena auf ihn gemacht; Welcker, der damals vertraulich mit ihm verkehrte, hat noch ein halbes Jahrhundert später sich daran erinnert, wie Humboldt, als er aus Rom diese Nachricht mitgebracht hatte, am Abend denkend mit düsterer Miene durch den grossen Saal in Albano von einer Ecke zur anderen hin- und hergeschritten war und wie er gerade in den folgenden Wochen stolz seine „Deutschheit“ bekannt hatte*). Durch das Unglück der Zeit fühlte

*) Dies hat Welcker am Rand seines jetzt in meinem Besitz befindlichen Handexemplars der Haymschen Biographie Humboldts bemerkt; wie förderlich dieses Werk Hayms auch mir gewesen ist, brauche ich kaum ausdrücklich hervorzuheben. Da in ihm wie in der späteren Literatur über Humboldt, die Dove in der Allgemeinen deutschen Biographie XIII, 358 verzeichnet hat, unter seinen Leistungen als Leiter der preussischen Unterrichtsverwaltung eingehend hauptsächlich nur seine Thätigkeit für die Gründung der Berliner Universität gewürdigt ist, war es mir besonders werthvoll, die Akten des Geheimen Staatsarchivs und des Cultusministeriums benutzen zu können, die auch über seine Behandlung der Gymnasien Aufschluss geben. Wie sehr auch verständnissvolle Ausländer die nationale Bedeutung des Aufschwungs anerkennen, den unter ihm das preussische Bildungswesen genommen hat, zeigen die Bemerkungen von Lavisse in seinen Etudes sur l'histoire

er sich noch enger an Deutschland geknüpft, das er „recht eigentlich in tiefer Seele“ liebte. „Da ich fest überzeugt bin, schrieb er auf seiner Reise nach Norden im October 1808*), dass gerade dies Unglück Motiv werden sollte für die Einzelnen muthiger zu streben, für Alle sich mehr zu fühlen, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei Andern herrschend wäre und dazu beitragen sie zu verbreiten.“ Durch die Belebung solchen Geistes, durch die Belebung der „Deutschheit“ in den preussischen Unterrichtsanstalten förderte er nun auf das Kräftigste die Erhebung des preussischen Staats und der deutschen Nation.

Nicht nur durch die Grösse und Bedeutung des Schauplatzes seiner Wirksamkeit zeichnete sich dieselbe vor verwandten Bestrebungen aus, so auch vor den Bemühungen Schulzes und Passows, die wir früher betrachteten: sein unausgesetztes eindringendes Studium der classischen Leistungen hellenischer und deutscher Dichtung und Philosophie, sein inniger Verkehr mit seinen grossen Freunden, mit Wolf wie mit Schiller und Goethe, seine Reisen und sein Aufenthalt in Rom, in dem „reiner und stärker alles was menschlich erklingt in ihm wiedertönte“, hatten in ihm das feinste und tiefste Verständniss für die Aufgaben humaner Bildung und die Wege, auf denen sie zu gewinnen war, entwickelt. Voll durchdrungen von der Ueberzeugung, dass der griechische Geist „wie vom Weltschicksal gestempelt erscheine die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen“, verhalf er jetzt in Preussens höheren Unterrichtsanstalten den Bestrebungen der letzten Jahrzehnte, den Bemühungen namentlich Wolfs für das Studium des classischen Alterthums zu entschiedenem Siege; weil er das hellenische Wesen in seiner tiefsten Eigenthümlichkeit erfasst hatte, weil er innerliche Verwandtschaft mit ihm besass, bewährte er dabei überall Mass haltende Besonnenheit: gänzlich frei von jugendlicher und romantischer Schwärmerei hielt er sich fern von allen phantastischen

de Prusse S. 311 ff. und von Seeley in seinem Leben Steins (Tauchnitz edition) Vol. III, p. 77—87.

*) S. seine Briefe an Welcker hrg. von Haym S. 6.

Projecten, von Einseitigkeit und Uebertreibung. Nicht ohne Grund ist bei seiner späteren politischen Thätigkeit ihm zum Vorwurf gemacht, dass die „Freude am Zerlegen" bei ihm die Schaffenslust überwogen, dass die Kunst scharfer Dialektik, in welcher er glänzte, seine Fähigkeit zu praktischem Handeln geschwächt habe: wohl hat er den diplomatischen Geschäften, die ihm übertragen wurden, nicht immer das zu ihrer guten Führung erforderliche Interesse entgegengebracht, weil sie zu fern ablagen von den Ideen, die sein Denken vornehmlich beschäftigten; umgekehrt hat dagegen das Bewusstsein von deren nahem Zusammenhang mit der Aufgabe, die er jetzt zu lösen hatte, seine Kräfte beflügelt. Wie der feinfühlige Gelehrte Gelehrten-Tugenden und -Schwächen zu schätzen und zu behandeln wusste, dafür gab er in seinem Verkehr mit seinem alten Freunde Wolf einen unübertrefflichen Beweis. Die Reizbarkeit des grossen Philologen bereitete unaufhörliche Schwierigkeiten dem Staatsmann, der mit überlegener Einsicht und feinstem Takt zugleich Wolfs persönliche und die ihnen gemeinsam am Herzen liegenden sachlichen Interessen zu fördern bemüht war, und auch sonst fehlte es Humboldt nicht an Geduldsprüfung; aber durch alle Hindernisse, die er auf seinem Wege fand, liess er sich nicht beirren: er bewährte durch sein gesammtes amtliches Handeln, mit wie gutem Recht er in einem seiner damaligen Briefe an Wolf schrieb: „In Geschäften ist es mein Grundsatz, dass man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält und immerfort redressirt, so kommt man doch ans Ziel. Wer nie mit dem minder Guten anfangen will, bis das Beste geschehen kann, der wirkt nie etwas im Grossen".

Oft ist hervorgehoben, wie Grosses Humboldt in solcher Gesinnung nicht nur für das preussische, sondern für das gesammte deutsche Universitätswesen geleistet hat. Niedrig und verkehrt schienen ihm die wirthschaftlichen und partikularistischen Rücksichten zu sein, aus denen die preussische Regierung im vorigen Jahrhundert ihren Landeskindern den

Besuch anderer deutscher Hochschulen verboten hatte: so wurde im April 1810 dies Verbot unbedingt aufgehoben. Nicht durch Zwangsmassregeln gegen die deutschen Schwesteranstalten wollte Humboldt die preussischen Universitäten fördern, sondern durch Erhöhung ihres inneren Werthes. Als Preussen seine sämmtlichen Lande westlich der Elbe hatte abtreten müssen, war dadurch auch die Mehrzahl der bisher ihm angehörenden Hochschulen ihm entzogen: ausser Halle auch Duisburg, Erlangen und Erfurt, ganz abgesehen von den beiden auch den Namen einer Universität führenden, aber nur unvollständig organisirten Anstalten in Münster und Paderborn, welche wie Erfurt erst 1803 für den preussischen Staat gewonnen waren; so waren diesem nur Königsberg und Frankfurt verblieben. Beiden wandte Humboldt seine Sorge zu: namentlich nach Königsberg wurden hervorragende Lehrer berufen; das Wichtigste aber war, dass zugleich, um „einen neuen Eifer und neue Wärme in ganz Deutschland für das Wiederaufblühen des preussischen Staats zu erregen und ihm alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirte, auf das Festeste zu verbinden, in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands von Krieg verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht ward, der deutschen Wissenschaft eine kaum noch gehoffte Freistatt“ in der preussischen Hauptstadt eröffnet wurde. Mit diesen Worten begründete Humboldt beim König seinen Antrag auf die Errichtung der Universität Berlin; für die Lösung der grossen nationalen Aufgabe, welche er ihr zuwies, wählte er mit unübertrefflichem Takt die geeigneten Mittel und Menschen. Er lehnte den radikalen Plan Fichtes ab, welcher einen entschiedenen Bruch mit der Ueberlieferung forderte; er glaubte vielmehr, eine höhere Lehranstalt könne am Besten mit Ernst und Solidität einer gewissen in Berlin befürchteten Frivolität begegnen, wenn sie sich so streng, als es der Geist der Zeit erlaube, an die Formen der bisherigen Universitäten binde*); indem er all die Schwierig-

*) So bemerkte er Altenstein gegenüber in einem ungedruckten im Geh. Staatsarchiv aufbewahrten Brief vom 20. Juli 1809.

keiten anerkannte, welche die Verhältnisse seinem Unternehmen entgegenstellten, wusste er doch zugleich aus ihnen neue gewichtige Gründe für dasselbe zu entnehmen. Ueberzeugt, „dass ein Staat wie ein Privatmann immer gut und politisch zugleich handele, wenn er in einem Augenblick, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrenge irgend etwas bedeutend Wohlthätiges dauernd für die Zukunft zu stiften“, wies er darauf hin, welch besonderen Werth bei der Bedrängniss deutscher Sprache und Literatur die Errichtung einer neuen deutschen Hochschule besitze und wie sie dadurch erleichtert werde, dass im Königreich Westfalen die grösstentheils französische Regierung zu wenig mit dem Geist solcher echt deutschen Anstalten vertraut sei, als dass sie unter ihr gedeihen könnten, und dass in Baiern Religions- und National-Streitigkeiten das angefangene Gute niederdrückten: so wurde ihm ermöglicht, was ihm durchaus als die Hauptsache erschien, hervorragend tüchtige Männer für die neue Schöpfung zu gewinnen. Ganz besonderen Werth legte er darauf, dass es ihm gelang Wolf zu bestimmen, einen Ruf nach Landshut abzulehnen und seine Kraft Preussen zu erhalten; freilich äusserte er bald darauf, er zweifle, ob Wolf „leicht wieder zu einer ernsten und grossen Thätigkeit kommen“ werde, weil er „ein wenig in einer Art Müssiggang verwildert“ sei*); da diese Besorgniss leider nur zu sehr durch Wolf gerechtfertigt wurde, war es um so wichtiger, dass neben ihm für die Vertretung der Philologie an der neuen Hochschule seine drei hervorragendsten Haller Schüler angestellt wurden, Heindorf, Bekker und namentlich Böckh. Die beiden Letzten hatten, wie wir uns erinnern, in Halle besonders bedeutsame Anregungen durch Schleiermacher empfangen; so verschieden er und Humboldt von einander waren, so vortrefflich verstanden sie sich doch in den wichtigsten pädagogischen Fragen: Niemand hat eifriger und erfolgreicher für die neue Hochschule gewirkt, als Schleiermacher, dessen kurz zuvor veröffentlichte Gedanken über

*) S. Humboldts Briefe an Goethe vom 8. April und vom 2. Juni 1809 in den Neuen Mittheilungen aus Goethes Nachlass Bd. III S. 232 ff.

Universitäten die beste allgemeine Motivirung für die Humboldtschen Organisationspläne lieferten. Nicht ohne Grund darf man behaupten, dass hier in Berlin weiter geführt wurde, was durch Wolf und Schleiermacher in Halle begonnen war; aber deutlich lässt auch ein Vergleich zwischen den Mitteln und Kräften der alten Haller und der neuen Berliner Hochschule erkennen, wie sehr nach dem Unglück von 1806 der preussische Staat und sein Universitätswesen mit ihren grösseren Zwecken gewachsen waren. Beide Anstalten haben, wenn es auch an hervorragenden Vertretern anderer Wissenschaften ihnen keineswegs gefehlt hat, doch am fruchtbarsten für und durch die Förderung philologisch-historischer Studien gewirkt — welche Ausdehnung und Vertiefung, wie viel höhere Bedeutung für unser ganzes nationales Leben aber haben diese in Berlin gewonnen! Waren noch vor 1806 in Halle neue verheissungsvolle Bahnen in Philologie und Theologie beschritten, so hatten in Rechts- und Staatswissenschaft dort wie überhaupt auf den deutschen Universitäten die rationalistischen Anschauungen die Herrschaft behauptet, bis eine neue Zeit auch in ihnen der von Humboldt zum Leiter des juristischen Studiums nach Berlin berufene Savigny heraufführte, dem im zweiten Semester der neuen Hochschule der Vater der deutschen Rechtsgeschichte, Karl Friedrich Eichhorn, zur Seite trat. Mit Recht pries es Niebuhr als eine seltene Gabe des Glücks, wie sich hier alles aneinander fügte, was diese Vereinigung von Savignys ganz „humanistischer Jurisprudenz“ mit dem Wirken Schleiermachers und der grossen Philologen in Berlin bedeutete; gehoben durch die Anregungen, die er hier empfing, gab er selbst, der erste philosophische Doctor der neuen Universität, ihrer Eröffnung die beste Weihe durch seine in ihrem ersten Semester gehaltenen Vorlesungen über römische Geschichte, aus welchen das grundlegende Werk der kritischen Historiographie, das wichtigste literarische Denkmal des neuen nationalen Aufschwungs unseres wissenschaftlichen und politischen Lebens erwachsen ist.

Wohl durfte Niebuhr rühmen, in dieser Zusammensetzung der Berliner Hochschule sei alles wie nirgends sonst geeignet, um die Jugend mit dem Geist zu erfüllen, „wo-

durch Alterthumswissenschaft immer das Salz der Erde war"; in Folge dessen mussten auch die gelehrten Schulen, die auf die Universitäten vorbereiteten, „sich auf einen anderen Fuss stellen"*). Auch ihre weitere Entwickelung ist durch Humboldt in bedeutsamer Weise beeinflusst; er hat auch hier weiter gebaut auf dem Grund, der in dem letzten Menschenalter, der namentlich durch Wolf gelegt war. Die Erfahrungen, welche hinsichtlich der bereits 1788 angeordneten Prüfung der Abiturienten gemacht waren, hatten schon vor 1806 zu Berathungen über ein neues Reglement für diese Prüfungen geführt, Humboldt leitete die Ausarbeitung eines solchen ein; noch wichtiger aber war, dass er den Erlass des Edictes vom 12. Juli 1810 durchsetzte, welches zuerst eine allgemein gültige Prüfung für die Candidaten des höheren Schulamts vorschrieb. Wohl waren schon früher Lehrerprüfungen angeordnet und abgehalten; aber es fehlte nicht nur diesen sehr an Gleichmässigkeit: sehr häufig wurden auch an höheren Schulen Lehrer angestellt, ohne dass überhaupt ein Prüfungszeugniss von ihnen gefordert war; namentlich von den städtischen Schulpatronaten wurde ein solches selten verlangt. So lange die Lehrer grösstentheils Theologen waren, begnügte man sich meist mit dem Nachweis der wissenschaftlichen Vorbildung für das geistliche Amt; gegen diese Einrichtung wurden immer stärkere Bedenken laut, seit namentlich Wolf für eine Trennung des gelehrten Schulstandes vom Predigerstand durch Wort und That eintrat, in seinem philologischen Seminar speciell für das höhere Lehramt vorbereitete Candidaten herangebildet wurden und der Einfluss, welchen kirchliche Organe auf die Leitung des Schulwesens geübt hatten, immer mehr auf staatliche Behörden überging. Bald nachdem Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens getreten war, hob er hervor, wie dessen Verbesserung durch die Bestimmungen über die verschiedenen Behörden bei Anstellung der Lehrer zukommenden Befug-

*) S. die oben angeführten Sätze Niebuhrs in seinem Schreiben an Schuckmann vom 2. Mai 1811 bei Köpke, Gründung der Universität Berlin S. 228 ff.

nisse und namentlich durch das Patronatsrecht erschwert werde, welches den Magistraten bei der Besetzung auch der oberen Lehrerstellen städtischer Gymnasien zustand. „Wenn die Magistrate, erklärte Humboldt in einem Bericht vom 4. April 1809, durchaus freie Wahl haben und nur die Prüfung nachher hinzukommen muss, so sichert diese die Zweckmässigkeit der Wahl bei weitem nicht dergestalt, dass man das Vertrauen hegen kann, dass die so sehr wichtigen städtischen Gymnasien auch nur meistentheils mit guten Lehrern besetzt würden. Es bleibt alsdann nichts als der indirecte Einfluss auf die Wahlen übrig, der wenn er gleichsam befehlend ist, zudringlich, sonst aber misslich wird.“ Andererseits schien es weder ausführbar noch räthlich zu sein den Magistraten das Patronatsrecht zu nehmen; die mit demselben zusammenhängenden Schäden könnten aber, führte Humboldt schon damals aus, dadurch beseitigt werden, dass jeder Candidat des höheren Schulamts unmittelbar nach Vollendung seiner Universitätsstudien bei der wissenschaftlichen Deputation der Section für den öffentlichen Unterricht sich prüfen lassen müsste; hierdurch würde zugleich eine bestimmte Abgrenzung der Befugnisse der Deputation und der Regierungen ermöglicht werden. Die zu ertheilenden Prüfungszeugnisse sollten nach Humboldts Ansicht nicht zu allgemein abgefasst, sondern in denselben „so bestimmt als möglich ausgedrückt werden, wie und bis zu welchem Grade das Subject fähig sei. Keiner dürfte nun weder in Privat- noch öffentlichen Anstalten Unterricht übernehmen, der Universitätsstudien erforderte, ohne mit einem solchen Zeugnisse gehörig versehen zu sein, und die Magistrate müssten ihre Wahlen auf diejenigen Subjecte beschränken, welche die Deputation gebilligt hätte. Schlügen sie auch so ein nur mit mittelmässigen Zeugnissen versehenes Subject vor, so müssten sie sich gefallen lassen, dass ihnen ein tüchtigeres nachgewiesen würde“.

Also auch auf den Privatunterricht wollte Humboldt jetzt durch dieses Mittel eine bedeutungsvolle Einwirkung üben; es verstand sich bei ihm von selbst, dass „zur Erhaltung der individuellen Freiheit behutsam dabei zu Werke

gegangen werden" sollte. Die Anschauungen, von denen er bei dieser ersten Anregung der wichtigen Angelegenheit ausgegangen war, legte er dann noch ausführlicher und bestimmter bei seiner weiteren Behandlung derselben dar. Im August 1809 brachte er zugleich die Bildung städtischer Schulcommissionen und die Einschränkung des Patronatsrechts der Magistrate in der schon früher angedeuteten Richtung in Vorschlag. Es schien ihm „nicht einmal wünschenswürdig den Magistraten die Aufsicht auf das Schulwesen und selbst das Patronatrecht ganz zu entziehen. Es ist, erklärte er, keine wahre Theilnahme der Bürgerschaft und der Stadtobrigkeit am Schulwesen denkbar, wenn ihnen nicht sogar ein bedeutender Einfluss auf dasselbe verstattet wird; von einer solchen Theilnahme kann man sich mit Recht theils für die Unterstützung desselben, theils für die Benutzung der Anstalten und die eigne häusliche Erziehung grossen Gewinn versprechen, und ist diese Theilnahme einmal hervorgebracht und gehörig geleitet, so wirkt sie weniger unterbrochen, und gleichmässiger, als Staatsbehörden es thun können, die weit mehr dem Wechsel der Personen und Grundsätze und dem Einfluss politischer Ereignisse unterworfen sind." Er wünschte deshalb, dass aus Magistrat und Stadtverordneten „verständige und rechtliche bei ihren Mitbürgern beliebte Männer", die Sinn für gute Jugendbildung und Eifer sie zu fördern besässen, gewählt und von ihnen wissenschaftlich gebildete Kenner des Schul- und Erziehungswesens vorgeschlagen würden; die so zusammengesetzte Commission, die in besonderen Fällen einzelne Prediger, Lehrer und andere verständige Männer, zu wichtigen Berathungen auch mehrere oder sämmtliche Schuldirectoren, Inspectoren, Rectoren und in kleinen Städten sämmtliche Prediger und ersten Lehrer und bei den Inspectionsgeschäften über die weiblichen Erziehungsanstalten einige der achtbarsten und verständigsten Frauen der Stadt zuziehen könnte, sollte dann hinsichtlich der ihr untergeordneten Schulanstalten die Stelle der Stadtobrigkeit vertreten. Ihr sollte obliegen „dafür zu sorgen, dass die höheren Orts getroffenen Anordnungen durch die den Localumständen angemessensten Mittel und auf die zweckmässigste Weise

ausgeführt würden; sie sollte sich daher durch häufige Schulbesuche und Revisionen sowie durch eingezogene Berichte in einer vollständigen und anschaulichen Kenntniss sowohl des ganzen von ihr inspicirten Schulwesens, als auch der einzelnen dazu gehörenden Institute erhalten, um jederzeit ihren Committenten oder den Oberbehörden die erforderte Auskunft geben und schnell und zweckmässig wo es nöthig ist einwirken zu können.“ Ausdrücklich aber erklärte Humboldt, sie dürfe nicht in die Schranken der den Schulen, ihren Rectoren und Lehrern zustehenden gesetzmässigen Freiheit eindringen, und nicht über Lehrbücher, Lehrmethoden, Lectionspläne, Schuldisciplin und Polizei ihnen Vorschriften geben, sondern nur dahin sehen, dass die vom Staate gegebenen befolgt würden. Bestimmt sprach er den Wunsch aus, dass den Rectoren in allen Sachen des Unterrichts und der Disciplin möglichst freie Hand gelassen und ihnen in ihrem Wirkungskreis eine grosse Autorität erhalten würde; als das hauptsächlichste Mittel für die Herstellung guter Schulen betrachtete er die Wahl tüchtiger Lehrer; eben deshalb sollte den Privatpatronen, mochten diese nun städtische Communen oder kirchliche Gemeinden und Collegien oder Gutsbesitzer oder Stiftungscuratoren sein, „ihr Wahlrecht für Besetzung der Lehrerstellen zwar unbenommen bleiben, jedoch künftig nur mit gewissen Einschränkungen von ihnen ausgeübt werden“. Sie sollten nämlich für jede Stelle drei qualificirte Personen in Vorschlag bringen, und zwar, nachdem eine allgemeine Prüfung aller Schulamtscandidaten durch die wissenschaftliche Deputation angeordnet und eine hinlängliche Anzahl so geprüfter Personen vorhanden sei, nur solche, die ein günstiges Zeugniss von der Deputation erworben hätten; würden nicht geeignete Candidaten von ihnen vorgeschlagen, so sollten sie zu neuen Vorschlägen aufgefordert, und falls auch die neue Wahl missrathe, sollte die betreffende Stelle durch die provinziale beziehungsweise die centrale Staatsbehörde besetzt werden. Bei den Director- und Rectorstellen, glaubte Humboldt, dürfe letztere noch weniger beschränkt sein; er forderte deshalb für sie die Befugniss, zu solchen Posten „in erheblichen Fällen gleich nach der ersten Wahl,

ohne eine abermalige zu veranlassen, Nichtvorgeschlagene zu ernennen".

Eine allgemeine feste Regelung der Verhältnisse zwischen den Patronen und den staatlichen Behörden, wie Humboldt sie durch diese Vorschläge erstrebte, ist nicht erreicht; wohl aber gelang es ihm die in ihnen angeregte wichtigste Massregel durchzusetzen, um „sowohl die Wahlen der Schullehrer im Allgemeinen zu lenken als auch einen besseren Geist in dem ganzen Personal der künftigen Lehrer zu beleben und zu erhalten, die Bildung einer pädagogischen Candidatur, in welche nur durch ein vortheilhaftes vermittelst einer allgemein pädagogischen Prüfung zu erwerbendes Zeugniss die Aufnahme gewonnen werden" konnte. Um den staatlichen Behörden ein bestimmtes Urtheil über die Qualification der Lehrer zu ermöglichen, die ihnen zur Beförderung in höhere Stellen vorgeschlagen waren, wurden zunächst im September 1809 allgemeine Prüfungen der zu Befördernden angeordnet, die bisher ohne weiteres von den unteren Stellen an einer Anstalt zu den oberen aufgerückt waren. Besondere Sorgfalt wurde dabei für die Prüfung der zu Rectoren oder Directoren Gewählten vorgeschrieben. Im Frühling des nächsten Jahres berieth dann aber die Section des öffentlichen Unterrichts über die weiter gehende Verordnung, dass künftig ein jeder, welcher einen höheren als den ersten Elementarunterricht ertheilen wolle, die Berechtigung dazu nur durch ein von der wissenschaftlichen Deputation ausgestelltes Zeugniss seiner Fähigkeit und Geschicklichkeit solle erlangen können. Wolf, Nicolovius und Uhden sprachen sich für den Erlass einer solchen Verfügung aus, wie sie Süvern nach Humboldts Vorschlägen entworfen hatte; einzelne Bedenken äusserte Ancillon; bestimmt gegen die neue Einrichtung erklärte sich unter den Mitgliedern der Section nur der katholische Staatsrath Schmedding, welcher fand, dass sie die ganze Gelehrsamkeit einem Zunftzwang unterwerfe. Humboldt sah sich dadurch veranlasst, darzulegen, warum er bei seiner Meinung verharren müsse, dass eine solche Einrichtung heilsam und sogar nothwendig sei. Er sah in ihr „den einzigen Damm, den man dem Missbrauch der Patronatsrechte entgegensetzen"

könne; vor allem aber erklärte er, ehre es „das Bildungsgeschäft im Staate selbst, wenn jeder, welcher sich damit befasst, vorher Beweise seiner Tüchtigkeit dazu geben muss, und mit der Zeit bildet sich auch unter denen, die sich diesem Geschäfte widmen, und durch die öffentliche Approbation gleichsam einen geschlossenen Kreis ausmachen, ein Geist, der ohne Zunftgeist zu sein, eine feste und sichere zum gemeinschaftlichen Ziel hinstrebende Richtung hat. Es entsteht eine pädagogische Schule und eine pädagogische Genossenschaft, und wenn es wichtig ist durch Zwang bewirkte Einheit der Menschen zu verhüten, so ist es ebenso wichtig durch eine gewisse Gemeinschaft (die nie ohne eine Absonderung des nicht zu ihr Gehörenden denkbar ist) eine Kraft und einen Enthusiasmus hervorzubringen, welche dem einzelnen und zerstreuten Wirken immer fehlen, welche die Schlechten von selbst entfernen, die Mittelmässigen heben und leiten und die Fortschritte auch der Besten noch befestigen und beflügeln. Dieser letzte und wichtigste Zweck kann aber nur erreicht werden, wenn es dahin kommt, dass man die Prüfungen mit einer gewissen Freudigkeit ergreift und sie als eine Gelegenheit seine Kräfte zu üben und zu beweisen ansieht.“ Um dies zu erreichen empfahl Humboldt „der Verordnung zugleich einen befehlenden und einen bloss auffordernden und einladenden Theil zu geben, den Befehl auf die Anstellungen an öffentlichen Schulen zu beschränken, die blosse Aufforderung aber an diejenigen ergehen zu lassen, die Privaterziehungsanstalten anlegen oder Hauslehrer werden wollen“. Dieser letzte Vorschlag stiess auf Bedenken in der wissenschaftlichen Deputation, deren Mitgliedern Süverns Entwurf zusammen mit Humboldts Bemerkungen vorgelegt wurde; wie die Mehrzahl derselben erklärte namentlich auch Schleiermacher sich dagegen auch Privatlehrer zur Prüfung aufzufordern; er glaubte, durch ihr eigenes Interesse würden die Candidaten bestimmt werden sich um ein Zeugniss von der Deputation zu bemühen, wollte aber officiell als deren Prüfungsgebiet nur die Gymnasien und die Mittelschulen bezeichnet sehen, welche ihre Schüler bis zur dritten Classe eines Gymnasiums vorbereiteten. In diesem wie in anderen

Punkten wurden mit Rücksicht auf seine Bemerkungen Aenderungen in der entworfenen Verordnung vorgenommen, deren Grundgedanken auch Schleiermacher entschieden vertrat. Das nach diesen Berathungen entworfene Edict vom 12. Juli 1810, welches eine Prüfung aller Candidaten des höheren Schulamts rücksichtlich ihrer philologischen, historischen und mathematischen Kenntnisse anordnete, ist mit Recht als ein wichtiger Wendepunkt für die Entwickelung des höheren Unterrichtswesens bezeichnet*): dem Staat und der neuen humanistischen Wissenschaft wurde hierdurch zugleich eine bedeutungsvolle Stärkung ihres Einflusses zu Theil.

Als dies Edict veröffentlicht und die Berliner Universität eröffnet wurde, war Humboldt bereits aus dem Amt geschieden, während dessen Verwaltung er beide in das Leben gerufen hatte, und in den diplomatischen Dienst zurückgetreten**). Nur wenig länger als Stein den preussischen Staat hat er dessen Unterrichtswesen geleitet; aber wie von Stein sind auch von ihm in so kurzer Zeit Leistungen und Anregungen ausgegangen, welche bestimmend für die weitere Entwickelung geworden sind. Als er am 22. Juni 1810, am Tage, ehe er die Direction der Section des Cultus und Unterrichts an Nicolovius übergab, dem eben jetzt zum Staatskanzler ernannten Hardenberg empfahl die Lehranstalten des Staats durch Bewilligung weiterer Geldmittel zu fördern, konnte er darauf hinweisen, dass durch die in den letzten anderthalb Jahren getroffenen Massregeln ein neuer reger Eifer für das Schul- und Unterrichtswesen geweckt und belebt sei; der Ruf hiervon habe auch die Meinung beeinflusst,

*) Von Wiese, Das höhere Schulwesen in Preussen I, 547. Ebenda sind S. 546 zuerst aus den im Text benutzten Akten principiell bedeutsame Acusserungen Humboldts und Schleiermachers über das Edict mitgetheilt.

**) Eine charakteristische Anekdote hat Welcker am Rand neben Hayms Erzählung von Humboldts Rücktritt in den diplomatischen Dienst aufgezeichnet. „Est il vrai, que vous avez pris la place du C. de Finkenstein? rief ihm beim Eintreten in ihren Salon die Pr. Radziwill entgegen. Je ne prends la place de personne, antwortete er ganz ruhig.“

die man auswärts vom preussischen Staate hege: man habe ihn in einem Augenblick, wo der deutschen Literatur und selbst der deutschen Sprache sehr viel Gefahr drohe, als einen Erhalter von beiden betrachtet. Da aber auf diesem Gebiet jeder Stillstand schon Rückschritt und alles erst begonnen sei, bedürfe das Unterrichtswesen weiterer sorgfältiger Pflege und kräftiger Unterstützung; es sei fest darauf zu vertrauen, dass die Section auch ferner jede ihr bewilligte Summe zweckmässig verwende und durchaus von dem Geist geleitet werde, mit dem man die wichtigsten Zwecke mit dem möglichst geringen Aufwande erreiche. Die weitere Beförderung von Aufklärung und Wissenschaft werde die Achtung vor Preussen vermehren und ihm auf eine politisch durchaus harmlose Weise eine moralische Macht in Deutschland gewinnen. Auch Körner gegenüber äusserte Humboldt das Vertrauen, dass bei den Bemühungen seiner Räthe und Helfer auch nach seinem Rücktritt die Institute nicht leiden würden, die seiner Sorgfalt bisher anvertraut waren. Und in der That hat namentlich Süvern eifrig und erfolgreich weiter in Humboldts Sinn für das höhere Unterrichtswesen Preussens gewirkt. Von ihm wurde die von Humboldt angeregte genauere Instruction für die Reifeprüfung der zur Universität abgehenden Schüler der Gymnasien ausgearbeitet und nach eingehenden Berathungen im Juni 1812 veröffentlicht und damit das Lehrziel dieser Anstalten festgestellt; für die Heranbildung der Lehrer an denselben war besonders wichtig, dass schon in demselben Jahre philologische Seminare an den Universitäten Berlin und Breslau eingerichtet wurden. Schon im Februar 1811 hatte Süvern die Gesichtspunkte trefflich hervorgehoben, die für die Verlegung der Frankfurter Universität nach der schlesischen Hauptstadt und ihre Vereinigung mit der dort einst unter Kaiser Leopold I. von den Jesuiten eingerichteten Akademie sprachen; wirklich war daraufhin schon im Herbst 1811 die Eröffnung der neuen Hochschule in Breslau erfolgt, der ersten deutschen Universität, an der neben einander eine katholische und eine protestantische theologische Facultät wirkten. Wie die Berliner Schwesteranstalt war auch sie in das Leben gerufen, während schwerster Druck auf dem Vaterland lastete,

um an dessen Erhebung mitzuarbeiten; lebendigsten Antheil haben beide Universitäten an dem Kampf der Befreiung genommen. Für diese hat auch Süvern durch Wort und That gewirkt. Im Frühjahr 1813 übte er als Hauptmann eine Landwehrabtheilung ein; im Sommer veröffentlichte er am Todestag Friedrichs des Grossen eine Schrift, deren Ertrag er der Pflege der verwundeten Krieger bestimmte, eine „Erinnerung an einige merkwürdige Aeusserungen Friedrichs“ über die Politik der Franzosen. Durch die Erfüllung der Hoffnungen, für die er auf des Königs Weissagungen sich berufen hatte, durch die Siege, welche Preussen errang, wurden neue grosse Aufgaben auch seiner Unterrichtsverwaltung auferlegt.

Noch im Jahr 1813 wurde in dem wieder gewonnenen Halle die Universität wiederhergestellt, welche im Sommer dieses Jahres Napoleon zum zweiten Male aufgehoben hatte; mit ihr wurde 1817 die alte Wittenberger Hochschule vereint, die aus sächsischer jetzt unter preussische Herrschaft gekommen war. Es wurde dadurch dem Wunsch entsprochen, den schon 1815 die Mehrzahl der Professoren geäussert hatte, in der That musste es durchaus unzweckmässig erscheinen in der neuen preussischen Provinz Sachsen zwei Universitäten nebeneinander zu erhalten; schon aus diesem Grund empfahl es sich auch der durch den Befreiungskrieg ebenfalls wieder in Preussens Besitz gelangten Erfurter Hochschule ein Ende zu bereiten, die seit lange nur ein kümmerliches Dasein fristete. Sie hatte nie die Bedeutung wieder zu gewinnen vermocht, die sie einst in den Tagen des Humanismus besessen hatte; auch Dalbergs Bemühungen für sie blieben ohne wesentlichen Erfolg; so war schon 1804 beschlossen die Universität aufzuheben, die damals nur 38 Studenten zählte. Freilich war dieser Beschluss dann nicht ausgeführt, aber auch in den folgenden Jahren war keine Steigerung der Frequenz eingetreten; vielmehr war 1814 die Zahl der Studenten auf 13, die der katholisch-theologischen und juristischen ordentlichen Professoren auf je 1 gesunken; bei dieser Sachlage war es sicher völlig gerechtfertigt, als bei der wichtigen militärischen Bestimmung, die jetzt Erfurt wie Wittenberg gegeben wurde,

1816 definitiv die Schliessung der dortigen Hochschule verfügt wurde.

Geringere Anziehungskraft noch als die Erfurter hatte die ebenfalls jetzt wieder an Preussen gefallene Duisburger Universität geübt. Die bedeutsamen Absichten und Aussichten, die an diese Stiftung des Grossen Kurfürsten in den Tagen ihrer Gründung sich geknüpft hatten, waren niemals in Erfüllung gegangen; von den Wirren am Anfang dieses Jahrhunderts hart betroffen, zählte sie, als das französische Regiment in dem Grossherzogthum Berg, unter dem sie schwer gelitten hatte, zusammenbrach, nur 3 Professoren, 2 Mediciner, welche nothdürftig einige Holländer unterrichteten, und 1 Juristen, welcher seit lange keine Zuhörer mehr hatte. Schwerlich konnten dieser abgestorbenen Anstalt so reiche Kräfte zugeführt werden, dass sie zur Lösung der neuen grossen und schwierigen Aufgaben befähigt wäre, welche jetzt einer deutschen Hochschule im preussischen Rheinland gestellt werden mussten. Sofort bei der Besitzergreifung seiner neuen rheinischen Lande hatte der König ihren Bewohnern versprochen, eine Universität unter ihnen zu errichten; einmüthig sprachen die verschiedensten Stimmen sich dafür aus, wie wünschenswerth die baldige Ausführung dieser Zusage sei; aber lebhafter Streit erhob sich darüber, wie und wo diese Anstalt am Rhein zu gründen sei. Zum Sitz derselben wurden namentlich zwei niederrheinische Nachbarstädte warm empfohlen, deren mit einander rivalisirende Hochschulen beide durch die Franzosen zerstört waren. Schon 1814 äusserten einige für ihre Vaterstadt und deren Alterthümer begeisterte Kölner den Wunsch nach Wiederherstellung der hier im vierzehnten Jahrhundert begründeten Universität; noch in demselben Jahr aber vertrat in einer eigenen Schrift Philipp Joseph von Rehfues, der kurz zuvor zum Bonner Kreisdirector ernannt war, die „Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn“, in der eine von den beiden letzten Kurfürsten geförderte hohe Schule in entschiedenem Gegensatz zu der Kölner im Sinn der Aufklärung gewirkt hatte. Beide Parteien beeiferten sich literarische und politische Autoritäten für sich zu gewinnen, unter ihnen auch Goethe,

als dieser bald nach dem Schluss der Befreiungskriege nach dem Niederrhein kam; er glaubte damals „die Frage zwischen Bonn und Köln schweben lassen“ zu müssen*). Für letzteres bemühte sich Sulpiz Boisserée auch bei Gneisenau; durch dessen Vermittelung reichte Boisserées gesinnungsverwandter Landsmann Eberhard von Groote auch bei Hardenberg eine Denkschrift zu Gunsten seiner geliebten Vaterstadt ein**). Diese Vorstellungen blieben auch in Berlin nicht ohne Eindruck: nachdem im October 1815 auf eine Immediateingabe des Magistrats in Bonn der König sich günstig für dessen Ansprüche ausgesprochen, die definitive Entscheidung aber vorbehalten hatte, schrieb im März 1816 Hardenberg an Gneisenau: „Dass die Universität nach Köln kommt, werden auch Sie gern vernehmen“***). Aber bei genauerer Prüfung der Gründe, welche für die beiden mit einander wetteifernden

*) So äussert er sich selbst in seinem Schreiben an Sack, der ihn um ein Gutachten ersucht hatte, vom 15. Januar 1816 im 27. Jahrg. der Grenzboten (1868) II. Semester Bd. II, S. 441 ff.

**) S. seinen Brief an die Brüder Boisserée vom 26. März 1816 in Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung Bd. I S. 539 ff. und sein Schreiben aus Paris vom 7. Nov. 1815 in Ennens Zeitbildern aus der neueren Geschichte der Stadt Köln S. 254 ff. Vgl. ausserdem über die Bemühungen der Kölner Freunde der altdeutschen Kunst für ihre Vaterstadt namentlich das von Mathilde Boisserée herausgegebene Werk über Sulpiz Boisserée Bd. I S. 201 ff. 215 ff. 235 ff. 242. 333 ff. Einige Stellen der hier angeführten Briefe könnten auf den Gedanken führen, dass Eberhard von Groote die im Geheimen Staatsarchiv (Rep. 74 L. 3. v. I) aufbewahrte Denkschrift zu Gunsten Kölns verfasst habe, deren wichtigste Abschnitte Sybel unter den Beilagen zu seiner Rede über die Gründung der Universität Bonn in seinen Kleinen historischen Schriften Bd. II, S. 433 ff. abgedruckt hat. Doch spricht dagegen nicht nur, dass (S. 440) unter den Kölner Sammlern Groote ausdrücklich genannt ist; andererseits habe ich auch für die von Sybel beiläufig geäusserte Vermuthung, „vielleicht“ sei diese Denkschrift von Friedrich Schlegel verfasst, in den mir bekannten Quellen keinen Anhaltspunkt gefunden. A. a. O. hat Sybel auch die im Text erwähnten Gutachten von Arndt und Süvern über diese Frage grösstentheils veröffentlicht und besonders deren Zusammenhang mit den grossen principiellen Gegensätzen der Zeit zuerst nachdrücklich betont.

***) Gneisenaus Leben V, 92. S. ebenda S. 79 ff. Niebuhrs Schreiben an Gneisenau vom 24. Februar 1816.

Städte in das Feld geführt wurden, senkte sich die Wage immer mehr zu Gunsten Bonns. Selbst Niebuhr, der entschieden für Köln gestimmt war, hob hervor, wie viel förderlicher in mehr als einer Hinsicht eine kleine Stadt für das Gedeihen des akademischen Lebens sei als eine grössere; wer einmal von Bonn über den grünen Rhein zu den malerischen Höhen des Siebengebirgs geblickt hatte, musste empfinden, wie sehr der „anmuthliche Naturreiz" dieser Landschaft, die Vereinigung von „Lieblichkeit, Schönheit und Erhabenheit", die Arndt mit Recht an ihr pries, die Herzen deutscher Jünglinge erquicken würde; vor allem aber sprachen gerade gegen die Wahl Kölns Gründe, aus denen manche diese Stadt besonders empfahlen.

Nie hatten ihre mittelalterlichen Bauten und Bilder so warme Begeisterung erregt als in diesen Tagen; auch Goethe rief entzückt, als ihm die Brüder Boisserée die altdeutschen Kunstwerke zeigten, die sie gesammelt hatten: „Ach Kinder was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsere Grossmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben, die verdienen, dass Fürsten und Kaiserinnen, dass alle Nationen kommen und ihnen huldigen!" Aber gründlich irrten sich die romantischen Verehrer der altdeutschen Kunst, wenn sie aus solchen Worten Goethes die Hoffnung schöpften, er werde deshalb zu ihrer einseitigen Bewunderung des Mittelalters und ihren mystischen religiösen Tendenzen sich bekehren, es sollten nun „die Propyläen sinken und mit ihnen die Götterbilder in den Elegien und statt der Iphigenie eine grosse herrliche christliche Heldin Goethen den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzen"*).

*) So wörtlich Eberhard von Groote in einem Brief vom 19. November 1814, Sulpiz Boisserée I, S. 239 f. S. ebenda S. 234 Goethes oben angeführte Aeusserungen über die Bilder der Boisserée. Ueber den Gegensatz der Weimarischen Kunstfreunde gegen das „neukatholische Künstlerwesen" vgl. Paul Weizsäckers Einleitung zu seiner Ausgabe der Kleinen Schriften von Heinrich Meyer S. XI ff., Hehns Gedanken über Goethe S. 123 ff. und H. Grimm in der Deutschen Rundschau XLVII, 444 ff.

Voll empfand dieser das Grosse und Erhabene in den Werken der alten deutschen Kunst — aber er wollte sie nicht überschätzt, nicht einseitig als Muster hingestellt sehen: mit seinem freien und weiten Blick erkannte er klar die Gefahren, welche die Romantiker wie durch ihre Calderon-Schwärmerei so jetzt durch ihre leidenschaftliche Verherrlichung der mittelalterlichen Bildwerke und noch mehr durch deren Verquickung mit einem neukatholischen Mysticismus der gesunden Entwickelung des deutschen Kunst- und Geisteslebens bereiteten; als er den Einfluss und den Hochmuth der Schwärmer für die „religiös-patriotische Kunst" wachsen sah, hielt er sich verpflichtet ihnen gegenüber wieder auf die Griechen und die Renaissance hinzuweisen. Indem er in seiner Weise im Jahr des Reformationsfestes „unsern Luther" ehren und was dieser errungen hatte, nicht gefährden lassen wollte, liess er in seiner Zeitschrift über Kunst und Alterthum seinen Freund Heinrich Meyer mit Ernst und Kraft öffentlich aussprechen, was er der Nation und dem Zeitalter erspriesslich hielt, trat er hier gegen „die beengende Nachahmung der alten Meister" und „die andächtige Frömmelei" in die Schranken. Unter ausdrücklicher Berufung auf die treffenden Worte der Weimarer Kunstfreunde erklärte sich nun auch Süvern gegen die Verlegung der Universität nach Köln, weil er fürchtete, dass dessen mittelalterliche Kirchen und Darstellungen von lauter Legenden und heiligen Geschichten, deren Werth an sich er nicht verkannte, so zusammengedrängt, durch keine andere Form der Kunst, durch keinen Reiz der Natur, kein klares geistiges Leben des Volkes erheitert dazu wirken würden Professoren und Studenten in den schwächlichen trüben Mysticismus zu versenken, zu welchem das Zeitalter sich hinneige. Schon früher hatte Arndt, der zum Lehrer an der neuen Hochschule bestimmt war, davor gewarnt, in der wichtigen Frage des für sie zu wählenden Ortes denjenigen zu folgen, welche die Welt immer nur durch die ästhetische Brille anguckten und ästhetisch betrachteten, was rein wissenschaftlich und streng politisch betrachtet und gewogen werden sollte. Auch er war den eifrigen Kölner Sammlern dankbar für ihre Bemühungen um die Kunstwerke

ihrer alten ehrwürdigen Vaterstadt*); aber er wies doch nicht nur darauf hin, dass diese „trotz der grossen Erinnerungen und Denkmäler der Vorzeit in den letzten drei Jahrhunderten nichts geleistet für die deutsche Wissenschaft und wenig geleistet für die deutsche Kunst“; er betonte namentlich, wie sehr zu fürchten sei, dass hier der Einfluss ihrer zahlreichen geistlichen Einwohner, „die hierarchisch fest zusammenverklettete Politik der katholischen Priester sich der neuen Lehranstalt bemächtigte“ und so „gerade das, wodurch im Rheinland die lebendigen Geister der Gegenwart geweckt und Preussen und Deutschland zugeführt und befreundet werden sollten, sie eben von Preussen abwendete oder doch lähmte und neutralisirte“. Und auch nach den Aeusserungen andrer Kenner rheinischer Verhältnisse erschien eine solche Besorgniss nur zu wohl begründet. Eifrige Befürworter der Wahl Kölns, wurde nach Berlin berichtet, verhehlten in vertraulicher Mittheilung gar nicht, dass sie dadurch den Mittelpunkt einer Opposition des katholischen Princips gegen das protestantische bilden möchten; nach ihren Wünschen solle im Gegensatz zu den deutschen protestantischen Universitäten der dort zu gründenden Hochschule ein katholischer Charakter gegeben werden. Das aber erschien vom wissenschaftlichen und politischen Standpunkt aus gleich gefährlich; die neue rheinische Hochschule, schrieb vom Rhein der Verfasser eines durch Klewitz an Hardenberg übermittelten Gutachtens**), müsse nicht katholisch, nicht protestantisch, sie müsse wissenschaftlich sein. Diesen Standpunkt vertrat nun mit besonderer Klarheit und Wärme Süvern in einer Denkschrift, welche er Ende Juli 1817 dem Staatskanzler einreichte. Hatte er schon früher erklärt, Preussens Lage fordere grosse Festungen und Burgen auch in geistiger Hinsicht nicht nur zum Schutz, sondern auch zur Anziehung***),

*) S. die in dem Buch über Sulpiz Boisserée I, 220 f. und 246 gedruckten Schreiben Arndts vom 3. September 1814 u. 20. Mai 1815.

**) Dasselbe findet sich in dem oben S. 193 Anm. *) erwähnten Aktenfascikel des Geh. Staatarchivs und ist auch bereits von Treitschke in der Deutschen Geschichte II, 235 benutzt.

***) Sulpiz Boisserée I S. 258.

so legte er hier eindringlich dar, wie wichtig die Anlage einer solchen positiv wirkenden geistigen Festung am Rhein und die richtige Wahl des Orts für sie sei. Werde sie in Köln angelegt, so sei sehr zu befürchten, dass ihr grosser Zweck verfehlt werde: von dem Geist des Obscurantismus drohe hier der philosophischen Facultät, dem Brennpunkt alles freien Denkens Gefahr; die Stiftung einer evangelisch-theologischen Facultät würde hier grosse Reibungen herbeiführen und doch nur wenig Studenten anziehen. In Bonn dagegen würden weder Protestanten noch Katholiken zu studiren Bedenken tragen; hier könnten mit Aussicht auf Erfolg neben einander eine katholische und eine evangelische theologische Facultät errichtet werden; hier werde sich in allen Zweigen der philosophischen Facultät ein freier Geist des Denkens und des wissenschaftlichen Forschens entwickeln. Und nur dann würden auch die Kölner Kunstschätze eine wirklich wohlthätige Wirkung auf die Zöglinge der neuen Hochschule üben. Denn die durch die Naturschönheiten um Bonn belebten und geweckten, durch gründliche Lehrvorträge vorbereiteten Jünglinge würden sie mit richtigeren Ansichten betrachten als das immer von ihnen befangene, immer in dieser Umgebung brütende und von den Feierlichkeiten des katholischen Cultus berauschte Gemüth.

Deutlich lassen diese Ausführungen Süverns erkennen, wie er auch in dieser Frage Humboldts Standpunkt*) vertrat; von ihm aus drang er vor allem darauf, dass sie im grossen Stile behandelt werde. Noch principieller gefasst aber entwickelte er seine pädagogisch-politischen Grundgedanken unmittelbar darauf in einer Denkschrift vom 8. August, in welcher er den Antrag auf Erlass einer „allgemeinen Schulordnung“ begründete. Als treuer Anhänger Steins und Humboldts ging er hier von der Erwägung aus, dass jeder Staat

*) Eine bestimmte Aeusserung Humboldts über die Wahl des Orts für die rheinische Universität ist mir nicht bekannt geworden; wie sehr er aber gerade auch in dieser Zeit die Griechen hoch hielt im Gegensatz zu der „christlich-gothischen oft fratzenhaften Modernität“, die er rund um sich herum sah, zeigt sein Brief an Goethe vom 19. Juli 1816. (N. M. aus Goethes Nachlass III, 258.)

durch seine ganze Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung erziehend auf seine Bürger einwirke, gewissermassen eine Erziehungsanstalt im Grossen sei und dass auch in allem, was neuerdings in der Organisation und Verwaltung des preussischen Staats geschehen sei, sich ein erziehendes Streben im Grossen offenbare. „Es ist, fuhr er fort, um so wichtiger, gehaltvoller und viel versprechender, je freier es von den Zwecken irgend einer einseitigen mechanischen Einzwängung und Abrichtung gehalten wird, je mehr es auf freie Entwickelung der Nationalkräfte, die ja nichts anderes als allgemein menschliche unter der besonderen Form der Nationalität sind, gerichtet ist. Soll dieses Streben, auf dessen Lebendigkeit und Dauer so sehr die weiteren Fortschritte des Staates im Inneren und Aeusseren beruhen, einen festen sein Gelingen verbürgenden Grund haben, so muss dieser in der Jugend des Volks gelegt werden. Alles wird der Staat in und mit seinen Bürgern erreichen können, wenn er sorgt, dass sie Alle in Einem Geiste von Jugend auf für seine grossen Zwecke, deren eigentlicher Gegenstand ja ihre eigene Gesammtheit ist, gebildet, dadurch zugleich schon früh innerlich consolidirt werden“. Damit aber in diesem Sinne die öffentlichen Unterrichtsanstalten geleitet und die Privaterziehungsanstalten beaufsichtigt werden könnten, erklärte Süvern die gesetzliche Aufstellung allgemeiner Principien für erforderlich. Keineswegs dachte er daran, das Unterrichts- und Erziehungswesen „durch Vorschriften und Formen so zu binden, dass es in überall gleicher Einförmigkeit in den Gang einer Maschine dadurch gebracht würde“. Nach seiner Ueberzeugung wurde vielmehr „ein so thörichtes Unternehmen“ durch die Beschaffenheit des aus so mannigfaltigen Theilen bestehenden preussischen Staats nicht minder verboten als durch die Natur der Sache, die am wenigsten bei dem dermaligen lebendigen Regen im Erziehungswesen eine so mechanische Einengung vertrage und bei der es auf die Einsicht und den guten Willen aller, die daran arbeiten und Theil haben — und das sei ja das ganze Publicum — bei weitem am meisten ankomme. Er hielt deshalb die sorgsamste Berücksichtigung des Eigenthümlichen und Be-

sonderen, aber ebenso wieder die Vereinigung all des Mannigfaltigen unter gemeinschaftlichen Principien für nothwendig; er glaubte, in diesem Sinne sollten und könnten die allgemeinen für die Leitung und Beaufsichtigung der inneren und äusseren Verhältnisse des Schul- und Erziehungswesens massgebenden Grundsätze und Vorschriften in einem Gesetz bestimmt und vollständig so aufgestellt werden, dass sie das Gemeinschaftliche enthielten und das Besondere darin seine leitende Regel fände.

Mit Recht hat Sybel*) betont, dass es nicht möglich, von höherem Standpunkt als Süvern in dieser Denkschrift den Beruf des Staats und der Schule zu fassen und inniger beide zu verschmelzen: in prophetischen Worten ist in ihr verkündet, wie der in solchem Sinn geleitete preussische Staat Muster einer in deutschem Geiste gedachten Verfassung des ganzen Deutschlands werden könne. Nirgends sind mit grösserer Klarheit die bei der Neugestaltung des preussischen Staats- und Unterrichtswesens massgebenden Gedanken ausgesprochen als in den Sätzen, mit denen Süvern diese Erörterungen schloss: „Nicht die todten Kräfte der Natur sind es, worauf der preussische Staat gegründet ist, sondern die lebendigen, unendlicher Erhöhung und Entwicklung fähigen der Menschenwelt. Nur pflegen darf er diese gerade in der Zeit, die für ihr Gedeihen oder Verkümmern die entscheidende ist, und auch jene werden ohne grossen Aufwand von äusseren Mitteln von selbst belebt, vermehrt, verstärkt werden und sein inneres und äusseres Wachsthum an Werth, Würde und Kraft wird die unausbleibliche Folge dieser richtigsten aller Speculationen sein, die, wenn auch nicht im Augenblick,

*) In seiner oben erwähnten Rede über die Gründung der Universität Bonn, in welcher er zuerst auch diese Denkschrift Süverns nach ihrer Bedeutung gewürdigt und die wichtigsten Sätze aus ihr mitgetheilt hat. Bald darauf ist dieselbe in ihrem vollen Wortlaut in der 1869 vom Cultusministerium herausgegebenen Sammlung von Aktenstücken über die Gesetzgebung auf dem Gebiet des Unterrichtswesens in Preussen von 1817—1868 S. 7 ff. veröffentlicht; leider sind dabei in dem Hauptsatz des Schlussabschnitts, dass der preussische Staat auf die lebendigen Kräfte der Menschenwelt gegründet sei, die beiden gesperrt gedruckten Worte ausgelassen.

doch unfehlbar und desto reichlicher auch ihre baaren Zinsen trägt, welche aber allerdings nicht die ersten und höchsten sind, worauf die weisen Leiter des Staats rechnen".

Für die ganze weitere Entwickelung Preussens und Deutschlands war es bedeutungs- und segensvoll, dass so die Aufgabe der Leitung des preussischen Bildungswesens erkannt und zu lösen versucht wurde; aber begreiflich genug erscheint es auch, dass es Süvern nicht beschieden war den idealistischen Plan, zu dessen Begründung er zunächst jene Worte geschrieben hatte, erfüllt zu sehen. Auch die Unterrichtsverfassung der Gymnasien und Stadtschulen, die schon 1815 von ihm fertig gestellt und verschiedenen Behörden mitgetheilt war, ist niemals amtlich publicirt und zu allgemeiner Anwendung gebracht*). Die Erfahrungen der seitdem verflossenen zwei Menschenalter haben die ausserordentlichen Schwierigkeiten anschaulich hervortreten lassen, welche aus der Natur der Sache für die praktische Durchführung so weitaussehender Entwürfe, wie Süvern sie hegte, sich ergaben. Dieselben wurden gesteigert durch die damaligen politischen und administrativen Verhältnisse. Wie Gneisenaus Genossen in Coblenz empfanden auch seine Berliner und Breslauer gelehrten Freunde, die mit Begeisterung für des Vaterlands Befreiung eingetreten waren, es besonders schwer, dass die Hoffnungen, welche sie daran für seine Neugestaltung

*) Schon Arnoldt, F. A. Wolf I, 280 hat bemerkt, dass der in Mushackes preussischem Schulkalender für 1858 S. 231 ff. mit dem Datum des 12. Januar 1816 veröffentlichte „Auszug aus der Anweisung über die Einrichtung der öffentlichen allgemeinen Schulen im preussischen Staat die Unterrichtsverfassung der Gymnasien und Stadtschulen betreffend" schon im September 1815 von der Schuldeputation der litauischen Regierung dem Gumbinner Gymnasium „zur Richtschnur für die Unterrichtsverfassung zugefertigt" wurde. Aus den Akten des Coblenzer Provinzialschulcollegs ersah ich, dass 1817 das Cölner Consistorium diesen Auszug, der vom Ministerium des Inneren schon 1815 auch an Sack mitgetheilt war, dem Coblenzer Consistorium mit der Bemerkung übersandte: „Wir haben übrigens auf die öffentliche Bekanntmachung der ganzen für die preussischen Staaten bearbeiteten Schulordnung, aus welcher dieser Auszug genommen ist, längst vergeblich gewartet und müssen zweifeln, dass es jetzt so bald dahin kommen werde".

geknüpft hatten, sich nicht erfüllten; dass schon 1815 Niebuhr und Schleiermacher sich genöthigt sahen in literarischer Fehde gegen Schmalz, den ersten Rector der Berliner Universität, dessen Verdächtigungen ihrer Gesinnungsgenossen zurückzuweisen, war ein bedenkliches Symptom der Reibungen und Gefahren, welche namentlich auch die gesunde Weiterentwickelung des akademischen Lebens bedrohten. Solche Lage erschwerte der Unterrichtsverwaltung die Erfüllung ihrer mannigfachen gewichtigen Pflichten; ihnen zu genügen war sie bei ihrer damaligen Organisation und Leitung nicht im Stande. Auch die eifrigste Thätigkeit eines Rathes wie Süvern vermochte selbstverständlich nicht die in solchen Verhältnissen begründeten Hemmnisse zu beseitigen.

Schon 1809 hatte Humboldt dem König vorgestellt, dass seiner Ueberzeugung nach sein Departement ein Ministerium werden müsse, und auch Friedrich Wilhelm III. hatte die Mängel des bestehenden Zustandes, namentlich in der Stellung der Sectionschefs zu den Ministern offen anerkannt; aber zu einer neuen durchgreifenden Aenderung der einmal festgesetzten Formen konnte er sich nicht entschliessen*). So unterblieb die von ihm selbst gewünschte Verbesserung; ja eine Verschlechterung des Zustandes trat ein, nachdem Humboldt die Leitung der Section für Cultus und Unterricht niedergelegt hatte. Nur vorübergehend war ein halbes Jahr lang Nicolovius mit deren Direction betraut; dann wurde im November 1810 zum Chef dieser Abtheilung Schuckmann ernannt; ihm wurde daneben zugleich auch die Section für Handel und Gewerbe, 1812 ausserdem auch die Polizei unterstellt, und er behielt die oberste Leitung des Cultus und Unterrichts auch bei, als ihm 1814 das gänzlich umgestaltete Ministerium des Innern übertragen war. Bei der Fülle der Geschäfte, die ihm oblagen, konnte er dem Bildungswesen nur wenig Zeit und Kraft widmen, und doch bedurfte bei den wichtigsten hierauf bezüglichen Fragen Süvern der Mitwirkung seines Chefs, der wohl in Vielem seinen eifrig thätigen Rath frei schalten liess, aber dem Fluge seiner Gedanken zu folgen

*) Vgl. Humboldts Brief an Schön vom 31. October 1809. (Aus Schöns Papieren II, 249 ff.)

ausser Stande war. In Mecklenburg 1755 geboren, aber auf preussischen Lehranstalten gebildet und noch unter Friedrich dem Grossen in den preussischen Staatsdienst eingetreten hatte Schuckmann sich vor 1806 in Schlesien und Franken als kenntnissreichen und gewandten Verwaltungsbeamten bewährt*); die Unglücksfälle dieses Jahrs hatten dann auch ihn von der Nothwendigkeit einer andern Gestaltung des Staats- und Volkslebens überzeugt; aber für den Geist, in welchem diese nun unternommen war, fehlte dem alten Büreaukraten tieferes Verständniss: ein Mangel, der besonders bei seiner Leitung des Cultus und Unterrichts sich fühlbar machen musste. Als „Erzphilister" wurde er kurzweg einmal von Stein charakterisirt; in noch herberen Worten äusserten sich Achim von Arnim über seine Haltung und namentlich Alexander Dohna über seine Plattheit und seine geistlose Auffassung der Religion, die er als nutzbare geheime Polizeianstalt behandelt wissen wollte; ja auch Bischof Eylert, der rühmend hervorhebt, dass der von ihm als geistreich, scharfsinnig und energisch gepriesene Schuckmann „alle laufende Sachen in einem festen prompten Gang erhielt", fügt solchem Lob doch sofort hinzu, dass er „geistliche Dinge geistlich zu richten und zu leiten nicht verstand". Mit vollem Recht hat Harnisch Süverns Verdienst deshalb besonders hoch angeschlagen, weil er unter solchem Chef so viel Gutes

*) Für das Ansehen, in dem Schuckmann stand, sprechen namentich auch die Versuche, die gemacht wurden ihn zum Eintritt in den Dienst anderer deutscher Staaten zu bestimmen. Darüber vgl. seine bald nach seinem Tod in Leipzig 1835 von seinem Schwager Lüttwitz veröffentlichte Biographie, in der S. 6 ff. auch hierauf bezügliche Briefe Goethes abgedruckt sind; sehr günstig äussert sich über Schuckmann auch Bollmann in einem Brief von 1794 bei Kapp, Bollmann S. 202. S. dagegen die im Text erwähnten ungünstigen Urtheile Steins in einem Brief an die Gräfin Voss vom 1. März 1825 im Leben Steins VI, 223; Arnims in Görres' Briefen II, 544; Dohnas in einem Schreiben an Schön vom 8. Dec. 1813 aus Schöns Papieren VI, 264, des Bischofs Eylert in seinem Buch über Friedrich Wilhelm III. 3. Aufl. I, 198 und Harnischs in seiner Schrift über den jetzigen Standpunkt des preussischen Volksschulwesens (Lpzg. 1844) S. 46. Ueber Schuckmanns Haltung und Thätigkeit bei den Verhandlungen mit Rom vgl. namentlich Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II B., 40 ff.

für das Schulwesen schuf; aber es ist nur zu begreiflich, dass unter diesem manche Gedanken seines Vorgängers und seines Raths, dass namentlich mehrere ihrer organisatorischen Pläne nicht die von ihnen gewünschte Ausführung gefunden haben.

Humboldt hatte besonderen Werth darauf gelegt, dass bei der Section des öffentlichen Unterrichts eine wissenschaftliche Deputation eingerichtet würde, welche „die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze, aus welchen die einzelnen Verwaltungsmaximen herfliessen und nach denen sie beurtheilt werden müssen, unverrückt gegenwärtig“ halte. Sie sollte der Section dienen, „ihr Verfahren im Einzelnen immer nach seinen allgemeinen Richtungen übersehen und gehörig würdigen zu können, ausserdem diejenigen ihrer Arbeiten verrichten, welche eine freiere wissenschaftliche Musse erfordern und mitten unter den Zerstreuungen der laufenden Geschäfte nicht gedeihen können“, und endlich die Prüfungen der Lehrer vornehmen. Ausser diesem Geschäft sollte sie ihrem Zweck entsprechend vorzüglich neue Unterrichtsmethoden oder Erziehungssysteme prüfen, neue Lehrpläne entwerfen und schon vorhandene beurtheilte Lehrbücher auswählen oder die Ausarbeitung von solchen anregen. Aber nicht auf bestimmte Geschäfte und die Erledigung verschiedenster Aufträge der Section wollte Humboldt die Thätigkeit der Deputation beschränkt sehen: in Angelegenheiten, die zu ihrer Competenz gehören, meinte er, müsse jeder aus dem Publicum sich an sie wenden können und es dann von ihrer Beurtheilung abhängen, ob sie diese Eingaben unbeantwortet lassen oder kurz zurückweisen oder weiter zur Sprache bringen wolle, und als den wichtigsten Theil ihrer Thätigkeit bezeichnete er schliesslich den, den sie unaufgefordert ausübe. Sie müsse bemüht sein dasjenige, was für Unterricht und Erziehung in jedem einzelnen Theile geschehen solle, immer gegenwärtig zu haben und mit dem, was wirklich geschehe, zu vergleichen. Sobald sie glaube, dass wichtigen wissenschaftlichen Maximen durch gemachte Einrichtungen entgegen gehandelt werde, habe sie der Section unverzüglich ihre Bedenken vorzulegen. Auch in andern Fällen möge sie

namentlich da sich äussern, wo sie Grund habe zu glauben, dass Mängel, denen wirklich abgeholfen werden könne, nur übersehen seien. Selbstverständlich müsse sie „sich immer bloss zu einem und demselben Geschäft mit der Section eben dergestalt berufen ansehen, dass sie, ohne je den Punkt der Ausführbarkeit aus dem Gesicht zu verlieren, mehr den rein wissenschaftlichen — die Section, ohne einen Augenblick dasjenige zu vergessen, was ohne alle Rücksicht auf Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Anwendung geschehen müsse, mehr den praktischen Theil des Geschäfts" betreibe. Diesen Ausführungen Humboldts über die Aufgabe der Deputation entsprachen seine Vorschläge für ihre Zusammensetzung, ihren Geschäftsgang und ihre Stellung zu anderen Behörden. Jedes bedeutende Fach der Wissenschaft wünschte er durch eines ihrer ausserordentlichen oder ordentlichen Mitglieder vertreten, aber zu letzteren, zu ordentlichen Mitgliedern ausschliessend Männer erwählt zu sehen, „die sich dem philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Studium, mithin denjenigen Fächern widmen, welche alle formelle Wissenschaft umschliessen, durch welche die einzelnen Kenntnisse erst zur Wissenschaft erhoben werden können und ohne welche keine auf das Einzelne gerichtete Gelehrsamkeit in wahre intellectuelle Bildung übergehen und für den Geist fruchtbar werden kann". Unter Zustimmung des Sectionschefs sollte der Director der Deputation nöthigen Falls auch einen ausserhalb derselben stehenden Gelehrten zu ihren Berathungen zuziehen können; auch sonst schlug Humboldt vor, dem Director bei Behandlung der Geschäfte weiten Spielraum zu lassen, ihn möglichst wenig durch vorgeschriebene geschäftliche Normen zu beschränken und durch mechanische Arbeiten zu beschweren und ihn zugleich stets für die Dauer seiner Functionen zum Sectionsmitglied mit allen Rechten und Pflichten eines solchen zu machen, um ihm das gehörige Ansehen und Gewicht zu verleihen und beide Behörden in enge wechselseitige Verbindung zu setzen. In ganz ähnlicher Weise wie in Berlin sollten dann auch in Königsberg und Breslau wissenschaftliche Deputationen errichtet werden, die in demselben Verhältniss zu den dortigen

Regierungen stehen sollten wie die Berliner zu der Section. Humboldt selbst räumte ein, dass diese 1809 von ihm entworfene Instruction „in der Distinction zwischen der Art, wie die Deputation und die Section wirken sollte, zu metaphysisch war“, dass darnach erstere als eine Behörde aufgefasst werden könne, die ewig auf Verbesserungen speculiren sollte, und war deshalb mit einer Aenderung einverstanden, nach welcher ihr eigene Vorschläge zu machen nur frei gestellt, sie zu solchen nicht geradezu aufgefordet und ihre unmittelbare Verbindung mit dem Publicum fallen gelassen wurde; aus praktischen Rücksichten wurde auch den Vertretern der einzelnen wissenschaftlichen Fächer ein praktischer Pädagog beigesellt; im Uebrigen aber entsprach den oben mitgetheilten Ausführungen Humboldts die im Februar 1810 erlassene Instruction für die wissenschaftliche Deputation in Berlin und ihre auswärtigen Zweige in Breslau und Königsberg*).

Diese Einrichtung blieb in Kraft, bis eben in der Zeit der Neugestaltung des durch den Befreiungskrieg erweiterten Staats, in der Schuckmann das Ministerium des Innern und in ihm besonders auch Cultus und Unterricht leitete, die provinziellen Verwaltungsbehörden neu geordnet wurden. Die hierauf bezügliche Cabinetsordre vom 30. April 1815, nach welcher jeder der jetzt eingerichteten Provinzen ein Oberpräsident vorgesetzt wurde, überwies die Leitung aller Unterrichts- und Bildungsanstalten dem unter dessen Präsidium stehenden Consistorium mit Ausnahme der Universitäten; diese sollten unmittelbar dem Ministerium des Innern untergeordnet bleiben, doch jeder Oberpräsident als dessen beständiger Commissarius Curator der Universität sein, die sich in der ihm anvertrauten Provinz befand. Neben den neu begründeten Consistorien, glaubte man nun, könnten die wissenschaftlichen Deputationen nicht länger in der bis-

*) Vgl. namentlich Mützell im Supplementband zum VII. Jhg. der Ztschr. f. Gymnasialwesen (1853) S. 107 ff. und Arnoldt, F. A. Wolf I, 158 ff., wo die wichtigsten Sätze der in Humboldts sämmtlichen Werken V, 333 ff. abgedruckten Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation mitgetheilt und das auf ihre Abänderung bezügliche in Hs. Werken V, 276 falsch eingereihte Schreiben Humboldts richtig datirt und gewürdigt ist.

herigen Weise bestehen; eine Cabinetsordre vom 19. December 1816 verfügte, dass an ihrer Stelle an den drei genannten Orten und ausserdem in Halle, Münster und an dem Sitz der neuen rheinischen Universität wissenschaftliche Prüfungscommissionen einzurichten seien. Wie schon aus ihrem Namen ersichtlich, waren diese hauptsächlich dazu bestimmt, die Candidaten des höheren Schulamts zu prüfen; ausserdem wies ihre Instruction vom 23. December 1816 ihnen zwar nicht nur die Revision der Verhandlungen der Abiturientenprüfungen, sondern auch die Beurtheilung von Einrichtungsplänen, Lehrplänen, Lectionstabellen der Gymnasien, auch von Lehrbüchern und anderen ins gelehrte Schulwesen einschlagenden Gegenständen zu; sie hatten diese aber nur im Auftrag der Consistorien vorzunehmen und sind dann zu solcher Thätigkeit nicht herangezogen, obgleich dieselbe auch noch in der Ende October 1817 für die Provinzialconsistorien erlassenen Dienstinstruction in Aussicht genommen war. Nach den beiden erwähnten Instructionen war auch die Stellung der Prüfungscommissionen und ihrer Vorsitzenden zu andern Behörden eine wesentlich andere als diejenige, welche durch Humboldt den Deputationen und ihren Directoren angewiesen war: ein Einfluss wie letztere ihn auf die technischen Schulbehörden dadurch übten, dass sie zugleich in diesen Sitz und Stimme hatten, ist den wissenschaftlichen Prüfungscommissionen nicht eingeräumt*). War nach den Verordnungen von 1808 und 1810 über die Verfassung der obersten Staatsbehörden beabsichtigt, durch die wissenschaftliche Deputation in Berlin einen Ersatz für das aufgehobene Oberschulcolleg zu schaffen, so konnte von der Erfüllung einer solchen Aufgabe durch die dortige Prüfungscommission nicht mehr die Rede sein.

Um so wichtiger war, dass unmittelbar nachdem im

*) Die hierin zu Tage tretende Abschwächung der ursprünglichen Idee Humboldts hat namentlich Mützell a. a. O. S. 110 hervorgehoben und kritisirt; die Instruction für die Prüfungscommissionen vom 23. Dec. 1816 s. bei Wiese, Schulwesen in Preussen I, 703 ff.; ebenda S. 6 ff. und bei Rönne, Unterrichtswesen des preussischen Staats I, 246 ff. 255 ff. II, 22 ff. Auszüge aus den betreffenden Verordnungen von 1808, 1810 und 1815—1817.

werthung zu bringen. 1815 leitete dieser die Zurücknahme der von den Franzosen geraubten Kunst- und Bücherschätze als Vorsitzender des hierzu in Paris eingesetzten Ausschusses; in den folgenden Jahren wurde er zu Gutachten über die Organisation der neuen Verwaltungsbehörden aufgefordert und im März 1817 in den neu gebildeten Staatsrath berufen. Seiner Neigung und Begabung entsprach es besonders, dass wenige Monate darauf ihm die Pflege des Bildungswesens anvertraut wurde.

Mit Recht ist hervorgehoben, wie sehr nicht nur seine äussere Stellung, sondern auch seine Anschauungsweise von der seines unmittelbaren Vorgängers verschieden war. „Wenn Schuckmann, sagt Eylert*), mit starker Hand die Formen des Geschäftsgangs fest und alles in einer consequenten Bewegung hielt, durch kategorische und wo es ihm gut dünkte selbst durch polizeiliche Massregeln, so fasste Altenstein den Geist der Sachen auf und behandelte sie wissenschaftlich". Er hatte neben juristischen naturwissenschaftliche Studien getrieben und namentlich die Botanik lieb gewonnen; da-

*) In seinem oben angeführten Buch über Friedrich Wilhelm III. Bd. I, 361. Seine Charakteristik Altensteins ist auch in den neueren Zeichnungen besonders verwerthet, die von diesem Treitschke in der Deutschen Geschichte II, 231 ff., Harnisch, Volksschulwesen S. 56 ff., Tholuck in Herzogs Theologischer Real-Encyclopädie I, 256 ff. und 2. Aufl. I, 313 ff. und Helwing in Bluntschlis und Braters Deutschem Staatswörterbuch I, 174 ff. entworfen haben. Letzterer hat sich hier bei seinen Bemerkungen über Altensteins politische Gesinnung (S. 176 f.) und über seine Verwaltung der preussischen Gymnasien und Universitäten z. Th. wörtlich an eine auch von mir stark benutzte historische Skizze Schulzes angeschlossen, die dieser bald nach Altensteins Tod aufzeichnete und 1848 an Varnhagen schenkte, unter dessen Papieren sie jetzt auf der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrt wird. Sie wurde ursprünglich wohl für Rehfues niedergeschrieben, der 1840 beabsichtigte einen Aufsatz über Altenstein zu veröffentlichen; er spricht darüber in einem Brief vom 16. September d. J., in welchem er Schulze für dessen ihm übersandte „vortreffliche Arbeit zur Charakteristik unseres verewigten Ministers als Staatsmann und Menschen" dankt und zugleich anfragt, wie er nun wohl auch hinsichtlich der geistlichen und Medicinal-Angelegenheiten genügendes Material sich verschaffen könne; vielleicht ist mit deshalb, weil sein hierauf bezüglicher Wunsch nicht erfüllt wurde, sein Plan nicht ausgeführt worden.

neben hatte er mit Religionsphilosophie und besonders eifrig mit Fichtes Schriften sich beschäftigt. So hatte er reiche Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten und, was wichtiger, ein tiefes Verständniss für die eigenthümliche Bedeutung echter wissenschaftlicher Arbeit sich erworben; erfüllt von dem Streben sie und ihre Vertreter zu fördern, bewährte er dabei den feinen Takt, die Milde des Urtheils und die herzlich menschenfreundliche Gesinnung, welche seine geistvolle und liebenswürdige Mutter ihm vererbt und in ihm gepflegt hatte. Es waren nicht nur vornehme, wahrhaft adelige Formen, die diesen Sohn des alten fränkischen Adelsgeschlechts auszeichneten: etwas Wohlwollendes und Vertrauenerweckendes lag nach Schulzes Worten in seiner ganzen Erscheinung und seiner ruhigen Haltung; stets geneigt Bedrängten zu helfen und nachsichtig gegen menschliche Schwächen Anderer, nicht selten bis zum Uebermass, stellte er hohe Anforderungen an sich selbst. Ueberzeugt von der Grösse der ihm übertragenen Aufgaben und der Schwierigkeiten, die ihre Lösung bot, that er keinen Schritt ohne gründliche Prüfung; die Vielseitigkeit seiner Erwägungen hinderte ihn wohl an schnellem Entschluss, aber sie behütete ihn auch vor übereilten Massregeln; auch Eylert und Harnisch, die von verschiedenem Standpunkt aus Bedenken gegen das Verfahren dieses „Fabius Cunctator" äussern, erkennen doch zugleich an, dass er „mancher verwickelten, vielfach angefeindeten Sache durch weises Cunctiren und besonnenes Aufhalten" wesentlich genutzt habe. Mit gutem Grund schrieb Schulze über ihn: „Stets überlegt, geduldig in Widerwärtigkeiten und sicher in der Herrschaft über sich selbst zauderte er in wichtigen Angelegenheiten mit seinem Entschlusse und entwickelte in dieser scheinbaren Passivität nicht selten eine Energie des Charakters, mittelst welcher er vieles Feindliche abgewandt und manches Treffliche ans Tageslicht gefördert hat."

Es leuchtet ein, wie eine solche Persönlichkeit in besonderer Weise für die Leitung des Bildungswesens geeignet war; ebenso begreift sich, wie viel gerade bei ihr auf die Energie und das Verständniss der Räthe des Ministers und ihr Verhältniss zu ihm ankam. Altenstein wollte, wie Schulze

sicherungen und Versprechungen für die Zukunft werde nichts geschehen und gehe der beste Moment verloren.

Wer die allgemeinen Erörterungen Altensteins liest, fühlt sich vielfach an die Ausführungen erinnert, durch welche Süvern seinen Antrag auf den Erlass einer allgemeinen Schulordnung begründete:, von gleichen Grundanschauungen sind diese beiden Denkschriften bestimmt, die man wohl als die Programme Beider für die preussische Unterrichtspolitik bezeichnen darf. Aber unverkennbar zeigt sich auch, wie verschieden der Weg war, den sie hier einschlugen um dem erstrebten Ziele sich zu nähern; unfraglich viel leichter ausführbar waren die von Altenstein zunächst beantragten praktischen Massregeln als die von Süvern gestellte Forderung eines umfassenden Unterrichtsgesetzes. Allerdings sind auch über ein solches in den ersten Jahren des neuen Ministeriums Berathungen gepflogen. An demselben Tage, an welchem dieses constituirt wurde, setzte der König eine Immediatcommission zur Ausarbeitung eines Entwurfes einer allgemeinen Schulordnung ein, wie sie Süvern gewünscht hatte; an seine Denkschrift vom August schloss die betreffende königliche Ordre sich meist wörtlich an; er wurde durch sie ausdrücklich zum Referenten bestimmt. Ausser ihm vertraten in der Commission Nicolovius, Schmedding und Ribbeck die oberste geistliche und Unterrichtsbehörde und je ein Mitglied das Finanz-, das Justiz-, das Kriegsministerium und die erste Abtheilung des Ministeriums des Innern. Im Sommer 1819 wurde der von dieser Commission fertig gestellte Entwurf dem Staatsministerium zur Prüfung überwiesen; Altenstein hielt aber für nöthig zuerst die Provinzialbehörden zu Gutachten über denselben aufzufordern, damit die sehr verschiedenartigen provinziellen Verhältnisse in genügender Weise bei dem Erlass des Gesetzes berücksichtigt werden könnten, und ebenso wurden gutachtliche Aeusserungen auch von den katholischen Bischöfen eingeholt. Während nun sich fast alle die Commissionen, die in den einzelnen Provinzen unter Vorsitz der Oberpräsidenten eingesetzt waren, einige mit vollster Energie gegen die im Entwurf den Bischöfen zugestandenen Befugnisse erklärten, nahmen diese umgekehrt

noch grössere Rechte für sich in Anspruch, als ihnen bereits zugebilligt waren; andere Schwierigkeiten bereitete der Punkt der Schulunterhaltung, ihrer Kosten und der Aufbringung derselben. Bei dieser Sachlage hielt Altenstein weitere Berathungen über ein Unterrichtsgesetz für unfruchtbar; er liess es sich vielmehr, wie er in einem Immediatbericht an den König vom 11. Februar 1823*) hervorhob, angelegen sein, auf die innere Einrichtung der Schulen, auf die zweckmässige Vorbereitung und Prüfung der Lehrer, auf beider äussere Ausstattung, auf die über die Schulen zu führende Aufsicht und auf alle anderen Zweige der Schulverwaltung durch Verfügungen so einzuwirken, dass die Schulordnung gewissermassen vorbereitend ins Leben gesetzt werde. Zu dieser reichen Thätigkeit seines Ministeriums auf dem Gebiete der Verwaltung hatte er durch seine Denkschrift vom 16. Mai 1818 den Boden geebnet.

Eine noch in demselben Monat erlassene Cabinetsordre bewies, welchen Eindruck seine Vorstellungen auf den König und Hardenberg gemacht hatten. Am 26. Mai, an dem Tag, von welchem auch das für die wirthschaftlichen Verhältnisse Preussens und Deutschlands Epoche machende Zollgesetz datirt ist, wurden durch sie Altensteins Vorschläge gebilligt. In ihr wurde Bonn zum Sitz der rheinischen Universität bestimmt; da schon im nächsten Herbst die Vorlesungen an derselben eröffnet werden sollten, musste der Minister baldigst die nöthigen Vorbereitungen treffen; die hierfür und für die weitere Ausführung seines allgemeinen Plans erforderlichen Mittel wurden ihm zugesagt. Im Ein-

*) S. diesen Bericht in der vom Cultusministerium 1869 herausgegebenen Sammlung von Aktenstücken über die Gesetzgebung des Unterrichtswesens in Preussen von 1817—1868 S. 94—96, ebenda S. 15—85 den Entwurf der Immediatcommission von 1819, S. 90 ff. Auszüge aus den über ihn erstatteten Gutachten. Aus obiger Darstellung erhellt, dass es in doppelter Beziehung irrig ist, wenn in dem Artikel des Wagenerschen Staats- und Gesellschaftslexicon über Altenstein (II, 61 ff.) und ebenso in den auf ihn bezüglichen Notizen des Brockhausschen und des Meyerschen Conversationslexicons als für ihn besonders charakteristische That das „Gesetz von 1819" hervorgehoben wird.

zelnen erklärte dann Hardenberg seine Zustimmung zu den finanziellen Forderungen Altensteins, dessen Ansichten er durchaus beipflichtete; er fand dessen Verlangen einer besonderen Bewilligung von 300,000 Thalern zur Vervollkommnung und Belebung des öffentlichen Unterrichtswesens und den dazu erforderlichen neuen Schöpfungen im Ganzen mässig und ebenso den Wunsch des Ministers nach freierer Disposition über die Verwendung dieser Gelder begründet. Bei weiteren Verhandlungen über die Ausführung der Cabinetsordre vom 26. Mai hatte Altenstein erklärt, er würde für das laufende Jahr, da dasselbe zu einem guten Theil bereits verflossen, mit der Hälfte der genannten Summe sich begnügen können, wenn er zugleich die Zusicherung, dass auf den nächsten Etat wenigstens eine gleiche Summe oder der ganze Bedarf wieder aufgenommen werde, und die Befugniss erhielte, „auf diese Fonds, soweit sie nicht sogleich im laufenden Jahr zu den schon speciell genehmigten Verwendungen erforderlich sein sollten, andere dringende Verwendungen für das Unterrichtswesen vorzuschlagen". Diesem Vorschlag gab nun Hardenberg Ende Juni seinen ganzen Beifall und traf sofort die entsprechenden Einzelverfügungen.

Mit grösster Freude und wärmstem Dank begrüssten Altenstein und Süvern diese Entscheidung; bei der Fülle neuer Arbeiten, die dadurch der Unterrichtsverwaltung erwuchsen, war es um so wichtiger, dass bereits im Sommer während einer Urlaubsreise, die Süvern seiner Gesundheit wegen antreten musste, bei den bisher von ihm besonders bearbeiteten Angelegenheiten Schulze als Helfer eintrat; ausser diesem wurden ebenfalls noch 1818 Frick und Seydewitz für das Ministerium gewonnen. Und nicht nur das Personal desselben wurde so noch in diesem Jahr nach Altensteins Wünschen verstärkt; sofort wurde nun auch mit der Ausführung seiner vom Staatskanzler gebilligten Anträge zur Vervollkommnung des höheren Unterrichtswesens begonnen. Schuckmann hatte nicht einmal die Gelder verausgabt, die ihm für die Berliner wissenschaftlichen Anstalten bewilligt waren; die bei ihren Fonds ersparten Summen verwandte Altenstein nun sofort um erhebliche Verbesserungen verschiedener wich-

tiger Institute, namentlich der Bibliothek und des botanischen Gartens herbeizuführen; solche wurden auch an den Universitäten in Halle und Königsberg wie in Berlin von dem neuen Minister sofort durchgesetzt. Er hatte die Bewilligung von Zuschüssen auch für diese Zwecke wie für Kölner und Düsseldorfer Institute gefordert, indem er hierin das beste Mittel sah, den an verschiedenen Stellen sich regenden Eifersüchteleien gegen Bonn entgegenzutreten, für dessen neue Universität er und Schulze in diesen Monaten vor allem sich bemühten. Von vornherein sollte sie in würdigster Weise angelegt werden. Altenstein hatte erreicht, dass für sie ein jährlicher Staatszuschuss von über 80,000 Thalern festgesetzt war; diese und die für ihre erste Einrichtung besonders bewilligten Gelder ermöglichten es die ihr eingeräumten alten kurfürstlichen Schlösser in Bonn und Poppelsdorf in passender Weise für ihre Zwecke in Stand zu setzen, die nothwendigen wissenschaftlichen Hülfsmittel und geeignete Lehrkräfte schnell zu gewinnen. Um einen genügenden Grundstock für eine Bibliothek der neuen Universität zu beschaffen, wurden dieser die Büchersammlungen zweier aufgehobener rheinischer Lehranstalten überwiesen, der Duisburger Hochschule und der Wetzlarer Rechtsschule, und die des kurz zuvor gestorbenen Erlanger Philologen Harless angekauft; für die Naturwissenschaften, für die Altenstein sich besonders interessirte, war es werthvoll, dass es gelang die alte Leopoldinische Akademie nach Bonn zu verpflanzen, indem hierher ihr Präsident der Botaniker Nees von Esenbeck und dessen Adjunkt der Zoologe Goldfuss von Erlangen berufen wurden. Bald folgte ihnen von dort der ihnen nahe stehende Chemiker und Geolog Bischof; schon vorher war zur Vertretung der Chemie und Physik Kastner von Halle nach Bonn versetzt und Nöggerath, der als Assessor bei dem Bonner Oberbergamt angestellt war, zugleich zum Professor für Mineralogie ernannt; mathematische Vorlesungen wurden Diesterweg und von Münchow übertragen. Auf Letzteren hatte im Ministerium zuerst Schulze aufmerksam gemacht; ebenso brachte er als katholischen Philosophen den ihm aus dem Dalbergischen Kreis bekannten Windischmann in Vorschlag; neben diesem

hielten die Protestanten Calker und Delbrück im ersten Semester philosophische Vorträge. Ebenfalls schon in diesem wirkten als Historiker Ernst Moritz Arndt und Hüllmann und als classische Philologen Heinrich und Näke, deren Leitung auch das bereits im Februar 1819 errichtete philologische Seminar unterstellt wurde; ihnen trat dann im zweiten Semester F. G. Welcker zur Seite, der bereits früher von Wilhelm Humboldt warm für die rheinische Hochschule empfohlen war. Einen besonderen Glanz verlieh es dieser, dass von ihrem Beginn an ihr August Wilhelm Schlegel seine Lehrthätigkeit widmete; durch seine Vorträge über indische Sprache und Literatur wurde eine bis dahin überhaupt auf den deutschen Universitäten nicht vertretene Disciplin hier zuerst eingebürgert.

Nicht ganz so schnell als für die philosophische gelang es für die anderen Facultäten geeignete Lehrkräfte zu gewinnen; doch wurde auch schon 1818 von Juristen Mittermaier und von Medicinern Harless berufen und bereits im folgenden Jahr begannen dann neben ihnen Mackeldey, Karl Welcker und Walter juristische und Mayer, Nasse, Stein und Walther medicinische Vorlesungen zu halten. Von den beiden theologischen Facultäten, die hier wie in Breslau gleichberechtigt neben einander wirken sollten, wurde zuerst die evangelische organisirt. Allerdings liess Twesten, der im Sommer 1818 einen Ruf nach Bonn erhalten und angenommen hatte, sich bestimmen in Kiel zu bleiben, wo er bisher thätig gewesen war; dagegen wurden schon 1818 Lücke und Sack und 1819 Augusti und Gieseler an der neuen Universität angestellt. Von katholischen Theologen suchte das Ministerium Hermes zu gewinnen; als er diesem Ruf zunächst nicht folgte, stellte Altenstein dem Staatskanzler vor, keine Berufung würde von so durchgreifender Wirkung sein als die von Sailer: sie würde den Charakter der ganzen Facultät entscheiden. Doch zweifelte der Minister, ob die Professur in Bonn an und für sich Reiz genug für Sailer hätte seinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen; eher möchte er wohl, wenn man ihm die einflussreiche Stellung eines Bischofs der zu bildenden Kölner Diöcese anböte, sich

dazu entschliessen, bis er mit dieser bekleidet würde, die Professur anzunehmen, und die Universität würde schon ausserordentlich dabei gewinnen, wenn er letztere auch nicht lange verwaltete. Hardenberg, der schon früher in gleichem Sinn sich geäussert hatte, ging bereitwillig auf Altensteins Vorschlag ein, zu diesem Zweck mit Sailer zu unterhandeln; wirklich bot er diesem im August 1818 die erste Professur der Theologie auf der neuen Hochschule und das Directorat der Seminarien der Rheinprovinzen an und versprach ihm dabei zugleich die Erhöhung zum Bischof von Köln; ganz von Sailers freiem Willen sollte es abhängen, ob er dann die Professur beibehalten oder einem anderen von ihm selbst zu bezeichnenden würdigen Mann überlassen wolle, der in seinem Geist leben und lehren würde. Sailer aber konnte selbst einem ihm so weit entgegenkommenden Antrag gegenüber sich nicht entschliessen Baiern zu verlassen. 1820 führten dagegen die Bemühungen des Ministeriums bei Hermes zu dem erwünschten Ziele; Ostern dieses Jahres eröffnete er seine reiche Wirksamkeit in der Facultät, in der schon vorher Gratz, Seber und Schulzes ehemaliger Coblenzer College Schwartz zu lehren begonnen hatten*).

Das Verdienst des Ministeriums, das in solcher Weise verhältnissmässig schnell die Universität begründete, recht zu würdigen ist nur möglich bei einem Blick auf die Schwierigkeiten, welche sich gleich in seinen Anfängen ihm entgegenstellten. Solche wurden ihm einmal durch die Vertreter der Finanzverwaltung bereitet, welche Altensteins Geldforderungen

*) S. über die Anfänge von Bonn die 1819—1821 im Auftrag des akademischen Senats von Delbrück, Lücke und Münchow herausgegebenen vier Hefte des ersten und einzigen Bands des Jahrbuchs der Preussischen Rhein-Universität, den Aufsatz von Schaarschmidt im Archiv für Landeskunde der preussischen Monarchie II (1858) 205ff., die Artikel über die genannten Professoren in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Grulich über die Bibliothek der Leopoldina im Centralblatt für Bibliothekswesen II, 203ff., Kekulé, Welcker S. 150ff., Bachmann, Hengstenberg I, 23ff., Hoffmann von Fallersleben, Erinnerungen I, 159ff. 235ff., Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten S. 135ff. und Sybels mehrerwähnte Rede. Den schon von ihm benutzten Akten des Geheimen Staatsarchivs konnte auch ich einige Ergänzungen zu den bisherigen Darstellungen entnehmen.

bei dem Finanzzustand des Staats für unerfüllbar erklärten. Altenstein führte dagegen aus, dass was für das wahre Bedürfniss des Unterrichtswesens noch im laufenden Jahre verwandt werden solle, im Verhältniss zu der ganzen Lage und allen Ressourcen des preussischen Staates unbedeutend, jeder Aufschub in der Ausführung der von ihm geplanten Massregeln aber höchst nachtheilig sei, da oft durch eine Kleinigkeit, welche fehle, der ganze Zusammenhang gestört und das Ganze verkrüppelt werden könne. Er hatte sich damals der Unterstützung Hardenbergs zu erfreuen und drang daher im Wesentlichen mit seinen Forderungen durch; die mannigfachsten Hemmnisse aber erwuchsen seinen Bestrebungen daraus, dass er immer auf das Neue mit Bedenken und Einsprachen der Leiter der preussischen Finanzen zu ringen hatte. Sie hatten damals nur zu gute Gründe für ihr Drängen auf möglichste Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung, und wenn Altenstein es vortrefflich verstand solchen Bedenken gegenüber bei Hardenberg das stärkere Gewicht der von ihm vertretenen Interessen zur Geltung zu bringen, so war doch nicht immer die Art seines Verkehrs mit anderen hohen Beamten geeignet schwierige Geschäfte zu erleichtern. Sulpiz Boisserée fand, als er mit dem „philosophischen Minister“ in Schlangenbad zusammentraf, dass dieser in ein stilles Waldthal besser passe als unter die staubigen von Wagengeräusch dröhnenden Berliner Linden*); auch Eylert versichert, dass Altenstein sich in ruhiger Abgeschiedenheit am wohlsten fühlte, unter seinen Blumen in seinem Landsitz in Schöneberg oder auf seinem Weinberg bei Werder. Hier arbeitete er auch am liebsten; es hing damit zusammen, dass er oft der mündlichen Discussion mit seinen Collegen eine schriftliche Erörterung vorzog, die nicht jedem derselben immer erwünscht war. Wie Schulze bemerkt, wusste Altenstein in Randbemerkungen zu Tausenden von Aktenstücken mit wenigen fragmentarischen Notizen treffend den entscheidenden Punkt hervorzuheben und war leicht verständlich für denjenigen, der mit seinem Ideengang vertraut war; aber natürlich fand der

*) S. das mehrerwähnte Buch über Sulpiz Boisserée I, 441.

Minister nicht überall solches Vertrautsein und Verständniss und zwar um so weniger, da er auch nach dem Urtheil seines ihn bewundernden Raths etwas Schwerfälliges in seiner Darstellung hatte und erst im Alter grössere Leichtigkeit des schriftlichen Ausdrucks gewann. Mit den unter einander sehr verschiedenen Leitern der Finanzen stiess er oft zusammen und ganz besonders häufig mit dem genialsten unter ihnen, dem kühnen Finanzminister Motz; dessen Nachfolger Maassen zollte er hohe Achtung, aber gegen den wirksamsten Rath desselben empfand er, wie Schulze berichtet, entschiedene Abneigung; so erschwerten sachliche und persönliche Verhältnisse das Einvernehmen zwischen dem Finanz- und dem Unterrichts-Ministerium.

Noch weniger befriedigend gestalteten sich die Beziehungen des letzteren zu dem Ministerium des Inneren. Schuckmann fühlte sich persönlich gekränkt dadurch, dass ihm die Leitung des Cultus und Unterrichts entzogen war, und wandte sich deshalb mit einer Klage an den König; dieser versicherte ihn darauf der Fortdauer des Vertrauens*), aber zwischen beiden Collegen kam es zu fortdauernden Reibungen, die an Stärke und Gefährlichkeit zunahmen, da ihre Ansichten über die allgemeine politische Lage und namentlich über die mit Rücksicht auf sie den Lehr- und Erziehungsanstalten gegenüber zu treffenden Massregeln weit auseinander gingen. Zur Erörterung dieser Fragen hatte das unmittelbar vor Altensteins Amtsantritt am 18. October 1817 gefeierte Wartburgfest der deutschen Studenten besonderen Anlass gegeben. Auch Altenstein wies in seinen Ausführungen vom Mai 1818 darauf hin, dass hier und in anderen Vorfällen des akademischen Lebens Erscheinungen sich gezeigt hätten, die beobachtet und geleitet werden müssten. Seiner Meinung nach waren dieselben zwar für einen Kenner des Ganges der Zeit weder befremdend noch erschreckend; aber sie dienten eine den Universitäten ungünstige Stimmung in einflussreichen Kreisen zu fördern. Die Aufstellung eines allgemeinen

*) Vgl. ausser der Schrift von Lüttwitz über Schuckmann (S. 37) des Letzteren Brief an F. v. Raumer vom 11. Nov. 1817 in dessen Lebenserinnerungen und Briefwechsel II, 76 und Eylert I, 198 f.

Plans für die Vervollkommnung des Unterrichtswesens schien Altenstein auch deshalb zweckmässig, weil er glaubte dadurch am besten den Aeusserungen höchst beschränkter und gemeiner Ansichten entgegentreten zu können, welche ein völliges Verkennen des Werthes höherer Bildung bewiesen, ja diese „wohl gar als Abweg verschrieen, der zu politischen Unordnungen, religiösen Ketzereien, Vernachlässigung des Brodstudiums führe“. Wirklich hatte ja nun der König seinen Vorschlägen zugestimmt und ihm befohlen und ermöglicht namentlich bald alle Vorkehrungen zur Errichtung der Hochschule am Rhein zu treffen; aber noch war dieselbe nicht eröffnet, als die Schrift eines der an sie berufenen Professoren neue Klagen und Angriffe gegen deutsche Akademiker veranlasste und selbst die Vollendung der in den letzten Monaten so eifrig betriebenen Universitätsgründung in Frage stellte. Durch die scharfen Worte, in denen Arndt in dem eben damals erschienenen vierten Theil seines Geists der Zeit seinen Besorgnissen über reactionäre Bestrebungen Ausdruck gab, wurde der König so sehr verstimmt, dass er, als ihm auf seiner Reise zum Achener Congress in Bonn eine Dankadresse für die Errichtung der Hochschule überreicht wurde, jeden Dank mit den Worten ablehnte, die Universität sei ja noch gar nicht organisirt. Solms-Laubach, der als Oberpräsident der Provinz, zu der Bonn gehörte, zum Curator der neuen Hochschule bestimmt war, stellte am 8. October dem Staatskanzler vor dass durch diese Antwort des Königs im Publicum Zweifel angeregt seien, ob überhaupt die Lehranstalt in Bonn gegründet würde; zu ihrer Beseitigung hielt er eine baldige officielle Erklärung für nöthig, in der namentlich bestimmt auch der Termin der Eröffnung der Vorlesungen angegeben würde. Von ihm und Hüllmann, der bei der Organisation der neuen Hochschule hülfreiche Hand geleistet hat und deshalb später auch zu ihrem ersten Rector ernannt ist, wurden Schulze ähnliche beunruhigende Mittheilungen gemacht, als er Mitte October nach Achen reiste, und als er dort am 17. Nachmittags eingetroffen war, erfuhr er, dass der König Altenstein wenig freundlich empfangen und besonders wegen Arndts Berufung getadelt hatte. Nun war gerade diese Be-

rufung nicht aus der Initiative der Unterrichtsverwaltung hervorgegangen; Hardenberg hatte dadurch seine Hochschätzung von Arndts „durch Wort und That so schön ausgesprochenen und an den Tag gelegten trefflichen Gesinnungen öffentlich bezeugen und ihn auf eine ehrenvolle Art im Angesicht des Vaterlands belohnen“ wollen, in der Hoffnung, dass sein „schönes Streben, in die jungen Gemüther die frommen Keime einer religiösen Ansicht der Geschichte, der Tugend, Wahrheit, des Rechtes und der heiligen Vaterlandsliebe zu pflanzen“ die für dies bedeutungsvolle Geschäft der historischen Erziehung an einer so wichtigen Lehranstalt getroffene Wahl rechtfertigen werde. Bei aufrichtiger Anerkennung der patriotischen Verdienste Arndts hatte Schulze doch an den „überschwänglichen“ Worten, mit denen der neue Professor in dem an ihn gerichteten von Koreff concipirten Schreiben des Staatskanzlers gepriesen war, Anstoss genommen; auf seinen Vorschlag hatte der Unterrichtsminister daher nur eine den üblichen geschäftlichen Formen entsprechende Mittheilung Arndt über seine Berufung zugehen lassen: schon deshalb waren die Vorwürfe nicht begründet, die dieser Sache wegen Altenstein erfuhr. Um so mehr war er berechtigt Hardenbergs Unterstützung in Anspruch zu nehmen und dieser erklärte sich denn auch bereit am folgenden Morgen dem König noch einen Vortrag über die Angelegenheit der Universität zu halten und dabei zu beantragen, dass deren ungesäumte Eröffnung sofort vom König öffentlich angeordnet werde. Um seinen Vorstellungen Erfolg zu sichern, schien es wünschenswerth, dass der König schon vorher milder gegen Arndt gestimmt würde; zu diesem Zweck wurden dessen geistliche Lieder von Schulze, der sie zufällig bei sich hatte, durch Vermittelung des Grafen Solms-Laubach dem Fürsten Wittgenstein zugestellt, der damals einen leider nur zu grossen Einfluss auf den König übte; vor allem aber kam es natürlich auf sofortige Entwerfung der Aktenstücke an, deren Unterzeichnung schon am folgenden Tage gewünscht wurde. Schulze übernahm es diese Arbeit in der Nacht vom 17. auf den 18. October zu erledigen und überbrachte wirklich Morgens um 7 Uhr dem

Minister das Concept des an Hardenberg gerichteten Cabinetsbefehls, in welchem die königliche Unterzeichnung der Stiftungsurkunde der Universität verkündigt wurde, dieser Urkunde selbst und eines Reglements, nach welchem bis zur Publication definitiver Statuten die Form der akademischen Geschäfte und die Verhältnisse der zur Universität gehörigen Personen geordnet werden sollten*). Entsprechend den früheren Erklärungen wurde in dem Cabinetsbefehl ausdrücklich die Zustimmung des Königs zu dem von Altenstein hinsichtlich des Bildungswesens aufgestellten Plan verkündet; im Zusammenhang mit diesen „für die Grundlage aller wahren Kraft des Staats und die gesammte Wohlfahrt der Unterthanen höchst wichtigen“ Bestrebungen sei auch die Gründung und würdige Ausstattung der neuen ungesäumt zu eröffnenden Universität beschlossen, von der mit Zuversicht erwartet werde, dass sie „wahre Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte bei der studirenden Jugend fördere und dadurch auch die Anhänglichkeit der westlichen Provinzen an den preussischen Staat je länger je mehr befestige“. Die Stiftungsurkunde, in welcher zunächst in gleichem Sinn die Aufgabe der Universität bezeichnet wurde, bestimmte zu deren Sitz Bonn, „da dieser Ort nach sorgfältiger Prüfung ganz vorzüglich gut dazu gelegen“, überwies ihr die Schlösser in Bonn und Poppelsdorf nebst Zubehör und erklärte, dass jede der fünf Facultäten, von denen die beiden theologischen an Rang einander gleich sein und jährlich im Vortritt mit einander wechseln sollten, mit einer zu vollständiger Ausfüllung der in ihrem Gebiet liegenden Fächer nöthigen Anzahl ordentlicher und ausserordentlicher Professoren zu versehen und immer besetzt zu erhalten sei. Wie in Breslau sollte auch hier in der philosophischen Facultät immer ein ordentlicher Professor der Philosophie von katholischer Confession neben einem ordentlichen Professor der Philosophie von evangelischer Confession wirken, ausserdem aber, sagt § 5. der Stiftungsurkunde ausdrücklich, in keiner Facultät, die beiden theologischen ausgenommen, auf die

*) Diese drei Aktenstücke sind an der Spitze des Jahrbuchs der preussischen Rhein-Universität, die beiden ersten auch bei Koch, Die preussischen Universitäten I, 172 ff. abgedruckt.

Confession der anzustellenden Lehrer Rücksicht genommen werden. Nach denselben Grundsätzen wie auf den übrigen preussischen Universitäten sollten das Lehrwesen, die Disciplin und Rechtspflege auf der neuen Hochschule eingerichtet werden; den von ihr zu ertheilenden akademischen Graden und Würden wurden die gleichen Rechte und Prärogative wie den von den übrigen Universitäten verliehenen beigelegt, ebenso ihren Professoren und Beamten, ihrem Vermögen, ihren Einkünften und Stiftungen die gleichen Vorzüge wie denjenigen der älteren Hochschulen zugesichert. Mit den so von Schulze concipirten Actenstücken begab sich Hardenberg noch vor der Feier, die zur Erinnerung der Schlacht bei Leipzig gehalten wurde, zum König; dieser genehmigte und unterzeichnete sie und schon bald nach 9 Uhr Morgens waren sie wieder in Schulzes Händen, so dass sie noch am 18. October durch den Druck veröffentlicht werden konnten. Drei Tage darauf publicirte der Minister das ebenfalls von Schulze entworfene Reglement. Ungesäumt wurden nicht nur viele der eingeleiteten Berufungen zu officiellem Abschluss gebracht, sondern auch die Vorlesungen wirklich eröffnet.

Als „bleibendes Denkmal der Anwesenheit Friedrich Wilhelms III. in den Rheinlanden“ ward so die neue Hochschule gegründet; aber gerade während dieses Aufenthalts wurden dem Könige auch neue Anklagen gegen die deutschen Universitäten von den einflussreichsten Staatsmännern vorgetragen, mit denen er damals in Achen verhandelte. Oft hatte früher Metternich mit Schrecken die Hinneigung des russischen Kaisers zu den Vorkämpfern nationaler oder liberaler Bestrebungen beobachtet; um so mehr erfreute ihn, dass der Czar jetzt sich zu dem „Grundprincip der Erhaltung der Ruhe“ und des Kampfs gegen alle Störer derselben bekehrt hatte und hierfür auf dem Congress durch die Vertheilung der Denkschrift eines jungen Walachen Stourdza eintrat, welche eine Revolution in Deutschland in nächste Aussicht stellte, die Universitäten als Förderer einer solchen verdächtigte und strenge Massregeln gegen sie forderte. Um für die gleichen Anschauungen und ein ihnen entsprechendes Handeln Friedrich Wilhelm III. zu gewinnen, schrieb der österreichische

Grenzlinie des Guten und Bösen anzugeben und verwerflich und empörend, meinte er, würde es sein das Gute mit dem Bösen zusammenzuwerfen und so sich gegen alle diese Zwecke und nicht bloss ihre Entartung erklären zu wollen. Grosse Vorsicht erfordere es, nicht den Schuldigen mit dem Unschuldigen, den Verführer mit dem Verführten zu verwechseln und nicht ohne Veranlassung Verdacht zu hegen. Um keinen Preis wollte er sich zum Werkzeug einer Politik des allgemeinen Misstrauens machen lassen. „Ich halte es, sagte er, für die grösste Sünde, die Zeit rückwärts stellen oder nur aufhalten zu wollen; allein für Pflicht halte ich es dahin zu wirken, dass nicht Bosheit oder Unverstand die Uhr willkürlich verrücke und dadurch Verwirrung veranlasse.“ Er forderte deshalb, dass die Regierung die guten Zwecke kräftig unterstütze, alles, was zur Ertheilung einer angemessenen ständischen Verfassung, zur Verbesserung der Verwaltung und zur Entwicklung der höchsten geistigen Kraft diene, lebhaft unterstütze und gleichzeitig jede Entartung und alles, was dazu führen könne, öffentlich scharf missbillige und streng ahnde. Nicht durch einzelne herausgerissene Massregeln, führte er aus, sei eine gute Wirkung zu erzielen: solche erbitterten nur, gäben den Anstrich der Furchtsamkeit und höben den Grund des Tadels nicht. Nur indem man das Gute grossartig und mit Vertrauen befördere, lasse das Schlechte sich ernstlich angreifen. Grosse Anstalten für Volksbildung erlaubten Strenge gegen jeden Versuch der Verbildung. In diesem Sinne, schlug Altenstein nun vor, möge der König sich dem Staatsministerium gegenüber aussprechen, von den höchsten Behörden verlangen, dass sie mit gutem Beispiel vorausgingen und sich sorgfältig vor allem bewahrten, was zur Entartung führe, auf Entfernung des Parteigeistes und aller Heftigkeit in ihren Verhandlungen bestehen und ihnen zugleich die Mittel zur Erreichung der erstrebten Zwecke an die Hand geben. Das von ihm geleitete Departement sollte dabei besonders auf die Entartungen der Bildung der Jugend aufmerksam gemacht werden. Es würde eine nicht zu beweisende und nur Empörung weckende Beschuldigung sein, wenn man ausspräche,

dass durch manches in der Erziehung beabsichtigt würde, Revolutionsmänner zu bilden; allein unfraglich nachtheilig wirke die Anweisung der Jugend zur Rohheit, die Einflössung eines Dünkels, als sei sie besser, und die Lösung der Zucht; unmöglich könne sie Tüchtiges lernen, wenn sie zugleich am politischen Leben und Treiben Theil nehme, und dies habe daher die Unterrichtsverwaltung zu hindern. Gleichzeitig könnten, meinte Altenstein, auch einzelne Beispiele der Missbilligung und Ahndung solcher Entartungen gegeben werden; aber sehr bestimmt schärfte er dabei schliesslich nochmals ein, dass nicht Misstrauen die Wachsamkeit leiten dürfe.

Erregter als er war der König über die „Entartungen“ der Zeit; er hatte wenig Verständniss für das eigenthümliche Leben der deutschen Universitäten, ihrer Lehrer und Zöglinge; entschieden fühlte er sich durch deren ungebundenes Wesen und politisches Treiben abgestossen. Er liess deshalb genaue Nachforschungen nach den Theilnehmern an dem Wartburgfest anstellen, befahl gegen das Verbindungswesen einzuschreiten und die Turnanstalten zu beaufsichtigen und erklärte, er sei entschlossen jede Universität aufzuheben, „auf welcher der Geist der Zügellosigkeit nicht zu vertilgen“ sei. Doch blieben verständige Vorstellungen, wie sie namentlich auch sein treuer Freund Witzleben ihm machte, nicht ohne Eindruck auf ihn. Bestimmt war dieser im Anfang des Jahres 1818 den weitgehenden Verdächtigungen und Befürchtungen revolutionärer Umtriebe, die dem König vorgetragen waren, entgegengetreten; wenn er hinsichtlich des Erziehungswesens empfahl, vor allem das Augenmerk auf eine solide wissenschaftliche Bildung der jungen Leute zu wenden, deren „schiefe anmassende Urtheile über Gegenstände, von welchen sie kaum die Schalen kennen“, auch ihm gründlich zuwider waren, und den Wunsch aussprach, dass „die jungen Altdeutschen, wenn sie den guten Vorfahren etwas nachmachen wollten, statt der langen Haare lieber das tiefere Wissen wählten, was unter denselben wohnte“, so leuchtet ein, dass es Altensteins und nicht Metternichs Standpunkt war, den er vertrat. Dass nun auch nach dem Achener Congress der

König zunächst nicht nach den österreichisch-russischen Rathschlägen, sondern in dem von Altenstein bezeichneten Sinn zu handeln geneigt war, bewies die am 11. Januar 1819 von ihm an das Staatsministerium gerichtete Cabinetsordre**), in welcher er neben seinen ernsten Besorgnissen über die Vermehrung des Geistes der Unruhe und das „leidenschaftliche Verfolgen unbestimmter Ziele" zugleich seine Absicht bekundete, eine angemessene ständische Verfassung zu verleihen und eine Verbesserung der Verwaltung herbeizuführen und die Minister zu Vorschlägen aufforderte, wie für die Bewahrung der Jugend vor zu früher Theilnahme am öffentlichen Leben und für ein zweckmässiges Pressgesetz zu sorgen sei. Altenstein, der in seiner Antwort vom 1. März diese offene Aussprache des Königs über die Zeitverhältnisse als sehr vortheilhaft bezeichnete, betonte hier nochmals, dass das Uebel in der Tiefe anzufassen und namentlich durch zweckmässige Institutionen auf den Hochschulen gründliches Studium als Gegengewicht des flachen Treibens zu fördern und ein Universitätswesen zu schaffen sei, welches die Entartung ausschliesse. Für solche Bestrebungen denke er auch andere Regierungen zu interessiren, um so den Grund des Uebels auszurotten und die Möglichkeit erst zu begründen, dass ernstliche Massregeln gegen Verirrungen mit grösster Strenge genommen und wahrhaft wohlthätig werden könnten. Verkehrte, zu bekämpfende Bestrebungen waren auch nach seiner Ansicht in der Burschenschaft und im Turnwesen zu Tage getreten; besonders deutlich lassen seine Vorschläge hinsichtlich des letzteren den Unterschied seiner Anschauungen von denen Metternichs erkennen.

Der österreichische Staatskanzler sah in der „Turn-

*) S. Witzlebens Denkschrift vom 25. Januar 1818 bei Dorow, Job von Witzleben S. 93 ff.

**) Was Treitschke (in der deutschen Geschichte II, 492) über die Entstehung dieser Cabinetsordre bemerkt, lässt sich wohl nach den oben excerpirten Ausführungen Altensteins ergänzen und modificiren, die ihm wie meines Wissens bis jetzt überhaupt nicht bekannt geworden sind; gerade durch sie wird aber zugleich die von Treitschke ebenda vertretene Auffassung der Bedeutung dieser Ordre bestätigt.

anstalt die eigentliche Vorbereitungsschule zu dem Universitätsunfug“ und bezeichnete es deshalb als „Staatspflicht die ganze Anstalt in ihrer ganzen Form aufzuheben“. Dagegen legte Altenstein hohen Werth auf das Turnen als Förderungsmittel harmonischer Menschenbildung und der Wehrhaftigkeit der Nation*); gerade deshalb aber sollte seiner Ansicht nach das Turnwesen in das Ganze des Erziehungswesens eingepasst und strenge Zucht der Jugend dadurch nicht gestört, sondern erleichtert werden. Daher bedauerte er sehr, dass das Auftreten Jahns und einiger enthusiastischer Turnfreunde in Schlesien zu gefährlichen Reibungen Anlass gab; um „die aus den Schranken getretenen, übrigens zum Theil verdienstvollen Männer, die leidenschaftlich Partei genommen, zur Besinnung zu bringen“ und ähnliche Verirrungen an anderen Orten zu verhüten, wurde auf seinen Antrag im September 1818 die vorläufige Schliessung der Turnanstalten in Breslau und Liegnitz verfügt. Zugleich wurden die schlesischen Behörden aufgefordert sich darüber zu verantworten, dass Jahns Schüler Massmann, der bei dem Wartburgfest die von seinem Meister Jahn angeregte Bücherverbrennung in Scene gesetzt hatte, in Breslau als Lehrer zugelassen und gegen die Ausartung des Turnwesens Nachsicht geübt sei. Nicht auf die Unterdrückung der Turn-

*) In grossen Zügen hat Lange in seiner aus der Schmid'schen Encyclopädie in erweiterter Fassung 1863 abgedruckten Abhandlung über die Leibesübungen das „Werden und Wesen der Turnkunst in ihrer pädagogischen und culturhistorischen Bedeutung“, eingehend dann Euler nach gründlicher Erforschung der Einzelheiten die Conflicte der Jahre 1817—1819 in seiner Biographie Jahns geschildert; in den reichhaltigen Anmerkungen zu seinem Buch ist auch auf die frühere einschlagende Literatur hingewiesen. Ueber die Breslauer Turnfehde s. ausserdem namentlich die Artikel von Bach, Hase und Krampe in der deutschen Turnzeitung von 1864, 1865, 1868 und 1881; in dieser (Jahrg. 1865 S. 130) und bei Hirth, das gesammte Turnwesen S. XXXI sind Verzeichnisse der zahlreichen in dieser Angelegenheit erschienenen Schriften geliefert. Wie Euler boten auch mir die wichtigsten Aufklärungen die Akten des Cultusministeriums; Einiges konnte ich auch für diesen Abschnitt aus Schulzes Denkwürdigkeiten und seinen Briefen an Passow entnehmen.

anstalten war es dabei, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, abgesehen, „sondern auf ihre Zurückführung von Irrwegen und ihre Befreiung von Auswüchsen, um das an ihnen zu retten und erhalten, was wahrhaft gut und wohlthätig, und diesem eine reinere und freiere Wirksamkeit zu sichern“. Auch die Oberpräsidenten der andern Provinzen wurden auf diese Bedeutung der getroffenen Massregel hingewiesen, damit voreiligen Besorgnissen vorgebeugt und die Turnanstalten sowohl als die Behörden veranlasst würden, „den richtigen Weg zu behaupten oder wieder einzuschlagen, auf welchem allein das Turnwesen in Zusammenhang mit dem ganzen Erziehungswesen Werth haben und befördert werden“ könne. Altenstein täuschte sich nicht über die Schwierigkeiten, welche einer Neuordnung des Turnwesens nach solchen Grundsätzen begegneten und über die mannigfachen Klagen, welche eine Durchführung derselben hervorrufen würde; es ist nicht möglich, schrieb er an Süvern, in dieser Sache einen geraden richtigen Gang zu gehen ohne von beiden Extremen verunglimpft zu werden; doch liess er sich dadurch nicht irren und fand in der That für seine Ansichten, die auch von andern hervorragenden Leitern des Schul- und des Heerwesens*) getheilt wurden, zunächst auch noch nach dem Achener Congress die Zustimmung des Königs. In der Cabinetsordre vom 11. Januar 1819 sprach auch dieser sich dahin aus, dass die Turnübungen in einen gesetzlichen und ihrem eigentlichen Zweck angemessenen Zusammenhang mit den übrigen Theilen des öffentlichen Unterrichts und der Volksbildung gebracht und von den bisher bemerkten falschen Neigungen, Auswüchsen und Uebertreibungen gereinigt werden sollten; nur nach einem, dieser Absicht entsprechenden, bestimmten Plane wollte der König die Uebungen im neuen Jahr wieder beginnen sehen. Mit der Ausarbeitung von Vorschlägen für einen solchen Plan

*) S. besonders Eulers ausführliche Mittheilungen aus Bernhardis Bericht von 1818 in seinem Leben Jahns S. 544 ff. Gneisenau äusserte eben damals in zwei Briefen nach Schlesien, dass die Turnkunst seines Erachtens nicht die Herrin, sondern die Dienerin des Erziehungswesens sein sollte. S. Gneisenaus Leben V, 362 ff.

und für die besonderen in Schlesien zu ergreifenden Massregeln wurde im Ministerium Schulze beauftragt.

Er hatte schon in Coblenz sich für die Turnübungen interessirt. In Verfügungen des Coblenzer Consistoriums im Sommer 1818 waren sie von ihm als öffentlicher Lehrgegenstand für die Gymnasiasten bezeichnet; allerdings war dabei hinzugefügt, dass diese keineswegs gegen ihren Willen und die Absicht ihrer Eltern zur Theilnahme an denselben gezwungen werden sollten. Besser als am Rhein fand Schulze dann in Berlin den Boden geeignet und bereitet für das Turnen; er lernte hier auch Jahn nach seinen Vorzügen und Schwächen persönlich kennen. Von diesem zur Feier der Schlacht an der Katzbach auf dem Turnplatz in der Hasenhaide eingeladen, bemerkte er „leider, dass Jahn eitler war, als er selbst wusste“, im Zusammenhang damit aber auch, dass „alle Leute irrten, die hinter ihm und seinem Treiben versteckte Pläne suchten“. Entschieden verurtheilte er in einem Brief, den er im November 1818 aus Achen an seinen Freund Passow richtete, das Verhalten der Turnfeinde, aber auch manche Turnfreunde, setzte er hinzu, schadeten der guten Sache durch übertriebene Lobeserhebungen; Jahn selbst habe ihm zugegeben, dass das rechte Verhältniss, in welches das Turnen zu den übrigen Theilen des öffentlichen Unterrichts gestellt werden müsse, noch nicht gefunden sei. Die heiligste Pflicht der Turnfreunde schien ihm zu sein, dass sie höchstmögliche Besonnenheit übten; er empfahl daher auch Passow in einem Schreiben vom Januar 1819, dass er nicht in neue literarische Fehden über das Turnen sich einlasse. Er verkannte dabei nicht, wie schwer eine solche Zurückhaltung seinem Freunde durch die Aeusserungen seiner Gegner gemacht werde: alle privaten und amtlichen Mittheilungen, die ihm zugegangen waren, hatten Schulze in der Ueberzeugung bestärkt, dass deren Angriffe gegen das Turnen übertrieben und falsch seien; wie er dieses zu fördern bestrebt war, indem er an den Grundsätzen festhielt, die in den oben angeführten Schreiben Altensteins aus dem Herbst 1818 ausgesprochen waren, zeigen die Berichtsentwürfe, die er im März 1819

dem Ministerium vorlegte. Er hob hier hervor, dass nach Ausweis der Akten das Turnen sich in Breslau und Liegnitz nicht nur während früherer Jahre, sondern selbst noch im Anfang des Jahres 1818 in den Schranken der Ordnung gehalten habe, bis leidenschaftliche und befangene Beförderer und Gegner des Turnwesens sich mannigfaltiger Uebertreibungen und Unbesonnenheiten schuldig gemacht und Unordnungen veranlasst hätten. Diese seien weder so unmerklich gewesen, wie sie dem Consistorium in Breslau, noch so besorglich, wie sie der Regierung in Liegnitz erschienen wären; die Behörden und Personen, die in entgegengesetzter Richtung gefehlt, seien zurechtzuweisen; nachdem aber durch Ernst und Strenge der Behandlung allen Uebertreibungen und falschen Richtungen des Turnwesens in den beiden schlesischen Städten vorgebeugt sei, gab Schulze anheim, die Wiedereröffnung der beiden geschlossenen Turnanstalten unter der Bedingung zu gestatten, dass die Localbehörden fortan sorgfältigste Aufsicht übten. Gegen diesen Schlussantrag wies Süvern auf den eben jetzt vom König erlassenen Befehl hin, nach welchem die Turnübungen in dem neuen Jahr nur nach einem Plan vorgenommen werden sollten, der sie dem gesammten Unterrichtswesen gehörig unterordne und in ein richtigeres Verhältniss zu diesem setze; unter ausdrücklicher Berufung auf diesen königlichen Befehl wurde auch Jahn vom Ministerium aufgefordert, die Ankündigung, die er hinsichtlich der Wiedereröffnung seines Turnplatzes für den Sommer 1819 erlassen hatte, zurückzunehmen und die bisherigen Theilnehmer der Turnübungen auf die neuen Anordnungen zu verweisen. Nachdrücklich wurde dabei auch hier ausgesprochen, dass nicht eine Schliessung der Turnplätze, sondern eine Sicherung des Turnwesens vor falschen Richtungen beabsichtigt sei, und der baldige Erlass der erforderlichen Bestimmungen in Aussicht gestellt.

In der That hatte Schulze, schon ehe er dies Schreiben an Jahn am 15. März entwerfen musste, auch seinen hierauf bezüglichen Bericht fertig gestellt und gleich im Eingang desselben den doppelten hohen Werth der Turnübungen unter den Verhältnissen der Gegenwart betont. Den gesteigerten Anforde-

rungen an die geistige Bildung gegenüber erscheine, bemerkte er, ein Gegengewicht nothwendig, auch folge aus dem Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht die Nothwendigkeit der Wehrhaftigkeit und um diese zu erlangen und der Jugend einen starken und gewandten Körper anzubilden und sie zur Führung der Waffen und zur Ertragung der Kriegsbeschwerden geschickt zu machen, seien Vorbereitungen und Uebungen erforderlich. Einer Anregung Süverns folgend gab Schulze dann diesen Bemerkungen eine noch präcisere Fassung und verband mit ihnen namentlich einen Hinweis auf die Förderung des Gemeinsinns durch die Turnübungen wie durch die allgemeine Wehrpflicht; durch sie könne, sagte er, „die Scheidewand aufgehoben werden, welche die Geburt, der Stand und das Glück zwischen den einzelnen Staatsbürgern gezogen“ und „ein jeder lerne solche Unterschiede vergessend das Vaterland und seine Beziehung zu demselben lebendig zu fühlen und zu erkennen und sich und seinen Willen dem gesetzmässigen Dienst für das Ganze unterzuordnen“. Es verdient Beachtung, dass, wie Süvern ausdrücklich hervorhebt, bei diesen Verhandlungen zuerst Altenstein die „gewiss sehr richtige Ansicht aufgestellt hatte, dass die Turnanstalten auch insofern ein Vorbild und eine Vorschule für den Kriegsdienst werden sollten, als sie den innigen Verein der geistigen und körperlichen, der wissenschaftlichen und Berufsbildung und die Gemeinschaftlichkeit der Jugend aller Stände für den Dienst des Staats und seines Königs darstellten, welche sich weiterhin im Militär in höherem Grade ausbilde und praktisch wirksam werde“. Hatte er 1810 sich gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erklärt, weil er von ihr eine Zerstörung der Cultur befürchtete und zudem nicht glaubte, „dass dem Militärwesen mit den höheren Ständen gedient sei“*), so war er offenbar durch die grossen Ereignisse der seitdem verflossenen Zeit von der Richtigkeit der Ansicht Scharnhorsts überzeugt, die er damals bestritten hatte. Scharnhorsts und Steins Anschauungen entsprach es, wenn jetzt das Unterrichtsministerium forderte, das Turnen

*) S. Lehmann, Knesebeck und Schön S. 275. Scharnhorst II, 334.

als einen nothwendigen Theil der Volksbildung förmlich anzuerkennen. Um dasselbe dabei zugleich in das Ganze des Erziehungswesens so einzupassen, dass ihm „eine zwar würdige, aber immer nur untergeordnete Stellung zum Ganzen des öffentlichen Unterrichts gegeben“ werde, schlug der Bericht vor, mit jedem Gymnasium, jeder höheren Stadtschule, jedem Schullehrer-Seminar und ebenso auch mit jeder Universität eine Turnanstalt zu verbinden und die Aufsicht über die Turnübungen, an denen die Theilname der Jugend nicht erzwungen, aber soviel wie möglich befördert werden sollte, den Vorständen der genannten Institute zu übertragen und keine Turnanstalt zu dulden, die nicht ihre Verbindung mit einer oder einigen bestimmten öffentlichen Schulen nachweisen könne. Unter Umständen schien es nämlich zweckmässig, für mehrere Schulen in derselben Stadt eine gemeinschaftliche Turnanstalt einzurichten; noch mehr Gründe sprachen für eine gemeinsame Benutzung desselben Turnplatzes namentlich bei Turnfesten, wie sie jährlich am Geburtstag des Königs und an den Tagen der Siege bei Leipzig und Belle-Alliance und des ersten Einzugs der Verbündeten in Paris begangen werden sollten. Für den Fall einer solchen Einrichtung einer gemeinschaftlichen Turnanstalt sollten sämmtliche Directoren der betheiligten Schulen, sonst der Director und zwei Lehrer der betreffenden Anstalt zusammen mit drei Vätern der den Turnplatz besuchenden Jugend und drei andern geachteten und hierzu geeigneten Bürgern einen Turnrath bilden, welcher auch über die Aufnahme nicht zu den betreffenden Schulen gehöriger Knaben und Jünglinge zu entscheiden und alles, was in seinen Kräften stände, zur Beförderung des Turnwesens und zur Verhütung jeglicher Ausartung desselben zu thun hätte. Ueberall war bei den vorgeschlagenen Bestimmungen darauf gesehen, dass sie zugleich diesen beiden Zwecken dienten: deshalb war die Unterordnung des Turnraths unter die Localschulbehörde und die Bildung einer Oberaufsichtsbehörde für sämmtliche Turnanstalten eines Regierungsbezirks aus dem Regierungspräsidenten, den Schulräthen und dem Medicinalrath, deshalb für die Zukunft die Uebertragung des Turnunterrichts nicht an

einen besonderen Turnlehrer, sondern an einen auch sonst an der betreffenden Schule thätigen Lehrer und im Zusammenhang damit die Entschädigung der Männer in Aussicht genommen, welche „bisher aus Privatmitteln Turnanstalten errichtet und sich dem Turnunterricht gewidmet haben, bei der neuen Organisation aber etwa nicht eine angemessene Stellung erhalten könnten“, wobei Jahns Verdienste ausdrückliche Anerkennung fanden; deshalb sollten auch „Turnfahrten nur insoweit erlaubt werden, als sie den öffentlichen Unterricht nicht unterbrechen und überhaupt nichts befördern, was auf die Ordnung der Schule und die Zucht der Jugend einen nachtheiligen Einfluss gewinnen könnte“. Entsprechend diesen Bestimmungen sollte eine Turnordnung, welche im Einzelnen die Turnübungen, die Turnzeit und Turntracht, die Turnspiele und Turnfahrten regelte, durch eine aus erfahrenen Pädagogen, Aerzten und praktischen Turnlehrern zusammenzusetzende Commission unverzüglich ausgearbeitet werden.

Auf diese Weise hoffte man im Ministerium eine Lösung der bedeutungsvollen Aufgabe zu finden, die auch den König befriedigt, auch seine Besorgnisse zum Schweigen gebracht hätte; leider kam der Immediatbericht vom 25. März in unglücklichster Stunde zu seiner Kenntniss: gleichzeitig mit ihm erhielt er die Nachricht von Kotzebues Ermordung. Durch diese Blutthat des Burschenschafters und Turners Sand schienen ihm die Klagen, die ihm über das gefährliche und verbrecherische Treiben der deutschen Jacobiner auf den Turnplätzen und Universitäten vorgetragen waren, bestätigt zu werden; geschäftig trug Wittgenstein ihm die Aeusserungen aus diesen Kreisen zu, in denen nach Görres' bezeichnendem Wort bei der Missbilligung der That ihre Motive gebilligt wurden, und wusste dadurch wirklich jetzt den König den Plänen Metternichs geneigt zu stimmen. Diese Aenderung in den Anschauungen des Monarchen beeinflusste sofort seine Antworten auf die Berichte des Cultusministeriums in der Turnsache. Hinsichtlich der schlesischen Verhältnisse billigte er das Vorgehen der Liegnitzer Regierung und erklärte deren Klagen über die Turner, welche dem Ministerium als zu besorglich erschienen waren, für „keines-

wegs übertrieben"; schon früher hatte er in einer Cabinetsordre vom 7. April Altenstein dahin beschieden, er finde es ganz und gar nicht angemessen, das Turnen, wie in dem Berichte vom 25. März vorgeschlagen war, für einen nothwendigen Theil der Volksbildung zu erklären, die Jugend durch ihre Lehrer zur Theilnahme aufzufordern, die Turnanstalten auf Kosten des Staats zu vermehren, Turnfeste und Turnfahrten anzuordnen. Solche Anordnungen und Einrichtungen würden nur die Einbildung von der hohen Wichtigkeit des Turnens für Staatszwecke unterstützen, während dasselbe als blosse Leibesübung wie Reiten, Fechten, Schwimmen aufzufassen sei. Da unter solcher Beschränkung diese Cabinetsordre immerhin das Turnen auch ferner gestattete und die Verbindung sämmtlicher bestehender Turnanstalten mit einer oder mehrerer an demselben befindlichen öffentlichen Schulen als eine vollkommen richtige Massregel bezeichnete, wurde nun im Ministerium eine dieser Weisung entsprechende Turnordnung ausgearbeitet und noch im Laufe des April dem König vorgelegt. Er hatte ausdrücklich ihre Durchsicht vor ihrem Erlass sich vorbehalten, obgleich er sie, auch wenn sie ihm sachlich unbedenklich erschiene, nicht als ein von ihm sanctionirtes Staatsgesetz, sondern nur als ministerielle Verfügung publicirt sehen wollte. Da dann aber sein Misstrauen gegen das Turnen immer mehr erweckt wurde, konnte er sich nicht entschliessen, dasselbe irgendwie, sei es nun auch nur in so beschränkter Weise zu fördern. Das Ministerium brachte bei dem Staatskanzler diese wichtige Angelegenheit noch mehrmals auf das Dringendste in Erinnerung; da ihm der gewünschte Bescheid nicht zuging, musste es im Juli auf Vorstellungen von Sack und Schön, welche die Wiedereröffnung von Turnübungen in den von ihnen geleiteten Provinzen beantragten, erwidern, es könne sich dazu nicht ermächtigt halten; dabei wurde hinzugefügt, ganz unbedenklich erscheine es dem Ministerium, den Directoren und Vorstehern der Gymnasien und übrigen Erziehungsanstalten zu eröffnen, dass sie der Jugend die allgemeinen Leibesübungen, nur nicht im Geist und in der Form der untersagten Turnübungen gestatten könnten, und den Ober-

präsidenten überlassen das deshalb Erforderliche anzuordnen. In derselben Zeit, als Schulze dieses Schreiben entwarf, wurde von der Polizei angezeigt, Jahn sei verhaftet und hoch gravirt, denn wie festgestellt sei, habe er öffentlich behauptet, „dass die von ihm vormals gegen die auswärtigen Zwingherrn empfohlenen Mittel gegen die inwärtigen Zwingherrn gelten müssten". Zu diesem Satz ist in den Akten des Unterrichtsministeriums ein grosses Fragezeichen gemacht; wie unhaltbar in der That die Behauptungen des Directors der Polizei über Jahn waren, ist durch den Ausgang der langwierigen Untersuchung festgestellt. Den König aber hatten sie in seiner misstrauischen Stimmung bestärkt; sie sind deshalb nicht nur für Jahn persönlich, auch für die von ihm vertretene Sache verhängnissvoll geworden. Im November 1819 befahl eine Cabinetsordre, „dass von Polizei wegen das Turnwesen sorgfältig beobachtet" werden sollte; im Januar 1820 wurden vom Minister des Innern die Regierungen angewiesen „nachdrücklich darauf zu halten, dass alles Turnen schlechterdings unterbleibe, da es Seiner Majestät ernstlicher Wille, dass das Turnwesen ganz aufhöre", und da trotzdem an mehreren Orten die Hoffnung auf Wiederherstellung der Turnübungen im Hinblick auf die hierfür errichteten und noch vorhandenen Turngerüste sich regte, wurde im März 1820 verfügt diese baldmöglichst wegzuschaffen*).

Nicht allein aber auf die geplante Beförderung des Turnens als eines wesentlichen Theils der Volksbildung musste das Unterrichtsministerium verzichten; den höchsten von ihm gepflegten Anstalten brachte die Angst vor demagogischen Umtrieben, welche nach den Attentaten von 1819 die meisten deutschen Fürsten und namentlich auch den preussischen König ergriff, schwere Kränkung und Schädigung. Metternich schrieb sofort nach den ersten Nachrichten, die ihm in Rom über Kotzebues Ermordung zukamen, er werde sorgen „der Sache die beste Folge zu geben, die möglichste

*) S. die Erlasse vom November 1819 und vom Januar und März 1820 in den von Kamptz herausgegebenen Annalen III (1819), 955 und IV (1820), 51 ff.

Partie aus ihr zu ziehen und in dieser Sorge nicht lau vorgehen“*) und erliess dann noch im April eine Instruction an den österreichischen Gesandten beim Bundestag, um durch diesen eine „Regulirung des deutschen Universitätswesens“ in seinem Sinne durchzusetzen. Allerdings fand er dann zunächst auf diesem Wege mannigfache Schwierigkeiten; klar zeigte Eichhorn, der damals im preussischen auswärtigen Amt den Vortrag über die deutschen Angelegenheiten hatte, wie bedenklich es sei, die im Wesentlichen gesunden, historisch entwickelten Institutionen der deutschen Hochschulen nach den österreichischen Vorschlägen abzuändern; aber während die darauf bezüglichen Verhandlungen beim Bundestag sich in die Länge zogen, bestimmten Metternichs Gesinnungsgenossen in Preussen den König seine Genehmigung zu polizeilichen Massregeln zu geben, die nur zu begreifliches Aergerniss erregten. Schon vor dem Frühjahr 1819 hatte Fürst Wittgenstein das Misstrauen des Monarchen gegen alle liberalen Bestrebungen wach zu rufen sich beeifert; mit besserem Erfolg setzte er, wie schon erwähnt, seine Bemühungen seit den Attentaten dieses Jahres fort, durch welche nach seiner Behauptung nun die Richtigkeit seiner und der Prophezeihungen seines österreichischen Freundes und Meisters bewiesen war. Hatte er auch im Januar 1819 auf die officielle Leitung der Polizei verzichtet, da damals das 1814 unter seiner Direction eingerichtete Polizeiministerium aufgehoben und dessen Geschäfte dem Ministerium des Innern zugewiesen waren, so war dadurch sein Einfluss nicht verringert: indem er that, als habe er keinen, übte er, wie Altenstein bemerkte**), insgeheim einen leider nur zu grossen; zudem war sein treuer Gehülfe bei der Aufspürung demagogischer Umtriebe, der frühere Director in seinem Ministerium, Karl Albert von Kamptz bei dessen Auflösung zum Director der Polizeiabtheilung im Ministerium des Innern ernannt. Dieser Sohn eines alten mecklenburgischen Adelsgeschlechts hatte noch

*) S. Metternichs Brief an Gentz vom 9. April 1819. (Aus Metternichs Papieren III, 227.)

**) S. Düntzers Einleitung zu seiner Ausgabe des Briefwechsels Goethes mit Schultz S. 75.

geringeres Verständniss als sein Landsmann und Vorgesetzter Schuckmann für den sittlichen und vaterländischen Geist der Steinschen Reformen und für die hochfliegenden Gedanken und Hoffnungen der Jugend; seine Antipathie gegen die Vertreter solcher Tendenzen auf deutschen Hochschulen, die ihm Ruhe und Ordnung zu stören schienen, war durch das Gefühl persönlicher Kränkung geschärft, seit bei dem Wartburgfest auch der von ihm herausgegebene Codex der Gensdarmerie verbrannt war. Mit fanatischem Eifer hatte er schon damals die Urheber dieses „Frevels gegen die öffentliche Ordnung und den Staat“ angegriffen und in gleich leidenschaftlicher Erregung erstattete er nun im Sommer 1819 dem Staatskanzler Bericht über eine angeblich von ihm entdeckte grosse Verschwörung, liess darüber sofort auch beängstigende Nachrichten in den Zeitungen veröffentlichen und stürzte sich auf die Personen und Papiere von Männern, die er für verdächtig hielt. Mit welcher lächerlichen Befangenheit und welcher brutalen Rohheit zugleich er und seine Agenten dabei vorgingen, zeigte besonders deutlich ihr Verfahren gegen hervorragende Lehrer der Bonner Hochschule, gegen Arndt und die Brüder Welcker: in denselben Julitagen, in denen in Berlin Jahns Verhaftung erfolgte, wurden deren sämmtliche Papiere gewaltsam in Beschlag genommen und dann aus dem Zusammenhang gerissene, meist missverstandene Notizen aus diesen als Belastungsmaterial gegen ihre Besitzer und deren Freunde verwerthet, bis schliesslich die völlige Unhaltbarkeit der gegen sie erhobenen Anklagen sich herausstellte. Nicht nur die Betroffenen und die ihnen nächst Stehenden protestirten gegen solches Verfahren; auch das Staatsministerium und das Kammergericht beantragten bei dem König die Einleitung gerichtlicher Untersuchung; er aber lehnte ihre Vorstellungen ab und auch als er sich entschloss andere Commissionen als die zuerst bestellte zur Leitung der Untersuchungen einzusetzen, behielt Kamptz den grössten Einfluss auf sie. Wohl hatte Metternich, als er Ende Juli 1819 in Teplitz mit Friedrich Wilhelm III. zusammenkam, Grund über die Wirkung zu frohlocken, die auf diesen Sands That und deren Folgen geübt hatten: der König und Hardenberg stimmten

hier den Vorschlägen des österreichischen Staatskanzlers zu, nach denen die Minister der bedeutenderen deutschen Höfe allgemein in Deutschland durchzuführende Massregeln zur Fesselung der Universitäten und der Presse verabreden sollten. Wirklich wurden schon im August solche Beschlüsse in Karlsbad gefasst und am 20. September deren Annahme durch die deutschen Bundestagsgesandten, die zum Theil von ihren Regierungen noch gar keine Instruction empfangen hatten, ohne jede weitere Berathung erzwungen.

Die Entrüstung über diese Beschlüsse und ihre Begründung, durch welche nach Dahlmanns hartem aber treffenden Wort „die deutschen Akademien und Professoren septembrisirt", wegen der Fehler Einzelner sie alle insgesammt verdächtigt und verfolgt und zugleich der Waffen der Vertheidigung beraubt wurden, theilten auch solche hervorragende Gelehrte und Staatsmänner, welche die Entartungen des Zeitgeistes nachdrücklich verurtheilt hatten. Nach dem Wartburgfest hatte Niemand schärfer als Niebuhr sich über die „Fratze" der Schriftenverbrennung und die Anmassungen kaum mannbarer Burschen geäussert, die ohne Einsicht und Erfahrung die Gesetzgeber spielen wollten, bei denen er Berufstreue, pflichtmässiges Lernen, edles gesittetes Betragen und die für die Jugend unerlässliche Bescheidenheit vermisste. Und als dann 1819 die Nachricht von Kotzebues Ermordung zu ihm nach Rom kam, überfiel ihn ein Grauen bei dieser „unsinnigen Verrücktheit" und dem, was man von Deutschland her hörte. „Ist denn, schrieb er damals in einem vertrauten Brief an seine Schwägerin, die Ansicht von dem, was Recht und Unrecht, erlaubt und abscheulich ist, so verdreht in Deutschland, dass sich für eine solche That Stimmen erheben können? Und übersieht man denn, auch abgesehen davon, die Folgen dieser unglücksschwangern That?" Aber ebenso bestimmt erklärte er sich gegen das Verfahren der deutschen Machthaber im Sommer 1819: völlig klar war ihm, dass „hier nicht Zwangsmassregeln helfen könnten, sondern eine Regierung, die durch Weisheit und Tugend die Bethörten beschäme und die Universitäten gewinne und versöhne". Bei keinem Unparteiischen konnten

seiner Ueberzeugung nach die Karlsbader Beschlüsse einen günstigen Eindruck machen. „Es ist so unsinnig als ungerecht, schrieb er genau einen Monat nach ihrer Annahme am Bundestag, zu strengen Zwangsmitteln gegen eine Secte, die man mit Gewalt zur Partei macht, zu schreiten, ohne sich selbst im allergeringsten zu reformiren, ohne eine einzige der gerechtesten Beschwerden abzustellen. Welches Leben ohne Liebe, ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Missmuth und Groll entsteht aus solchen Verhältnissen zwischen Unterthanen und Regierungen! Die Machthaber bei uns begreifen nicht, dass Preussen nur auf einer geistigen und moralischen Basis bestehen kann“*).

Die in diesen Worten ausgesprochenen Gedanken und Gefühle erfüllten auch die damaligen Leiter des preussischen Unterrichtswesens; auf das Schmerzlichste empfand Altenstein, dass von dem Weg, den er empfohlen, der König zu den Bahnen der Metternichschen Politik sich abgewandt hatte. Doch glaubte er, sich der bestimmten Entscheidung des Monarchen für die Karlsbader Beschlüsse fügen zu müssen; die Art, in der Wilhelm von Humboldt bei diesem Anlass im Staatsministerium den Staatskanzler bekämpfte, billigte er nicht. Arbeitete Humboldt auf dessen Sturz hin, so hielt Altenstein an Hardenberg fest; bedauerte er, dass dieser wie der

*) S. Niebuhrs oben angeführte Aeusserungen in den Lebensnachrichten über ihn II, 187. 397. 412. 417 f. und Dahlmanns Worte in Springers Biographie II, 178 f. Die eben hier S. 170 ff. excerpirte Rede Dahlmanns gegen die Karlsbader Beschlüsse ist in der Sammlung seiner Kleinen Schriften und Reden S. 121 ff. wieder abgedruckt, ebenda S. 133 ff. Dahlmanns Abhandlung von politischen Drangsalen aus den Kieler Beiträgen, in denen auch andere Artikel die Wirren und Schwierigkeiten jener Tage behandeln. Ausser Steins mit Recht oft citirten Briefen möchte ich unter den zeitgenössischen Aeusserungen über sie namentlich noch die mit den Niebuhrschen im Wesentlichen übereinstimmenden Urtheile Solgers hervorheben, der in seinem Briefwechsel „den albernen und leeren Eifer der meisten der Staats- und Weltverbesserer“ auf das Bestimmteste rügt, aber ebenfalls durchaus überzeugt war, dass „dergleichen doch durch solche Mittel niemals kurirt werden“ könne. S. seinen von Tieck und Raumer herausgegebenen Nachlass I, 725 ff.

König aus übertriebener Besorgniss vor demagogischen Umtrieben den bedenklichsten polizeilichen Massregeln zugestimmt hatte, so hoffte er, dass der Ausgang der angestellten Untersuchungen Beide aufklären und damit zugleich wieder zu wohlwollender Förderung der hohen Bildungsanstalten geneigt machen würde, für die zu arbeiten Altenstein stets als seine erste Aufgabe betrachtete. Er fürchtete sie zu schädigen, wenn er sich in schroffen Gegensatz zu den Leitern der preussischen Politik stellte oder, was gerade die leidenschaftlichen Demagogenverfolger wünschten, von seinem Posten zurücktrat; er glaubte viel Nützliches leisten und viel Schädliches abwenden zu können, wenn er auf diesem aushielt. Einigen Druck, sei er nur nicht ganz vernichtend, so tröstete er sich, ertrage die Wissenschaft wohl, ja sie gedeihe oft unter demselben gleich der Palme; echtes wissenschaftliches Streben und seine Vertreter zu fördern, hielten in der schwierigen Lage, in welche die Ereignisse des Jahres 1819 die ihrer Pflege anvertrauten Bildungsanstalten versetzt hatten, er und seine treuen Mitarbeiter nur um so mehr für ihre Pflicht.

Unter diesen konnte Schulze am wenigsten über das Thörichte und Gefährliche des Vorgehens Metternichs und seiner preussischen Helfer im Zweifel sein. Hatten doch er und sein Freund Passow nur in noch schärferer Ausprägung die gleichen nationalen Bildungsbestrebungen vertreten, derentwegen jetzt der feinsinnige Bonner Philologe Welcker verfolgt wurde, musste doch ihn die Verbindung von Dummheit und Fanatismus bei Kamptz' Agenten besonders frappiren, als sie gegen Gröben eine Untersuchung wegen eines Billets veranlassten, in dem er Görres vor einem „Ueberfall“ gewarnt hatte! Er hatte dadurch Frau Görres auf einen Besuch von Freunden, auf einen jener heiteren geselligen Ueberfälle vorbereiten wollen, die in dem Coblenzer Kreise oft veranstaltet waren, an denen auch Schulze mehrmals Theil genommen hatte; die Polizei aber hatte, trotzdem der Zettel vom 9. Mai 1816 datirt und bereits 1817 Gröben vom Rhein nach Schlesien versetzt war, angenommen, dieser habe dadurch 1819 Görres dazu geholfen, sich der ihm

drohenden Verhaftung zu entziehen. Schon im Herbst 1819 wurde auch Schulze persönlich wegen eines Gesprächs mit Karl August von Weimar verdächtigt. Während er im August und September die Landesschule in Pforta gründlich inspicirte und deren Verhältnisse neu ordnete, war er an einem freien Sonntag von dort nach Dornburg gefahren, wo damals seine alte Freundin Frau von Hopfgarten sich aufhielt, deren Leitung mit auf sein empfehlendes Zeugniss hin die Erbgrossherzogin ihre Töchter die Prinzessinnen Marie und Auguste anvertraut hatte. Schulze hatte seine Freundin gebeten, den ebenfalls dort anwesenden Grossherzog von seinem Besuch nicht in Kenntniss zu setzen; dennoch hatte sie denselben verrathen und Karl August darauf den Wunsch geäussert, den ihm seit lange bekannten hohen preussischen Beamten über die ihn damals aufregenden Untersuchungen der demagogischen Umtriebe zu sprechen. Da Schulze geglaubt hatte, dieser Aufforderung sich nicht entziehen zu dürfen, war er von dem Grossherzog mit den Worten empfangen: „Nun was macht Ihr denn in Berlin für tolles Zeug?“ In Erwiderung auf diese Frage hatte Schulze sich zu der Ansicht bekannt, dass hinter den leidenschaftlichen Aeusserungen der deutschen akademischen Jugend kein Hochverrath zu wittern sei und deshalb auch die mit so grossem Geräusch angekündigten und begonnenen Untersuchungen ohne fassbares Ergebniss bleiben würden. Durch seine Erörterungen hatte er in der That seine Absicht erreicht, den Grossherzog etwas zu beruhigen; als aber in Berlin von dem vertraulichen Gespräch, bei dem nur noch Karl Augusts Schwiegertochter und zwei ihrer Hofdamen zugegen gewesen waren, doch etwas verlautete, wurden Altenstein schwere Vorhaltungen wegen dieses Besuchs seines vertrauten Rathes an dem Hofe des „Altburschen“, wie Metternich den verhassten Grossherzog nannte, gemacht; als Schulze nach seiner Rückkehr den verbreiteten falschen Nachrichten über seinen Aufenthalt und seine Aeusserungen in Dornburg die einfache Erzählung des wirklichen Hergangs entgegenstellte, wurde dadurch, wie er erzählt, „der Minister befriedigt, aber nicht beruhigt und entliess mich wie immer

wohlwollend freundlich. Er erkannte besser, als ich nur zu ahnen vermochte, die Umtriebe der gegen ihn und gegen die Räthe seines Vertrauens feindselig wirkenden Partei und die nachtheiligen Folgen, welche für meine amtliche Stellung aus der Allerhöchsten Orts gegen mich und meine politische Richtung angeregten Verdächtigung erwachsen könnten und mehrere Jahre hindurch auch wirklich erwachsen sind"*).

Beträchtliche Hindernisse bereiteten diese Verhältnisse Altenstein und Schulze bei ihren Bestrebungen; sie aber liessen sich dadurch nicht beirren, sondern arbeiteten unermüdlich weiter im Dienst der grossen Bildungsinteressen, die ihnen am Herzen lagen, eifrig und geschickt bemüht, die für die Universitäten heraufbeschworenen Gefahren abzuwenden oder zu mildern. In Halle war an Königs Ge-

*) Nach der oben benutzten Erzählung, die Schulze selbst in seinen Denkwürdigkeiten über seine Zusammenkunft mit Karl August und deren Folgen aufgezeichnet hat, sind die darauf bezüglichen Mittheilungen Varnhagens in den Blättern aus der preussischen Geschichte I, 83 f. zu berichtigen, die theilweise Correctur schon ebenda S. 97 gefunden haben. Ueber die gegen Gröben eingeleitete Untersuchung s. die im Leben Gneisenaus V, 405 ff. veröffentlichten Briefe von und an Gneisenau aus den ersten Monaten des Jahres 1820, die besonders klar dessen Anschauungen und Stellung erkennen lassen. Er befand sich danach „in stetem Widerspruch sowohl mit der Kamptzschen Partei als der der sogenannten Liberalen"; „das jacobinische Gesindel und die heftigen Verfolger hasste er gleich sehr"; „dass alle diese geheimen Insinuationen aus reiner Bosheit" geschähen, glaubte er nicht, vielmehr, „dass es die Furcht sei, die diese Menschen leitete, hie und da mit einer Mischung von Eigennutz oder Ehrgeiz". Hardenbergs Verfahren vertheidigte er; denn dieser habe „bei den vielen Angebereien der Nothwendigkeit sich nicht entziehen können etwas davon zu glauben und desfalls Untersuchungen zu verhängen". In der That zeigte Hardenberg sich Gneisenau und Gröben gegenüber frei von niedrigem Misstrauen und bemüht, Letzterem die ihm gebührende Genugthuung zu verschaffen; dass aber auch er von Wittgenstein beeinflusst wurde und die von den Demagogen drohende Gefahr höher schätzte, als sie in Wirklichkeit war, ist schon von Treitschke (D. G. II, 543) hervorgehoben und für die Richtigkeit dieses Urtheils sprechen auch Hardenbergs Briefe an Altenstein, die ich im Geh. Staatsarchiv einsehen konnte. Bereits im Februar 1818 äusserte Hardenberg, er sei überzeugt, dass Jahn ein höchst gefährlicher Mensch sei, und wünschte, dass er auf gute Art aus Berlin entfernt werde.

burtstag, am 3. August 1819, im Theater bei dem Gesang des Liedes: Heil Dir im Siegerkranz von einigen Studenten gezischt worden; die Polizei hatte nicht den Muth gehabt, im Theater einen der Ruhestörer zu ergreifen, dann aber nachträglich über die Sache nach Berlin berichtet, nachdem dieselbe in Halle bereits in Vergessenheit gerathen war. Der Vorfall hätte üble Folgen für die Universität nach sich ziehen können, wäre nicht durch Schulze, der persönlich in Halle genaue Erkundigungen einzog, festgestellt worden, dass wohl zwar die Haller Polizei und auch der damalige Prorector an der nöthigen Energie bei dieser Sache es hätten fehlen lassen, dass aber aus ihr ein Grund zu Bedenken und Massregeln gegen die Studentenschaft im Ganzen nicht zu entnehmen sei*). Gegen die Berliner Professoren hatte den König begreiflicher Weise besonders de Wettes Trostbrief an Sands Mutter eingenommen; trotz der Verwendung seiner Collegen wurde seine Entsetzung verfügt; als aber die Demagogenverfolger auch gegen den de Wette nahe befreundeten Schleiermacher sich wandten, trat für diesen das Ministerium energisch und erfolgreich ein**). Und wie der Universität Berlin ihr erster Theologe wurden vor allem durch Altensteins und Schulzes Bemühungen auch der rheinischen Hochschule die beiden bedeutendsten Gelehrten erhalten, deren Verlust ihr in Folge der Ereignisse von 1819 drohte. Allerdings musste Arndt seine Vorlesungen einstellen und durfte sie selbst

*) S. Schulzes Brief an Altenstein vom 30. August 1819. Seine Vorstellungen zu unterstützen diente wohl ein an demselben Tag von Nicolovius aus Weimar an den Minister gerichteter Brief; danach hatten auch ihm kurz zuvor in Halle alle Vorsteher der Universität erklärt, es sei nichts vorgefallen, was Stoff zu einer Untersuchung geben könne; schmerzlich hatte er dabei gefühlt, „wie immer tiefer störend das Misstrauen um sich greift und die gefürchteten Uebel vorbereitet".

**) Noch später erinnerte Nicolovius, wie ein Brief von ihm an Altenstein vom 23. Aug. 1828 zeigt, Schleiermachers Freunde daran, dass der Minister dessen „Schutz in grossen Gefahren gewesen sei". Einen charakteristischen Bericht eines Polizeiagenten, der mit der Ueberwachung von Schleiermachers Predigten beauftragt war, hat Treitschke in den Preussischen Jahrbüchern XLIV (1879), 1 f. veröffentlicht.

dann nicht wieder eröffnen, nachdem ihm mitgetheilt war, dass die lange und eifrig geführte Untersuchung gegen ihn nichts ergeben hatte; dagegen blieben die Brüder Welcker, deren Verfolgung zugleich mit der seinen unternommen war, in ihrer amtlichen Thätigkeit ungestört, und wenn auch der jüngere von ihnen, der Jurist Karl Theodor in begreiflicher Erbitterung bald einem Rufe an eine andere Universität folgte, so strebte der ältere, der Philolog Friedrich Gottlieb die ungerechte Kränkung, die er in seinem zartbesaiteten Gemüth auf das schmerzlichste empfand, nach den treffenden Worten seines Biographen „durch um so eifrigere Erfüllung seiner Pflichten gegen den preussischen Staat und seine Wissenschaft zu überwinden; und unvergängliches Lob, setzt Kekulé ausdrücklich hinzu, gebührt dem Minister von Altenstein, der ihn in diesem Streben fest und ruhig hielt und stützte“*). Dem Minister stand hierbei und ebenso auch bei ähnlichen Bemühungen um die Erhaltung August Wilhelm von Schlegels rathend und helfend Schulze zur Seite. Für den Eindruck, den die Verfolgung der Bonner Professoren und die Karlsbader Beschlüsse in den Kreisen deutscher Gelehrten und Schriftsteller machten, ist in hohem Grade bezeichnend, dass im December 1819 Schlegel, der gewiss zu politischen Demonstrationen wenig geneigt war, um seine Entlassung bat, „da die seit langer Zeit bestehenden Verhältnisse der Lehrer auf deutschen Hochschulen, im Vertrauen auf welche er sein Amt angetreten, nunmehr gänzlich verändert“ seien. „Es kostete mich Ueberwindung, schrieb er sechs Wochen später, im Januar 1820 an Schulze, ein solches Gesuch einem hochverehrten Gönner vorzutragen, von dem ich seit meiner Ernennung nur belohnende Anerkennungen, aufmunternde Beweise und Gewogenheit, gnädige Bewilligung meiner Wünsche empfangen hatte; auch wusste ich ja wohl, dass das, was uns drückt, nicht von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts herrührt, sondern durch eine Zusammenwirkung allgemeiner Einflüsse herbeigeführt worden ist. Ich verhehlte mir nicht, dass ich bedeutenden

*) Kekulé, Welckers Leben S. 170 f.

Vortheilen und einem Wirkungskreise entsagte, den ich, bis die Störungen eintraten, sehr angenehm gefunden hatte. Aber mir war schon seit geraumer Zeit unheimlich zu Muthe geworden und nach den letzten Vorfällen setzte sich bei mir die Ansicht fest, dass man nicht mehr mit Unbefangenheit und Heiterkeit als akademischer Lehrer auftreten könne und dass sich auch gar nicht voraussehen lasse, wann wieder ein günstiger Stern für die Universitäten, für die Gelehrten und Schriftsteller überhaupt aufgehen würde. Niemand springt gern zum Fenster hinaus, um der beengten Luft eines dumpfen Zimmers zu entgehen, aber es ist immer besser als zum Fenster hinausgeworfen zu werden, womit ja der Bundestagsbeschluss vom 20. September uns arme Professoren, Leute, die meistens kein Wasser trüben, insgesammt bedroht.“ Schlegel wandte sich nun an Schulze, den er persönlich in Bonn kennen gelernt hatte, weil er auf sein Gesuch ohne Antwort geblieben war. Altenstein hatte dasselbe absichtlich zunächst bei Seite gelegt in der Hoffnung einen Ausweg zu finden, durch den Schlegels Kraft doch Preussen erhalten werden könnte; als dazu nun Schlegels Schreiben die Aussicht eröffnete, indem er hier anregte, ob ihm nicht ein specieller wissenschaftlicher Auftrag, der ausserhalb des gewöhnlichen Kreises der akademischen Lehrämter läge, zur Förderung der indischen Studien in Deutschland gegeben werden könne, fand er sofort bereitwilliges Entgegenkommen bei dem Ministerium. Schulze rieth ihm in seiner Antwort sich vertraulich an Altenstein zu wenden und diesem seinen Wunsch um eine anderweitige Beschäftigung zu wiederholen. „Er wird dadurch die schicklichste Veranlassung erhalten auf dem amtlichen Wege Ihre Angelegenheit höheren oder vielmehr allerhöchsten Orts zu bevorworten und baldigst eine Entscheidung herbeizuführen, welche Ihnen angenehm und ihm erwünscht sein wird. In Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, scheint es mir nothwendiger als je, dass alle, die es redlich mit der Wissenschaft meinen, sich gegenseitig mit Vertrauen begegnen, damit sie Hand in Hand dem von Seiten der Regierungen gefassten Misstrauen gegen deutsche Bildungsanstalten und ihre Lehrer kräftig entgegenwirken und in die

trübe und verworrene Gegenwart Licht und Klarheit bringen können. Und Herr von Altenstein gehört wahrlich zu denen, welche der Wissenschaft mit reiner Liebe huldigen und eben deshalb einen um so tieferen Schmerz fühlen, wenn durch eine unglückliche Verkettung von Umständen Massregeln herbeigeführt werden, welche wenn auch nicht gegen die Wissenschaft gerichtet, dennoch den Freunden und Vertretern derselben lästig und unerfreulich sind. Aus dem festen Glauben, dass die Ungunst, welche die deutschen gelehrten Bildungsanstalten und ihre Lehrer neulich erfahren haben, nicht nur nicht von Dauer sein werde, sondern sich schon jetzt wieder in Gunst und Wohlwollen verkehrt habe, erwächst mir zugleich die Hoffnung, dass Ew. Hochwohlgeboren Ihren früheren Entschluss, den preussischen Staatsdienst zu verlassen nicht weiter verfolgen, sondern vielmehr auf die eben angedeutete Weise den Herrn von Altenstein in den Stand setzen werden, dem Staate einen Mann zu erhalten, um dessen Besitz er mit Grund beneidet wird"*).

Die Gesinnung, in welcher Altenstein und Schulze so einzelnen hervorragenden Professoren gegenüber gehandelt und sie dem preussischen Staat erhalten haben, bewährten sie auch bei der Ausführung der Anordnungen des Königs hinsichtlich einer allgemeinen Ueberwachung der preussischen Bildungsanstalten. Um sicherer von den Gymnasien politisch verdächtige Lehrer fern halten zu können, wurde gleichzeitig mit der Annahme der Karlsbader Beschlüsse die Bestimmung der 1817 erlassenen Dienstinstruction für die Provinzial-Consistorien, nach welcher diesen Behörden die Anstellung und Beförderung (resp. Bestätigung) der Lehrer an den gelehrten Schulen übertragen und von ihnen nur hinsichtlich der Directoren und oberen Lehrer die Genehmigung des Ministers einzuholen war, suspendirt und auch die Besetzung der niederen Stellen unmittelbar in die Hand des Ministers gelegt. Er musste wünschen, den König von seinem eifrigen Bestreben zu überzeugen, politische Agitationen in den

*) Die oben erwähnten Briefe Schlegels und Schulzes werden im 2. und 25. Band des Briefwechsels des Ersteren auf der Dresdener Bibliothek aufbewahrt.

Schulen zu verhüten; er wollte eben dadurch diese vor Massregeln, die sie schädigten und die Lehrer kränkten, und namentlich vor Eingriffen der Polizei bewahren, deren Leitern durch eine Cabinetsordre vom 12. November 1819 in dieser Rücksicht ein Einfluss auf die Anstellung und Ueberwachung der Lehrer eingeräumt wurde. Schon am 30. October hatte er deshalb durch ein nach seinen Angaben von Schulze entworfenes Circular-Rescript die sämmtlichen Oberpräsidenten aufgefordert, auf alle zweckdienliche Weise dahin zu wirken, dass alle Lehrer durch eine besonders strenge Besonnenheit in ihren Aeusserungen und durch die Tüchtigkeit der Bildung, zu welcher sie durch Lehre und Beispiel die Jugend führten, alles ausschlössen, was die Besorgnisse der Regierungen veranlasst, dass jede Einmischung der Politik in den Geschichtsunterricht vermieden und die Disciplin strenge gehandhabt würde. Nicht minder als die Bemerkungen über diese Grundsätze ist es für den Standpunkt Altensteins und Schulzes bezeichnend, dass ihnen „eine desfallsige öffentliche Bekanntmachung weder möglich noch nöthig“ erschien, „weil sie theils vielseitigen Missdeutungen unterliegen, theils gegen diejenigen Schulanstalten und Lehrer, welche tadellos und gesetzmässig gewirkt, ein unbegründetes und eben daher kränkendes Misstrauen verrathen würde“; es wurde daher der eigenen Beurtheilung der Oberpräsidenten anheimgestellt, nach den Bedürfnissen und Verhältnissen der einzelnen Schulanstalten und ihrer Lehrer das Erforderliche speciell zu veranlassen.

Von den unter einander so verschiedenen Oberpräsidenten aber sah keiner irgend welchen Grund zum Misstrauen gegen die Lehrer seiner Provinz vorliegen; ausdrücklich erklärten vielmehr die meisten von ihnen, dass nach ihrer genauen Kenntniss jede Besorgniss vor demagogischen Umtrieben der Lehrer unbegründet sei. Schön benutzte den Anlass, um in scharfen Worten sich gegen Massregeln auszusprechen, deren Sinn und Zweck das treue preussische Volk nicht zu deuten vermöge, „welche aber das Gefühl seiner nie gemissbrauchten gesetzlichen Freiheit ihm rauben und seine Unbefangenheit in der Beurtheilung der Handlungen seiner Regierung, bei

der allein nur Treue im vollen Sinne des Worts sein kann, vernichten. Eine Ermahnung an die Vorsteher und Lehrer der Schulanstalten, ihrem hohen Berufe treu zu bleiben, würde ihnen nur befremdend erscheinen, sie werden von selbst in dem Streben fortfahren, welches sie bis jetzt beseelte, und weder Schüler noch Lehrer werden von einem verderblichen Geiste angesteckt werden, so lange man sie nur der bisherigen allgemeinen Aufsicht unterwerfen lässt. In dem Augenblicke aber, da man ihnen das Schreckbild, welches sie bis jetzt für ein Phantom gehalten, als etwas Wirkliches hinstellt und durch Bewachen des Vortrages, durch Beschränkung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Deutung zu erkennen giebt, dass das Vertrauen aufgehört habe, dessen sie sich bisher erfreut, in dem Augenblicke wird, meiner Einsicht und Erfahrung nach, auch ein Widerstreben der unterdrückten Geistesfreiheit mit der Neigung, die Wächter zu täuschen und die angeordneten Massregeln durch allerlei Künste zu vereiteln, erwachen, und dies die Reinheit des Verhältnisses trüben, welches bisjetzt hier waltete, und welches das allein wohlthätige ist."

Durchaus mit ihm übereinstimmend berichtete Zerboni aus Posen, dass man hier überrascht worden, als Berliner Zeitungsartikel von demagogischen Umtrieben in Deutschland gesprochen; die allgemeine Meinung in Polen halte die Deutschen zu gewaltsamen Umwälzungen nicht geeignet, weil hierzu weniger Ueberlegung und raschere That gehöre. Einen andren feindlichen Genius galt es nach seinen Worten „hier zu bekämpfen: die Abneigung gegen die deutsche Herrschaft, den heissen Wunsch, mit den übrigen polnischen Provinzen wieder in eine Nation, ein Reich zusammen zu fliessen. Wir sind in der beklagenswerthen Verlegenheit, Gefühlen entgegenwirken zu müssen, die in eigener Brust genährt unsere Unabhängigkeit retteten. Als ich die Provinz übernahm, waren die Schulen weniger Anstalten des wissenschaftlichen Unterrichts, als Pflanzschulen des Hasses gegen Preussen." Da seiner Ueberzeugung nach von Gewaltmassregeln nichts zu erwarten, habe er veranlasst, dass die der „Regierung am meisten abholden Lehrer ohne Groll ausschieden", und ihnen

noch Gratificationen mit auf den Weg gegeben; nur langsam sei eine Besserung zu erzielen, da die Regierung sich selbst erst die geistlichen und weltlichen Lehrer für diese Provinz bilden müsse.

Auch Vincke erklärte, dass die Uebelstände, die sich bei den ihm unterstellten Schulen Westfalens zeigten, auf ganz andere Gründe zurückzuführen seien als auf eine tadelnswerthe Richtung einzelner Lehrer oder Anstalten in der durch die ministerielle Verfügung bemerkten Rücksicht. Sämmtliche Consistorialräthe seiner Provinz hatten die Frage, ob sie in dieser Beziehung an irgend einem Gymnasium derselben etwas zu rügen hätten, verneinend beantwortet. Vincke rühmte ausdrücklich den guten Geist, der in Hinsicht auf eine bürgerliche, ordentliche, bescheidene, lobenswerthe Sinnes- und Handlungsweise bei den Lehrern der höhern Unterrichtsanstalten im Allgemeinen herrsche. Bei der Besprechung der einzelnen Schulen hob er manches Tadelnswerthe hervor, meinte aber, den Lehrern sei viel mehr Mangel an Lebendigkeit zum Vorwurf zu machen als ein zu starkes Aufregen der Jugend. In Anknüpfung an den von Altenstein selbst im Circular-Rescript hinzugefügten Schlusssatz, in welchem auf des Königs liberale Bewilligung bedeutender Geldmittel für die höheren Lehranstalten hingewiesen war, wonach deren Leiter doppelt verpflichtet seien alles aufzubieten, damit die wohlthätigen Absichten des Königs zum Segen des Landes erfüllt würden, bat Vincke um die Beschaffung weiterer äusserer Hülfsmittel; ihrer bedürfe es, um den Schulen „einen entschiedenen, das Gute kräftig fördernden, die Ungebundenheit der Jugend durch ein ernstes Studium der Wissenschaften bezähmenden Charakter zu geben“ und dadurch die in der ministeriellen Verfügung empfohlenen Zwecke zu erreichen. Ein Mittel hierfür seien häufige Reisen der Räthe, solche seien aber nur dann erfolgreich, wenn dieselben nicht immer mit Klagen zu kämpfen hätten, sondern die Lehrer bei ihrer mühsamen Arbeit zufrieden sehen und dagegen von ihnen volle Hingebung für die ernste Ordnung der Schule und angestrengte kräftige Beschäftigung der Jugend fordern könnten.

Diese Antworten boten Altenstein und Schulze im Wesentlichen eine Bestätigung der von ihnen vertretenen Anschauungen und eine Unterstützung bei ihrem Verfahren; ausdrücklich sprachen sie ihr Einverständniss mit dem Vorgehen der Oberpräsidenten von Schlesien und Pommern aus. Merckel erliess eine Verfügung an die Rectoren sämmtlicher schlesischer Gymnasien, welche volles Vertrauen zu der Haltung der meisten Lehrer bekundete; diese Ueberzeugung, erklärte er, gereiche „in den jetzigen Zeiten, wo die allgemeinste Aufmerksamkeit auf die höheren Unterrichtsanstalten gerichtet ist und Besorgnisse über die Richtung und Erfolge der Jugendbildung laut ausgesprochen werden, zu grosser Beruhigung“; aus höherer Veranlassung aber und um nichts zu versäumen fühle er sich verpflichtet, auf die hauptsächlichsten Gesichtspunkte für das Benehmen der Lehrer, den Unterricht und die Disciplin ausdrücklich hinzuweisen. Nachdem er so die von ihm der ministeriellen Verfügung entnommenen Weisungen motivirt hatte, knüpfte er daran die Hoffnung, dass diese Andeutungen ihren Zweck nicht verfehlten, und bat die Directoren geeigneten Falls um Mittheilungen und um vertrauensvolles Entgegenkommen, das er jeder Zeit gern erwidern werde. Eine ähnliche Anweisung richtete Sack an die Directoren der pommerschen Gymnasien; noch bestimmter als Merckel sprach er sein festes wohlbegründetes Vertrauen aus, dass die Lehrer ihr vereintes Streben allein der Wissenschaft und ihrem Berufe zuwendeten und in der ihnen anvertrauten Jugend die Liebe zum König und das Gefühl für das Vaterland weckten und belebten ohne sie auf eine verkehrte Weise in das Gebiet der Politik hinüberzuziehen; irgend ein öffentlich angestellter Lehrer, der solches versucht, berichtete er dem Ministerium, sei weder ihm noch seinen Räthen bekannt. Da aber die Erinnerung an die Grundsätze des Unterrichts und der Disciplin immer an der Zeit, war auch er jetzt wie immer bereit, sie zu empfehlen, „überzeugt, dass die fromme Amtstreue der Lehrer, der Geist gründlichen Unterrichts und strenger Zucht die Jugend vor jeder Ueberspannung am sichersten bewahrt“. Er theilte deshalb den Directoren die Weisungen des Ministeriums mit

und überliess es ihnen, diese zur Kenntniss sämmtlicher oder bloss einzelner Lehrer zu bringen. Bei allen beauftragte er sie dahin zu wirken, dass ein jeder durch Gründlichkeit und Ernst des Unterrichts, durch eine feste, strenge, aber angemessene Disciplin und durch fromme Amtstreue das Beste seiner Schüler kräftig und thätig fördern helfe, machte ihnen aber ausdrücklich zur Pflicht, keinen Lehrer durch ungerechtes Misstrauen in seine Gesinnung, über welche Gott allein ein Urtheil zustehe, zu kränken oder von diesen amtlichen Mittheilungen anderen als den beabsichtigten Gebrauch zu machen. „Anhängliche treue Liebe zu dem angestammten König und zum Vaterland ist ein Grundzug im Charakter der Pommern und es ist alles daran gelegen, dass dieser Sinn auch der heranwachsenden Jugend sich ferner still und unbemerkt mittheile und dass alles entfernt werde, was ihr eine andere Richtung und Bildung geben kann, damit ein gegenseitiges herzliches Wohlmeinen und freies Vertrauen das feste Band bleibe, das den König und sein Volk umschlingt und unsere Schulen sich in jeder Beziehung als echt vaterländische Bildungsanstalten darstellen". Als Sack dem Ministerium dies Schreiben mittheilte, wurde in der von Schulze concipirten Erwiderung bemerkt, dasselbe erscheine den Umständen ganz angemessen und man zweifele nicht, „dass bei dem pflichtmässigen und lobenswerthen Geist, den die Lehrer der gelehrten Anstalten in Pommern bisher bethätigt, der Zweck jener Anweisung werde erreicht werden".

Durch diese übereinstimmende vertrauensvolle Haltung der sachkundigen obersten centralen und provinciellen Behörden*) ist von den preussischen Gymnasien die Gefahr abgewandt, welche auch sie nach den Karlsbader Beschlüssen bedrohte; grössere Schwierigkeiten bereiteten auch Altenstein und seinen

*) Die oben benutzte Correspondenz zwischen beiden wird in den Akten des Cultusministeriums U II G. n. 10 v. I aufbewahrt. Kurz hat auf sie Treitschke, Deutsche Gesch. III, 418 hingewiesen, der ebenda S. 387 einen Satz aus Zerbonis Schreiben abgedruckt und S. 436 die Cabinetsordre vom 12. Nov. 1819 an die Leiter der Polizei excerpirt hat. Altensteins Circular-Rescript vom 30. October 1819 veröffentlichte Neigebaur, Verordnungen über preussische Gymnasien n. 13 S. 74 ff.

Räthen deren Bestimmungen über die Universitäten. Sie erlebten die traurige Genugthuung, dass ihre Prophezeihungen über die üblen Folgen einer Politik des Misstrauens in Erfüllung gingen; wie Altenstein vorausgesagt hatte, riefen die daraus entsprungenen Massregeln nur Erbitterung hervor, ohne den Grund der Besorgnisse und des Tadels zu heben. Um sie durchzuführen war in Karlsbad die Einsetzung neuer Behörden für nöthig befunden; so wurde zugleich mit der Einführung der Censur*) und der Androhung grösster Strenge gegen alle Verbreiter „verderblicher der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger“ Lehren und gegen alle nicht autorisirte Verbindungen, insbesondere die allgemeine Burschenschaft, die Einsetzung einer Central-Untersuchungs-Commission und die Anstellung eines ausserordentlichen landesherrlichen Bevollmächtigten bei jeder Universität verfügt. Diesem wurde aufgegeben „über die strengste Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disciplinarvorschriften zu wachen, den Geist, in welchem die akademischen Lehrer bei ihren öffentlichen und Privatvorträgen verfahren, sorgfältig zu beobachten und demselben eine heilsame, auf die künftige Bestimmung der akademischen Jugend berechnete Richtung zu geben“. Er sollte hierzu mit „ausgedehnten Befugnissen“ und mit „zweckmässigen Instructionen“ versehen werden; aber bei der Ausarbeitung der letzteren musste auch Schuckmann, welcher keineswegs die principiellen Bedenken des Unterrichtsministeriums gegen die beschlossenen Massregeln theilte, zugestehen, wie schwierig es sei, auf diesem Weg das erstrebte Ziel zu erreichen. Er war mit Altenstein und Süvern darin einver-

*) Ueber die hierdurch veranlasste Störung der Fortsetzung des oben erwähnten Jahrbuchs der preussischen Rhein-Universität s. den ersten Jahrgang der N. F. der Chronik der Bonner Universität (1887) S. 174 ff., über die Einsetzung und Wirksamkeit der Mainzer Central-Untersuchungs-Commission namentlich die eingehende Darstellung von Ilse im ersten Buch seiner Geschichte der politischen Untersuchungen (Frankfurt 1860) S. 5—256. Hinsichtlich der Ausführung des für die Universitäten und das Ministerium Altenstein bedeutsamen Karlsbader Beschlusses, welcher die Ernennung der Regierungsbevollmächtigten vorschrieb, entnahm ich die im Folgenden gegebenen neuen Aufklärungen den Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs.

standen, dass es unmöglich sei, im Einzelnen vorzuschreiben, wie der Regierungsbevollmächtigte dem Geist der Vorträge der akademischen Lehrer eine heilsame Richtung geben solle und zwar, wie in dem betreffenden Karlsbader Beschluss ausgesprochen war, „ohne eine unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethoden"; alles, bemerkte er treffend, würde unter diesen Umständen auf den guten Willen bei der Ausführung ankommen. Um so wichtiger war deshalb die Wahl geeigneter Persönlichkeiten für dieses Amt; solche zu finden erschien aber nicht nur Altenstein, sondern auch dem Justizminister Kircheisen, der zu den Berathungen über diese Angelegenheit herangezogen war, so schwer, dass er erklärte, er wisse Niemand vorzuschlagen; nach seiner Ansicht müsse der Betreffende ein Mann von Ansehen, Umsicht und Erfahrung und zugleich von umfassender Gelehrsamkeit sein, um nicht in diesem gelehrten Zirkel verächtlich zu werden; welcher Mann aber, der solche Eigenschaften besitze, werde seine Carriere mit dieser gewiss ephemeren vertauschen wollen? Uebereinstimmend wiesen ferner Kircheisen, Schuckmann und Altenstein darauf hin, wie vielfach solche Regierungsbevollmächtigte mit den an den preussischen Universitäten wirkenden Curatoren sich berühren und Beide gegenseitig sich in ihrem Wirkungskreis kreuzen würden; da nun Bernstorff in Karlsbad durchgesetzt hatte, dass das Amt des Regierungsbevollmächtigten dem Curator der betreffenden Universität übertragen werden durfte, schlug Altenstein vor, an den Universitäten Königsberg, Breslau und Bonn, zu deren Curatoren nach §. 16 der am 30. April 1815 für die Einrichtung der Provinzialbehörden erlassenen Verordnung die Oberpräsidenten von Ostpreussen, Schlesien und Jülich-Cleve-Berg Auerswald, Merckel und Solms-Laubach ernannt waren, diese auch mit den Rechten und Pflichten des neuen Amts zu betrauen; an der Universität Berlin sollte nach seiner Ansicht eine gleiche Stelle dem Brandenburgischen Oberpräsidenten von Heydebreck überwiesen, in Greifswald der Kanzler der dortigen Universität Fürst Puttbus als Regierungsbevollmächtigter bestellt und in Halle als solcher der Geh. Bergrath von Witzleben, der

als Curator der Schule in Rossleben sich ausgezeichnet hatte, ernannt werden. Neben ihnen beantragte der Minister zu ihrer Hülfe einen Universitäts-Justitiarius an allen Hochschulen einzusetzen; er hatte schon früher in einem Schreiben an Bernstorff vom 17. Mai 1819 empfohlen, die Universitäten, denen die Handhabung der Disciplin und inneren Polizei belassen werden müsse, hierbei durch eigene Justizpersonen zu unterstützen. Eine solche Einrichtung erschien auch Schuckmann sehr zweckmässig, dagegen glaubte er, unmöglich könne man von den schon durch vielfache Geschäfte so sehr in Anspruch genommenen Oberpräsidenten eine so unausgesetzte persönliche Beobachtung der Universitäten verlangen, wie sie von den Regierungscommissarien gefordert werde; solle der betreffende Bundesbeschluss, der zunächst nur auf fünf Jahre gelten sollte, wirklich Erfolg haben, so bliebe daher nichts übrig, als die Oberpräsidenten „während der Dauer desselben von den Obliegenheiten des Curators zu dispensiren und diese dem Commissarius mit zu übertragen". Diesen Vorschlägen entsprachen die am 18. November 1819 erlassene Instruction für die Regierungsbevollmächtigten bei den preussischen Universitäten und das vom gleichen Tage datirte Reglement für die Verwaltung der akademischen Disciplin- und Polizeigewalt, welche danach hauptsächlich einem eignen an allen Universitäten anzustellenden Universitätsrichter übertragen wurden*). An demselben Tage wurden die drei genannten Oberpräsidenten von der Curatel über die Universitäten Königsberg, Breslau und Bonn entbunden und zu Regierungsbevollmächtigten an diesen Hochschulen der Regierungs-Chef-Präsident Baumann, der Geh. Rath Neumann und der Kreisdirector Rehfues, in Halle der von Altenstein vorgeschlagene Witzleben und in Berlin Staatsrath Schultz ernannt.

Sehr verschiedenartig waren die Persönlichkeiten und Anschauungen der so in dies neue Amt berufenen Männer; sehr verschieden gestaltete sich danach auch ihr Verhältniss zu den Hochschulen, deren Beaufsichtigung ihnen überwiesen

*) S. Gesetz-Sammlung 1819 S. 233 ff.

war, und zu dem ihnen vorgesetzten Ministerium. Durchweg in Uebereinstimmung mit diesem hat der Regierungsbevollmächtigte in Bonn, Philipp Joseph von Rehfues, nach dem Zeugniss eines „mit den Verhältnissen der rheinischen Hochschule von ihren Anfängen an durchaus vertrauten, intelligenten und höchst wahrheitsliebenden Mannes“, des langjährigen Vorstandes der Kuratorialkanzlei W. Thiel, „die in seine Hand gelegte ausserordentliche Gewalt der Ueberwachung der Studirenden und Professoren mit so viel Klugheit und so grosser Mässigung geübt, dass es seinen wohlwollenden Bestrebungen gelang den Druck einer auf das Misstrauen gegründeten Gesetzgebung, unter welchem die deutschen Universitäten seufzten, soweit es die Umstände gestatteten, möglichst zu mildern und weniger fühlbar zu machen“; als musterhaft haben Altenstein und Schulze seine Verwaltung gerühmt*). Er betrachtete als seine erste Amtspflicht und zugleich als persönliche Herzenssache die wohlwollende Förderung der Anstalt, für deren Verlegung nach Bonn und deren erste Einrichtung er so erfolgreich mitgewirkt hatte; alle Störungen und Gefahren, die ihre ruhige Entwickelung bedrohten, bestrebte er sich deshalb möglichst abzuwenden. Lebhaft erfreute es ihn, wenn die Unhaltbarkeit von Anklagen sich herausstellte, die gegen verdiente Lehrer erhoben waren; um zu verhindern, dass das Misstrauen des Königs gegen die neue Universität gesteigert würde, schritt er in ihrem und zugleich im Interesse der auf ihr studirenden Jünglinge mit väterlichen Mahnungen und energischen Massregeln ein, sobald er die Keime einer verdächtigen Verbindung sich bilden sah. Durch eine Cabinetsordre, die im Juli 1821 an die Regierungsbevollmächtigten gerichtet wurde, glaubte er besonders berechtigt und verpflichtet zu sein weitere Uebel in dieser Richtung nach Kräften zu verhüten, und wirklich gelang es ihm nach Altensteins Urtheil, das dieser 1822 in einem Be-

*) S. ihre und Thiels Aeusserungen über Rehfues in dessen Lebensbild, das im XVIII. Bande der Zeitschrift für preussische Geschichte 1881 veröffentlicht wurde, S. 204 ff. Ueber R.'s Verfahren gegen Studenten vgl. namentlich auch Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten S. 145, Bachmann, Hengstenberg I, 38 f. und Dubois-Reymond, Reden II, 153.

richt an den König äusserte, zu zeigen, „wie wohlthätig die Verfahrungsart, keine solche Verbindung festen Fuss fassen zu lassen, sondern sogleich die erste Spur zu verfolgen und die Verdächtigen unter gehöriger Verwarnung wegzuschaffen“.

Durchaus anders fasste der Regierungsbevollmächtigte in Berlin seine Pflicht und Stellung auf. Altenstein hatte auf gutes Einvernehmen mit ihm gehofft: hatte Schultz doch durch ihn mannigfache Förderung erfahren und mehrfach sein lebendiges Interesse für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen und deren Vertreter bewiesen. Wie mit Goethe stand er mit hervorragenden Lehrern der Berliner Universität, namentlich mit Savigny und Schleiermacher, in persönlichen freundschaftlichen Beziehungen. Der Minister rieth ihm diese auch nach dem Antritt seines neuen Amtes zu pflegen; Schultz aber glaubte, dass „gerade die Professoren, mit denen er in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte, in amtlicher Hinsicht am wenigsten sein Vertrauen behalten dürften“; denn nicht nur Schleiermachers, sondern auch Savignys politische Ansichten waren ihm hoch verdächtig. Er hatte schon bei der Beurtheilung des Publicandums von 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden den Glauben, „dass durch eine fein erdachte Constitution ein Staat an und für sich zum Heil gelangen könne“, für einen „gefährlichen Irrthum der neuesten afterphilosophischen Zeit“ erklärt; jede Mitwirkung des Volkes bei der Fortentwicklung des staatlichen Lebens hielt er für ungehörig und verderblich. Die Erfahrungen der gährenden Zeit nach den Befreiungskriegen bestärkten ihn in seinem Misstrauen gegen alle populären Agitationen; nach den Karlsbader Beschlüssen zum Regierungsbevollmächtigten ernannt, glaubte er vor allem zu ihrer rücksichtslosen Durchführung, zur Aufspürung und Verfolgung aller Verdächtigen verpflichtet zu sein. Geschickt wusste Fürst Wittgenstein den Eifer des leidenschaftlichen Mannes zu stacheln, der auch in rein wissenschaftlichen Fragen einmal gefasste Ansichten bis zur äussersten Uebertreibung verfolgte, und auch durch nächstliegende Gegengründe nicht von ihnen abzubringen war. Schon früher hatte Schultz einen scharfen Tadel des Königs wegen unschicklicher Aeusserungen

und Verletzung des Gehorsams gegen seinen Vorgesetzten sich zugezogen; damals war er gegen Hardenberg als Anhänger Altensteins aufgetreten; die Erinnerung an die freundschaftlichen Beziehungen, die ihn mit diesem wie mit den genannten Berliner Professoren verbunden hatten, schien jetzt bei ihm wie ausgetilgt zu sein, so bald er bemerkte, dass sie seine Ansicht über die Gefährlichkeit der demagogischen Umtriebe in den deutschen akademischen Kreisen nicht theilten. So brach bald ein kleiner Krieg zwischen dem Berliner Senat und dem neuen Regierungsbevollmächtigten aus; Schleiermacher, der seine Ernennung zuerst mit Freuden begrüsst und selbst, nachdem der alte Freund ihm schroff entgegengetreten war, ihn noch zu vertheidigen gesucht hatte, musste schon 1820 bekennen, dass dies nicht mehr anginge, dass dieser Gewaltposten Schultz zur Versuchung und zum Strick geworden sei und ihm das Vertrauen aller Besseren entzogen habe*). Schultz aber wurde durch die Schwierigkeiten, auf die er bei seinen Bestrebungen stiess, nur noch mehr gegen diejenigen erbittert, bei denen er die begehrte Unterstützung nicht fand: nicht nur in den Berliner Professoren, auch in dem Universitätsrichter, der ihm zur Seite gestellt war, und dem ihm vorgesetzten Minister und dessen vertrautesten Räthen sah er fortan Förderer der Demagogen und hielt deshalb auch zu ihrer Bekämpfung sich verpflichtet. Noch im Februar 1819 hatte er seine Freude über die Berufung Schulzes und seinen Wunsch ausgesprochen, dass dessen Eifer volle reife Nahrung finden möge**); seitdem war nicht etwa eine persönliche Reibung zwischen Beiden erfolgt: Schulze sprach

*) S. die von Jacobi neuerdings herausgegebenen Briefe Schleiermachers an die Grafen Dohna S. 74. Andere Aeusserungen Schleiermachers über Schultz hat Düntzer in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Schultz S. 76 ff. zusammengestellt; hier ist ausführlich auch der Conflict zwischen letzterem und Altenstein geschildert. Zur Berichtigung und Ergänzung dieser Darstellung in manchen wichtigen Punkten befähigte mich die Durchsicht der einschlagenden Akten des Geheimen Staats-Archivs, namentlich der erst kürzlich dahin abgelieferten Akten aus dem Cabinet.

**) S. seinen Brief an Goethe vom 8. Februar 1819 bei Düntzer S. 187.

arglos dem neuen Regierungsbevollmächtigten nach dessen Ernennung seine besten Wünsche aus; er dachte nicht daran, dass dieser in seinem neuen Amte sich auch gegen ihn wenden würde. Als gegen sein Erwarten Schultz über Kollegen im Ministerium und über den Universitätsrichter zu klagen begann, weil sie es an Eifer in Verfolgung der Umtriebe fehlen liessen, rieth Schulze „sich aller schriftlichen Discussionen mit ihm zu enthalten, ihn vielmehr zu veranlassen seine Ansichten in einer Sitzung mündlich zu vertreten. Der Minister aber gab diesem Rathe aus schonender Rücksicht gegen den kränklichen, leidenschaftlichen, leicht erregbaren und für jeden Widerspruch unempfänglichen Mann leider kein Gehör"; so wurde dieser zu schriftlichen Auseinandersetzungen veranlasst, die ihn nur in seinem Gegensatz gegen die ihm vorgesetzte Behörde bestärkten. Mit Befriedigung sah Wittgenstein das Misstrauen und die Erbitterung von Schultz wachsen; im Unterrichtsministerium selbst hatte er nun in dem früheren Freund Altensteins den Gehülfen gefunden, mit dessen Unterstützung er hoffte eine Aenderung der Leitung des Unterrichtswesens nach seinen Wünschen durchsetzen zu können.

Den König für solche Pläne geneigt zu stimmen, bot der Troppauer Congress ihm eine neue Gelegenheit. Er war dort Friedrich Wilhelm III. stets zur Seite; mit diesem verkehrte nun auf das Neue persönlich auch Metternich. Dessen und Wittgensteins Einfluss ist wohl in einer dort am 20. November 1820 erlassenen Cabinetsordre zu erkennen, welche die Ausarbeitung eines Plans über das ganze Unterrichtswesen und die Reinigung der Behörden, Schulen und Universitäten von gefährlichen Irrlehrern, Verführern oder Verführten anbefahl; zur Ermittelung der Verhältnisse in den Provinzen sollten Hardenbergs Vertrauter Koreff, der Bonner Theologe Augusti und Beckedorff Untersuchungsreisen unternehmen. Freilich wurden solche Reisen dann nicht ausgeführt; sie erschienen von vornherein Hardenberg bedenklich; zudem kam es eben in dieser Zeit zu Differenzen und bald darauf zum Bruch zwischen ihm und Koreff*) und der zweite

*) S. Koreffs Brief vom 20. December 1820 an Dorow in dessen Mittheilungen über Erlebtes aus den Jahren 1790—1827 IV, 243 ff. und

der Männer, die mit diesem Auftrag betraut werden sollten, Augusti wies darauf hin, dass dadurch das in Preussen zum Nutzen des Staats geförderte Ehrgefühl der Beamten und ihrer ordnungsmässig vorgesetzten Behörden verletzt werde, und erklärte sich selbst für untauglich zu einem solchen Geschäft. Aber um so eifriger bemühte sich nun Wittgenstein darum, dass möglichst bald das in der Cabinetsordre vom 20. November anbefohlene Gutachten über das preussische Unterrichtswesen in seinem Sinne ausgearbeitet würde. Beiträge zu einem solchen lieferte Beckedorff, der ihm unter den für die beabsichtigte Untersuchungscommission bestimmten Persönlichkeiten besonders nahe stand. 1778 geboren, hatte er in Jena und Göttingen Theologie und Medicin studirt, war dann 1811 Gouverneur des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg geworden und schon als solcher von Adam Müller wegen seiner „allervortrefflichsten Grundsätze" an Gentz empfohlen; nachdem er „edle und würdige Gesinnungen" nach Gentzscher Auffassung 1819 auch in einer Schrift „an die deutsche Jugend über der Leiche Kotzebues" bekannt hatte, war er ohne Vorwissen Altensteins zum Geheimen Ober-Regierungs-Rathe in dessen Ministerium ernannt und hier mit dem Referat über die Angelegenheiten des Volksschulwesens und der Lehrer-Seminare betraut, welche bisher auch von Schulze bearbeitet waren *). Einen Aufsatz

Varnhagen, Biographische Porträts 14 ff. Dass durch Koreffs Wirken Altenstein und Schulze manche Schwierigkeiten erwachsen waren, lässt sich schon nach Notizen in diesen beiden Büchern über den von ihnen sehr günstig beurtheilten Koreff annehmen; ausdrücklich sagt Schulze, dass die Verfügungen, die dieser in Hardenbergs Cabinet über Unterrichtsangelegenheiten entwarf, „unpraktisch und ohne Haltung waren, so dass der Minister sie nicht billigen konnte und mir fast zwei Jahre hindurch die undankbare Aufgabe blieb gegen solche Verfügungen Gegenvorstellungen auszuarbeiten, bei welchen der Staatskanzler sich in der Regel beruhigte".

*) S. über Beckedorff die in der Allgemeinen Deutschen Biographie II, 220 angeführten Schriften, namentlich Rosenthal, Convertitenbilder I, 368 ff. und die Aeusserungen von Müller und Gentz in deren Briefwechsel S. 256 f. u. 283 und in Gentz' Schreiben an Metternich vom 3. Juni 1819 (aus Metternichs Papieren III, 247). Ueber den Eindruck, den seine Anstellung im Altensteinschen Ministerium machte, vgl. auch den Brief von Gass an Schleiermacher vom 28. December 1820

dieses seines Gesinnungsgenossen übersandte nun Anfang December 1820 Wittgenstein an Schultz mit der dringenden Bitte, sich ebenfalls an der Ausarbeitung des Gutachtens über das Unterrichtswesen zu betheiligen; noch in demselben Monat setzte er durch, dass der König, wie Schultz gewünscht hatte, durch eine eigens hierzu erlassene geheime Cabinetsordre diesen, Beckedorff, den Bischof Eylert und den Consistorialrath Snethlage beauftragte ihre Ansichten über den gegenwärtigen Zustand des Schul- und Erziehungswesens in Preussen und über die zweckmässigsten und sichersten Massregeln zu dessen Verbesserung in einem Bericht darzulegen. Mit dem Entwurf dieses Berichts wurde von seinen Mitcommissaren Schultz betraut; im Februar 1821 wurde er durch Wittgensteins Vermittlung dem König eingereicht.

In ihm wurde das seit 1809 im preussischen Staate herrschende System des Schul- und Erziehungswesens, das von Fichte und Schleiermacher ausgegangen sei, als Grund des immer weiter um sich greifenden moralischen Verderbens bezeichnet und eine durchgreifende Umgestaltung für nothwendig erklärt. Als Hauptpunkte wurden dabei die Unterordnung der Schulen unter die Kirche, die strengste Bevormundung der eine selbständige Gesetzgebung und Verwaltung sich anmassenden Universitäten, auf welchen die theologische Facultät vor allem wieder einen unerschütterlichen Mittelpunkt der Lehre erhalten, die philosophische dagegen nur als vorbereitend gelten und unter die der übrigen in eigenen Unterabtheilungen zerfallen müsse, und endlich eine ganz andere Einrichtung der geistlichen Angelegenheiten gefordert. Solle auch die Freiheit wissenschaftlicher Forschung nicht beschränkt werden, so sei doch nicht zu gestatten, dass die Grundfesten der Kirche und des Staates durch Speculation und Kritik angegriffen und erschüttert würden; zu diesem Ende wurde vorgeschlagen, der geistigen Thätigkeit eine zweckmässig ablenkende nutzbringende Richtung zu geben, indem eifriger für die Beförderung der vernachlässigten prak-

in ihrem Briefwechsel S. 187, dem danach auch bereits „alle diese Dinge aus Troppau zu kommen schienen, wo man wohl einen neuen Anlauf gegen die Anforderungen der Zeit verabredet haben mag“.

tischen realen experimentalen Wissenschaften, der mechanischen und schönen Künste gesorgt werde. Weit und breit werde eine solche Veränderung Erhebung und Freude erwecken, da die wahrhafte Stimme des Volkes die aus dem herrschenden System folgende Entartung der Kinder mit Angst und Kummer wahrnehme und die Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe der Familien durch Festigkeit und Einigkeit im Glauben und in der Lehre fordre. Vergebens würden daher die Anhänger des bisherigen Systems das Geschrei zu erheben versuchen, dass es auf Verfinsterung und Unterdrückung des Strebens zum Besseren abgesehen sei; in Wahrheit gehe vielmehr deutlich die Absicht der gemachten Vorschläge nur dahin, die ungetrübte Erkenntniss der göttlichen Wahrheit dem Volke zu erhalten. Nach allem, was der König zur Beförderung geistiger Bildung durch Stiftung, Erweiterung und Vermehrung der Lehranstalten und ihrer Mittel gethan, könne es nicht missdeutet werden, wenn nunmehr endlich das geschehe, was nie hätte verabsäumt werden sollen, nämlich die Wirksamkeit dieser Anstalten zum wahren Wohl des Volkes und zu würdiger Erhebung des menschlichen Geistes in sicheren Wegen zu leiten und vor frevelndem Missbrauch zu bewahren.

Natürlich war für eine solche Neugestaltung eine Veränderung in der Zusammensetzung des Ministeriums nothwendig. Der von Schultz entworfenene Bericht verlangte demgemäss eine Beseitigung der Männer, welche das bisherige System aufrecht zu halten und die dagegen verordneten Massregeln unwirksam zu machen suchten. Nur Altensteins Persönlichkeit wollte die Commission trotz aller Anklagen, die sie gegen seine Verwaltung erhob, nicht zu nahe treten; sie versicherte vielmehr ausdrücklich, dass sie seinen wohlgemeinten Bestrebungen und seiner Ergebenheit gegen den König alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Auch als Schultz im Mai 1821 von dem Staatskanzler aufgefordert wurde bestimmtere Vorschläge hinsichtlich der ihm nothwendig erscheinenden Veränderungen im Unterrichtsministerium zu machen, verlangte er nicht Altensteins Beseitigung; wohl aber sollten dessen wichtigste Mitarbeiter Nicolovius und

Süvern, Schulze und Frick aus ihren Stellen entfernt werden. Letzteren, der als Justitiar des Ministeriums namentlich auch die Disciplinar-Angelegenheiten behandelte, verfolgte Schultz mit besonderem Ingrimm, da er in ihm einen Freund der Burschenschaft sah*). Um die bisher vermisste strenge Ausführung der Gesetzgebung von 1819 zu sichern, sollten die Geschäfte im Ministerium ganz anders vertheilt, ein Generalsecretär eingesetzt, Generalconferenzen abgehalten und zu diesen Eylert, Snethlage, Ancillon und Schöll zugezogen werden. Zu der Besorgung der Geschäfte der Unterrichtsabtheilung empfahl Schultz neben anderen besonders Beckedorff. Die neu zu erschaffende Stelle eines Generalsecretärs war er trotz der Bedenken, die seiner Gesundheit ihm einflössten, bereit selbst anzunehmen, da wohl kein anderer Geschäftsmann so in die mit dieser Veränderung verknüpfte hochwichtige Absicht eingeweiht, so ganz von ihr durchdrungen und zugleich so im Stande wäre den Umfang der Geschäfte dieses Postens zu übersehen. Er bat daher, dass baldigst er selbst zusammen mit Altenstein beauftragt würde die erforderliche Dienstinstruction auszuarbeiten.

Dass er bei allem Tadel der bisherigen Unterrichtsverwaltung, bei so entschiedener Forderung einer Umkehr aller Verhältnisse doch auch jetzt ein Zusammenarbeiten mit dem Unterrichtsminister in Aussicht nahm, erklärt sich aus der für ihn und Wittgenstein gebotenen Rücksicht auf den König. Es war ihnen bekannt, dass dieser Altenstein nicht fallen lassen wollte. Die übertriebene Besorgniss Friedrich Wilhelms III. vor demagogischen Umtrieben trieb ihn zu manchen verkehrten und bedenklichen Massregeln; mit unbegründetem Misstrauen blickte er auf nicht wenige der treuesten Patrioten; nur zu grosses Vertrauen schenkte er den Mittheilungen und Rathschlägen der Wortführer der reactionären Bewegung. Aber keineswegs war er geneigt, allen Vorschlägen zuzustimmen, die sie in ihrem blinden Verfolgungseifer machten.

*) Ueber Frick, den Schulze als gewandten, geduldigen und muthigen Vorkämpfer für Wahrheit und Recht rühmt, s. einige leider nur kurze Notizen in den Erinnerungen seines Schwagers Bärsch S. 150 und im Neuen Nekrolog der Deutschen XII (1834) S. 223 f.

Er war entschlossen, rücksichtslos den Geist der Umtriebe zu dämpfen und einen jeden zu bestrafen, von dessen Verschuldung in dieser Richtung er sich überzeugt hatte; aber er wollte auch jetzt nicht übereilt und ungerecht verfahren. Ein Zeugniss dieser Gesinnung fand Schulze in des Königs Verhalten gegen seinen Freund Passow. Von den Führern der Feinde des Turnens in Schlesien war letzterer wegen eines Aufsatzes, in dem er sie persönlich angegriffen hatte, in einen Injurienprocess verwickelt und vom Gericht zu achtwöchentlicher Haft verurtheilt, und der König hatte, trotzdem Passows Gesuch um Verwandlung der Gefängniss- in eine Geldstrafe nicht nur von seinen Collegen, sondern auch von Altenstein und dem Justizminister befürwortet war, darauf bestanden, dass das Urtheil genau vollstreckt werde. Der Breslauer Regierungsbevollmächtigte brachte daraufhin Passows Versetzung in Anregung und auch im Ministerium berieth man über eine solche; Schulze versicherte seinem Freunde, dass Altenstein dabei so sehr als möglich dessen Interessen wahren werde; er war natürlich sehr erfreut, als er in seinem nächsten Briefe Passow melden konnte, der König habe gegen Passows Versetzung entschieden; er habe erklärt, dieser habe die über ihn verhängte Strafe erlitten und er könne nicht zugeben, dass ihm etwas Unangenehmes noch über jene Strafe hinaus widerfahre. So blieb Passow in Breslau bis zu seinem Tode, da auch später der nochmals auftauchende Gedanke einer Versetzung von ihm nicht zur Ausführung kam. Gleichen Ausgang hatten ähnliche Verhandlungen, die damals mit seinen Freunden Gass und Harnisch geführt wurden: letzterer folgte erst später unter anderen Verhältnissen einem Rufe in die Provinz Sachsen; ersterer wirkte dauernd weiter in der schlesischen Hauptstadt, da er auf den auch ihm gemachten Vorschlag, sich versetzen zu lassen, nicht einging*).

*) Ausser Schulzes Briefen an Passow vom 4. und 30. Januar und vom 18. April 1821 benutzte ich für die eben kurz geschilderte Angelegenheit Passows auch die Akten des Cultusministeriums und die Mittheilungen in Passows Leben und Briefen 212. 264 ff. 352. Ueber Gass vergl. seinen Briefwechsel mit Schleiermacher S. 183. 200 und

Schulze war über die seinem Freunde günstige Erklärung des Königs besonders erfreut mit Rücksicht auf die schwierigen Fragen von grösserer allgemeiner Bedeutung, die dessen Entscheidung damals vorlagen; wie diese ausfallen würde, war bei der eigenthümlichen Natur und den durch verschiedenartige Eindrücke und Gefühle beeinflussten Stimmungen Friedrich Wilhelms III. schwer vorauszusehen. Tief bekümmert schrieb im Juli 1821 Rehfues an Altenstein, der König habe bei seiner Durchreise durch Bonn seine Unzufriedenheit über den Mangel an Zucht und Ordnung auf den Universitäten geäussert, und auch aus anderer Quelle erfahren wir, dass er an dem Auftreten der Studenten, der Finsterkeit ihrer Mienen und ihrer Tracht Anstoss genommen hatte. Der Minister ermahnte in seiner Antwort den befreundeten Beamten sich durch solche Aeusserungen nicht entmuthigen zu lassen; des Königs Gerechtigkeit werde das redliche Bestreben schliesslich beachten, wenn er auch zunächst durch Tadel zu neuen Anstrengungen gegen eine in der That Bedenken erregende Richtung der Jugend auffordere. Wohl mochte es Altenstein schwer werden, selbst den Muth nicht zu verlieren, als in solcher Stimmung Friedrich Wilhelm III. Ende 1821 eine wichtige Streitfrage zwischen ihm und Schultz durchaus nach des letzteren Wünschen entschied. Um einen unbedingt eifrigen Gehülfen bei den Verfolgungen der Umtriebe zu gewinnen, hatte Schultz als Berliner Universitätsrichter den Regierungsrath Krause in Vorschlag gebracht; gegen dessen Ernennung aber waren von dem Ministerium schwere Bedenken geäussert; daraufhin hatte Schultz im November 1821 den König um Entlassung von seiner Stellung als Regierungsbevollmächtigter gebeten, deren Pflichten er nicht Genüge leisten könne, da seine ganze Wirksamkeit durch die Verweigerung eines fähigen und entschlossenen Universitätsrichters gelähmt werde, der von der Nothwendigkeit der gegen die Studentenverbindungen erlassenen Bestimmungen durchdrungen sei. Und trotz der Unterstützung, die Altenstein bei dem

Preussische Jahrbücher XLIV, 5 ff., über Harnisch seine Aufzeichnungen über seinen Lebensmorgen S. 361 ff. 446 ff.

Justizminister gefunden hatte, erklärte sich nun Friedrich Wilhelm III. gegen Beide für Schultz; unter Anerkennung seines regen Eifers forderte er ihn zur Fortführung seines Dienstes auf, stellte ihm den von ihm gewünschten Helfer als Universitätsrichter zur Seite und wies Altenstein ausdrücklich zu seiner Unterstützung an. Ebenso wurde in Bonn mit dem Amt des Universitätsrichters der Hofgerichtsrath Pape betraut, weil er, wie ein von Tzschoppe entworfenes Schreiben Hardenbergs an ihn hervorhob, bei den ihm commissarisch übertragenen Untersuchungen ganz den für diesen Posten zu stellenden Erfordernissen entsprochen habe, unter denen als besonders wichtig „die völlige Ueberzeugung von dem Dasein eines unter den verschiedensten Formen immer neu aufstrebenden unter der akademischen Jugend herrschenden Geistes der Ungebundenheit und der Einmischung in politische Angelegenheiten und der Entschluss demselben rücksichtslos entgegenzuarbeiten“ bezeichnet wurden. Wie in solchem Streben Pape in der That jede Rücksicht bei Seite warf, wie in Folge dessen selbst Bemerkungen des Königs und Verse eines alten Kirchenliedes, die unter Arndts Papieren gefunden waren, als schwer belastende Zeugnisse gegen diesen verwerthet wurden, ist aus seinem „nothgedrungenen Bericht“ über Papes Verfahren bekannt; die Beförderung des Letzteren war ein um so traurigeres Zeichen der Zeit, als auch Kircheisen sehr ungünstig über ihn geurtheilt und darauf verwiesen hatte, dass die Immediat-Justiz Organisations-Commission ihn als einen kränklichen, hauptsächlich an Hypochondrie leidenden Mann bezeichnet hatte.

Und noch grössere Erfolge stellten den Reactionären zwei Verfügungen in Aussicht, welche der König im Frühjahr 1822 unterzeichnete. Durch eine Cabinetsordre vom 12. April erklärte er seinen ernstlichen Willen, dass die Theilnehmer oder Beförderer der demagogischen Umtriebe jeder Art weder angestellt noch befördert noch unterstützt werden sollten, und wies Altenstein an, da ihm die näheren Daten über alle etwa verdächtigen Individuen nicht bekannt sein könnten, vor jeder neuen Anstellung und Beförderung ein Gutachten des Polizeiministers einzuholen und zusammen mit

diesem gegen bereits angestellte Geistliche und Lehrer, die an demagogischen Umtrieben Theil genommen, vorzugehen. Wenn bei dem 1819 vollendeten Entwurf eines Unterrichtsgesetzes*) besonderer Werth darauf gelegt war, den Lehrstand vor der Gefahr zu sichern, willkürlich zu handeln und willkürlich behandelt zu werden, wenn deshalb damals sehr bestimmte gesetzliche Vorschriften und ein angemessenes richterliches Verfahren bei Bestrafung und Amtsentsetzung der Lehrer für nothwendig erklärt waren, so wurden jetzt den beiden genannten Ministern sehr weitgehende Befugnisse übertragen, nach denen sie definitiv über die gänzliche Entfernung und Versetzung der Lehrer und Geistlichen, deren Ernennung nicht durch den König selbst erfolgt war, zu entscheiden, und bei Beamten, bei denen letzteres der Fall war, nur die königliche Entscheidung einzuholen hatten. Natürlich je mehr hierdurch dem Belieben Altensteins anheim gegeben war, um so wichtiger war es für die Demagogenjäger Vorsorge zu treffen, dass nicht etwa durch ihn und seine Umgebung alle ihre Absichten vereitelt würden. Sie mochten hoffen, dass ihnen dies gelungen sei, da nach der Verfügung vom 12. April die Räthe des Ministeriums stets ihre Ansicht schriftlich zu den Akten geben sollten, dem Minister es aber ausdrücklich freigestellt war, inwieweit er ihr Gutachten beachten wolle, und namentlich da unmittelbar zuvor der König Schultz' Vorschlägen entsprechende Personalveränderungen im Unterrichtsministerium angeordnet hatte. Aus diesem sollten nach einer geheimen Cabinetsordre, die am 10. April an Altenstein gerichtet war, Frick und Schulze entfernt werden; Altenstein wurde aufgegeben, Vorschläge über das Schulze zu überweisende Amt und über die an Beider Stelle zu ernennenden Männer zu machen. Ausdrücklich wurde betont, dass Schulzes Nachfolger ein Mann von gründlichen Kennt-

*) Vgl. dessen bezügliche §§ 79—81 in der oben S. 281 citirten Sammlung S. 58 und die Erläuterungen dazu S. 80 f. mit der in der Gesetzsammlung von 1822 S. 105 ff. abgedruckten Cabinetsordre vom 12. April 1822. Einige interessante Urtheile über letztere neben manchem Klatsch s. in Varnhagens Blättern aus der preussischen Geschichte II, 105 ff.

nissen, anerkannter Rechtschaffenheit und zuverlässigen Grundsätzen sein müsse, da von ihm dem Vernehmen nach die jetzt so besonders wichtigen Fragen der Besetzung der Lehrerstellen bearbeitet würden. Ausserdem sollten fortan in beide Abtheilungen des Ministeriums für die geistlichen und für die Unterrichts-Angelegenheiten zwei Geistliche, Bischof Eylert und Theremin eintreten und Beide dabei ihre bisherigen Aemter behalten.

Durch diese Verfügung war den Wünschen von Wittgenstein und Schultz in wichtigsten Punkten Genüge gethan, waren die grössten Schwierigkeiten für Altenstein geschaffen; indem er sie eingehend dem König schilderte, suchte er diesen davon zu überzeugen, dass die beabsichtigten Massregeln auf falschen Voraussetzungen beruhten und durch sie das erstrebte Ziel nicht erreicht, wohl aber der Staat schwer geschädigt würde. Fein und offen zugleich führte er aus, wie unbegründet und schädlich das Misstrauen gegen die beiden von warmer Anhänglichkeit an den König und seinen Dienst erfüllten Beamten sei, die aus den Stellungen entfernt werden sollten, in denen sie sich die grössten Verdienste um die bessere Gestaltung des preussischen Unterrichtswesens erworben hätten. Frick, dessen Geschicklichkeit als Jurist auch vom König anerkannt worden, sei für die ihm übertragenen Geschäfte, für die Behandlung der Disciplinar-Verhältnisse besonders geeignet; ohne am Buchstaben zu kleben, verstehe er, wo solcher verlassen werden müsste, die Gerechtigkeit festzuhalten, so dass er nicht zur Willkür überzugehen nöthig habe. „Diese Gerechtigkeit, erklärte Altenstein, ist das wichtigste Princip der Erziehung, durch welches bei grosser Strenge in Handhabung der Disciplin Ueberzeugung und Besserung bewirkt wird, während Willkür erbittert. Nur selten wird dieses richtig gewürdigt und sehr häufig von Unkundigen missdeutet. Allerdings hat er auch, wie jeder Jurist, bei dem es auf den Buchstaben des Gesetzes ankommt, die nöthige Festigkeit solchen und die Rechtsform zu vertheidigen. Auch dieses wird häufig missdeutet und wenn es zum Streit mit der Willkür führt, als Hinderniss des Guten betrachtet, welches aber eines so schlechten Mittels wie der Willkür nie bedarf“. Ebenso

wenig als Frick sei Schulze ein begründeter Vorwurf wegen seiner politischen Haltung zu machen. Ernst religiös, sittlich rein und unbescholten und dabei heiter, habe auch dieser nie in heimlichem Verbindungswesen gestanden; wenn vielleicht früher Aeusserungen seiner lebhaften Natur und alte Beziehungen von ihm Anlass zu Besorgnissen gegeben, so seien solche seiner amtlichen Thätigkeit gegenüber nicht gerechtfertigt, vielmehr sei auch er für diese in seltener Weise geschickt. Er besitze bei einer grossen allgemeinen wissenschaftlichen Bildung in mehreren Fächern gründliche Gelehrsamkeit und dadurch die nöthige Autorität bei den Gelehrten, mit denen er zu verkehren habe; seine pädagogische Fähigkeit, die er bei der glücklichen Leitung hoher Lehranstalten bewährt, setze ihn in den Stand in den Unterricht einzugreifen und selbst ein Muster zu werden; seine Gewandtheit und gefälligen Formen förderten wesentlich die Geschäfte. Eine Versetzung in eine andere Stelle würde der Natur der Sache nach für ihn eine Kränkung enthalten; noch viel schwerer als für Frick würde es sein für ihn einen ausreichenden Ersatzmann zu finden. Wohl hielt Altenstein, um dem Befehl des Königs zu entsprechen, sich für verpflichtet, Vorschläge in dieser Richtung zu machen; aber nachdrücklich betonte er, wie schwierig ihre Ausführung und wie zweifelhaft ihr Erfolg sein würde. Er glaubte deshalb die Hoffnung nicht aufgeben zu dürfen, dass nach seiner eingehenden Darlegung der König selbst nicht auf der Entfernung Fricks und Schulzes bestehen werde; er wies nach, wie bei ihrer Beibehaltung alle dadurch etwa erregten Besorgnisse in Zukunft noch sicherer beseitigt werden könnten, indem dann zu besserer Erledigung der sehr angewachsenen Geschäfte diese leicht zum Theil unter Zuziehung anderer Arbeiter anders zu vertheilen wären; als erste Bedingung für eine solche Neuordnung bezeichnete er dabei aber „wo nicht ein gänzliches Verschwinden alles Misstrauens gegen vorgedachte Männer, doch die feste Ueberzeugung des Königs, dass es nicht rathsam sei sie ganz zu entfernen, da ihr Verschulden wenigstens nicht erheblich sei und von dem Guten, was ihnen nachgerechnet werden müsste, aufgewogen würde“.

Diese ausführliche massvolle und entschiedene Vorstellung

Altensteins konnte in der That auf eine so gewissenhafte Natur, wie Friedrich Wilhelm III. nicht ohne Eindruck bleiben; wirklich ist durch sie erreicht, dass die verhängnissvolle Ordre vom 10. April 1822 nicht zur Ausführung kam. Freilich, hatte der König hier sich den gewichtigen Gründen seines Ministers nicht verschliessen können, so gelang diesem keineswegs in allen damit zusammenhängenden Fragen seine Ansicht durchzusetzen: noch in demselben Jahr wurde hinsichtlich der Studentenverbindung Arminia, gegen die in Berlin und Breslau Untersuchungen eingeleitet waren, eine königliche Entscheidung veröffentlicht, vor der Altenstein ausdrücklich gewarnt hatte. Der Willkür bei Behandlung ihrer Mitglieder, die er hatte ausschliessen wollen, war dadurch Thür und Thor geöffnet; Schultz dachte eben auf diese Weise am empfindlichsten einige der angeklagten Studenten und zugleich angesehene Staatsbeamte treffen zu können, die seiner Meinung nach mit ihnen zusammenhingen. Umsonst hatte Steffens, der einst zuerst den seines Erachtens bedenklichen turnerischen Bestrebungen entgegengetreten, darüber in schmerzliche Conflicte mit alten persönlichen Freunden gerathen und danach also gewiss einer Hinneigung zu demagogischen Umtrieben nicht zu verdächtigen war, in einem eingehenden Schreiben an Hardenberg die Ungefährlichkeit der Arminia geschildert, deren Namen nicht aus politischen Absichten entstanden sei, sondern „an das biedere und plumpredliche Wesen der alten Deutschen erinnern“ sollte; bei dem spürenden Scharfsinn der Demagogenjäger waren auch sehr harmlose Aeusserungen und Handlungen vor schlimmer politischer Deutung nicht gesichert*). Und natürlich nährte es ihren Verfolgungseifer,

*) Hinsichtlich der Breslauer Arminia vgl. namentlich die Schrift von Bach über Gründung und Entwickelung der Breslauer Burschenschaft S. 60 f., der hier auch einen Auszug aus Steffens' Schreiben an Hardenberg liefert. Wie dieses konnte ich auch Altensteins bezügliche Erörterungen, unter denen sein eingehender Bericht vom 7. September 1822 besonders wichtig ist, im Berliner Geheimen Staatsarchiv einsehen. Dass auch den Berliner Arminen politische Bestrebungen fern lagen, bezeugt auch Ernst Förster in seinen neuerdings veröffentlichten Aufzeichnungen über seine Jugendzeit S. 176. Unter den Zeugnissen

dass mit in Folge ihrer aufreizenden und erbitternden Unternehmungen jetzt wirklich in einzelnen Studentenkreisen Verschwörungsgedanken weiter verbreitet, bei politisch interessirten Jünglingen die christlich-germanischen Schwärmereien durch romanische revolutionäre Phantasien zurückgedrängt wurden; „da man so viele deutsche Feuer ausgelöscht, die wohl gepflegt nur geleuchtet und nicht gebrannt haben würden, konnte man, wie Arndt später schrieb*), sich nicht wundern, dass so manche mit wälschen Irrwischgaukeleien sich fortspielen liessen“.

Bestätigten so die Folgen der Politik des Misstrauens nur allzusehr Altensteins trübe Voraussagungen, so erfüllte am Ende sich doch seine Hoffnung, dass die Feinde seiner Verwaltung und der Freiheit deutscher Wissenschaft die letzten Zwecke ihrer Angriffe nicht erreichten. Schwer hat Friedrich Wilhelm III. seinen und seines Staates Ruf durch die Massregeln geschädigt, zu denen er sich gegen den Rath seiner sachkundigen Beamten durch die Vorstellungen Metternichs und seiner preussischen Helfershelfer bestimmen liess; noch weniger aber als einst in Wöllners Tagen war jetzt durch solche Mittel der Fortschritt des deutschen Geisteslebens zu hindern, dessen verständnissvolle Förderung das preussische Unterrichtsministerium mitten in allen Wirren mit Eifer und Erfolg betrieb. Seine Feinde verwickelten sich dagegen in Widersprüche und Gegensätze unter einander; schliesslich sah der hitzigste Stürmer sich von den eigenen Genossen verlassen.

Ueber die Ausführung der Verfügung, welche der König hinsichtlich der Studentenverbindungen 1822 getroffen hatte, war es zu neuen Kämpfen zwischen Schultz und Altenstein gekommen; sie verschärften sich noch, als 1823 die Ent-

für die damalige Wandlung der Stimmung in andern Studentenkreisen hat mit Recht schon Treitschke (Deutsche Geschichte III, 441) namentlich die Mittheilungen von Karl von Raumer (in seiner Geschichte der Pädagogik IV, 132 ff. und in seiner Autobiographie 291 ff.) und von Arnold Ruge (Aus früherer Zeit II, 166 ff.) hervorgehoben.

*) In seinem Briefe an Karoline Hegewisch vom 5. Januar 1838 in den Preussischen Jahrbüchern LVI, 399.

deckung des Jünglingsbundes neue Verfolgungen veranlasste*). Bei diesen Streitigkeiten kündigte Schultz seiner vorgesetzten Behörde offen den Gehorsam auf und beleidigte sie gröblich; umsonst versuchte der Minister Graf von Lottum eine Aussöhnung zwischen ihm und Altenstein herbeizuführen. 1824 wurde darauf vom König eine Commission zur Prüfung der entstandenen Missverhältnisse eingesetzt. Die Umstände, unter denen, und die Art, in der sie gebildet wurde, waren für Altenstein sehr ungünstig. Er selbst lag damals krank darnieder; aus Wien war der Metternich unbedingt ergebene alte Gegner aller nationalen und liberalen Bestrebungen in Preussen, Fürst Hatzfeld, nach Berlin gekommen. Ihm musste es zu besonderer Genugthuung gereichen, dass der König neben seinem Vertrauten Lottum und neben Bülow, der während der Krankheit des Cultusministers mit einem Theil seiner Geschäfte betraut war, zwei ausgesprochene Gegner Altensteins, nämlich Wittgenstein und Schuckmann in die Commission berief**) und dass zu ihrem Referenten Kamptz ernannt wurde. In der Klage, dass von dem Unterrichtsministerium die Gesetzgebung von 1819 nicht streng und vollständig genug ausgeführt sei, stimmte begreiflicherweise diese Commission mit Schultz überein; doch sah auch sie sich genöthigt, sein Benehmen gegenüber seiner vorgesetzten Behörde scharf zu rügen. Sie erklärte, er habe so sehr die Schranken der Dienstordnung, der Subordination und der dem

*) Mit welcher Willkür bei diesen Verfolgungen vorgegangen wurde, zeigen anschaulich auch die neuerdings veröffentlichten Mittheilungen von Ernst Förster, Aus der Jugendzeit 211 ff. und 292 ff. und von Franz Lieber in der von Holtzendorff publicirten deutschen Ausgabe seiner Denkwürigkeiten S. 57 ff.

**) In diesem Zusammenhang mag daran erinnert werden, dass Hatzfeld, als er 1812 bei dem Abschluss des Bündnisses zwischen Preussen und Frankreich eine andere Besetzung der wichtigsten Aemter und die Entfernung von Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Sack, Gruner und Humboldt forderte, im Gegensatz zu ihnen namentlich Schuckmann rühmte als einen homme ferme avec d'excellents principes. S. Stern, Z. G. der preussischen Reformzeit S. 381. Auch Lottum hatte Scharnhorst und die von ihm geforderten Reformen in der Militär-Reorganisations-Commission bekämpft; s. Lehmann, Scharnhorst II, 10.

vorgesetzten Ministerium schuldigen Folgsamkeit und Achtung überschritten, dass sie keinen Anstand nehmen würde zusammen mit Altenstein Schultz' Enthebung von seiner Stellung an der Universität zu beantragen, wenn nicht als mildernder Umstand für ihn spreche, dass die Gesetzgebung von 1819, deren Ausführung er mit Eifer betrieben, „zwar nicht in den Gesinnungen des Departementsministers, allein doch im Ministerium sehr bedeutenden und nachtheiligen Hindernissen begegnet" sei. Die Commission wollte deshalb Schultz nicht von seinem Amt entsetzt sehen, bat aber den König, dass er ihm sein Missfallen über seine Insubordination ausspreche und ihn anweise, sich künftig innerhalb der Grenzen der Dienstordnung und Folgsamkeit zu halten. Zugleich machte sie auf die von ihr bemerkten allgemeinen Uebelstände aufmerksam und betonte als solchen zunächst, dass die Befugnisse der polizeilichen und richterlichen Behörden in Universitätssachen überhaupt und insonderheit in Ansehung der geheimen studentischen Verbindungen nicht scharf genug bestimmt seien; sie schlug daher vor, ausdrücklich festzusetzen, dass über letztere die Regierungsbevollmächtigten und Universitätsrichter auch an das Polizeiministerium zu berichten und von diesem Befehle zu erhalten hätten und dass die Theilnahme an diesen Verbindungen auch criminalrechtlich zu bestrafen wäre. Strenge sollten die Universitäten beaufsichtigt, deshalb die bewährte Einrichtung der Regierungsbevollmächtigten und Universitäten auch über die zunächst vom Bundestag beschlossene Dauer von 5 Jahren hinaus aufrecht erhalten und zugleich erklärt werden, dass wenn die gewählten Rectoren und Senatoren auf den Hochschulen die ihnen belassenen Befugnisse der akademischen Disciplin nicht mit gebührendem Ernst im Sinn der Gesetzgebung von 1819 handhabten, der König sofort an ihrer Stelle andere ernennen werde. Da zur Anknüpfung von Verbindungen die häufig gewordenen Reisen der Studenten benutzt werden könnten, beantragte zu deren Erschwerung die Commission die langen Universitätsferien aufzuheben und die kürzeren Oster- und Herbst-Ferien, wie sie vor dem Jahr 1806 bestanden, wiederherzustellen; von dem gleichen Gesichtspunkt aus

hielt sie ferner für erforderlich grosse Vorsicht bei Ertheilung von Reisepässen an Studenten zu üben, den Landeskindern das Studiren auf den Universitäten Basel und Tübingen zu verbieten und nicht so häufig wie es geschehen Ausländer an einheimische Lehranstalten zu berufen, da deren Gesinnungen und Handlungen dem Polizeiministerium nicht bekannt seien. Und um die genaue Ausführung dieser Bestimmungen zu sichern, schlug nun auch die Commission einige bedeutsame Personalveränderungen im Unterrichtsministerium vor. Aus ihm sollte Frick jetzt wirklich in das Finanzministerium versetzt und an seiner Stelle der Geheime Ober-Finanz-Rath Wolfart zum Justitiar in den Abtheilungen für die geistlichen und die Unterrichtsangelegenheiten ernannt werden; ebenso wurde nach ihren Vorschlägen der Eintritt Theremins in das Ministerium und die Einsetzung von Kamptz zum ersten Director der Unterrichtsabtheilung an Stelle von Nicolovius verfügt. Letzterer könnte, so bemerkte die Commission, da die Gegenstände des Ressorts der geistlichen Abtheilung in den letzten Jahren durch die Vergrösserung der Monarchie und die Verhältnisse der römischen Kirche einen so bedeutenden Zuwachs und Umfang erhalten hätten, nicht beiden Abtheilungen genügen; überdem sei auch er wie sein Mitdirector Süvern nicht allein kein Rechtsgelehrter, sondern stehe auch den übrigen Verwaltungszweigen und deren Verhältnissen so fern, dass Collisionen mit diesen ebenso unvermeidlich als nachtheilig sein müssten. Der Geschäftsgang und die übrigen Verhältnisse des Unterrichts- und Polizeiministeriums würden dadurch erleichtert und befördert werden, dass Kamptz unter Beibehaltung seiner bisherigen Geschäfte zugleich das Amt eines Directors in der Unterrichtsabtheilung übernehme.

Man begreift, mit welcher Freude Kamptz und seine Genossen es begrüssten, dass der König diese Anträge genehmigte. Durch zwei ihnen entsprechende Cabinetsordres vom 21. Mai 1824 wurden in der vorgeschlagenen Weise die Bestrafung der geheimen Verbindungen und die Verwaltung der akademischen Disciplin geregelt; wie diese concipirte Kamptz dann auch die zu ihrer Ausführung im Einzelnen erforder-

lichen Verfügungen*). Jubelnd schrieb Metternich am 12. Juni an Gentz: „Hatzfeld hat in Berlin ganz gräulich aufgeräumt. Münch nennt ihn den moralischen Herkules. Dort ist die Partei am Leben angepackt worden. Man hat eine vorübergehende Unpässlichkeit des Herrn von Altenstein benützt, um sein ganzes Departement zu verändern. Bernstorff fühlt sich tief gekränkt und Wittgenstein zittert ob des zu Guten. Der König scheint mir wie ein Mann gehandelt zu haben, der nur eine Veranlassung erwartete, um mit Keulen dreinzuschlagen“**).

Deutlich lassen diese Worte die Oberflächlichkeit der Kenntnisse und des Urtheils des österreichischen Diplomaten hinsichtlich der preussischen und deutschen Verhältnisse erkennen, die nach seiner beschränkten Auffassung zu gestalten er sich mit allen Kräften bestrebte. Bei der Freude über den Triumph seiner Helfershelfer unterschätzte er nicht nur die Gefahren, welche seiner Politik aus der in solcher Weise provocirten Missstimmung preussischer Staatsmänner erwachsen mussten***); er täuschte sich auch wie einst Napoleon, wenn

*) Die erste der genannten Cabinetsordres ist in der Gesetz-Sammlung für 1824 n. 11 S. 122, die zweite nebst den zu ihrer Ausführung bestimmten ministeriellen Verfügungen in den von Kamptz herausgegebenen Annalen der preussischen Verwaltung VIII (1824), 419 ff. veröffentlicht. Den Wortlaut aller dieser Verordnungen s. auch bei Koch, Die preussischen Universitäten II, 119 ff., 478 ff., 531 ff., Auszüge aus ihnen bei Rönne, Unterrichtswesen II, 535 ff., 572 ff. Statt des Jahres 1824 ist fälschlich in der Geschichte der Familie von Kamptz S. 95 1822 und in der dankenswerthen Uebersicht der Veränderungen in der obersten Verwaltung des Staates unter Friedrich Wilhelm III., die G. W. v. Raumer als Handschrift drucken liess, S. 42 1821 als das Jahr bezeichnet, in welchem Kamptz zum ersten Director der Unterrichtsabtheilung ernannt wurde, und durch letztere Angabe wohl auch Treitschke in der Deutschen Geschichte III, 418 zu einem Irrthum bei der Darstellung dieser Verhältnisse veranlasst, deren Gesammtbeurtheilung bei ihm im Wesentlichen durch die oben nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs gegebene Schilderung bestätigt wird. Ueber die Auffassung der damaligen Personalveränderungen durch das Berliner Publikum s. Varnhagens Blätter aus der preussischen Geschichte III, 79 ff.

**) Aus Metternichs Papieren IV, 99.

***) Neben den schon von Treitschke verwertheten Zeugnissen für die durch Metternich und seine Helfer hervorgerufene Missstim-

er meinte mit solchen Mitteln die Lebenskraft der ideologischen Vertreter und Pfleger deutscher Wissenschaft brechen zu können, die er ebenso gründlich hasste und ebenso wenig verstand als der welsche Imperator. Wohl empfanden viele von ihnen bittern Schmerz darüber, dass Nicolovius durch Kamptz verdrängt war; aber die Hoffnungen, die ihre Gegner an den Eintritt des Letzteren in das Unterrichtsministerium knüpften, gingen nicht in Erfüllung. Sein neues Amt zwang ihn auch mit anderen als polizeilichen Erwägungen sich zu beschäftigen: er lernte Menschen und Verhältnisse der Unterrichtsverwaltung unter anderen Gesichtspunkten würdigen und, konnte er nie mit Altenstein sich völlig verständigen, so fühlte er doch zu grösserer Rücksicht als zuvor auf den Minister sich verpflichtet, dem er jetzt untergeordnet war. Von seinem stramm bureaukratischen Standpunkt aus missbilligte er wie die anderen hohen Staatsbeamten, welche vom König zu Urtheilern über das Verfahren von Schultz berufen waren, dessen offenen Ungehorsam gegen die ihm vorgesetzte Behörde; die Rüge, die nach ihren Vorschlägen der König Schultz ertheilte, kränkte diesen nun aber so sehr, dass er um seine Entlassung bat; in Aerger über die Genossen, deren Sache er am hitzigsten vertreten hatte, schied so Altensteins eifrigster Gegner aus dem Staatsdienst. An seiner Stelle wurde Beckedorff mit den Geschäften des Regierungsbevollmächtigten an der Berliner Universität betraut. Hatte er an den früheren Angriffen gegen das von der Unterrichtsverwaltung seit 1809 befolgte System und namentlich auch gegen Schulze sich betheiligt, so hatte er bei näherer Kenntniss eine andere Meinung gewonnen und sprach dies Schulze selbst aus; auf die Stellung des Letzteren übten unter diesen Umständen die Personalveränderungen von 1824 keinen un-

mung preussischer Staatsmänner möchte ich namentlich auf den neuerdings von Natzmer (Unter den Hohenzollern I, 112ff.) veröffentlichten Brief Witzlebens hinweisen, in dem dieser schon im December 1822 bitter über die Oesterreicher und diejenigen Preussen klagt, „die sich dem österreichischen Interesse rücksichtslos hingeben bloss um ihre eigenen Pläne durchzusetzen und die Demagogen-Chimäre zu verfolgen“.

günstigen Einfluss. Ausdrücklich hatte die vom König eingesetzte Commission sich gegen seine Entfernung aus dem Ministerium erklärt, da er nicht nur ein mit dem wissenschaftlichen Theil der Geschäfte sehr vertrauter Mann sei, sondern auch in neueren Zeiten von früheren Verhältnissen zurückgekommen zu sein scheine und bei den vorgeschlagenen anderweitigen Einrichtungen noch mehr zurückkommen dürfte. In der That hielt er von allen politischen Bestrebungen sich fern; dauernd glaubten er und sein Minister dem preussischen Staat und dem deutschen Volk am besten zu dienen, wenn sie ohne jede anderartige Rücksicht echt wissenschaftliche Bildung mit allem Eifer zu fördern strebten. Und der Beharrlichkeit, mit der sie in dieser Gesinnung unter den schwierigsten Verhältnissen fortarbeiteten, fehlte schliesslich der Lohn nicht: sie erlebten die Genugthuung, dass in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre die Demagogenjagd, die auch ihnen so viele trübe Stunden und so grosse Schwierigkeiten bereitet hatte, eingestellt werden musste, weil, wie sie vorausgesagt hatten, die Ankläger die Beweise für ihre Anschuldigungen nicht zu erbringen vermochten*).

*) 1824 war Schulze veranlasst nochmals auch hinsichtlich der Gymnasien Erkundigungen bei den Oberpräsidenten einzuziehen; sämmtlich erklärten sie auch jetzt, wie 1819, dass von schädlichen Tendenzen nichts zu bemerken sei. Auch eine Gefahr, die in demselben Jahr Schleiermacher wieder bedrohte, wurde glücklich abgewandt. Franz von Baader richtete am 25. März 1824 an Friedrich Wilhelm III. eine (jetzt in seinen Werken XV, 67 ff. abgedruckte) Vorstellung über die Gefahren des „modernen Nihilismus", in welcher er den „modernen revolutionistisch gegen die Religion gekehrten Geist der Wissenschaft" als tiefste Quelle des Revolutionismus bezeichnete und namentlich die Lossagung „evangelisch bestallter Gottesgelehrten von der Autorität aller Evangelien und aller Offenbarung" beklagte. Schulze, der im Winter zuvor wie Hegel persönlich mit Baader verkehrt hatte, war „weit entfernt, diesem eine unlautere Absicht unterzulegen", aber überzeugt, dass seine Erörterungen bei des Königs Stimmung Schleiermacher gefährlich werden könnten; da nun der König sie Altenstein übergeben hatte und Schulze vom Minister beauftragt war über sie zu referiren, hielt er es „für räthlich sie einfach zu den Akten zu nehmen, so dass Baader niemals einen Bescheid auf jene Immediatvorstellung erhalten hat".

Nach der Julirevolution kam es dann freilich zu neuen Wirren und Verfolgungen. Wieder sind nicht nur viele einzelne Studenten durch sie hart getroffen, sondern auch zur Beaufsichtigung der Universitäten auf das Neue strenge Massregeln unter den deutschen Regierungen vereinbart*). War 1829 die Mainzer Centraluntersuchungscommission beseitigt, so wurde 1833 durch Bundesbeschluss wieder eine Ausnahmsbehörde zur Leitung der Untersuchungen gegen Theilnehmer an aufrührerischen Complotten in Frankfurt eingesetzt, der in Preussen zu gleichem Zweck eine besondere Ministerialcommission zur Seite trat; war 1826 das Studiren in Tübingen, das 1824 allen Preussen verboten war, ihnen wieder gestattet, so wurde 1833 nach dem Frankfurter Attentat die einst 1810 von Humboldt erwirkte Verfügung, welche die gegen den Besuch ausserpreussischer Universitäten gerichteten Erlasse allgemein aufgehoben hatte, suspendirt und namentlich das Studiren in Erlangen, Heidelberg und Würzburg unbedingt untersagt, da die Theilnahme von Angehörigen dieser Hochschulen an dem genannten Attentat ermittelt worden. Doch wurde dann 1836 wenigstens dieses Verbot aufgehoben und dem Unterrichtsministerium gestattet auch zum Besuch dieser drei Universitäten Erlaubniss zu ertheilen, wie schon 1833 ihm anheimgestellt war hinsichtlich der anderen deutschen Universitäten von der ergangenen allgemeinen Verfügung zu dispensiren, und 1838 wurde dann auch diese wieder zurückgenommen und den preussischen Unterthanen der Besuch der ausserpreussischen deutschen Universitäten frei gegeben. Als Grund hierfür wurde angeführt, dass nunmehr in allen Bundesstaaten die zur Sicherung

*) S. die betreffenden Aktenstücke bei Koch, Die preussischen Universitäten II, 136 ff., 482 ff., 531 ff.; Auszüge aus ihnen bei Rönne, Unterrichtswesen II, 381 ff., 537 ff., 573 ff. und vgl. über die Thätigkeit der Frankfurter Bundes-Central-Behörde namentlich das 2. Buch von Ilses oben citirter Gesch. der politischen Untersuchungen S. 257 ff. Bereits vor ihrer Einsetzung war 1832 F. G. Welcker auf das Neue angeklagt und vom Amt suspendirt, aber schon 1833 erfolgte die Aufhebung dieser Suspension, nachdem ausser seinen Collegen wieder Rehfues und das Unterrichtsministerium für ihn eingetreten waren. S. Kekulé, Welcker S. 181 f.

der Ordnung beschlossenen Massregeln in Ausführung gebracht seien — in Wahrheit ist durch diese Bundesbeschlüsse wie durch die des Jahres 1819 in Deutschland vielmehr die oppositionelle Stimmung gegen die bestehende Ordnung gestärkt. Für Preussens und Deutschlands weitere Entwicklung war es verhängnissvoll, dass durch den Eindruck, welchen diese Untersuchungen und Verfolgungen machten, wesentlich die öffentliche Meinung bestimmt ist, während in den Akten verborgen blieb, mit welchem Eifer und Erfolg die Leiter der preussischen Unterrichtsverwaltung sich bemühten, die üblen Folgen dieser von ihnen beklagten Massregeln abzuwenden oder zu mildern und namentlich durch eine vertrauens- und verständnissvolle pädagogische Politik die Blüthe der Bildungsanstalten zu fördern, deren Fürsorge ihnen anvertraut war.

Schon im Sommer 1824 hatte Schulze seinem Schwager seine Freude darüber aussprechen können, dass er durch sein folgerechtes ruhiges Wirken seine Gegner wenigstens zum Schweigen gebracht und es ihm jetzt leichter werde, etwas Tüchtiges für das allgemeine Beste zu schaffen, „und das, setzte er hinzu, ist doch am Ende die Hauptsache“. Angriffen, wie in den vorangegangenen Jahren, war er seitdem nie wieder ausgesetzt, sein Einfluss auf das Unterrichtswesen vielmehr im stetigen Wachsen begriffen, da stets inniger sein Verhältniss zu Altenstein sich gestaltete und bis zu dessen Tode er allein unter den hervorragenden Persönlichkeiten des Ministeriums ihm mehr als zwanzig Jahre lang zur Seite stand. Noch vor dem Ablauf des dritten Jahrzehnts, 1829 ist Süvern gestorben, nachdem er wegen zunehmender Kränklichkeit und Verstimmung immer mehr von den Geschäften sich zurückgezogen hatte. Auch Kamptz widmete dem 1824 ihm übertragenen Amt nur wenig Zeit, da er schon im folgenden Jahr mit neuen bedeutsamen Arbeiten im Justizministerium und 1832 dann mit dessen Leitung betraut wurde*). Es war eine ehrenvolle Genugthuung für

*) S. über ihn die Geschichte der Familie von Kamptz S. 94 ff. und namentlich Stölzel, Brandenburg-Preussens Rechtsverwaltung II, 486 ff.

Nicolovius, dass Kamptz selbst ihn 1830 gebeten hatte, zunächst provisorisch wieder die 1824 ihm entzogene Direction der Unterrichtsabtheilung zu übernehmen und 1832 definitiv dieses Amt wieder in seine Hand gegeben wurde; aber Störungen seiner Gesundheit hinderten vielfach den inzwischen Gealterten an frischer Thätigkeit und 1839 sah der Zweiundsiebenzigjährige sich genöthigt seine Entlassung zu nehmen*). Schon lange zuvor war Beckedorff aus der Unterrichtsverwaltung geschieden. Wenn Nicolovius fälschlich die Absicht eines Uebertritts zur römischen Kirche nachgesagt ward, so hat Beckedorff 1827 einen solchen Schritt ausgeführt; er dankte es den Vorstellungen Altensteins und Schulzes, dass der König, der eingehend früher Beckedorffs Bedenken gegen die protestantischen Lehren zu widerlegen sich bemüht hatte und dessen Verfahren entschieden verurtheilte, sich wider seine erste Absicht zur Bewilligung eines angemessenen Wartegeldes bestimmen liess. Schulze und Altenstein hatten sich um so mehr verpflichtet gehalten nachdrücklich für ihren früheren Gegner sich zu verwenden, da sie dessen eifrige Thätigkeit für das Volksschulwesen schätzen gelernt hatten; als Referent hierüber und über Bürgerschulen wurde an Beckedorffs Stelle 1830 Schulzes Landsmann und alter Haller Studiengenosse Kortüm aus Düsseldorf nach Berlin berufen. Was unter solchen Verhältnissen im Ministerium Schulzes Eifer und Arbeitskraft für den Staat bedeutete, fand nun auch bei dem Herrscher gebührende Anerkennung: dankbar empfand es Schulze, nachdem er lange vom König verkannt war, dass ihm dieser 1828 den rothen Adlerorden dritter Klasse und 1835 die zweite Klasse dieses Ordens mit Eichenlaub verlieh. Wie er erzählt, erfreuten ihn besonders die einfachen Worte, die bei diesem Anlass der König an ihn und die aus gleichem Grund bei dem Ordensfeste Vorgestellten richtete: „Mich freuen so viele würdige Männer vor mir zu sehen, die sich um mein Volk verdient gemacht haben; ich danke Ihnen.“ Gerade im vorangegangenen Jahr war eine seiner bedeutsamsten

*) S. die Denkschrift seines Sohnes auf Nicolovius S. 311 ff., 325 ff.

Arbeiten vollendet, war das von ihm entworfene neue Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler genehmigt und publicirt. Von sehr verschiedenen Seiten ist anerkannt, wie stark durch dies sein Werk die Entwickelung unserer höheren Bildungsanstalten beeinflusst ist; wer sie und ihn gerecht beurtheilen will, muss vor allem sich bemühen, die Voraussetzungen und Motive dieser wichtigen Verfügung kennen und verstehen zu lernen.

Zweites Capitel.

Schulzes Bemühungen um die preussischen Gymnasien.

Zunächst zur Bearbeitung der Angelegenheiten der Gymnasien war Schulze in das Ministerium berufen; auf sie übte er, so lange Altenstein das Unterrichtswesen leitete, den grössten Einfluss. Der Minister, dem sie ferner lagen, folgte bei ihnen gern dem Rathe des sachkundigen Schulmanns, der hierfür in seinen verschiedenen Stellungen in Weimar, Hanau und Coblenz vielseitige bedeutsame Erfahrungen gesammelt und als verständnissvollen und eifrigen Vertreter humanistischer Anschauungen sich bewährt hatte. In ihnen fühlte Schulze sich durchaus einig mit seinem Lehrer Wolf und seinem Vorgänger Süvern; in welcher Richtung und mit welchen Mitteln er die Gedanken, die in den von Letzterem entworfenen Verordnungen von 1810 und 1812 über die Prüfung von Lehrern und Abiturienten der Gymnasien gesetzlichen Ausdruck gefunden hatten, durchzuführen und weiterzubilden sich bemühte, lassen deutlich die Erlasse erkennen, welche Schulze über die gleichen Fragen ausarbeitete. Wie für die preussische Unterrichtsverwaltung des voraufgegangenen Menschenalters sind auch für seine Thätigkeit besonders die hinsichtlich der Maturitätsprüfung getroffenen Anordnungen bezeichnend*).

*) Die zahlreichen meist von Schulze entworfenen Verfügungen hinsichtlich der preussischen Gymnasien bis zum Jahre 1834 einschliesslich siehe bei Neigebaur, Die preussischen Gymnasien und die höheren Bürgerschulen. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den höheren Unterricht in diesen Anstalten umfassen. XVI u. 365 S. Berlin, Posen u. Bromberg, E. S. Mittler 1835. Nachdrücklich betont die „anregende, überall die Wissenschaftlichkeit fördernde, Geist und Leben

Durch das epochemachende Edict von 1788, welches zuerst in Preussen eine Prüfung aller von öffentlichen Schulen zur Universität abgehenden Jünglinge durch die Schulbehörde anbefahl, hatten seine Urheber, wie einer von ihnen, wie Gedike hervorhob*), einem schon von Luther empfundenen und ausgesprochenen Bedürfniss endlich wirksam abhelfen wollen. In der That hatte bereits dieser 1520 in dem Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation gefordert, dass man auf die hohen Schulen nicht Jedermann, sondern nur auf den kleinen Schulen zuvor wohl Erzogene und zum Studiren Geschickte sende; seinem Verlangen an die weltlichen Obrigkeiten hierauf zu achten entsprechend hatte Landgraf Philipp von Hessen bei Gründung der Marburger Universität angeordnet, dass vor der Verleihung von Beneficien der Rector und der Decan der philosophischen Facultät die dazu Vorgeschlagenen examiniren sollten, ob sie überhaupt zum Studiren tauglich seien, und in gleicher Richtung waren auch weitergehende Verfügungen an anderen deutschen Universitäten getroffen, welche ein Examen der bei ihnen Eintretenden vorschrieben. Namentlich war auch in Preussen 1708 und 1718 eingeschärft, dass Untüchtige zum Studiren nicht zuzulassen seien; aber durch alle diese Massregeln war die gewünschte Wirkung nicht erreicht. Noch 1787 erklärte vielmehr der Kanzler der Universität Halle, Karl Christoph

weckende Kraft" Schulzes Bonnell in seinem Artikel über Preussens höhere Schulen in Schmids Encyclopädie VI 2. Aufl. 185. Hinsichtlich der Maturitätsprüfungen s. Firnhabers und Wieses Aufsätze ebenda 251 ff., 493 ff. und des Letzteren Buch über das höhere Schulwesen in Preussen I, 478 ff. Zur Ergänzung seiner Angaben befähigte mich, dass auch ich wie er die Akten der Registratur des Cultusministeriums und die Akten des Geheimen Staatsarchivs einsehen durfte; letztere sind auch von Rethwisch bei seiner Darstellung der Einführung des Abiturientenexamens in seinem Buch über Zedlitz S. 199 ff. und von Philippson (Preussisches Staatswesen I, 204 ff.) benutzt.

*) Schulschriften II, 229. Die im Text erwähnte Bestimmung aus dem Freiheitsbrief des Landgrafen Philipp für die von ihm gestiftete Hochschule s. bei Hildebrand, Urkundensammlung über die Verfassung der Universität Marburg S. 13, andere Verfügungen über Antrittsprüfungen bei Tholuck, Akademisches Leben des 17. Jahrhunderts I, 192 f.

von Hoffmann*), die Erfahrung lehre, dass beständig viele junge Leute die Universitäten bezögen, welche so unwissend seien, dass ihre Unwissenheit bald Mitleiden und bald Widerwillen errege; natürlich könnten sie, da sie keinen Grund gelegt hätten, auf keinen Grund bauen; so würden sie am Ende sich und dem Staat lästig und letzterem, wenn sie eine Versorgung fänden, sogar nachtheilig. Um diesem Uebel zu begegnen, schlug er vor, auf jeder Universität eine Prüfungscommission einzusetzen, welche alle neu ankommenden Landeskinder öffentlich zu prüfen, die in den Vorkenntnissen allzu Unwissenden zur Schule oder zu ihren Eltern zurückzuweisen und über das Ergebniss der Prüfungen zu berichten hätte. Zedlitz, der schon früher über die Einführung einer Reifeprüfung mit Meierotto verhandelt hatte und eine solche ebenso wünschte als der ihm seit Alters befreundete Haller Kanzler, forderte nun Gutachten über dessen Vorschlag von den Universitäten und einigen hervorragenden Pädagogen. Auch von ihnen wurde es allgemein als ein Bedürfniss anerkannt, dass vor Beginn der Universitätsstudien die genügende Vorbereitung für sie festgestellt werde; aber von den meisten Stimmen wurde auch auf die Schwierigkeiten und Bedenken hingewiesen, die gegen die Ablegung eines solchen Examens auf der Universität sprächen. Daraufhin entschied sich das Oberschulcolleg für den Erlass eines Edicts, nach dem „hinfort alle von öffentlichen Schulen abgehenden Jünglinge schon vorher auf der von ihnen besuchten Schule geprüft werden und ein detaillirtes Zeugniss über ihre bei der Prüfung befundene Reife oder Unreife erhalten sollten, welches sie demnächst bei ihrer Inscription auf der Universität zu produciren“ hätten.

Für die Universitätsstudien und zugleich für die auf sie vorbereitenden Schulen war die so erfolgte Einführung des Abiturientenexamens von grösster Bedeutung; nicht sofort aber liess die neue Massregel sich mit aller Strenge durchführen. Durch das Edict selbst wurde die Prüfung derjenigen jungen Leute, die nicht auf öffentlichen Gelehrtenschulen,

*) S. über ihn Keils Rectoratsrede, die als Beilage zur Chronik der Universität Halle für das Jahr 1882 S. 17—32 veröffentlicht ist.

sondern nur durch Privatunterricht oder auch auf solchen Schulen zur Universität vorbereitet waren, die eigentlich nicht als gelehrte Schulen anzusehen, den Universitäten übertragen"; dabei wurde die Erwartung ausgesprochen, dass sie nunmehr mit mehr Accuratesse als sie früher angewandt, die an Zahl beträchtlich verminderten Prüfungen, die ihnen jetzt noch oblagen, vornehmen würden. Neben einem mündlichen Examen wurde die Anfertigung schriftlicher Arbeiten auch von den hier zu Prüfenden gefordert. Aber begreiflicher Weise wurden diese wesentlich anders behandelt als die Abiturienten der Schulen von ihren Lehrern, die zusammen mit einem Regierungscommissar das Schulexamen abhielten, und bei der grossen Verschiedenheit der damaligen gelehrten Schulen gestaltete sich sehr verschieden auch die Art ihrer Abiturientenexamina. Und da nun auch denjenigen, welchen das Zeugniss der Unreife ertheilt werden musste, nicht unbedingt verboten wurde die Universitätsstudien zu betreiben, so fehlte es auch weiter nicht an Klagen, dass viele Studenten der hinlänglichen wissenschaftlichen Vorbereitung entbehrten. Wie schon früher erwähnt, mehrten sich diese Klagen, als in den neu erworbenen polnischen Landen Preussen sogenannte gelehrte Schulen überkommen hatte, die in keiner Weise den in den deutschen Provinzen an Anstalten dieses Namens gestellten Forderungen zu entsprechen vermochten. Im ersten Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms III. wurden mannigfache Vorschläge zur Herstellung einer besseren Ordnung gemacht; nachdem 1805 Niemeyer eine Denkschrift eingereicht hatte, in welcher er nicht nur für eine Aenderung mehrerer wichtiger Punkte des Edicts von 1788, sondern im Zusammenhang damit namentlich auch für die Einführung eines bestimmten Lehrplans auf den gelehrten Schulen eingetreten war, entwarf Nolte ein neues Regulativ für die Reifeprüfungen, über welches dann 1806 im Oberschulcolleg eingehende Berathungen gepflogen wurden. Zu einem praktischen Resultat hatten sie noch nicht geführt, als der Krieg dieses Jahres ausbrach. Erst bei der Neugestaltung des preussischen Staats- und Unterrichtswesens, die ihm folgte, wurde in anderer Weise als bisher auch diese Frage geregelt.

An dem Grundgedanken des Edicts von 1788 hielten die massgebenden Leiter der Reform des Bildungswesens fest: nicht aus ihrem Kreise, sondern von ihrem Gegner Ancillon wurde principiell die völlige Abschaffung der Abiturientenprüfungen gefordert. Dagegen betonte namentlich Schleiermacher deren gute Wirkung; allerdings könne man sie nur als eine prohibitive Massregel betrachten; wohl aber sei dadurch der Ehrtrieb bei der Jugend in eine heilsame Bewegung gesetzt und oft der übereilte Abgang zur Universität und die Verleihung von Beneficien an Unwürdige verhindert. Um die gute Wirkung der Abiturientenexamina noch zu vermehren, wollte er die neben ihnen noch gültigen Eintrittsprüfungen auf den Universitäten abgeschafft sehen; auch Wolf wünschte eine Aenderung namentlich der letzteren, hob aber andrerseits die Bedenken hervor, die ihm zu verbieten schienen, die Entlassungsprüfung und das Entlassungszeugniss für alle Universitätsaspiranten allgemein zu machen. Er führte aus, dass zwischen Jünglingen, die nur zu ihrer weiteren Ausbildung die Universität bezögen, und solchen, die eine Anstellung im gelehrten Staats- und Kirchendienst begehrten, zu unterscheiden sei; ersteren den Besuch einer Hochschule zu erschweren fand er weder berechtigt noch zweckmässig; bei letzteren wollte er auf eine Reifeprüfung nicht verzichten, da es „schwierig sein dürfte etwas besseres und doch auch praktisch ausführbares an die Stelle zu setzen, etwas, das 1) die höheren Behörden mit den Hoffnungen genau bekannt mache, die der Jüngling errege, 2) das dem Schüler ein Sporn werde, aber nicht wie seither gewöhnlich nur auf den Tag des Examens hastig fort zu lernen, sondern aus inneren wissenschaftlichen Motiven und Liebe zu den Kenntnissen die Vorbildung zur Universität zu betreiben, 3) das auch die Lehrer in Athem erhalten könne“.

Deutlich ist der Einfluss dieser Ansicht Wolfs in der neuen Instruction über die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler erkennbar, die nach Humboldts Anregung und nach langen Verhandlungen in der Section des Unterrichts und in der wissenschaftlichen Deputation von Süvern redigirt war und durch Edict vom 12. October 1812

die königliche Bestätigung erhielt. Durch sie wurde versucht eine bessere Ausführung der Grundgedanken des Edicts von 1788 namentlich durch genauere Bestimmungen über die Art der Reifeprüfungen zu sichern. Solche waren früher dadurch erschwert, dass der früheren obersten Centralbehörde für das Unterrichtswesen, dem Oberschulcolleg, keineswegs alle gelehrten Schulen unterstanden und dass schon deshalb eine gleichmässige Durchführung der von ihr getroffenen Verfügung nicht zu erwarten war. Jetzt wurde nicht nur „die Erforderlichkeit eines Entlassungszeugnisses für alle von den gelehrten Schulen des preussischen Staates zur Universität abgehenden Jünglinge allgemein gemacht“, sondern auch vorgeschrieben, welche Kenntnisse und Leistungen dei dem anzustellenden schriftlichen und mündlichen Examen von den Abiturienten durch die bei jedem Gymnasium mit der Prüfung betrauten und in gleicher Weise von denjenigen, welche aus Privatunterricht oder nicht unmittelbar von gelehrten Schulen zur Universität gingen, durch die an deren Sitz einzurichtenden aus Professoren und Directoren gemischten Prüfungscommissionen zu fordern seien. Die Entlassungszeugnisse sollten in drei Abstufungen nach der unbedingten Tüchtigkeit, der bedingten Tüchtigkeit und der Untüchtigkeit der Individuen getheilt und zur Andeutung dieser Grade mit den Nummern I, II oder III bezeichnet werden; ausdrücklich wurde bemerkt, dass „wie es schon bei der früheren Verordnung nicht die Absicht war, das Abgehen eines zur Zeit noch unreifen Jünglings auf die Universität unbedingt zu verbieten, wenn dessen Eltern oder Vormünder sich dazu durch irgend einen ihrem Gewissen zu überlassenden Grund bestimmt glaubten, auch fernerhin eine solche freie Wahl unbeschränkt bleiben solle; nur dass durch Prüfung und Zeugniss die Beschaffenheit der jedesmal zur Universität übergehenden Schüler bekannt werde“.

Für die Einführung dreier verschiedener Grade in den Entlassungszeugnissen waren wohl Erwägungen massgebend, wie sie ähnlich schon Niemeyer in seinen Reformvorschlägen von 1805 entwickelt hatte. Die „Reife“ fand er sehr schwer zu bestimmen, den Gegensatz zwischen reif und unreif zu

grell, in der Erklärung der Unreife etwas Unschickliches. „Sollte es nicht, äusserte er, ungleich passender, gerechter und vor Missbrauch und Missdeutung sichernder sein, wenn an die Stelle jener Titel Reif und Unreif eine dreifache Bestimmung der Censur träte? Die erste erhielten bloss die Ausgezeichneten, die zweite die zur Akademie Fähigen. Wer die dritte erhielte, d. i. für unfähig befunden würde, ginge dadurch des Schulzeugnisses verlustig und bekäme, wenn er dennoch die Schule verlassen wollte, bloss ein Attest, dass er sich zwar zur Prüfung gestellt, aber da er nur die dritte Censur erhalten, kein Schulzeugniss erhalten könne. Allenfalls könnte darin auch bemerkt werden, ob es an seinem Unfleiss oder an Mangel der Fähigkeiten liege. Sollten indess die bisherigen Benennungen der Maturität und Immaturität beibehalten werden, so würde doch auf jeden Fall noch ein Medium verstattet werden müssen, weil, wenn man die Beschaffenheit und Verschiedenheit derer aus Erfahrung kennt, die immaturos zu nennen eine Unbilligkeit sein würde, also wie weit sie auch von den Vorzüglicheren abstehen, doch immer mit ihnen unter die gleiche Kategorie der Reife kommen müssen, man nothwendig urtheilen muss, dass das höhere Verdienst zu sehr unter der Menge der Mittelmässigen übersehen werde.“ Auch war bereits von Niemeyer hervorgehoben, dass zur Erreichung des Zieles, das man bei diesen Prüfungen im Auge habe, besonders wichtig die Durchführung eines „dem wahren Zwecke einer gelehrten Schule entsprechenden Lehrplanes“ sei, die genau mit der Frage zusammenhänge, was man von einem jeden Abgehenden mit Recht fordern könne. Dadurch, dass nun in der Instruction von 1812 bestimmt solche Forderungen im Einzelnen vorgeschrieben wurden und nur die Zeugnisse der gelehrten Schulen, von deren Zöglingen nach ihrer Einrichtung ihre Erfüllung zu erwarten war, solche Bedeutung für die Universitätsstudien und im Zusammenhang damit, durch eine ebenfalls 1812 erlassene Verfügung, diese Schulen allein den Namen Gymnasium zugesprochen erhielten, wurden also Wünsche erfüllt, die bereits von den vor 1806 in Preussen massgebenden Pädagogen geäussert waren; aber deutlich tritt

auch der Unterschied zwischen ihren und den Anschauungen ihrer Nachfolger demjenigen entgegen, der diese Vorschläge mit Rücksicht auf die Studien vergleicht, die in den Gymnasien hauptsächlich getrieben und hinsichtlich deren die Abiturienten geprüft werden sollten.

Niemeyer hatte eindringlich davor gewarnt, zu vielerlei in den Schulplan aufzunehmen und zunächst schärfer die Grenzen zwischen Schulen und Universitäten zu bestimmen, damit „die jungen Leute mit weniger Dünkel auf die Universität kommen und nicht glauben, vieles hier nicht lernen zu dürfen, da sie schon Vorlesungen darüber auf den Schulen angehört hätten“. Doch schien es ihm empfehlenswerth „den bald Abgehenden eine encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften vorzutragen und auch davon eine kurze Rechenschaft zu fordern“. Von einer solchen Forderung war in der Instruction von 1812 nach den pädagogischen Anschauungen ihrer Urheber nicht die Rede. In dem Entwurf einer Unterrichtsverfassung der Gymnasien und Stadtschulen, den Süvern gleichzeitig ausarbeitete*), bemerkte er ausdrücklich: „Die in neueren Zeiten in die Gymnasien eingeführte allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften gehört für die Universität. Gymnasiasten sind ihrer noch nicht fähig. Der Vorbegriff von den Hauptwissenschaften, dessen junge Leute, die bald zur Universität abgehen wollen, zur Verständigung über ihre künftigen Studien bedürfen, lässt sich ihnen von den übrigen getrennt auf eine sehr einfache und fassliche Weise in wenigen Stunden mittheilen und nur dieses kann gestattet werden.“ Ebenso erklärte er sich gegen eine besondere Rubrik „formelle Verstandesübungen“, da „zur formellen Geistesbildung der Unterricht in einem jeden Lehrfach durch seine Form, die Methode wirke“, wie gegen den besonderen Titel „Gemeinnützige Kenntnisse“, unter welchem häufig ein Aggregat historischer, naturwissenschaftlicher, technischer und anderer Notizen beigebracht werde. Auch

*) Dass Süvern einen solchen Entwurf, der, wie ich oben S. 265 bemerkte, 1815 einzelnen Behörden mitgetheilt, nie aber amtlich publicirt wurde, schon 1811 Wolf zur Beurtheilung vorlegte, zeigt dessen bei Arnoldt I, 274 ff. abgedrucktes Schreiben vom 13. Januar 1812.

wollte er auf den Schulen nicht Philosophie, Logik, Aesthetik, Rhetorik als besondere Fächer getrieben sehen. „Die Reflexion auf die Gesetze des Denkens zu leiten, äusserte er, ist das Geschäft der Universität, und zur näheren Vorbereitung für dasselbe wie zur Mittheilung der den Schülern nöthigen Kenntnisse aus dem Gebiet der Psychologie, Moral und Geschichte der Philosophie bieten der theoretische sowohl als der praktische Sprachunterricht, die Behandlung der alten Classiker und der Religionsunterricht die beste Gelegenheit dar, welche hierfür zu benutzen keine Schule versäumen muss. Aesthetik und Rhetorik auf Schulen getrieben können ebenfalls nur auf ein solches Formelwesen hinauslaufen, das dem jungen Gemüthe weder Saft noch Kraft noch wohl verstandene Regeln giebt. Die Betrachtung und Entwickelung grosser Meisterwerke der Dicht- und Redekunst alter und neuer Zeit bildet besser einen gesunden, kräftigen Sinn für's Schöne." Bei der Lectüre und Erklärung der classischen Schriftsteller, glaubte Süvern, seien am richtigsten auf den Gymnasien die den Schülern nöthigen Kenntnisse über Litteratur, Geographie, Antiquitäten und Mythologie der beiden alten classischen Völker zu lehren; denn anschaulich würden sie doch nur durch die Bekanntschaft mit den Quellen; ohne diese führe ihre Zusammenstellung nach den gewöhnlichen Handbüchern leicht zur Akrisie.

Schon nach diesen Bemerkungen Süverns lässt sich annehmen, dass er bei seinen Vorschlägen für den Lehrplan und die Abiturientenprüfung in den Gymnasien den grössten Nachdruck auf den Unterricht in den classischen Sprachen legte; in diesen und namentlich im Griechischen stellte er weit höhere Forderungen als die Mitglieder des Oberschulcollegs vor 1806. Nach Noltes Entwurf eines Regulativs sollten die Abiturienten im Stande sein, im Lateinischen jeden Prosaiker und Dichter von mittlerer Schwierigkeit, im Griechischen jeden Prosaiker von mittlerer Schwierigkeit wie z. B. Xenophons Cyropädie, die leichteren Biographien des Plutarch und die minder schweren Aufsätze des Lucian und von Dichterwerken insonderheit Ilias und Odyssee in ihre Muttersprache zu übersetzen. Niemeyer aber fand, dass bei den manchen

schweren Stellen der Cyropädie und des Plutarch diese Forderung zu streng wäre, und Nolte selbst bekannte nach nochmaliger Erwägung, dass er im Griechischen verhältnissmässig zu viel verlangt habe; daraufhin beschränkte sich das Oberschulcolleg in dieser Sprache von den Abiturienten zu fordern, dass sie die Grammatik wohl inne hätten und diejenigen Autoren, die sie gelesen hätten, zu übersetzen vermöchten. Dagegen sollte nach der Instruction von 1812 ein Zeugniss unbedingter Tüchtigkeit nur denjenigen ertheilt werden, welche im Lateinischen „den Cicero, Livius, Horaz und Virgil im Ganzen mit Leichtigkeit verstehen, den Tacitus aber nach gestatteter Ueberlegungszeit richtig erklären“ und im Griechischen „die attische Prosa, wozu auch der leichtere Dialog des Sophokles und Euripides zu rechnen, nebst dem Homer auch ohne vorhergegangene Präparation verstehen, einen nicht kritisch-schwierigen tragischen Chor aber, im Lexicalischen unterstützt, erklären“ können. Ausserdem sollten sie „den eignen lateinischen Ausdruck ohne grammatische Fehler und grobe Germanismen in seiner Gewalt haben, nicht allein schriftlich, sondern auch über angemessene Gegenstände mündlich“ und „eine kurze Uebersetzung aus dem Deutschen ins Griechische ohne Verletzung der Grammatik und Accente abzufassen im Stande sein“. Für die schriftliche Prüfung war ausdrücklich die Anfertigung einer griechischen neben einer deutschen Uebersetzung eines Stücks aus einem in der Schule nicht gelesenen griechischen Autor neben einem lateinischen Aufsatz vorgeschrieben. Um dieses Ziel zu erreichen war nach Süverns Lehrplan das Griechische wenigstens in vier Klassen zu lehren. In den drei obersten sollten schriftliche Uebungen getrieben, in Secunda und Prima, für die zusammen nicht weniger als fünf Jahre bestimmt waren, neben Homer Xenophon, Herodot, Sophokles, einige ausgewählte Dialoge Platos und einige Reden von Demosthenes gelesen und zugleich auf alle Weise im Griechischen und im Lateinischen die häusliche Lectüre befördert werden.

Neben den classischen Sprachen waren Deutsch und Mathematik die Unterrichtsgegenstände, die Süvern besonders berücksichtigt sehen wollte. Der letzteren ist namentlich in

seinem Lehrplan ein noch bedeutenderer Platz zugewiesen als in früheren und späteren Ordnungen. Hatte vor 1806 das Oberschulcolleg bei der Reifeprüfung nur eine hinlängliche Bekanntschaft mit den Hauptlehren, Sätzen und Auflösungen aus der Arithmetik, Elementargeometrie und ebenen Trigonometrie feststellen wollen, so erklärte auch die Instruction von 1812 für erforderlich nur „die Kenntniss der Rechnungen des gemeinen Lebens nach ihren auf die Proportionslehre gegründeten Principien, des Algorithmus der Buchstaben, der ersten Lehre von den Potenzen und Wurzeln, der Gleichungen des ersten und zweiten Grades, der Logarithmen der Elementargeometrie (soweit sie in den sechs ersten und dem 11. und 12. Buche des Euklid vorgetragen wird), der ebenen Trigonometrie und des Gebrauchs der mathematischen Tafeln". Dagegen bezeichnete Süverns Lehrplan, der in allen Klassen nicht weniger als sechs Stunden für den mathematischen Unterricht bestimmte, als dessen Aufgaben in Prima Auflösung algebraischer Gleichungen vom dritten und vierten Grade und Anfangsgründe der unbestimmten Analytik, sodann im folgenden Jahr arithmetische Reihen und deren reciproke Summen, Deduction des Taylorschen Lehrsatzes und Reihenentwickelung nach demselben und im dritten und letzten Jahre Wahrscheinlichkeitslehre und Disciplinen der angewandten Mathematik, namentlich der mechanischen Wissenschaften. Die Möglichkeit eine so ausgedehnte Zeit diesem Unterrichtsgegenstand zu widmen wurde durch Beschränkung anderer Disciplinen und namentlich durch Streichung des Französischen gewonnen. Wie Süvern sich die Vertheilung der einzelnen Lehrstunden dachte, zeigt am klarsten folgendes Schema:

	VI 1 J.	V 1 J.	VI 1 J.	III 2 J.	II 2 J.	I 3 J.
Lateinisch	6	6	8	8	8	8
Griechisch	—	—	5	5	7	7
Deutsch	6	6	4	4	4	4
Mathematik	6	6	6	6	6	6
Naturwissenschaften	2	2	2	2	2	2
Geschichte u. Geographie	3	3	3	3	3	3
Religion	2	2	2	2	2	2
Zeichnen	3	3	2	2	—	—
Kalligraphie	4	4	—	—	—	—
	32	32	32	32	32	32

In diesem Lehrplan Süverns ist die gleiche gediegene idealistische Gesinnung ausgeprägt, von welcher sein Vorschlag eines Unterrichtsgesetzes eingegeben ist; er verdient besondere Beachtung wegen der Schärfe, mit welcher hier die hohen Ziele des Gymnasialunterrichts bezeichnet sind. Aber eben deshalb war es schwierig, den hier verkündeten Grundsätzen Geltung nicht nur auf dem Papier, sondern im Leben der Schulen zu verschaffen. Wollte Schulze die ihm zufallende Aufgabe lösen, praktisch wenigstens die wichtigsten Gedanken, in denen er mit Süvern einverstanden war, durchzuführen, so erschienen hierfür wirksamer als die Publication einer zunächst unausführbaren allgemeinen Lehrordnung einzelne Verfügungen, bei denen die thatsächlichen Verhältnisse mehr berücksichtigt wurden, als in diesem idealistischen Programm geschehen war. Auch in ihm war ausdrücklich hinsichtlich der Abiturientenprüfung auf die Instruction von 1812 verwiesen, obgleich die in ihr aufgestellten Forderungen in der Mathematik weit hinter den Vorschriften des Lehrplans für diesen Unterrichtsgegenstand zurückblieben. Von dessen hoher Bedeutung war, wie seine früher mitgetheilten Vorschläge für das Hanauer und das Coblenzer Gymnasium beweisen, auch Schulze durchdrungen; er war voll Verständniss für die Anschauung, die kurz zuvor Bernhardi in einem Schulprogramm von 1815 besonders klar begründet hatte, wie glücklich Mathematik und Sprachen gegenseitig sich ergänzten*); aber mochte es an und für sich gerade auch nach dessen Ausführungen fraglich erscheinen, ob für die auf dem Gymnasium zu fördernden Bildungszwecke es nöthig, ja auch nur wünschenswerth sei, in solchem Umfang wie Süverns Lehrplan vorschlug, auf der Schule Mathematik

*) Auch dies Programm Bernhardis ist in dem Buche wieder abgedruckt, das er 1818 u. d. T.: Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen in Jena bei Frommann veröffentlicht und Altenstein und dessen Räthen gewidmet hat. Seine Uebereinstimmung mit Süverns Grundgedanken zeigt sich besonders klar bei einem Vergleich der Bemerkungen Beider gegen die sogenannten Verstandesübungen und den Unterricht in Technologie, philosophischen und naturgeschichtlichen Disciplinen auf den Schulen; s. darüber Bernhardi S. 253 ff.

zu lehren, so war damals solche Forderung sicherlich schon deshalb unausführbar, weil es an den hierfür geeigneten Lehrkräften fehlte. Schulze musste sich bemühen, zunächst auf die Heranbildung von Lehrern hinzuwirken, die im Stande ihre Schüler mit denjenigen Kenntnissen auszurüsten, deren Besitz in der Instruction von 1812 vorgeschrieben war, und für diesen Unterricht die bei solchem Umfang nöthige Stundenzahl durchzusetzen; er durfte es wohl als erfreuliches Resultat betrachten, dass ein eifriger Vertreter des mathematischen Gymnasialunterrichts 1827 bezeugte, seine Forderung einer Zahl von 4—5 wöchentlichen mathematischen Lectionen während der ganzen Schulzeit sei in den meisten preussischen Gymnasien erfüllt*).

Mehr noch als den mathematischen hatte Süvern stets den Unterricht in den classischen Sprachen als wichtigste Aufgabe der Gymnasien zu fördern sich bemüht; dass diesem vorzügliches Gewicht beigelegt werden solle, war auch in seinem Entwurf eines Unterrichtsgesetzes ausdrücklich hervorgehoben. Wie er fand auch Schulze hierin das beste Mittel zur Begründung humaner Geistesbildung; unter diesem Gesichtspunkt wollte er, indem er zugleich durch Erlasse an Universitäten und Schulbehörden der Vernachlässigung des Lateinischen entgegenzuwirken suchte, in den Gymnasien besonders den Unterricht im Griechischen betrieben sehen. Er erklärte sich deshalb bestimmt gegen Dispensationen vom Griechischen, wie sie namentlich in der Rheinprovinz gefordert wurden**). Schon im ersten Jahre seiner Amtsführung wurde durch eine von ihm entworfene Verfügung vom 11. Juni 1819 dem Kölner Consistorium ein 1810 gegen solche Dispensationen gerichtetes Verbot in Erinnerung gebracht und dabei bemerkt, dass auch diejenigen Gymnasiasten,

*) Tellkampf in seinem Aufsatz zur Würdigung und näheren Bestimmung des mathematischen Gymnasialunterrichts, in dem er Schulnachrichten der preussischen Gymnasien a. d. J. 1825—26 benutzte, in der Allgemeinen Schulzeitung 1827. II Abth. n. 88—90. c. 697 ff.

**) Zur Erläuterung der bei Neigebaur S. 133 ff. u. 189 ff. abgedruckten Aktenstücke liefern werthvolles Material die im Folgenden benutzten Akten des Cultusministeriums U. II Gen. 20. 1.

welche nicht für höhere Studien bestimmt seien, von Erlernung des Griechischen nicht dispensirt werden könnten. 1824 stellte nun das Kölner Consistorium vor, dass es schwer sei, diese Vorschrift namentlich bei Gymnasien zweiten Ranges streng durchzuführen, indem es sich nicht leugnen lasse, dass z. B. an den Gymnasien zu Elberfeld, Essen u. s. w. immer ein sehr grosser Theil der Schüler auf eine höhere wissenschaftliche Bildung und auf eine Vorbereitung für die Universität gar keinen Anspruch mache und daher Befreiung vom Besuch wenigstens der griechischen Lektionen wünsche. Werde ihnen dieser Wunsch nicht gewährt, so verliessen sie das Gymnasium und dieses fände sich dadurch in seiner Subsistenz, die zum Theil und in Elberfeld sogar zum grössten Theil an den Ertrag des Schulgeldes geknüpft sei, gefährdet. Das Consistorium hielt deshalb eine neue Instruction für nöthig. Das Studium beider classischen Sprachen erschien auch ihm unerlässlich für alle, die studiren wollten; dagegen könnten, meinte es, hiervon wohl diejenigen dispensirt werden, welche zur Vorbereitung für ihren Beruf der Universitätsstudien nicht bedürften. Eine volle Sonderung beider Klassen von Schülern sei nicht wünschenswerth, weil den Einen auch die Kenntniss der classischen, den Andern auch die Kenntniss einiger neuern Sprachen nützlich sei; vielmehr sei der Unterricht in den alten und neuen Sprachen so zu legen, dass beide Klassen von Schülern an den Lektionen Theil nehmen könnten, im Fall sie aber von einer derselben dispensirt würden, dadurch keine Störungen entständen. Für eine solche Einrichtung machte das Consistorium bestimmte Vorschläge. Schulze aber setzte durch, dass diese vom Ministerium abgelehnt wurden. „Dem nicht zu verkennenden Bedürfnisse der beiden Klassen von Schülern, erklärte er in der von ihm entworfenen Antwort vom 5. September 1824, kann durch die Gymnasien allein, sollen sie anders, wie es doch nothwendig ist, ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu bleiben und demgemäss hinsichtlich der Lehrgegenstände eingerichtet sein, nicht vollkommen genügt werden und es ist mit Grund zu fürchten, dass jeder auch noch so künstlich angelegte Versuch den fraglichen doppelten Zweck gleichzeitig mittelst

der Gymnasien zu erreichen, entweder für beide Klassen von Schülern nicht genügen und somit ganz und gar fehlschlagen oder doch der in den Gymnasien zu bewirkenden gründlichen Vorbereitung auf die Universitätsstudien Eintrag thun werde. Zur Abhülfe des in Rede stehenden Bedürfnisses, welches sich in allen Provinzen des Königreichs gegenwärtig zu zeigen anfängt, giebt es nur ein gründliches Mittel und dieses besteht darin, dass in den Städten, wo sich ein grosser Andrang von nicht studirenden jungen Leuten zu dem Gymnasio findet, neben demselben eine höhere Bürger- oder allgemeine Stadtschule errichtet und mittelst derselben auch für diejenigen Schüler, welche zur Vorbereitung für ihren künftigen Beruf weder der Kenntniss der alten Sprachen noch überhaupt einer höheren wissenschaftlichen Bildung bedürfen, genügend gesorgt werde.“ Das Consistorium wurde daher aufgefordert, statt seine Vorschläge auszuführen, vielmehr die Vorschriften über Dispensationen „mit aller Strenge aufrecht zu erhalten und dadurch die Nothwendigkeit der Errichtung höherer Bürgerschulen selbst den betreffenden Communen fühlbar zu machen“. Gegen diese Verfügung wandte sich Grashof, der Referent des Kölner Consistoriums, in einem eingehenden Vortrag, den er bei einer Plenarversammlung beider rheinischen Consistorien im Oktober hielt; er suchte nachzuweisen, 1) dass jedes Gymnasium neben seinem Hauptzweck der Vorbereitung für die Universität auch den Bildungszweck der Nichtstudirenden vollständig erreichen könne und es der besondern Bürgerschulen dazu nicht bedürfe, 2) dass daher auch den höhern Stadtschulen eine den unteren und mittleren Bildungsstufen der Gymnasien gleich stehende innere Verfassung zu geben sei, und 3) dass jeder Schüler, der nicht studiren wolle, von der Zeit an, wo darüber bei ihm entschieden sei, vom Griechischen müsse dispensirt werden können. Diesen Ausführungen Grashofs stimmten die rheinischen Consistorialräthe zu; nur Schulzes früherer Coblenzer College Lange erklärte, er könne die Dispensation vom Griechischen nicht für unumgänglich nöthig halten. Schulze aber wurde durch reifliche Prüfung nur noch mehr in der Ansicht bestärkt, dass in den fraglichen rheinischen

Städten neben den Gymnasien und den Elementarschulen auch noch Bürgerschulen errichtet werden müssten; ausführlich begründete er diesen Standpunkt in einer neuen Verfügung, die am 10. Mai 1825 an das Kölner Consistorium gerichtet und am 22. Juli dieses Jahres auch dem Breslauer Consistorium zur Nachachtung zugefertigt wurde*).

Allerdings wurden nicht nur von einzelnen localen und provinziellen Behörden die Schwierigkeiten hervorgehoben, die bei der für die Gymnasien heilsamen strengen Auffassung Schulzes wohl in einzelnen Städten eintreten konnten**): auch im Ministerium wurde diese nicht von allen Mitgliedern getheilt. Unmittelbar nachdem Schulze die Verfügung vom 5. September 1824 durchgesetzt hatte, beschied am Tage darauf, ohne ihn zu befragen, Kamptz in einem ministeriellen Erlass***) das Berliner Consistorium dahin, einem Gymnasiasten die nachgesuchte Dispensation vom Unterricht im Griechischen ohne Anstand zu ertheilen. Dabei wurde nicht nur erklärt, es sei als ein genügend erheblicher Grund für eine Dispensation anzusehen, wenn der Zögling eine Bestimmung habe, für welche die Kenntniss der griechischen Sprache entbehrlich und unnöthig, und der Vater oder Vormund desselben ein Mann sei, dem ein gründliches Urtheil darüber zugetraut werden dürfe, sondern auch bemerkt, dass es eine Menge staatsdienstliche Verhältnisse und selbst Zweige von Wissenschaften gebe, für welche die griechische Sprache nicht erforderlich sei. Begreiflicher Weise veranlasste diese Ver-

*) Bei Neigebaur ist weder die am 5. September 1824 noch die am 10. Mai 1825 an das Kölner Consistorium erlassene Verfügung, sondern nur die nach Breslau am 22. Juli 1825 gerichtete S. 195 abgedruckt.

**) Mit welchen mannigfachen Schwierigkeiten damals die Organisirung gerade des oben erwähnten Elberfelder Gymnasiums zu kämpfen hatte, zeigt anschaulich Bouterweks aktenmässige Darstellung in seiner 1865 veröffentlichten Geschichte des Gymnasiums S. 106 ff.

***) Die Entstehungsart dieser bei Neigebaur S. 189 abgedruckten nach Form und Inhalt auffallenden ministeriellen Verfügung, welche durch ein Dispensationsgesuch des Grafen von Wartensleben für seinen Mündel veranlasst wurde, ist aus den oben S. 362 citirten Akten ersichtlich.

fügung weitere Verhandlungen zwischen dem erwähnten Consistorium und dem Ministerium; schliesslich wurde in einem von Schulze entworfenen Erlass des letzteren vom 13. December 1824 festgesetzt, dass nicht schlechthin jedes Gesuch um Dispensation vom Griechischen zurückzuweisen, eine derartige Dispensation aber Schülern, die auf eine höhere wissenschaftliche Bildung und auf eine Vorbereitung für die Universität Anspruch machten, nur in seltenen ausserordentlichen Fällen zu ertheilen und dann in deren Abiturienten-Zeugnissen ihre Unkunde dieser Sprache und somit der Mangel der zum fruchtbaren Besuch der Universität ihnen nöthigen Bildung jedesmal ausdrücklich zu bemerken sei; nie könnten solche Schüler das Zeugniss der unbedingten Tüchtigkeit erhalten. Den gleichen Standpunkt vertrat das Ministerium auch gegenüber den Ständen von Posen, als diese 1830 beantragten, dass die griechische Sprache in den Gymnasien des Grossherzogthums Posen nicht als ein Hauptlehrgegenstand betrachtet und dass daher von dem Fortschreiten in derselben die Promotion eines Schülers, wenn er in den übrigen Lehrgegenständen die nöthigen Kenntnisse besitze, nicht abhängig gemacht werde; nach einem von Schulze concipirten Votum wurde im Staatsministerium die Ablehnung dieser Petition beschlossen, weil sie dem Edict von 1812 zuwider laufe.

Den Angriffen auf den griechischen Unterricht diente es zur Unterstützung, dass nicht in allen Gymnasien bei der Wahl der zu lesenden Schriftsteller, bei der Leitung ihrer Lectüre und bei der Behandlung der Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische die erforderliche Rücksicht auf den Zweck der Schule und die Bildungsstufe der Schüler genommen wurde. Wie Schulze in einem Circular hervorhob*), das am 11. December 1828 an die Provinzialschulbehörden gerichtet wurde, hatte „man in einigen Gymnasien die Tragödien des Sophokles, den Thucydides und die in Hinsicht ihrer Anlage oder ihres Inhalts schwierigeren,

*) S. diese Circularverfügung bei Neigebaur S. 138 ff., ebenda S. 150 ff. den Erlass des Posener Provinzialschulcollegs vom 11. Januar 1829.

zum Theil eine Bekanntschaft mit der speculativen Idee voraussetzenden Dialoge Platos zur ununterbrochenen und fast ausschliesslichen Lectüre der ersten Klasse gewählt; andere Directoren waren noch weiter gegangen und hatten zur stehenden Lectüre in dieser Klasse sogar den Pindar, Aristophanes und Aeschylus gemacht, dagegen das Lesen der Homerischen Gesänge und der Schriften Xenophons schon mit der zweiten, ja bisweilen schon mit der dritten Classe abgeschlossen". Gegen dies Verfahren sprach sich nun das Ministerium aus; solle auch ein Zeugniss unbedingter Tüchtigkeit nach der Instruction von 1812 nur den Abiturienten ertheilt werden, welche die attische Prosa und den leichteren Dialog von Sophokles und Euripides ohne Präparation verstehen und einen nicht kritisch schwierigen tragischen Chor erklären könnten, so folge daraus nicht, dass fortwährend und ausschliesslich in der ersten Klasse Schriftsteller, die in Hinsicht auf Inhalt und Form so vollendet, aber auch so schwierig als Aristophanes, Aeschylus und Plato in seinen grösseren Dialogen gelesen würden. Bei der Wahl der Lectüre sei auf die Mehrzahl der Schüler Rücksicht zu nehmen, die voraussichtlich nur ein Zeugniss zweiten Grades erlangten; auch diese müssten auf den Gymnasien zu der Fertigkeit gebracht werden, einen leichteren griechischen Schriftsteller wie Homer oder Xenophon ohne Anstoss verstehen und für sich lesen zu können, und dies sei nicht zu erreichen, wenn ihnen zu früh die ausschliessliche Lectüre solcher Schriftsteller zugemuthet würde, deren Verständniss mannigfache Schwierigkeiten entgegenständen. Das Ministerium ordnete daher an, es sollten in den Gymnasien Aristophanes, Pindar, Aeschylus und die schwereren Dialoge des Plato nicht mehr zur Lectüre gewählt und auch zu der des Sophokles, des Euripides und der leichteren Platonischen Dialoge erst dann fortgeschritten werden, wenn die Mehrzahl der Schüler es schon zu einem geläufigen Verstehen Homers und Xenophons gebracht hätte; nur Schülern, die im Verständniss des Letztern schon eine ausgezeichnete Fertigkeit besässen, sei auch eine Lectüre des Thucydides zu gestatten. Ebenso seien Uebungen zu Uebersetzungen aus dem Deutschen

in das Griechische nicht weiter zu führen, als es für den Zweck der Gymnasien räthlich; durch sie sollten die Schüler nicht zu einem griechischen Stil im Schreiben ausgebildet, sondern nur in der Anwendung der erlernten grammatischen Regeln befestigt werden; Uebertreibungen könnten der harmonischen von den Gymnasien zu verfolgenden allgemeinen Ausbildung der Jugend nur nachtheilig sein.

In Anknüpfung an diese Circular-Verfügung des Ministeriums richtete das Posener Provinzialschulcolleg im Januar 1829 an die Directoren der ihm unterstellten Gymnasien einen Erlass, der in gleicher Richtung noch ausführlicher die Behandlung verschiedener Lehrgegenstände und namentlich den Unterricht im Deutschen und im Griechischen besprach. Nachdrücklich wurden die Lehrer hier davor gewarnt, sich in lange Vorträge über einzelne schwierige und streitige philologische Fragen, in ausführliche kritische Untersuchungen schwerer und verdorbener Stellen und anderer Gegenstände einzulassen, welche ihrer Natur nach der Schule fremd und der Universität vorzubehalten seien. Denn dadurch würde „die Mehrzahl der Schüler von der Beschäftigung mit der Sprache zurückgeschreckt, von welcher sie beinahe nichts kennen lernen als endlose Schwierigkeiten, und in ihnen die Idee einer Unzugänglichkeit des Alterthums erweckt, welche zu überwinden sie um so weniger Hoffnung und Neigung gewinnen können, als sie von der anziehenden Eigenthümlichkeit und der Schönheit desselben keinen Begriff erhalten“. Wegen der „vielen wahren und treffenden Bemerkungen“ dieser Verfügung veranlasste Schulze, dass sie auch den anderen Provinzialschulcollegien zur Kenntnissnahme und Beachtung mitgetheilt wurde; in ihrem Sinn bemühte er sich auch sonst, die Leiter der Schulen an die ihnen gesteckten Ziele und die zu ihrer Erreichung dienlichen Mittel zu erinnern, sie zu ermahnen, unablässig zugleich ihrer hohen Aufgaben und der Kräfte ihrer Schüler eingedenk zu sein. Wohl erachtete er es „für nothwendig, dass den die Gymnasien besuchenden jungen Leuten, welche sich den gelehrten Studien und demnächst einem Berufe widmen wollen, welcher Universitäts-Studien erfordert, ihr Vorhaben nicht zu leicht

gemacht, dass ihnen vielmehr schon in der Schule und mittelst derselben die Beschwerden, Mühseligkeiten und Aufopferungen, welche die unvermeidlichen Bedingungen eines erfolgreichen, dem Dienste der Wissenschaft, des Staates und der Kirche gewidmeten Lebens sind, vergegenwärtigt und sie früh an den Ernst ihres Berufs gewöhnt und zu den mit demselben verbundenen Arbeiten gestählt werden"; andererseits, erklärte derselbe Satz des Rescripts vom 29. März 1829, in dem diese Worte sich finden, „hiesse es gegen alle Regeln einer vernünftigen Erziehung und eines verständigen Unterrichts handeln, wenn man die Schüler der untern und obern Klassen der Gymnasien nach gleichem Massstabe messen und die geistige Ausbildung und Erstärkung derselben durch überspannte und dem jedesmaligen Standpunkt ihrer Kraft nicht gehörig angepasste Forderungen bewirken wollte"*).

Wenn „ein solches tadelnswerthes Verfahren aus missverstandenem Eifer, aus Mangel an Erfahrung oder aus andern Gründen stattgefunden", so machte Schulze hierfür die Lehrer und Directoren, demnächst aber auch die Provinzialschulbehörden verantwortlich, die „ebenso befugt als verpflichtet, Missbräuche und Mängel durch zweckmässige Anordnungen unverzüglich abzustellen". Von dem Ministerium, erklärte er, sei keine Anordnung getroffen, durch welche sich überspannte Anforderungen an die Schüler rechtfertigen liessen; auch die Vorschriften über die Abiturientenprüfung böten hierzu keinen Grund. Nur die Bestimmungen der Instruction von 1812 hinsichtlich des Griechischen konnten, wie Schulze zugab, zu Uebertreibungen veranlassen; um solche abzuwehren, hatte er sie durch das Rescript vom 11. December 1828 ausdrücklich erläutert. Dass in diesem die Lehrer angewiesen wurden, Rücksicht auf die Mehrzahl der Schüler zu nehmen, die nur auf das Zeugniss bedingter

*) S. Neigebaur S. 125. Zwei Male hat Paulsen in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 598 und 608 den ersten Theil dieses Satzes als für Schulze besonders bezeichnende „Paraphrase des Wortes, das man wohl von ihm hörte: Arbeiten oder untergehen" nachdrücklich hervorgehoben — und dabei beide Male die unmittelbar folgenden, die andere Seite betonenden Worte unerwähnt gelassen.

Tüchtigkeit Anspruch machen könnten, deutet auf Schwierigkeiten hin, welche die aufgestellte Unterscheidung verschiedener Zeugnissnummern mit sich führen musste; sie war um so bedenklicher, als bei ihrer Ertheilung die einzelnen Prüfungscommissionen verschieden verfuhren. Namentlich aber wirkte verhängnissvoll, dass neben den Abiturientenprüfungen der Schulen die Aufnahmeprüfungen in den Universitätsstädten beibehalten, und auch diejenigen, welche das Zeugniss der Untüchtigkeit (n. III) erhalten hatten, zum Besuch der Universität zugelassen wurden. Um so leichter konnten auf diese Bestimmungen hin durchaus ungenügend vorbereitete Jünglinge Zutritt zu den Hochschulen fordern, als das Ministerium auf eine Anfrage der Wissenschaftlichen Deputation in Breslau im Mai 1813 ausdrücklich erklärt hatte, „den Zeugnissen gänzlicher Untüchtigkeit sei die Wirkung, dass auf dieselben niemand bei einer Universität immatriculirt werden könne, nicht beigelegt worden, weil hierin ein zu tiefer Eingriff des Staats in die Rechte der väterlichen Gewalt würde gelegen haben, weil ferner die Erfahrung zeige, dass auch junge Leute, die auf Schulen vielleicht noch lange würden unreif geblieben sein, durch die ganz veränderten Berührungen, worin sie auf der Universität gesetzt wären, sich bald entwickelt und das Versäumte nachgeholt hätten, und weil das Departement das Zeugniss der Reife auch mehr zu einem Resultat des in den Schulen herrschenden guten Geistes und des unter Lehrern und Schülern beliebten Ehrgefühls als des Zwanges habe machen wollen“.*) Der Gefahr, der die neue Ordnung hatte wirksamer begegnen sollen, dass unfähige oder unvorbereitete Jünglinge zu den Universitätsstudien eilten, war dadurch Thür und Thor geöffnet: Schüler, die auf den Gymnasien nicht vorwärts kamen, verliessen diese und meldeten sich zur Prüfung bei

*) Die Erklärungen des Unterrichtsdepartements vom Mai und December 1813 sind als Anhang zu dem Edikt von 1812 in der 1831 von Friedr. Schulze veröffentlichten Urkundensammlung über die Abiturientenprüfung vornehmlich im preussischen Staat S. 32 ff. und in den von Kamptz herausgegebenen Annalen der preussischen Staatsverwaltung XIII (1829), 97 ff. abgedruckt.

einer der an den Universitäten bestehenden Commissionen, auf deren Zeugniss hin sie immatriculirt wurden, wie ungünstig auch sein Inhalt lautete. Offenbar hatten die Urheber der Instruction von 1812 keineswegs ein solches Verfahren veranlassen oder billigen wollen, als sie durch § 20 diesen Commissionen die Prüfung derjenigen zugewiesen hatten, „welche aus Privatunterricht oder nicht unmittelbar von gelehrten Schulen zur Universität" gingen; aber Missbräuche dieser wenig präcisen Bestimmung wurden nicht abgewehrt, sondern vielmehr gefördert durch eine im December 1813 gegebene ministerielle Erklärung. In dieser wurde nämlich den genannten Commissionen die Befugniss ertheilt, solche von einem Gymnasium abgegangene Schüler abzuweisen — wenn sie vor Ablauf eines halben Jahres examinirt zu werden forderten, und in den Zeugnissen schwach befundener Jünglinge ausdrücklich zu sagen, dass dieselben nicht einmal in Prima einer gelehrten Schule in irgend einem Hauptfach des Schulunterrichts zu sitzen fähig wären. Diese Erklärung war schwer mit einer Bestimmung des § 4 der Instruction zu vereinbaren, nach welcher Schülern, die noch in keinem Hauptfach in der ersten Klasse einer gelehrten Schule sassen, ein Zeugniss überhaupt versagt werden konnte; wie grosse Uebelstände in Folge davon in der Praxis, namentlich bei den noch weniger fest organisirten Unterrichtsverhältnissen der westlichen Provinzen sich geltend machten, geht mit erschreckender Deutlichkeit aus privaten und amtlichen Berichten hervor.

Bei der in Bonn 1818 eingesetzten Prüfungscommission erhielten im ersten Jahre 1 ein Zeugniss n. II und 15 n. III, im zweiten 5 n. I, 11 n. II und 87 n. III, im dritten 8 n. II und 88 n. III, im vierten 19 n. II und 99 n. III. Hengstenberg, der zu den wenigen im Herbst 1819 mit n. II Ausgezeichneten gehörte, erzählt sehr anschaulich, wie es damals bei der mündlichen Prüfung herging, die, nachdem alle Aspiranten, damals 60, zusammen die schriftlichen Aufsätze ausgearbeitet hatten, mit kleinen Abtheilungen von immer 10—15 vorgenommen wurde. „Unser waren 11, schreibt er, sämmtlich Theologen, 6 katholische

und 5 protestantische. Nie habe ich geglaubt, dass einer mit so wenigen Kenntnissen, wie diese Menschen meist waren, es wagen könne, zur Universität zu gehen. Es wurden solche Absurditäten vorgebracht, dass ich mich nicht enthalten konnte, mehrere Male laut zu lachen. So übersetzte Einer: miles a statione venit: „Ein Kerl kam von der Briefpost". Und ein Andrer gab den Satz: „Der Rhein ist ein Hauptfluss Deutschlands" durch einen Blick in das unter dem Tisch gehaltene Wörterbuch übel berathen, lateinisch wieder: Rhenus est catarrhus Germaniae."*) Das Münstersche Consistorium hielt sich 1823 verpflichtet, bei dem Ministerium ernste Klage über diese Uebelstände zu führen und Mittel zu ihrer Abstellung vorzuschlagen. Es zeige sich, bemerkte sein Referent Kohlrausch in einem Bericht vom 9. Mai 1823, ein „fast systematisches Bestreben, den bequemsten Weg zu suchen, um dem Ernst der Schulstudien in den oberen Gymnasialklassen und dem der Abiturientenprüfung zu entgehen. Man sucht besonders bei den katholischen Gymnasien, welche früher nur 5 Klassen enthielten, die neu errichtete Prima zu umgehen oder doch nach möglichst kurzem Aufenthalt zu verlassen und wählt dazu den Weg, sich bei den akademischen Prüfungsbehörden so früh als möglich pro immatriculatione prüfen zu lassen. Die strenge Handhabung des Gesetzes, welche diese Behörden in Bonn und hier haben eintreten lassen, schreckt nicht davon ab. Denn weil sie genöthigt gewesen sind, bei weitem der Mehrzahl der Geprüften das Zeugniss n. III zu geben, so hat dieses Zeugniss einen grossen Theil seiner Kraft verloren. Wer nicht Lust hat, bei seiner Anstalt den vollständigen Cursus zu machen, oder ein ungünstiges Resultat seiner Prüfung bei derselben erwartet, lässt sich lieber in Bonn oder Münster prüfen, da meint er, in der grossen Genossenschaft von 50 und mehreren verliere das Zeugniss von III seine Schande, während er bei seinem Gymnasio allein oder mit wenigen zusammenstehend der Schande nicht entgangen wäre". Diesen Klagen schloss das Kölner Consistorium sich an und lieferte für ihre Be-

*) S. Bachmann, Hengstenberg I, 23.

rechtigung einen neuen Beleg durch den Hinweis auf die Thatsache, dass 1822 von den 35 Abiturienten, die bei den Gymnasien der Regierungsbezirke Köln und Düsseldorf geprüft waren, 2 ein Zeugniss n. I, 31 n. II und 2 n. III, dagegen von durch die Prüfungscommission in Bonn in demselben Jahre examinirten 139 Jünglingen 1 n. I, 16 n. II und 122 n. III erhalten hatten. Auch das Berliner Consistorium erklärte, obgleich das von Köln beklagte Uebel „innerhalb unserer Provinz in keinem Fall so gross sei als dort", eine Beschränkung der Zulassungsfähigkeit zu den Universitäten für höchst wünschenswerth. Und von diesen selbst wurden Vorstellungen in gleicher Richtung dem Ministerium vorgetragen. Schon 1823 bat die Bonner katholisch-theologische Facultät um eine Abwehr des Zulaufs unwissender Candidaten; Rehfues unterstützte ihre Bitte, da die Schilderung der Facultät nur zu begründet sei; vielleicht sei von ihr selbst „einigermassen der Andrang begünstigt, da sie in ihren Vorschlägen zu den Universitäts-Beneficien der Armuth der Studierenden ein Gewicht gegeben, das mehr oder weniger die Würdigkeit von Seiten der wissenschaftlichen Bildung überwogen hat". 1824 wurden dann von den Senaten sämmtlicher preussischer Hochschulen eingehende Gutachten über diese Frage erstattet. Dabei wurde aus Halle berichtet, dass auch dort nicht selten Ankömmlinge erschienen, „welche nicht bloss unreif, sondern ganz und gar nicht für das Universitäts-Studium vorbereitet sind, welchem sie sich widmen wollen, indem sie auf einem guten Gymnasium kaum eine Stelle in Quarta, ja einige nicht einmal in Sexta einzunehmen würdig sind".

Diese Gutachten waren vom Ministerium veranlasst. Sofort nach dem Eintreffen der ersten Klagen hatte Schulze den Erlass einer Verfügung vorgeschlagen, nach welcher unter Hinweis auf den oben erwähnten § 4 der Instruction von 1812 auch die Prüfungscommissionen an den Universitäten angewiesen wurden, allen denen ein Zeugniss geradezu zu versagen, welche bei der mit ihnen angestellten Prüfung zeigten, dass sie noch in keinem Hauptfach in der ersten Klasse einer gelehrten Schule zu sitzen fähig wären. Hier-

gegen aber äusserte Nicolovius Bedenken, und obgleich Süvern entschieden für Schulzes Vorschlag eintrat, wurde dieser doch zunächst nicht ausgeführt. Erst nachdem das Münstersche und Berliner Consistorium ihre Vorstellungen wiederholt und die Universitäten ihre Gutachten erstattet hatten, wurde eine von Schulze entworfene Verfügung vom 13. Mai 1825 an die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen gerichtet, nach welcher sie fortan mit den inländischen Studenten, die kein ausreichendes Gymnasialzeugniss beibrachten, ein Tentamen anstellen sollten, lediglich um auszumitteln, ob der Examinandus in einem Hauptfach in der ersten Klasse einer gelehrten Schule sitzen könne. Im bejahenden Falle sollten sie dann das Tentamen unmittelbar in die Prüfung pro immatriculatione übergehen lassen, im verneinenden aber ihm die Zulassung zu dieser Prüfung und somit auch ein Prüfungszeugniss versagen. Damit indessen solchen für höhere wissenschaftliche Studien unvorbereiteten Jünglingen der Zutritt zu den inländischen Universitäten nicht unbedingt verschlossen und besonders denjenigen, welche nicht sowohl zur Vorbereitung auf den Dienst des Staats und der Kirche als vielmehr zur Verfolgung anderer Lebenszwecke einzelne für ihren eigenthümlichen Beruf passende Vorlesungen auf inländischen Universitäten zu besuchen wünschten, die Möglichkeit sich auf diese Weise weiter auszubilden nicht gänzlich abgeschnitten würde, so behielt das Ministerium sich vor, in solchen besonderen Fällen ausnahmsweise zur Immatriculation unter näher noch zu bestimmenden Bedingungen Erlaubniss zu ertheilen.

War hiernach auch die Ertheilung von Zeugnissen mit n. III an bestimmte Voraussetzungen gebunden, so erschienen Massregeln noch nöthiger, welche den Studenten die übeln Folgen eines solchen Zeugnisses fühlbar machten. Besonders wirksam war in dieser Richtung, dass für die Juristen, die Mediciner und die evangelischen Theologen angeordnet wurde, dass wer mit einem solchen die Universität bezogen und kein besseres sich während seiner Studienzeit erworben hätte, von den Staatsprüfungen ausgeschlossen bliebe. Und um dem Missbrauch zu wehren, dass mehrfach oder erst ganz

am Ende des akademischen Trienniums ein als untüchtig zum Studium Bezeichneter um ein Reifezeugniss sich bewürbe, wurde 1831 festgesetzt, dass diejenigen, welche mit n. III die Universität bezogen, sich innerhalb der nächsten 18 Monate nach ihrer Immatriculation wieder zur Prüfung stellen und nach Ablauf dieser Frist zu einer solchen nicht mehr zugelassen werden sollten. Erhielten sie auch bei der Nachprüfung wieder n. III, so waren sie von jeder weiteren Prüfung ausgeschlossen.

Diese Massregeln blieben nicht ohne Wirkung. Offenbar liegt in ihnen einer der Gründe für die seit dem Ende der zwanziger Jahre bemerkbare Abnahme des Zudrangs ungenügend vorbereiteter Jünglinge zu den Universitäten; die unverhältnissmässig grosse Zahl der an diesen vollzogenen Reifeprüfungen verringerte sich. Deren Zahl, die 1824 587 betrug, war 1830 auf 454 gesunken, während gleichzeitig die Zahl der Abiturientenprüfungen bei den Gymnasien von 1040 auf 1330 sich erhöht hatte*). Aber immer mehr überzeugte sich das Unterrichtsministerium, dass eine Abstellung der Uebelstände, die mit den Vorschriften der Instruction von 1812 zusammenhingen, doch nicht durch einige sie ergänzende Bestimmungen zu erzielen, dass vielmehr ein neues Reglement für die Reifeprüfung erforderlich sei. In einer

*) S. die bei Wiese, Schulwesen I, 512 veröffentlichten Zahlen. Eine noch grössere Abnahme der in Bonn geprüften Maturitätsaspiranten, als sie in dieser Zusammenstellung hervortritt, würde anzunehmen sein, wenn nicht die an dieser Stelle, sondern die ebenfalls von Wiese I, 489 A. 6 mitgetheilten, auf Bonn bezüglichen Zahlen richtig sind. Auf die Bedeutung der Bestimmungen über die Reifeprüfung für die Frequenz der Universitäten haben Schubert in seinem Aufsatz: „Zur Geschichte und Statistik der akademischen Studien seit 1840“ im Archiv für Landeskunde der preussischen Monarchie II (1858), 190 und namentlich Conrad in seinen lehrreichen statistischen Untersuchungen über das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre, S. 18 ff. hingewiesen; von ihm sind treffend in einigen wichtigen Punkten Schuberts Ausführungen corrigirt; durchschlagende Wirkung schreibt er mit Recht dem neuen Reglement für die Maturitätsprüfung von 1834 zu; wohl aber dürften mehr als von ihm geschehen auch die Folgen der schon vor diesem getroffenen Massregeln hervorzuheben sein.

von Schulze entworfenen Verfügung vom 22. April 1831 wurden die Provinzialschulcollegien, die Prüfungscommissionen und die Universitäten aufgefordert, über die Stellen der Instruction von 1812, die ihnen einer Abänderung zu bedürfen schienen, und über die neu zu treffenden Bestimmungen sich gutachtlich zu äussern. Nach gründlicher Prüfung ihrer und der ausserdem von den Gymnasien eingezogenen Berichte concipirte Schulze ein neues Reglement, dessen leitende Grundsätze er im December 1833 in einem ministeriellen Schreiben an den König darstellte, das ebenso wie das Reglement von Altenstein „mit voller Anerkennung des ausgezeichneten Werthes dieser Arbeit" unterzeichnet wurde. An die Spitze der neuen Ordnung stellte er die Bestimmung, dass jeder Schüler, der sich einem Berufe widmen wolle, für den ein drei- oder vierjähriges Universitätsstudium vorgeschrieben, sich vor seinem Abgang zur Universität, wie er auch vorbereitet sei, einer Maturitätsprüfung unterwerfen müsse und dass diese Prüfung nur bei den Gymnasien vorgenommen werde. Wie hierdurch die Reifeprüfungen an den Universitäten, so wurden auch die drei Zeugnissnummern beseitigt, die ebenfalls so manche bedenkliche Folgen mit sich geführt hatten. An ihrer Stelle waren wieder nur, wie in der Instruction von 1788 vorgeschrieben war, die Prädikate Reif und Unreif in Anwendung zu bringen. Nur die mit dem Zeugnisse der Reife Versehenen sollten auf inländischen Universitäten zu einem bestimmten Facultätsstudium und zur Bewerbung um akademische Würden und zu den Prüfungen behufs Anstellung in solchen Staats- und Kirchenämtern zugelassen, zu welchen ein drei- oder vierjähriges Universitätsstudium erforderlich war, und auch nur an sie Beneficien verliehen werden. Denjenigen, welche in der Prüfung nicht für reif erklärt waren, wurde der Zutritt zu den Universitäten auch jetzt nicht unbedingt verboten, aber sie waren fortan nur in einem für sie besonders anzulegenden Album und nicht für ein bestimmtes Facultätsfach zu inscribiren; auch durften sie nur einmal noch versuchen, nachträglich sich ein Reifezeugniss zu erwerben und erst von dem Zeitpunkt an, wo sie dieses erlangt, war das von ihnen abzu-

haltende Triennium oder Quadriennium zu rechnen. Nur mit specieller Erlaubniss des Ministeriums konnten endlich auch solche, die keine Maturitätsprüfung bestanden, immatriculirt werden, wenn sie sich nicht für den gelehrten Staats- oder Kirchendienst bestimmen, sondern nur zu einem andern Bildungszweck die Universität besuchen wollten; doch war dann dieser Zweck in ihrer Matrikel genau zu bezeichnen.

Unfraglich war durch diese Bestimmungen eine ganz andere Sicherheit als zuvor für eine gleichmässige Vorbildung der überwiegenden Mehrzahl der Studirenden auf den preussischen Universitäten geboten; um auf der anderen Seite „der freien Entwickelung eigenthümlicher Anlagen nicht hinderlich zu werden", sollte auch dem Abiturienten das Zeugniss der Reife ertheilt werden, welcher in Hinsicht auf die Muttersprache und das Lateinische den gestellten Forderungen entsprach, ausserdem aber entweder in den alten Sprachen oder in der Mathematik bedeutend mehr als das Geforderte leistete, wenn auch seine Leistungen in den übrigen Fächern nicht völlig genügten, und ebenso wurde auch den Prüfungscommissionen anheimgestellt, ausnahmsweise einem Abiturienten, der in einigen seinem künftigen Studium ferner liegenden Prüfungsgegenständen hinter den gestellten Forderungen zurückgeblieben, doch die Reife zuzuerkennen, wenn er in Hinsicht auf die Muttersprache, das Lateinische und noch zwei zu seinem künftigen Beruf in näherer Beziehung stehende Fächer das Geforderte leiste.

Besonderes Gewicht war demnach auf die Prüfung im Deutschen und Lateinischen gelegt; durch genauere Bestimmungen über die hier zu stellenden Forderungen war zugleich sicherer als in der Instruction von 1812 Uebertreibungen vorgebeugt. Hinsichtlich dieser Fächer wurde jetzt nämlich verlangt, dass der Abiturient „das Thema für den Aufsatz in der Muttersprache in seinen wesentlichen Theilen richtig aufgefasst und logisch geordnet, den Gegenstand mit Urtheil entwickelt und in einer fehlerfreien, deutlichen und angemessenen Schreibart dargestellt, überdies einige Bekanntschaft mit den Hauptepochen der Literatur seiner Muttersprache gezeigt" und „im Lateinischen seine schrift-

lichen Arbeiten ohne Fehler gegen die Grammatik und ohne grobe Germanismen abgefasst und einige Gewandtheit im Ausdruck“ bewiesen habe, die weniger schwierigen Reden und philosophischen Schriften des Cicero, sowie von Geschichtschreibern Sallust und Livius und von Dichtern die Eklogen und die Aeneide Virgils und die Oden des Horaz im Ganzen mit Leichtigkeit verstehe, sicher in der Quantität sei und über die gewöhnlichen Versmasse genügende Auskunft geben könne. Um dies festzustellen, wurde die Anfertigung eines deutschen Aufsatzes, eines lateinischen Extemporales und einer freien lateinischen Bearbeitung eines dem Examinanden durch den Unterricht hinreichend bekannten Gegenstandes vorgeschrieben; die mündliche Prüfung sollte sich im Deutschen auf allgemeine Grammatik, Prosodie und Metrik, auf die Hauptepochen in der Geschichte der vaterländischen Literatur, sowie auch darauf richten, ob die Examinanden einige Werke der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller mit Sinn gelesen haben; im Lateinischen sollten sie passende, theils früher in der Schule erklärte, theils nicht gelesene Stellen aus den angeführten fünf Schriftstellern übersetzen und erklären. Durch diese Bestimmungen waren schwierigere metrische Fragen und schwerer zu verstehende Abschnitte der genannten Autoren, war namentlich der nach der Instruction von 1812 zu berücksichtigende Tacitus ausgelassen; für seine Weglassung hatten ausdrücklich auch die Gutachten der Berliner und der Bonner Universität sich erklärt. Noch mehr Stimmen hatten unter den befragten Autoritäten den Wunsch nach Ermässigung der Forderungen im Griechischen, namentlich nach Streichung des tragischen Chors geäussert; demgemäss wurde von dem Abiturienten jetzt hinsichtlich dieser Sprache nur verlangt, dass er in der Formenlehre und den Hauptregeln der Syntax fest sei und Ilias und Odyssee, das 1. und 5. bis 9. Buch des Herodot, Xenophons Cyropädie und Anabasis, sowie die leichteren und kürzeren Platonischen Dialoge auch ohne vorhergegangene Präparation verstehe; auch hier war wie im Lateinischen vorgeschrieben, dass bei der mündlichen Prüfung theils in der Schule gelesene, theils nicht gelesene Stellen dieser Schriftsteller übersetzt und er-

klärt, dabei die Kenntnisse der Examinanden in der Grammatik und den Realien ermittelt würden. Wurden dadurch im Sinne des Rescripts von 1828 in Hinsicht der Kenntnisse und Fertigkeiten im Griechischen übertriebene Forderungen ausgeschlossen, so wollte Schulze doch keineswegs, dass desshalb künftig diesem Unterrichtsgegenstand geringerer Eifer als zuvor gewidmet würde; ausdrücklich erklärte das Begleitschreiben, mit welchem vom Ministerium den Provinzialschulcollegien dies Reglement mitgetheilt wurde, dass eine solche Folgerung aus diesen Bestimmungen nicht zu ziehen sei, auch die Lectüre der griechischen Tragiker nicht wegfallen solle. Im Französischen wurde jetzt statt des 1812 verlangten kurzen Aufsatzes eine Uebersetzung eines grammatisch nicht schwierigen Pensums aus dem Deutschen ins Französische vorgeschrieben; die Forderungen hinsichtlich der mündlichen Prüfung in diesem Fach, wie in der Mathematik, den Naturwissenschaften und in der Geschichte und Geographie betonten im Wesentlichen die gleichen Gesichtspunkte, die 1812 aufgestellt waren; ausdrücklich wurde jetzt in der Geschichte die griechische, römische und vaterländische besonders hervorgehoben. Die Gedanken an eine Streichung des Französischen und bedeutende Steigerung des mathematischen Unterrichts, die Süvern in seinem Lehrplan vorgeschlagen hatte, waren also aufgegeben; in principiellem Gegensatz zu dessen Ausführungen stand die Vorschrift des neuen Reglements, dass bei der mündlichen Prüfung auch ein Examen in der philosophischen Propädeutik anzustellen sei um zu „ermitteln, ob die Examinanden es in den Anfangsgründen der sogenannten empirischen Psychologie und der gewöhnlichen Logik, namentlich in den Lehren von dem Begriff, dem Urtheil und dem Schluss, von der Definition Eintheilung und dem Beweise zu einem klaren und deutlichen Bewusstsein gebracht haben“. Doch war in dem entscheidenden Paragraphen, in welchem die Bedingungen für die Zusprechung eines Zeugnisses der Reife angegeben waren, hinsichtlich der philosophischen Propädeutik ein beredtes Schweigen beobachtet und auch hinsichtlich der Religionslehre, in der jetzt zuerst eine Prüfung vorgeschrieben, während

solche früher den Prüfungscommissionen anheimgestellt war, nur gefordert, dass der Abiturient eine deutliche und wohlbegründete Kenntniss der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und eine allgemeine Uebersicht der Geschichte der christlichen Religion besitze.

Wie das Unterrichtsministerium, erkannte auch der König das Bedürfniss und die Zweckmässigkeit des neuen Reglements an, hielt aber vor seiner Genehmigung noch Gutachten auch der Minister des Innern, der Finanzen und der Justiz für nöthig. Unter diesen äusserte nur Kamptz principielle Bedenken. Er meinte, dass der Zutritt zu den Universitäten nicht durch solche Prüfungen zu beschränken sei; sie müssten auch anderen als denjenigen, welche sich zum Staatsdienst und zum Gelehrten ex professo ausbilden wollten, offen stehen, damit jeder in seinem Fache eine allgemeine und tüchtige Ausbildung erhalte. Ferner fand er, dass das Reglement viel zu wenig Rücksicht auf die neueren Sprachen und die Geschichte nähme und zu viel Gewicht auf das Griechische legte. „Die neueren Sprachen“, bemerkte er, „besonders die französische und gründliche Kenntniss der Geschichte, nicht bloss des Alterthums, sondern auch der späteren Zeitalter sind in neueren Zeiten ein so dringendes Bedürfniss für den Geschäftsmann und insonderheit für den Rechtsgelehrten, dass dadurch der frühe und gründliche Unterricht in diesen Wissenschaften unerlässlich wird. Der Mangel an gründlichen Geschichtskenntnissen zeigt sich ebenso oft als er höchst nachtheilig gewirkt hat und noch wirkt. Auch in höheren Beziehungen ist das Studium der deutschen und besonders der vaterländischen Geschichte auf dem Gymnasium höchst wichtig. Die im jugendlichen Alter erhaltenen ersten Eindrücke bleiben für das Leben unauslöschlich. Ganz andere Eindrücke erhält aber der junge Mann durch die Geschichte seines Vaterlandes, als durch den fast ausschliesslichen Vortrag über die blühenden Zeiten der alten Republiken, über die Tyrannen, welche letztere zerstört und verjagt oder ermordet wurden, über die freigesinnten Männer, welche hierzu aufforderten oder mitwirkten u. s. w. Im Interesse des Staates, des Staatsdienstes und der Rechts-

pflege bin ich der Meinung, dass auf jene Gegenstände bei den Prüfungen ein weit grösserer Werth zu legen und sie zu den vorzüglichen Aufgaben derselben zu machen sein möchten, wogegen das auf die griechische Sprache, besonders auf die griechischen Dichter gelegte Gewicht rücksichtlich derer, welche von der bereits freigelassenen Dispensation Gebrauch gemacht haben, etwas vermindert werden könnte".

Wieder tritt bei diesen Erörterungen die principielle Bedeutung des Unterrichts im Griechischen hervor; wie den Jesuiten war dessen Pflege auch diesem Verfolger der deutschen Ideologen gründlich zuwider; mit seinem Gegensatz gegen sie, mit seinen reactionären und seinen utilitarischen Anschauungen hängen seine Aeusserungen gegen die beabsichtigte Stärkung des Einflusses der humanistischen Staatsschule zusammen. Aber seine Bedenken fanden keine Unterstützung bei den andern befragten hohen Beamten, vielmehr vertrat trefflich ihnen gegenüber sein Specialcollege der Justizminister von Mühler die Grundsätze des Reglements. Nachdrücklich hob er den Werth genauer Kenntniss griechischer und römischer Geschichte und die Zweckmässigkeit der vorgeschlagenen Anordnungen über die Reifeprüfung hervor. „Die meisten Vorträge der akademischen Lehrer, äusserte er, setzen einen gewissen Grad höherer wissenschaftlicher Ausbildung voraus, wenn sie verstanden und verarbeitet werden sollen. In dem Vorhandensein dieses Grades der Ausbildung werden Väter und Vormünder sehr leicht irren; eine Schulprüfung wird ihn unzweifelhaft machen. Die Bestimmung einer gewissen Zeit für das akademische Studium kann ebensowenig als der Nachweis, dass eine bestimmte Zahl Collegien besucht worden sind, den schon vorhanden gewesenen Mangel allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung ersetzen. Das Bestehen der Staatsprüfung nach beendigten Universitätsstudien gewährt noch keinen Beweis, dass jene Ausbildung vorhanden sei. In der Regel zeigen sich erst bei der weiteren praktischen Ausbildung der Staatsdiener die Mängel ihrer wissenschaftlichen Vorbildung; dann ist es zu spät einen anderen Lebensweg einzuschlagen. Viele schleichen sich dennoch in Aemter ein, ohne dazu durch Talent und Kenntnisse

berufen zu sein. Es scheint mir daher sowohl im Interesse des Einzelnen als des Staats zu liegen, nur denjenigen den Besuch der Universitäten zu gestatten, welche einer höheren Ausbildung fähig sind. Diese Befähigung lässt sich aber nur nach einer vorausgegangenen Prüfung beurtheilen, welche nächst sittlicher Reife auch die einem jeden Studenten nöthigen Vorkenntnisse betrifft d. h. solche Kenntnisse, die unsere Zeit ohne Berücksichtigung irgend eines künftigen Berufsstudiums als die Grundpfeiler aller höheren Bildung anerkannt hat und welche die Elemente darbieten, von denen aus man mit Leichtigkeit zu jedem andern Studium übergehen kann.“ Hatte Kamptz Beibehaltung der Prüfungscommissionen an den Universitäten gewünscht, da „die Gymnasiallehrer in der Regel dem Privatunterricht entgegen seien“, so fand auch hierin Mühler keinen genügenden Grund gegen den Vorschlag des Unterrichtsministeriums. Denn die Ausbildung auf einem Gymnasium gewähre Vortheile vor dem Privatunterricht; warum solle man letzteren unterstützen? Er berief sich auf die Erfahrung, die man in der Justizverwaltung gemacht, „dafs viele Schwächlinge, die auf Schulen das Zeugniss der Reife nicht erlangen konnten, ein solches bei einer wissenschaftlichen Prüfungscommission erhielten, darauf fortstudirten, in den Staatsdienst traten und die Zahl der unbrauchbaren Beamten vermehrten“. Im Wesentlichen trat so Mühler durchaus für die Vorschläge des Unterrichtsministeriums ein; nur in einem Punkte beantragte er eine Aenderung. Im Sinne des Rescripts von 1828 hatte Schulze nicht nur die Forderungen bei der mündlichen Prüfung im Griechischen ermässigt, sondern auch hinsichtlich des griechischen Scriptums, das er beibehalten wollte, ausdrücklich bemerkt, es solle lediglich dem Zwecke dienen „zu ermitteln, ob und inwieweit die Examinanden sich in der griechischen Formenlehre und in den feststehenden Hauptregeln der griechischen Syntax die erforderliche Sicherheit erworben“ hätten; Mühler aber wünschte, dass diese Uebersetzung in das Griechische ganz wegfalle, und das Unterrichtsministerium gab, dankbar für seine Unterstützung in allen Hauptfragen, ihm in diesem Punkte nach, indem es sich vorbehielt, die grammatikalische

Sicherheit bei der mündlichen Prüfung erforschen zu lassen. Mühlers und Altensteins übereinstimmende Erklärungen gegen die von Kamptz geäusserten Bedenken überzeugten auch den König; am 25. Juni 1834 ermächtigte er den Unterrichtsminister das unter dem 4. Juni festgestellte neue Reglement bekannt zu machen und zur Ausführung zu bringen.

Schulze und sein mit ihm einverstandener Minister beabsichtigten, wie sie später amtlich erklärten, durch dies neue Reglement „die Zielleistungen des Gymnasiums seinem Zwecke gemäss und zugleich genauer als in der Instruction von 1812 geschehen war festzustellen, jedem Lehrgegenstand die ihm im Organismus des Gymnasialunterrichts gebührende Geltung zu verschaffen, in einem enger gezogenen Kreise des positiv zu Lernenden eine gleichmässig und intensiv gründliche Durchbildung der Schüler herbeizuführen". Beide wünschten nichts weniger als durch diese genaueren Bestimmungen mechanische Abrichtung der Schüler auf die Reifeprüfung zu fördern; um einer solchen Tendenz vorzubeugen, war die Zulassung zur Prüfung von einem zweijährigen Aufenthalt in der ersten Klasse abhängig gemacht und ausdrücklich vorgeschrieben, dass „bei dem ganzen Prüfungsgeschäft jede Ostentation sowie alles zu vermeiden sei, was die Schüler zu dem Wahn verleiten könnte, als sei ihrerseits bloss zum Bestehen der Prüfung während des letzten Semesters ihres Schulbesuchs eine besondere, mit ausserordentlicher Anstrengung verbundene Vorbereitung nöthig und förderlich. Der Maassstab für die Prüfung, sagte der ihm gewidmete § 11 des neuen Reglements, kann und soll derselbe sein, welcher dem Unterrichte in der obersten Klasse der Gymnasien und dem Urtheile der Lehrer über die wissenschaftlichen Leistungen der Schüler dieser Klasse zum Grunde liegt, und bei der Schlussberathung über den Ausfall der Prüfung soll nur dasjenige Wissen und Können und nur diejenige Bildung der Schüler entscheidend sein, welche ein wirkliches Eigenthum derselben geworden ist. Eine solche Bildung lässt sich nicht durch eine übermässige Anstrengung während der letzten Monate vor der Prüfung, noch weniger durch ein verworrenes Auswendiglernen von Namen, Jahreszahlen und unzusammen-

hängenden Notizen erjagen, sondern sie ist die langsam reifende Frucht eines regelmässigen während des ganzen Gymnasialcursus stätigen Fleisses. Diese Gesichtspunkte, welche das ganze Prüfungsgeschäft leiten sollen, sind den Schülern der obern Klassen bei jeder schicklichen Gelegenheit möglichst eindringlich vorzuhalten, damit sie zur rechten Zeit und auf die rechte Art sich eine gediegene Schulbildung erwerben, nicht aber durch ein zweckwidriges auf Ostentation berechnetes sich Abrichten für die Prüfung sich selbst täuschen und die Prüfungsbehörde zu täuschen suchen.“

Bei solchen Anschauungen beschränkte sich die leitende Schulbehörde nicht auf die Ausarbeitung genauerer Bestimmungen über die Reifeprüfung; sie hielt sich verpflichtet zugleich auf eine Einrichtung des ganzen Unterrichts hinzuwirken, welche möglichste Sicherheit für die Erreichung der hier bezeichneten Zielleistungen des Gymnasiums bot. Bei den ersten über die Einrichtung der Abiturientenprüfungen gepflogenen Verhandlungen war in dem Gutachten der Königsberger philosophischen Facultät, das Kant als Dekan gezeichnet hatte, als besonders wichtiges Mittel zur Besserung der Verhältnisse vorgeschlagen, dass bei den Versetzungen von einer Klasse zu einer höheren mehr Ordnung und Strenge beobachtet würde. „Das würde aber, bemerkte das Gutachten, guten Theils schon von selbst erfolgen, wenn diese Translocationen nie anders geschehen dürften als mit Zustimmung sämmtlicher dazu mit voto decisivo autorisirter Schullehrer und hauptsächlich nie ohne ausdrückliche Einwilligung sowohl desjenigen Lehrers, von dessen Klasse Schüler, die gerade er am besten kennen und beurtheilen kann, weggenommen, als auch insonderheit desjenigen, auf dessen Klasse sie hinauf versetzt werden sollen. Denn da dieser letztere, wenigstens bei der hiesigen Einrichtung, von der Vermehrung der Schülerzahl auf seiner Klasse nicht den geringsten Zuwachs an Einnahme, dagegen aber, wenn die zu ihm hinversetzten Neulinge nicht genugsam vorbereitet und seinen alten Schülern allzu ungleich sind, die grösste Beschwerde und Plage hat, so würde der sich allen solchen verderblichen Translocationen am wirksamsten widersetzen. Wenn bei dieser einzuführenden

Maassregel zugleich noch besonders den Schullehrern aufs dringendste zur Pflicht gemacht würde, unter den Schülern, zumal unter den ganz armen, diejenigen welche ohne Naturgabe und merklichen Lerntrieb, es dennoch aufs Studiren anlegen wollten, gleich auf Tertia oder spätestens Secunda davon ernstlich durch Benehmung aller Aussicht auf weiteres Fortrücken abzumahnen und dadurch, bei guter Zeit, zur Ergreifung einer andern für sie schicklicheren Lebensart zu nöthigen; wenn ferner auf das Strengste verboten würde, dass keine Schule, wie leider oft geschieht, Schüler aus einer andern Schule, die von dort wegen gar zu langsamen Avancements ausgetreten sind, bei sich auf eine höhere Klasse annehmen und geschwinder zur Dimission befördern dürfte: so würde nicht nur die Zahl der jungen Leute, die jetzt unvorbereitet auf das Studiren ausgehen, sicherlich vermindert, sondern es würden auch diese jungen Leute, die jetzt wenn sie gleich abgewiesen werden, doch wegen ihrer Jahre nicht mehr wohl eine andere Lebensart ergreifen können, und daher meist für die Gesellschaft unbrauchbar werden, in anderem Beruf zu nützlichen Menschen erzogen werden.“ Dieser Vorschlag hatte auch im Oberschulcolleg Anklang gefunden; Irving wies zu seiner Empfehlung noch darauf hin, dass dann „das Missvergnügen der Eltern, die ihre Kinder gern herauf haben wollten, nicht auf einen Lehrer allein fallen“ würde. Doch schien seine Ausführung ihm nur möglich, wenn man so weit gekommen überhaupt ein Reglement für die gelehrten Schulen zu machen; solches aber wurde, wie wir sahen, nicht publicirt, und davon abgesehen wurde eine Einrichtung, wie sie von Königsberg vorgeschlagen war, dadurch erschwert, dass eben in dieser Zeit auch in den preussischen Gymnasien das Fachsystem grössere Bedeutung gewann. Nicht nur die Philanthropinisten und der von ihnen beeinflusste Zedlitz, auch Heyne und Wolf zeigten sich dieser Veränderung zugeneigt, weil sie ihnen für die Ausbildung der individuellen Fähigkeiten der Schüler förderlich erschien*); auch in der Instruc-

*) S. ausser den Artikeln von Thilo und Wehrmann über Klassenlehr- und Fachlehrsystem und über Versetzung in Schmid's pädagogischer

tion für die Abiturientenprüfungen von 1812 wurde die Herrschaft des Fachsystems bei der Bestimmung über diejenigen Schüler vorausgesetzt, die sich „noch in keinem Hauptfach in der ersten Klasse“ befanden. Aus Süverns Entwurf der Unterrichtsverfassung aber ergiebt sich, dass er keineswegs eine Einrichtung der Schulen nach den Grundsätzen des Fachsystems wünschte. War durch dessen Einfluss eine vielseitigere Entwicklung der Lehranstalten und der individuellen Begabung der Schüler gefördert, so erwuchsen doch auch unleugbar daraus Schwierigkeiten für die harmonische Geistesbildung wie für die Aufrechthaltung der Disciplin. Um diesen Gefahren zu begegnen, schlug Süvern vor, dass jedes Gymnasium aus drei Bildungsstufen zu je zwei Klassen bestehen und bei der Bestimmung der Lehrer darauf Rücksicht genommen werden sollte, „dass einerseits jedes Fach, andererseits die demselben nöthige Zahl der Stunden gehörig versehen werde“. Von gleichen Gesichtspunkten war Bernhardi bei der Einrichtung des von ihm geleiteten Friedrich-Werderschen Gymnasiums ausgegangen und auf die von ihm getroffenen Anordnungen wies Schulze die übrigen Berliner Gymnasien hin, als er bald nach seinem Eintritt in das Ministerium wichtige Verfügungen über diese und hiermit zusammenhängende Fragen entwarf. In einem Rescript an das Berliner Consistorium vom 7. März 1820 hob er nachdrücklich tadelnd „die verderbliche Zerstückelung eines Lehrgegenstands in einer und derselben Klasse unter zu viele Lehrer“ in mehreren Berliner Gymnasien hervor; um sie zu vermeiden sollte fortan der Unterricht im Lateinischen in den drei unteren Klassen immer nur einem Lehrer übertragen und in den drei oberen nie unter mehr als zwei Lehrer vertheilt, der Unterricht im Deutschen in jeder Klasse nur von einem Lehrer versehen und in der Regel von dem oder denjenigen Lehrern, welche den lateinischen Unterricht in einer Klasse ertheilen, auch das Griechische oder, wenn das nicht möglich, noch das Deutsche gelehrt werden. Auf diese Weise wollte

Encyclopädie 2. Aufl. I, 907 ff. u. IX, 702 ff. und der von ihnen citirten Literatur auch Rethwisch, Zedlitz S. 133 und Arnoldt, F. A. Wolf II, 56.

Schulze die für den Unterricht wie für die Disciplin nachtheilige zu grosse Zahl verschiedener Lehrer in einer und derselben Klasse beseitigen und zugleich es ermöglichen, einer jeden Klasse einen Lehrer als Klassenordinarius vorzusetzen, der in den Unterricht und die Disciplin der ihm anvertrauten Klasse die nöthige Einheit zu bringen und eine entschiedene Einwirkung auf ihre Mitglieder zu üben vermöchte. Diese Anordnung von Klassenordinarien schien ihm besonders geeignet zu sein die Vortheile des damals in den Berliner Gymnasien „vorwaltenden nach Lektionen geordneten Klassensystems mit den Vorzügen des älteren Systems von durchgehenden oder feststehenden Generalklassen zu verbinden“; das Consistorium wurde daher beauftragt von Ostern 1820 an für jede einzelne Klasse der Berliner Gymnasien einen Klassenordinarius zu bestimmen und denselben mit einer genauen Instruction zu versehen. Schon im Sommer 1820 konnte Schulze die Zufriedenheit des Ministeriums über die Massregeln aussprechen, die das Consistorium demgemäss in den Berliner und dann auch in den Gymnasien der Regierungsbezirke Potsdam und Frankfurt getroffen hatte; die von ihm vorgelegte Instruction für die Klassenordinarien wurde für sehr zweckmässig erklärt und nur gerügt, dass bei dem Joachimsthalschen Gymnasium die Anordnungen des Ministeriums nicht sofort ausgeführt waren; jedenfalls sollte vom nächsten Semester ab die hier noch fortdauernde Zersplitterung des lateinischen Unterrichts eingestellt und ein Generalklassensystem auch in diesem Gymnasium eingeführt werden. Die Versetzung der Schüler, erklärte Schulze in diesem Rescript vom 25. Juli 1820, aus der unteren Bildungsstufe in die mittlere und aus der mittleren in die höhere müsse niemals partiell, sondern stets generell sein und sich auf alle Gegenstände des Unterrichts erstrecken; auf diese Weise seien die Schüler zu nöthigen mehr, als es bisher in manchen Gymnasien der Fall, auf die einzelnen Lehrgegenstände einen gleichmässigen Fleiss zu verwenden. Diese Grundsätze kamen dann auch in den anderen Provinzen zur Geltung; 1824 erliess das Kölner Consistorium mit höherer Ermächtigung eine ausführliche Instruc-

tion für Klassenordinarien, durch welche die Anordnung von solchen in allen Gymnasien und höheren Stadtschulen seines Bezirks eingeführt wurde; durch verschiedene Verfügungen wurde eingeschärft bei den Versetzungen namentlich aus Tertia nach Secunda und aus Secunda nach Prima mit Vorsicht und Strenge zu verfahren*).

Suchte Schulze hierdurch wie durch genauere Bestimmungen über die schon bei der Aufnahme in die Gymnasien zu stellenden Anforderungen**) ungeeignete Schüler nach Möglichkeit namentlich von ihren oberen Klassen fernzuhalten und Ordnung des Unterrichts und der Disciplin zu fördern, so war er dabei zugleich bemüht dafür zu sorgen, dass die individuelle Begabung der Schüler und ihre Selbstthätigkeit möglichst entwickelt werde. Aus diesem Gesichtspunkt begrüsste er mit Freude die Einrichtung, die Meineke in Danzig getroffen hatte, nach der die Schüler der drei oberen Klassen angehalten wurden griechische und lateinische Classiker für sich privatim nach einem festen Plan unter Aufsicht der Klassenordinarien zu lesen, und forderte die Provinzialschulbehörden auf, die Directoren und Lehrer der Gymnasien ihres Bezirks zu einer ähnlichen Einrichtung zu bestimmen. Bei den Verhandlungen, zu welchen diese 1825 erlassene Verfügung***) Anlass gab, wurde nicht ohne Grund

*) Die hierauf bezüglichen Verfügungen hat Rönne, Unterrichtswesen II, 196 ff. zusammengestellt; s. ebenda S. 94 ff. die Instruction des Kölner Consistoriums für Klassenordinarien. Die oben excerpirten Verfügungen vom März und Juli 1820 fand ich in den Akten des Unterrichtsministeriums U II Gen. n. 10 v. I.

**) Vgl. Rönne II, 164 ff., Neigebaur 194 ff. Für die westfälischen Verhältnisse besonders interessant ist das in den Akten des Unterrichtsministeriums U II Gen. n. 16 befindliche von Kohlrausch concipirte Schreiben des Münsterschen Consistoriums, welches von Schulze durch die bei Neigebaur S. 194 n. 62 abgedruckte Verfügung beantwortet wurde. Ueber die westfälischen Schulen vgl. auch Kohlrauschs Erinnerungen S. 186 und Wieses Lebenserinnerungen II, 140 f.

***) Gedruckt bei Neigebaur S. 135. Unter den Directoren der dem Coblenzer Consistorium unterstehenden Gymnasien, deren Aeusserungen über diese Frage ich in den Akten des Coblenzer Provinzialschulcollegs benutzen durfte, sprachen die meisten grosse Bedenken gegen die Meinekes Plan nachgebildete Einrichtung aus; erwünscht erschien diese nur

bemerkt, wie viel bei dieser Einrichtung von der Einsicht, dem Eifer und der Thätigkeit der Lehrer abhänge. Schulze und sein Minister waren völlig davon durchdrungen, dass in der That, wie letzterer es einmal aussprach, nicht so viel auf den Säbel ankomme als auf den Mann, der ihn führe, dass bei noch so guten Reglements und Bestimmungen es schlecht stehe ohne gute Lehrer. Für solche zu sorgen hielten sie daher für ihre wichtigste Aufgabe.

Sie knüpften auch hier an Wolfs und Humboldts Bestrebungen an. Wir erinnern uns des Edicts, das 1810 auf des Letzteren Anregung über die Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts erlassen war: für die zukünftige Entwicklung des Lehrerstandes, für die Mehrung des Einflusses des Staats und der humanistischen Wissenschaft war es von grösster Bedeutung, dass nach ihm fortan an öffentlichen gelehrten und höheren Bürgerschulen nur angestellt werden durfte, wer von einer wissenschaftlichen Deputation rücksichtlich seiner Kenntnisse und Lehrgeschicklichkeit geprüft war. Von dieser Prüfung waren nur die Mitglieder der Seminare für gelehrte Schulen, die eben von deren Direktoren examinirt wurden, und die von einer philosophischen Facultät einer inländischen Universität promovirten Doctoren entbunden, welch letztere indess auch sich noch über ihre Lehrgeschicklichkeit durch eine Probelection zu legitimiren hatten. In der Regel ward durch das Edict die Abhaltung einer solchen, die Anfertigung schriftlicher Arbeiten und eine mündliche Prüfung vorgeschrieben; doch war es den Prüfungsbehörden anheimgestellt, in jedem einzelnen Fall zu entscheiden, ob sie zu vollständiger Beurtheilung eines Candidaten in Hinsicht auf Kenntnisse nicht nur, sondern auch auf Lehrgeschicklichkeit ihn alle diese Theile der Prüfung durchgehen oder einen von ihnen wegfallen lassen wollten. Im Allgemeinen sollten

dem frühern Weimarer Schüler Schulzes Herbst in Wetzlar, der dort schon seit längerer Zeit die Schüler der obersten Klasse unter seiner und eines Oberlehrers Beihülfe Homer, Horaz, Sallust und einzelnes von Cicero hatte lesen lassen. Mit den von ihm ausführlich entwickelten Ansichten erklärte sich das Consistorium völlig einverstanden. Vgl. auch F. Ranke, Meineke S. 47 ff.

philologische, historische und mathematische Kenntnisse gefordert und vorzüglich berücksichtigt werden; doch sollte es keinem Candidaten verwehrt sein sich auch in andern Fächern, denen er sich vorzüglich gewidmet hatte, prüfen zu lassen. Nach den pädagogischen Anschauungen der Urheber des Edicts war es sehr begreiflich, dass man zunächst auf solche sehr allgemein gehaltene Vorschriften sich beschränkte; als aber die Zahl der Schulamtscandidaten wuchs, hielt Schulze genauere Bestimmungen für erforderlich, um die Durchführung der Grundgedanken des Edicts zu sichern und zugleich um Gefahren zu begegnen, zu denen ihre Fassung Anlass zu geben schien. Unleugbar war die vorgeschriebene Probelection nicht ausreichend, um die praktische Brauchbarkeit der Candidaten und ihre Lehrgeschicklichkeit genügend kennen zu lernen; durch eine Verfügung vom 24. September 1826 wurde deshalb ein Probejahr angeordnet. Alle geprüften Schulamtscandidaten sollten darnach wenigstens ein Jahr lang bei einem Gymnasium oder einer höheren Bürgerschule sich im Unterrichten praktisch üben und ihre Befähigung hierin ausweisen, bevor sie sich zu einer Anstellung im gelehrten Schulfach melden durften; genau wurde bestimmt, wie sie durch Lehre und Beispiel der Directoren und älteren Lehrer für ihren Beruf auszubilden seien*). Aber nicht nur für die Feststellung der Lehrgeschicklichkeit der Candidaten erschien das Edict unzulänglich; eine ergänzende Verfügung hielt das Ministerium für nöthig auch hinsichtlich der zu fordernden wissenschaftlichen Kenntnisse. Von verschiedenen Seiten wurde geklagt, dass die Studirenden, welche sich dem gelehrten Schulfach widmen wollten, auf einigen Universitäten fast ausschliesslich nur philologische Studien betrieben und das Studium der Philosophie und der für den Gymnasiallehrer unentbehrlichen theologischen und historischen Disciplinen vernachlässigten. Beobachtungen in dieser Richtung fand Hegel besondere Gelegenheit anzustellen, als er 1820—

*) Vgl. über diese bei Neigebaur S. 276 abgedruckte Verfügung und die mit der hier getroffenen Anordnung des Probejahrs zusammenhängenden Fragen namentlich die Bemerkungen von Mützell in der Zeitschr. f. Gymnasialwesen 1853, Supplement-Band S. 105 ff.

1822 Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Berlin war; zugleich veranlasste ihn seine sorgfältige Revision der Abiturientenarbeiten in diesem Amte zu ähnlichen Klagen, wie sie gleichzeitig Herbart aussprach, über die ungenügende Vorbereitung vieler Gymnasiasten für den philosophischen Unterricht auf den Universitäten. Das Ministerium legte auf Hegels Ansichten nach seinen pädagogischen Erfahrungen besonderes Gewicht; im Anschluss an ein von ihm erbetenes Gutachten wurde daher 1825 angeordnet, dass an solchen Gymnasien, an denen sich für diesen Unterricht geeignete Lehrer fänden, die Schüler der obersten Klassen in den Elementen der Logik und der sogenannten empirischen Psychologie unterrichtet würden. Schon vorher waren 1824 die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen angewiesen, die Prüfung der Schulamtscandidaten auch auf ihre Kenntnisse in Philosophie und namentlich in Logik und Metaphysik, in Psychologie und in Geschichte der Philosophie, sowie in der Geschichte auszudehnen, und dabei zugleich die Consistorien verpflichtet, alle evangelischen Candidaten in christlicher Glaubens- und Sittenlehre zu prüfen. Die Berliner wissenschaftliche Prüfungscommission machte Bedenken gegen die Ausführbarkeit der Verfügung geltend, die aber in dem ministeriellen Rescript vom 13. August 1825 scharf zurückgewiesen wurden; war von der Commission ein Zweifel geäussert, ob es möglich ein so umfassendes Studium der Philosophie von einem jungen Manne zu verlangen, an welchen noch anderweitig sehr schwer zu erfüllende Forderungen gemacht würden, so wurde dem gegenüber bemerkt, dass die Logik, die Psychologie und die Geschichte der Philosophie als diejenigen philosophischen Disciplinen, in denen geprüft werden solle, noch nicht den Begriff der Philosophie erschöpften und dass somit nicht ein alle Theile der Philosophie umfassendes Studium, sondern nur so viel gefordert würde, als ohne Nachtheil für die allgemeine wissenschaftliche Bildung der angehenden Schulmänner nicht entbehrt und von ihnen auch ganz füglich geleistet werden könne*).

*) Herbarts und Hegels Aeusserungen und andere hierauf bezügliche Literatur s. in Kerns Artikel über philosophische Propädeutik in

Sollte durch diese Bestimmung also im Interesse der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung der künftigen Lehrer verhindert werden, dass sie nicht einseitig auf philologische Fachstudien sich beschränkten, so wünschte Schulze doch nichts weniger, als dass diese vernachlässigt würden: vielmehr war er gleichzeitig für deren Förderung durch die gerade in den zwanziger Jahren getroffenen neuen Anordnungen über die philologischen Seminare an den preussischen Universitäten bemüht. 1822 wurde die philologische Gesellschaft in Greifswald für ein öffentliches Institut erklärt und für ihre Leitung Schömann gewonnen, in demselben Jahr ein neues Reglement für das Königsberger philologische Seminar erlassen, 1824 in Münster ein philologisch-pädagogisches Seminar errichtet; 1829 erhielt das Haller Seminar neue Statuten. Als Zweck dieser Institute wurde dabei ausdrücklich, wie ähnlich schon in den früheren Reglements für die Seminare in Berlin, Breslau und Bonn geschehen war, hervorgehoben, „Studirende, die für die classische Alterthumswissenschaft gehörig vorbereitet sind und diese zu ihrem eigentlichen Lebensberuf gewählt haben, durch möglichst vielfache Uebungen, die in das Innere der Wissenschaft und ihre Behandlungsart einführen, sowie durch literarische Unterstützung jeder Art weiter und so auszubilden, dass künftig durch sie diese Studien erhalten, fortgepflanzt und erweitert werden könnten“. War daneben den Instituten in Greifswald und Königsberg auch die Aufgabe gestellt, Studirenden aller

Schmids pädagogischer Encyclopädie 2. Aufl. VI, 57 ff. Zur richtigen Würdigung von Hegels Ansichten über diese Frage sind besonders interessant mehrere seiner Briefe, welche deutlich zeigen, wie klar er die Schwierigkeiten des philosophischen Unterrichts auf Gymnasien erkannte; vgl. die im 19. Band seiner Werke von seinem Sohne herausgegebenen Briefe von und an ihn I, 118. 138. 172 ff. 339 ff. 347 ff. 352 f. Die Verfügungen von 1824 und 1825 über die Prüfung der Schulamtscandidaten s. bei Neigebaur S. 233 ff., die über die Einführung eines Unterrichts in philosophischer Propädeutik auf den Gymnasien vom 14. April 1825 in den von Kamptz herausgegebenen Annalen der preussischen Staatsverwaltung Bd. IX, 1026 und vgl. hinsichtlich der ersteren auch die in der vorigen Anmerkung erwähnte Abhandlung von Mützell S. 120 ff.

Facultäten, welche das Studium des classischen Alterthums zu ihrer anderweitigen Bildung fortzusetzen wünschen, Gelegenheit zu verschaffen, dies auf wirksamere Weise zu erreichen, als durch blosses Besuchen von Vorlesungen geschehen könne, so war dabei doch bemerkt, dass in Collisionsfällen letzterer Zweck dem ersten nachstehen müsse. In dem Haller Reglement von 1829 aber konnte von einer solchen Nebenaufgabe des Seminars überhaupt nicht die Rede sein, da hiernach in dieses in der Regel nur Studirende aufgenommen werden sollten, „die sich vorzugsweise den Studien der classischen Alterthumswissenschaft, nicht aber einer anderen Facultätswissenschaft“ widmeten*).

Um bei den künftigen Lehrern die Verbindung gründlicher philologischer Fachstudien mit allgemeiner wissenschaftlicher Bildung zu sichern, schien ein neues Reglement für die Art ihrer Prüfung erforderlich; 1827 wurden die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen zu Gutachten über ein solches aufgefordert; mit Benutzung dieser und aller früheren Verhandlungen arbeitete Schulze einen Entwurf aus, in dem er, wie er bei seiner Vorlage vom 13. April 1831 dem Minister schrieb, versuchte „dem fraglichen Bedürfniss insoweit abzuhelfen, als es das Mass meiner Kräfte, die zum Theil schwierige Natur des Gegenstandes und der hoffentlich fort und fort im Werden begriffene Zustand der diesseitigen höheren Schulanstalten erlaubt“. Altenstein war „mit dieser schwierigen und verdienstlichen Arbeit im Wesentlichen ganz einverstanden“; er wünschte nur einige mehr formale Aenderungen, namentlich wollte er keine Form gewählt sehen, welche eine Sanction durch den König nöthig machte; so konnte schon am 14. Mai 1831 das vom 20. April dieses Jahres datirte Reglement den interessirten Behörden mitgetheilt werden. In ihm waren statt der kurzen Bestimmungen des Edicts von 1810 genaue Vorschriften über die Meldung und Zulassung zur Prüfung pro facultate docendi, über deren Einrichtung und besonders über die zu fordernden Kenntnisse gegeben.

*) S. das Reglement für das philologische Seminar in Halle bei Koch, Preuss. Universitäten II, 775 und ebenda S. 718 ff. u. 850 ff. die Reglements für die Institute in Greifswald und Königsberg.

Nach Einreichung zweier oder dreier schriftlicher Arbeiten, von denen in der Regel wenigstens eine lateinisch abzufassen war, sollten die Candidaten zu den Probelectionen und zur mündlichen Prüfung eingeladen und in dieser ihre Kenntnisse in den Sprachen und zwar in der deutschen, der griechischen, der lateinischen, der französischen und der hebräischen und in Mathematik und Naturwissenschaft, Geschichte und Geographie, Philosophie und Pädagogik und Theologie ermittelt werden. Wenngleich nicht erwartet wurde, dass der Candidat in allen diesen Fächern Vorzügliches leiste, so schrieb das Reglement doch vor ihn in allen soweit zu prüfen, als zur Beurtheilung des Standpunktes seiner Kenntnisse in jedem erforderlich und die unbedingte facultas docendi nur demjenigen zu ertheilen, „welcher ausser einer genügenden, wenn auch noch nicht ausgebildeten Lehrgabe wenigstens in einem der drei wesentlichen Stücke des höheren Schulunterrichts, d. h. 1) in den beiden alten Sprachen und in der Muttersprache, 2) in der Mathematik und den Naturwissenschaften und 3) in Geschichte und Geographie des Stoffes soweit mächtig, um bei gehöriger Vorbereitung diesen Gegenstand in einer der beiden oberen Klassen eines Gymnasiums mit Erfolg lehren, mit allen übrigen Gegenständen der Prüfung aber soweit bekannt sei, um ihr Verhältniss zu den übrigen Lehrgegenständen und ihre relative Wichtigkeit richtig würdigen und auf die Gesammtbildung der Schüler wohlthätig einwirken zu können“. Wer die erste, aber nicht die zweite Forderung befriedigte, durfte nur eine bedingte facultas docendi erhalten, ebenso wer in einem oder selbst in mehreren der Hauptgegenstände des Unterrichts nur so viel Kenntnisse bewies, als von dem Lehrer in den mittleren oder unteren Klassen verlangt wurden.

In diesen wie in den Vorschriften über die Forderungen, die nach dem Reglement in den einzelnen Lehrgegenständen zu stellen waren, zeigt sich das Bestreben auf eine enge Verbindung allgemeiner wissenschaftlicher Bildung mit gründlichen Fachstudien hinzuwirken; aus diesem Gesichtspunkte wurde von jedem Candidaten Kenntniss der Logik, der Psychologie und der Geschichte der Philosophie und Bekanntschaft

mit der wissenschaftlichen Pädagogik gefordert; eben desshalb wollte Schulze auch nur demjenigen die unbedingte facultas docendi im philologischen Fach ertheilt sehen, der so viel Kenntniss der deutschen Sprache und Literatur und so viel wissenschaftliche Bildung besässe, dass er in jeder Klasse, selbst der höchsten mit Nutzen im Deutschen zu unterrichten vermöchte. Denn er hielt es, wie er in einer Verfügung vom 12. November 1831 bemerkte, für dringend nothwendig „der Unwissenheit und Unbildung vieler angehender Philologen in Bezug auf Kenntniss deutscher Sprache und Literatur ein Ziel zu setzen“ und nicht länger „dem Wahn Vorschub zu leisten, als ob der künftige Lehrer der oberen Klassen im philologischen Fach dieser Kenntniss und der mit derselben genau zusammenhängenden allgemein wissenschaftlichen Bildung ganz füglich entbehren könne“. Andererseits trat er durch seine Erläuterungen des Reglements Uebertreibungen entgegen, die seines Erachtens missverständlich aus dessen Bestimmungen gefolgert waren. Er wollte keineswegs, dass jeder in allem alles leiste; er betonte vielmehr ausdrücklich, dass die Individualität der einzelnen Candidaten schonend zu berücksichtigen sei*). Und nicht nur auf dem Papier schärfte er diesen Grundsatz ein: auch praktisch bewährte er in seinen vielfachen Beziehungen zu angehenden und gereiften Schulmännern sein Verständniss und seine Liebe für begabte und tüchtige Persönlichkeiten nicht minder als sein Streben nach Durchführung der ihm wichtig erscheinenden Normen. Er war, wie Graffunder bezeugt**), der eine Zeit lang als Hülfsarbeiter im Ministerium ihm zur Seite gestellt sein Wirken besonders genau beobachten konnte, ganz durchdrungen von der Ueberzeugung, „dass in Angelegenheiten des Geistes, wie die Schulen es sind, nichts auszurichten, wenn

*) Dies erkennt Mützell in seiner mehrerwähnten Abhandlung S. 129 ausdrücklich an, in welcher andererseits scharf die bedenklichen Folgen hervorgehoben sind, die sich aus der Auffassung der idealistischen Forderungen des Reglements durch die studirende Jugend und „vielleicht auch aus seiner Handhabung durch die Prüfungscommissionen“ ergaben.

**) In einem Briefe vom 13. Mai 1838.

man sich nicht der Menschen versichert". In dieser Gesinnung war er unermüdlich bestrebt für die Gymnasien geeignete Lehrer zu gewinnen, ihre Studien und ihre äussere Lage zu fördern und den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen. Welche Anforderungen er speciell an den Leiter eines Gymnasiums stellte, zeigte sich besonders deutlich bei der von ihm durchgesetzten Berufung Meinekes zum Director des Joachimsthalschen Gymnasiums: „gediegene allgemeine wissenschaftliche Bildung, gründliche Gelehrsamkeit besonders im Fache des classischen Alterthums, eine durch hinreichende Erfahrung gereifte Einsicht in alle Zweige der öffentlichen Erziehung und des Gymnasialunterrichts, fromme christliche Gesinnung, ein derselben entsprechender Wandel, sittliche Würde und männliche Haltung und Besonnenheit" wurden damals ausdrücklich als die Eigenschaften bezeichnet, die für die Uebernahme einer solchen Stelle zu verlangen seien*). Weil Schulze diese Tugenden in hervorragender Weise in dem alten Portenser, dem eifrigen Schüler Gottfried Hermanns vereint fand, stellte er ihn an die Spitze der Anstalt, von welcher er bei ihren reichen Mitteln, ihrer trefflichen Bibliothek, ihrer grossen Tradition unter solcher Leitung sich die reichsten Früchte versprach; dass Schulzes nahe Beziehungen zu Böckh doch keineswegs bei ihm eine Verkennung geistvoller Vertreter andrer Schulen zur Folge hatte, dass er vielmehr das entscheidende Gewicht auf die Wirkung legte, die von der gesammten wissenschaftlichen und pädagogischen Persönlichkeit eines Lehrers zu erwarten war, beweist auch sein nahes Verhältniss zu Adolf Lange in Pforta. Schon ehe diesem auf Schulzes Betreiben 1831 das Rectorat der Anstalt übertragen wurde, in welcher er erzogen und mit deren Leben sein eignes verwachsen war, hat vor allem seiner Hülfe Schulze sich bei den ihm nöthig erscheinenden Reformen der Schule bedient, deren Blüthe zu fördern auch er als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachtete; wohl erschienen manchem alten Portenser die Aenderungen, die er durchführte, nicht unbedenklich; aber nachdrücklich hebt Ferdinand Ranke,

*) Vgl. Ranke, August Meineke S. 62.

trotzdem er solche Bedenken theilt, den Werth des Eifers und der Leistungen der von Schulze für Pforta ausgewählten Lehrer, Jacobis, Neues, Kobersteins, Steinharts hervor*).

In der Wahl geeigneter Lehrkräfte sah Schulze mit Recht das wichtigste Mittel für die Lösung der von ihm den höheren Schulen gestellten und stets neu eingeschärften Aufgaben; aber er beschränkte sich nicht hierauf und auf eine allgemeine Oberaufsicht: vielmehr wandte er allen grossen und kleinen Fragen, die für das Wohl der Gymnasien wichtig zu sein schienen, unermüdliche Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu. Er wünschte dabei keineswegs „in die freie Bewegung der Provinzialbehörden, der Directoren und Lehrer hinderlich einzugreifen"; er war vielmehr nach Kräften bestrebt ein fruchtreiches Zusammenwirken zu ermöglichen. Unmittelbare Pflege aber hielt er sich für verpflichtet einzelnen Anstalten von hervorragender eigenartiger Bedeutung zu widmen: als solche nennt er selbst u. a. in Berlin das Joachimsthalsche, das Friedrich-Wilhelms- und das französische Gymnasium, die Ritterakademie in Brandenburg, das dortige und das Potsdamer Gymnasium, das Königsberger Fridericianum, die Liegnitzer Ritterakademie und in der Provinz Sachsen neben verschiedenen andern Anstalten aller drei Regierungsbezirke besonders die Landesschule in Pforta. Anschaulich hat Ferdinand Ranke, der seit fünf Jahren ihr Schüler war, als im Herbst 1819 Schulze die sorgfältigste Visitation der Anstalt vornahm, dessen Auftreten geschildert. „Sein Verfahren, schreibt er, war das eines Mannes, der überall selbst sehen, nichts sich entgehen lassen, gegen alle in der Schule Thätigen, Lehrer und Schüler gerecht sein, Tugenden und Mängel scharf beobachten, und was jetzt zu thun sei, womit

*) S. seine 1874 erschienenen Rückerinnerungen an Schulpforte (1814—1821), in welchen S. 25 u. 26 auch einige Sätze aus Schulzes Aufzeichnungen über Pforta und aus Kobersteins dort auf ihn gehaltener Gedächtnissrede abgedruckt sind, Cousins vierten Brief in der ersten Abtheilung seines unten erwähnten Berichts und Kirchners 1843 zur dritten Säcularfeier der Stiftung der Schule Pforta veröffentlichte Schrift über ihre geschichtliche Entwicklung seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts S. 104 ff.

man beginnen, was man allmählich zu erreichen beabsichtigen müsse, erkennen will und überall den Massstab des hohen Rufes der Anstalt anlegt, den sie sich seit Jahrhunderten erworben hatte. Von früh bis Abends war er aufs eifrigste beschäftigt, besuchte die Lehrerwohnungen, die sämmtlichen Klassenzimmer, Hörsäle, Schlafsäle und Wohnzimmer der Schüler und den Schulgarten und bemerkte bald die kleinsten und verborgensten Mängel; ihm entging keine Unsauberkeit, kein Fehler, ich möchte sagen kein Spinnengewebe." Auch in den verschiedensten Unterrichtsstunden erschien er, trat selbst examinirend und mannigfach lehrend auf, ebenso sah er in den Arbeitsstunden auf den Schülerstuben nach, womit sich die Einzelnen beschäftigten, und prüfte in allen Gegenständen. Begreiflicher Weise fanden in diesem Verfahren des hochgestellten Beamten Ranke und seine Mitschüler manches kleinlich; aber der so keineswegs durchweg lobende Berichterstatter hebt doch zugleich hervor, dass Schulzes energisches Einschreiten der Schule unendlichen Nutzen gebracht und dass, wenn er rückhaltlos lobte und tadelte, er gleich offene Aussprache auch von den Lehrern und Beamten der Anstalt gewünscht habe und stets bereit gewesen sei, wenn ihm schlagende Gegengründe vorgebracht wurden, seine vorgefassten Ansichten aufzugeben oder doch zu modificiren. Und in den wärmsten Worten hat nach seinem Tode Koberstein in Pforta des Mannes gedacht, „der in seiner amtlichen Stellung zu unserer Schule, durch das Wohlwollen, das er ihr jeder Zeit zugewandt hat, und durch die Wohlthaten, womit sie vorzüglich auf seinen Betrieb und durch seine Vermittlung von oben her eine lange Reihe von Jahren hindurch beglückt ist, mehr wie irgend ein andrer gleich hochgestellter Vorgesetzter und Gönner vor und nach ihm sich Anspruch auf unsere innige und andauernde Dankbarkeit erworben hat". „Bei allem, sagt Koberstein, was Schulze hier anregte und förderte, offenbarte sich sein Feuereifer für das Wohl der Anstalt, seine grosse Herzensgüte und sein herzgewinnendes Wohlwollen gegen die Lehrer, die Beamten und die Schüler. War es doch nach jedem seiner Besuche als wollte das Leben und Streben hier einen höheren Aufschwung nehmen,

als fühlte sich jeder in seiner Thätigkeit neu erfrischt und gekräftigt".

Die hier gerühmten Eigenschaften, seinen unermüdlichen Eifer und seine warme Liebe nicht nur für die seiner Pflege anvertrauten sachlichen Interessen, sondern auch für deren persönliche Vertreter hat Schulze auch sonst vielfach bewährt: wer die von ihm und an ihn gerichteten Briefe, wer die Geschichte der preussischen Gymnasien und ihrer Lehrer in der Zeit seines massgebenden Einflusses eingehend und unbefangen studirt, wird schwerlich dem neuerdings*) gefällten Urtheil zustimmen, er sei mehr zum Tadel als zur Anerkennung geneigt gewesen und unter ihm die Liebe durch die Furcht ausgetrieben. Wohl forderte er wie von sich selbst viel auch von seinen Mitarbeitern bei den wichtigen Aufgaben, deren Lösung er mit ihnen erstrebte; aber freudig war er auch bemüht ihnen die Wege zu ebnen und Lust und Kraft zu stärken zur Erfüllung ihres Berufs. Kohlrausch, der als Schulrath in Münster vielfach mit Schulze über westfälische Schulangelegenheiten correspondirt hatte und dann 1826 dessen Inspection aller westfälischen Gymnasien beiwohnte, lernte hierbei, wie er erzählt**), „im täglichen und stündlichen Verkehr seine umfassende Bildung, seine warme Liebe für die Sache der Wissenschaft, seine Entfernung von aller Pedanterie und leerem Formalismus, seine Einsicht in die noch vorhandenen Mängel des Unterrichtswesens und in die Schwierigkeiten, die der Verwirklichung des Besseren im Wege standen, sowie seine billige Beurtheilung der Menschen in solcher Weise kennen, dass meine Achtung noch mehr gehoben und für das ganze Leben befestigt wurde. Seine Reise hatte auch manche wohlthätige Folge für die Provinz und für mich endigte sie mit dem mir sehr angenehmen Vorschlage seinerseits, eine Reise durch die Provinz Sachsen nach Berlin zu machen, um eine Reihe der vorzüglicheren

*) Von Paulsen in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 598, der sich dafür auf Rankes Erinnerungen an Pforta beruft, dabei aber die für Schulze günstigen Aeusserungen dieser Schrift nicht berücksichtigt hat.

**) In den Erinnerungen aus seinem Leben S. 231.

preussischen Gymnasien kennen zu lernen und durch ihre Vergleichung mit den westfälischen meinen pädagogischen Gesichtskreis zu erweitern.“ Aehnliche Unterstützungen hat Schulze vielen Beamten und Lehrern auszuwirken verstanden, ebenso eine äussere Anerkennung tüchtiger Leistungen durch Gehaltszulagen und staatliche Ehrenzeichen; besonders wichtig für die sociale Lage der Gymnasiallehrer waren die Durchsetzung einer allgemeinen Erhöhung der Besoldungen, der Entwurf eines Pensionsreglements für sie, dessen Ausführung freilich unter Friedrich Wilhelm III. an finanziellen Schwierigkeiten scheiterte, und die Erleichterung ihres Eintritts in die Allgemeine Wittwen-Verpflegungs-Anstalt*). Um einen Austausch der pädagogischen Erfahrungen zu ermöglichen, wurde die Abhaltung von Directoren-Conferenzen, wie eine solche zuerst 1823 in Westfalen abgehalten war, auch in anderen Provinzen angeordnet; aus ähnlichen Gesichtspunkten wurde verfügt, dass die Gymnasien der Monarchie unter einander ihre Programme austauschen sollten, über deren regelmässige Abfassung und Einrichtung in dieser Zeit ebenfalls zuerst bestimmte Vorschriften gegeben wurden. Auch mit den Regierungen anderer deutscher Staaten wurde vereinbart, dass die ihnen unterstehenden und die preussischen Gymnasien sich gegenseitig ihre Programme mittheilten, und so eine Verbindung der meisten deutschen Gymnasien unter einander in dieser Beziehung herbeigeführt**). Durch die Einrichtung und den Tausch der Programme wünschte Schulze nicht nur einen lebendigen Verkehr der verschiedenen Gymnasien unter einander und mit dem Publicum zu bewirken, sondern auch, wie eine Verfügung von 1826 erklärte, „die Directoren und Oberlehrer durch die ihnen auferlegte Verpflichtung einer den

*) S. die genaueren Angaben über diese Fragen bei Wiese, Schulwesen I, 581 ff. 589 ff. 594 ff. Rönne, Unterrichtswesen I, 540 ff. II, 134 ff. und die Verordnungen bei Neigebaur S. 300 ff.

**) Vgl. die Artikel von Erler über Programme und Provinzialschulconferenzen in der 2. Aufl. der Schmidschen pädagogischen Encyclopädie VI, 448 ff. und 455 ff., sein 1876 veröffentlichtes Buch über die Directorenconferenzen S. 1 ff. 248 ff., die betreffenden Verordnungen bei Neigebaur S. 292 ff. 314 ff. und die auf die Programme bezüglichen Mittheilungen aus den Akten bei Wiese II, 701 ff.

Schulnachrichten vorauszuschickenden wissenschaftlichen Abhandlung zur Fortsetzung ihrer Studien aufzumuntern"; um ihnen hierzu die Hülfsmittel zu gewähren, wurde jetzt an allen Gymnasien eine Bibliothek für die Lehrer angelegt, während vor 1818 nur wenige höhere Schulen eine solche besassen. Daneben wurden auch an vielen Anstalten belehrende und unterhaltende Schriften für die Schüler, ein mathematisch-physikalischer Apparat, eine naturhistorische Sammlung und Lehrmittel für den Unterricht im Zeichnen und Gesang angeschafft*).

In solcher Weise eine bessere Ausstattung der höheren Schulen durchzusetzen war um so schwieriger, da der Unterrichtsverwaltung fortwährend nur knappe Geldmittel zur Verfügung standen und sie neben den älteren neue Anstalten namentlich in den neu erworbenen Landestheilen zu versorgen hatte. Unter dem Ministerium Altenstein ist eine nicht geringe Zahl neuer preussischer Gymnasien besonders in den westlichen Provinzen begründet: in Köln, Elberfeld, Emmerich, Saarbrücken, Coesfeld und Recklinghausen; aber auch im Osten sind solche in Kulm, Ratibor, Posen, Cöslin und Cottbus errichtet; 1820 wurde auch in Erfurt an Stelle des in gänzlichen Verfall gerathenen alten dreiklassigen Rathsgymnasiums eine den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Staatsanstalt mit 6 Klassen eröffnet. Für die so vermehrten höheren Schulen fehlte es in der ersten Zeit nach den grossen Kriegen an geeigneten Lehrern; Schulze verstand es tüchtige Kräfte aus dem nichtpreussischen Deutschland zu gewinnen; vor allem stellte sich mit in Folge der von ihm durchgesetzten Massregeln zur Heranbildung und Förderung von Gymnasiallehrern statt des anfänglichen Mangels bald ein Ueberfluss an solchen ein und aus Preussen wurden nun Directoren und Lehrer an die Gymnasien der deutschen Nachbarstaaten berufen; in diesen wurden vielfach

*) S. hinsichtlich der Bibliotheken die bei Neigebaur S. 308 ff. abgedruckten Verfügungen, die leider Wilms in seinem beachtenswerthen Aufsatz über diese Frage in der Zeitschrift für Gymnasialwesen XIX (1865), S. 81 ff. nicht berücksichtigt hat.

nach preussischem Muster jetzt die Ordnungen des höheren Schulwesens umgestaltet*).

In der in Darmstadt erscheinenden Allgemeinen Schulzeitung wies 1827 ein angesehener nichtpreussischer Schulmann, Friedemann aus Braunschweig, öffentlich auf die Gründe hin, warum „die preussischen Gymnasien so sehr ausgezeichnet“ seien. Er betonte unter ihnen an erster Stelle, dass „ehemalige Gymnasiallehrer, die das Theoretische und Praktische des Fachs aus eigener Anschauung kennen und mit den Ergebnissen der Zeit fortgehen, mit der Beaufsichtigung und Fortbildung der Universitäten und Gymnasien des ganzen Landes beauftragt“ seien und erwähnte dann kurz die unter ihrem massgebenden Einfluss getroffenen Massregeln zur Förderung der Gymnasien und ihrer Lehrer. Es sei, so schloss er, leicht erklärlich, dass dadurch deren Stand „an innerer Haltung, äusserer Stellung, wissenschaftlichem Sinn und thätiger Berufstreue bedeutend gewinnen und in seinen Leistungen höher stehen muss als in anderen Ländern, wo diese Bedingungen fehlen oder nicht in demselben Grade vorhanden sind“**). Aber nicht nur im ausserpreussischen Deutschland wurde Preussens höheres Unterrichtswesen als nachahmenswerthes Vorbild hingestellt: den grössten Eindruck musste es in weitesten Kreisen machen, dass ein hervorragendes Mitglied des französischen Unterrichtsraths öffentlich zu Verbesserungen des französischen Unterrichtswesens nach preussischem Muster aufforderte. Victor Cousin, der schon früher in persönliche und wissenschaftliche Beziehungen zu Schelling und dann namentlich zu Hegel getreten war, unternahm 1831 im Auftrag des französischen Unterrichtsministers eine Reise nach Deutschland, um genaue Nachrichten über das Bildungswesen in einigen kleineren Staaten und besonders in Preussen an Ort und Stelle einzuziehen. War er bei einem früheren Aufenthalt in Deutschland in das

*) Nachdrücklich betont diesen wachsenden Einfluss Preussens auf das deutsche Gymnasialwesen seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Schiller in der 2. Aufl. von Schmids Pädagogischer Encyclopädie VI, 912.

**) S. Allgemeine Schulzeitung. Jahrg. 1827. Abth. II n. 64.

Gehege der Demagogenjäger gerathen, so fand er jetzt überall in Berlin freundlichste Aufnahme; namentlich rühmt er in dem eingehenden Bericht, den er an den Unterrichtsminister erstattete und veröffentlichte*), wie Altenstein und besonders Schulze ihm zur Erreichung seines Zwecks behülflich waren, und hebt dann als nachahmenswerth Einrichtungen hervor, auf die auch dieser besonderen Werth legte, so die Art der Organisation der leitenden Behörden, die einflussreiche Stellung der sachkundigen Räthe des Ministeriums, die Bestimmung der Aufgabe der Gymnasien, die Vorschriften über die Lehrstunden und ihre Vertheilung auf die verschiedenen

*) Er wurde auch in das Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen von Kröger in drei Theilen in Altona 1832—1837 herausgegeben. Nur die erste 1832 in Paris erschienene Abtheilung des Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particulièrement en Prusse, in welcher Frankfurt, Weimar, Sachsen und Schulpforta besprochen sind, zeigte Schulze im April 1832 in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik n. 61 u. 62 an und hob dabei namentlich Cousins Bemerkungen über die fehlerhafte Organisation des französischen Unterrichtswesens hervor, „um die jenseitigen Zustände ins rechte Licht zu stellen und den diesseitigen auch bei denen, die dem Fremden huldigen und das Einheimische gering achten, eine richtigere Würdigung zu verschaffen". Einige Aeusserungen von C. selbst über die Arbeit an seinem Rapport finden sich in den letzten seiner interessanten Briefe an Hegel, die kürzlich dessen Sohn in der Correspondenz seines Vaters herausgegeben hat; in den hier II S. 366 citirten beachtenswerthen Erörterungen von Janet, V. Cousin et son oeuvre p. 268 ff. ist C's. Rapport nicht berücksichtigt. Hinsichtlich des von Janet besonders eingehend besprochenen Unterrichts in der Philosophie äusserte Schulze in seiner Recension: „Wesshalb es räthlich und nöthig ist einen vollständigen theoretisch-systematischen Vortrag der einzelnen philosophischen Doctrinen, wie er in den französischen Colléges gehalten wird, von den deutschen Gymnasien auszuschliessen und diese bloss auf philosophische Vorbereitungsstudien und insbesondere auf die Anfangsgründe der Logik und Psychologie zu beschränken, wie für die preussischen Gymnasien durch eine Circularverfügung vom 14. April 1825 bereits angeordnet ist, dürfte durch das eigenthümliche Verhältniss der deutschen Gymnasien zur Universität, welches in Frankreich gar nicht besteht, durch das Wesen der speculativen Idee, für welche die Schüler in den Gymnasien noch nicht reif sind, und durch den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie in Deutschland genügende Rechtfertigung finden."

Unterrichtsgegenstände wie über die Bildung und Anstellung der Lehrer und die von ihnen abzufassenden Schulprogramme. In vollem Wortlaut wurden die Statuten des philologischen und des pädagogischen Seminars in Berlin, das Reglement über die Lehrerprüfung von 1831 und die Bestimmungen über die Maturitätsprüfung von Cousin mitgetheilt; an das, was er in „diesem classischen Land der Schulen mit grösstem Erfolg“ in Ausübung gesehen, knüpfte er seine Vorschläge zu Reformen des Unterrichtswesens seines eigenen Landes an.

Diesen lobenden Stimmen gegenüber fehlte es freilich auch an Tadlern und Gegnern Schulze und seinen Massregeln nicht. Fand Cousin in den preussischen Gymnasien die Verbindung der wissenschaftlichen und sprachlichen Studien besonders gelungen, so wurden gewichtige Bedenken gegen sie von dem Schulze seit ihrer Jugendzeit persönlich bekannten Vorkämpfer und Förderer humanistischer Bildung in Baiern, von Friedrich Thiersch in hochbedeutsamen Schriften geäussert. Schon als Schüler war er in Pforta mit Begeisterung für das classische Alterthum und die Unterrichtsmethode der alten sächsischen Fürstenschulen erfüllt und alle späteren Studien und Lebenserfahrungen hatten ihn in der Ueberzeugung bestärkt, dass es „dringende und heilige Pflicht, die öffentliche Erziehung, soweit sie den gelehrten Schulen anheimfällt, auf ihre ursprüngliche durch die Ueberlieferung gegebene durch die Erfordernisse der höheren Bildung geschirmte Basis zu befestigen und sie zugleich einfach und stark gegliedert über ihr zu erheben“; es galt ihm dabei „die Vielheit und Buntheit der Lehrstoffe durch Heraushebung des Hauptsächlichen und Bei- und Unterordnung des Nebensächlichen zu vermeiden und den Geist der Jugend auf einige, aber seiner ganzen Anstrengung würdige Gegenstände zu sammeln“*). Von diesem Standpunkt aus wollte er nach sächsischem und würtembergischem Vorbild das „Studium der altclassischen Sprachen und Schriften“ zum Mittelpunkt des Unterrichts der gelehrten Schulen auch in Baiern machen,

*) So wörtlich Thiersch selbst in seinem Werke über gelehrte Schulen III, 132 f.

in dem er die höhere Bildung durch Jesuiten und Realisten geschädigt sah; beide Gegner bekämpfte er in seinem Buche „über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern“, dessen erste Abtheilung 1826 erschien. Schulze, der dieses Werk in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik*) besprach, glaubte hier öffentlich bezeugen zu müssen, dass Thiersch „seinen Gegenstand mit löblicher Einsicht in das den gelehrten Schulen Wesentliche und mit wissenschaftlichem Ernste behandelt, dass er die Nothwendigkeit eines gründlichen und gediegenen classischen Studiums in den Gymnasien gegen alle offenbaren und versteckten Angriffe seichter Pädagogen, vorlauter Nützlichkeitskrämer und frömmelnder Eiferer mannhaft und siegreich vertheidigt und dadurch wie durch die vielen geistreichen und treffenden Bemerkungen über das gelehrte Schulwesen“ Dank verdient habe. Aber er verschwieg andererseits nicht, dass manche Formulirungen Thierschs ihm nicht zutreffend und manche seiner Vorschläge nicht zweckmässig erschienen; er glaubte, dass bei diesen zu einseitig nur auf den Unterricht in den classischen Sprachen gesehen sei, und betonte ihnen gegenüber die Vorzüge der in Preussen getroffenen Massregeln, welche auch auf die Realien die erforderliche Rücksicht nähmen. Gerade dies aber hielt Thiersch für bedenklich; eben desshalb missbilligte er die durch Schulze in Pforta durchgesetzten Aenderungen und veröffentlichte nun durch dessen Bemerkungen gereizt auch im dritten Theil seines Buches über gelehrte Schulen einen scharfen Angriff gegen „die neue Lehrweisheit in Preussen“. Er warf ihr vor, dass sie durch „gleichmässige Steigerung des classischen und realistischen Unterrichts“, „durch Ueberladung, Ueberspannung und Ueberbietung die Blüthe der Regsamkeit in der Jugend zerdrücke und die Sammlung des Geistes störe“, dass sie „die Grundbedingung aller wahren

*) Im Januar 1827 n. 11—14 c. 86 ff. Als „vortrefflich“ bezeichnet diese Recension Schiller in Schmids Pädagogischer Encyclopädie 2. Aufl. VI, 907. Seine in ihr vertheidigten Ansichten über die Verbindung wissenschaftlicher und sprachlicher Studien in den Gymnasien und über die Bedeutung philologischer und anderer Seminare vertrat Schulze später auch in seiner oben erwähnten Anzeige von Cousins Rapport.

und höheren Bildung" übersehe, nämlich „die Theilnahme erzeugt aus Bewunderung und erzeugend jenen warmen und freien Trieb nach dem vollen und ganzen Genuss desjenigen, worauf sie gerichtet ist. Unmöglich aber ist, führte er aus, dass Theilnahme gezeitiget oder stark erhalten werde ausser durch Sammlung der Thätigkeit auf wenige grosse und jeder Anstrengung würdige Gegenstände, in deren Erwägung und Ergründung sich das jugendliche Gemüth genug thun, mit denen es sich innerlich befreunden, an denen es sich gleichsam erbauen und erheben kann. Wo ihr Licht über dem Innern des Knaben, des Jünglings aufgeht, ist ihm das Frühroth des Lebens mit seinen Morgenwolken und seinem jede Knospe des Geistes erfrischenden Hauch angebrochen und ein Tag der Wärme, der Blüthe und Frucht hat für seine Jugend begonnen. Wo aber unter einem fast unübersehbaren Umfange von Gegenständen jedem die gleiche Wichtigkeit beigelegt und die gleiche Thätigkeit gewidmet wird, da ist Sammlung und Erholung des Geistes in dem Einen wie in dem Andern unmöglich, unmöglich ist ihm den einzelnen innig zu umfassen, sich in ihn zu versenken, ihn in sein Inneres, sein Gefühl, sein Bestreben ganz aufzunehmen."

Mit gutem Grund ist neuerdings mehrfach an diese Sätze erinnert, in denen der verständniss- und schwungvolle Vorkämpfer des Humanismus einer der wichtigsten pädagogischen Wahrheiten so beredten Ausdruck gegeben hat, aber mit Recht auch hervorgehoben, dass dieser Wahrheit auch Schulze nicht entgegenhandeln wollte, dass auch er keineswegs eine Anhäufung von vielerlei Kenntnissen im Gedächtniss der Jugend, sondern als echter Schüler Wolfs harmonische Bildung ihres Geistes und Gemüths erstrebte und hierbei ebenfalls vorzügliches Gewicht auf gründliches Studium des classischen Alterthums legte. Freilich vertrat er die Ansicht, dass neben diesem mehr als Thiersch wollte auch andere Fächer, die dieser bestimmter als Nebengegenstände für die Gymnasien betrachtete, zu berücksichtigen, mehr Stunden dem Unterricht im Deutschen, in Mathematik und Geschichte einzuräumen, auch Naturwissenschaften, Gesang und Zeichnen nicht nur dem Privatstudium zu überlassen seien, und wohl konnten

aus ihrer Förderung bei dem Erstarken der realistischen Zeitströmung Gefahren in der von Thiersch und anderen Philologen bezeichneten Richtung sich entwickeln. Aber die oben erwähnten Massregeln zeigen auch, dass Schulze solchen Gefahren entgegenzuwirken suchte, indem er nicht nur ausdrücklich die harmonische Ausbildung der Jugend als die Aufgabe der Gymnasien hinstellte, sondern auch im Zusammenhang damit zur Einhaltung des richtigen Masses in ihren Forderungen die Lehrer mahnte, dass auch er vor allem bei ihnen und ihren Schülern idealen wissenschaftlichen Sinn zu wecken und zu nähren sich bestrebte. Thiersch selbst überzeugte sich, als er auf einer Reise im Herbst 1830 die Einrichtungen verschiedener preussischer Gymnasien studirte und dabei mit Schulze persönlich verkehrte, von dessen regem Eifer und seiner „alles umfassenden das Gute zum Besseren führenden Thätigkeit". Es ehrte Beide, dass er daraufhin nachträglich noch in demselben Bande seines Werkes über gelehrte Schulen, in dem er den Leiter des höheren preussischen Unterrichtswesens angegriffen hatte, dessen Bestrebungen und Leistungen öffentlich seine Anerkennung aussprach. Wohl betonte er auch jetzt, dass eine durchgreifende principielle Reform in Preussen wünschenswert sei, durch welche namentlich das Gymnasium in zwei auf einander folgende Anstalten für Knaben und Jünglinge geschieden, neben der gelehrten Schule die Realschule eingerichtet und beide Gattungen in gehörige Stellung zu einander und zu den Bedürfnissen der Gesellschaft gebracht, endlich von der Gymnasialzeit ein Jahr der Universität beigelegt und dann auf diese, wie in Baiern üblich, allgemeine Studien verwiesen würden, die für das Gymnasium nicht passten. Nur dadurch, meinte er, könnten manche Hemmungen eines vollen Gedeihens gelöst werden; indess, setzte er ausdrücklich hinzu, „so gross und mannigfaltig dieselben auch sind, doch ist die Einsicht in vieles und wichtiges der Schule Förderliche, die Energie des Bestrebens, die Wissenschaftlichkeit und Bildung des Lehrstandes, die Unterstützung der Behörden, das alles zusammenwirkend und sich ergänzend ist stark und kräftig genug den grössten Theil der inneren Mängel zu heben, und

die preussischen gelehrten Schulen sind zwar nicht, was sie sein könnten, wohl aber die besten unter allen, deren Europa sich jetzt rühmen kann." Und ähnliche Ansichten äusserte Thiersch auch in einem 1837 an Schulze selbst gerichteten Brief und in seinem in dem folgenden Jahr veröffentlichten Werke „über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien". Eingehend berichtete er hier über die Beobachtungen, die er bei einem Besuche höherer Bildungsanstalten der Rheinprovinz gemacht hatte, und im Zusammenhang damit über die für Ordnung, Führung und Förderung des Unterrichtswesens getroffenen Massregeln; offen erkannte er an, Preussen habe sich dadurch nicht nur um seine Angehörigen, sondern um die deutsche Wissenschaft und Bildung selbst ein dauerndes Verdienst erworben, und die Verbreitung gründlichen Unterrichts namentlich über die Rheinlande und Westfalen, welche desselben bis dahin meist entbehrt hatten, sei eine der glorreichsten Thaten in der Geschichte deutscher Bildung. Andererseits äusserte er freilich auch jetzt wieder seine Sorge vor einer Ueberspannung der Jugend und betonte die Nothwendigkeit der schon früher von ihm geforderten Reformen. Er bezeichnete es als dringende Aufgabe, „den Gymnasialcursus auszudehnen und ihn nach den zwei naturgemässen Bildungsstufen zu ordnen und zu gestalten, die Spannung von den sachlichen Gegenständen zu nehmen, eigentliches Studium der Geschichte, der Philosophie, der höheren Mathematik und der Naturwissenschaften in den um ein Jahr zu verlängernden Universitätscursus zu verweisen, den sprachlich-literarischen Cursus weiter auszubreiten und organischer zu begründen, mit jenen ermässigten Forderungen der Schule die Forderung des eigenen Studiums zu verbinden und die Wege zu ihm zu bahnen, mit aller Kraft auf Bildung des Geistes, des Geschmacks, des Stils durch umfassendere und reichere Kunde der alten und neueren Literatur in dem, was sie als das Beste haben, hinzuarbeiten und in diesem Sinne die Maturitätsprüfung umzugestalten, mit einem Worte: den Knaben, den Jüngling in ihren Studien in einer Weise einheimisch zu machen, dass sie gern in ihnen

wohnen, sie lieb gewinnen, in ihnen Erholung, Lust und Freude finden". Von der Erreichung dieses Zieles hänge es ab, „ob die in den Gymnasien mit rühmlicher Gesinnung und Thätigkeit gepflegte Bildung vor ihrer Reife vergehn oder in der treuen Pflege bewährter Lehrer und einsichtsvoller Vorsteher mehr und mehr gestärkt und für Gegenwart und Zukunft Schutz und Schmuck der Nation sein werde". Von der Ansicht, dass die Leiter der preussischen Schulen ihre Forderungen nicht richtig stellten und dadurch die Jugend überlasteten, brachten ihn auch die Auseinandersetzungen eines sachkundigen Fremden, der bald nach ihm die rheinischen und andere preussische und deutsche Gymnasien besuchte, nicht zurück. Ingerslev, der auf seiner pädagogischen Reise durch Deutschland und Frankreich 1839 auch nach München kam und mit Thiersch sprach, konnte, wie er selbst erzählt, mit diesem sich hierüber nicht verständigen; im Gegensatz zu dessen Beobachtungen erklärte er, ihm seien nirgends auf den von ihm besuchten preussischen Gymnasien Klagen über Ueberlastung der Schüler vorgekommen, namentlich nicht in der Rheinprovinz, in der Thiersch sich besonders umgesehen; Klagen über Unlust und Ueberdruss der Schüler habe er wohl hie und da vernommen, aber weit stärker in Baiern, so dass man nicht ohne Weiteres dem preussischen Reglement und der grösseren Vielseitigkeit des Unterrichts in den Schulen die Schuld geben dürfe*).

*) S. besonders die Aeusserungen von Thiersch in seinem Buch über gelehrte Schulen I, 121 ff. III, 131 ff. 309 ff. u. 552 ff. und in seinem späteren Werke über den Zustand des öffentlichen Unterrichts I, 395 ff. II, 325 ff. (seine scharfe Kritik Cousins). Bei warmer Anerkennung seiner Bestrebungen haben neuerdings gegen seine Angriffe die „preussische Lehrweisheit" vertheidigt G. Krüger in seiner Rede zur Eröffnung der 1884 in Dessau gehaltenen Philologenversammlung und Schiller in seinem Artikel über Reform der Gymnasien in Schmids Pädagogischer Encyclopädie. 2. Aufl. VI, 904 ff. Letzterer weist dabei auch auf das Urtheil hin, das gegenüber der pessimistischen Ansicht von Thiersch Ingerlev über die preussischen gelehrten Schulen fällte, während Paulsen S. 623 zwar auch bemerkt, dass dieser mit grosser Anerkennung von dem dortigen Lehrerstand und Schulregiment spreche, dann aber aus seiner Schrift nur ungünstige Aeusserungen über die Methode und Erfolge des Unterrichts mittheilt. Wer im Zusammen-

Unleugbar treten in den Aeusserungen von Thiersch sehr beachtenswerthe Unterschiede seiner Auffassung von der Schulzes hervor; noch mehr aber wird zu betonen sein, was Beide in verwandtem Streben für und durch die Förderung der humanistischen Staatsschule gegenüber feindlichen Strömungen geleistet haben, mit denen sie Beide zu ringen hatten*). Thiersch selbst bemerkte, als er 1830 Preussen besuchte, dass auch dort die Ansprüche des Realismus sich geltend machten und dass auch Schulze namentlich durch dessen Anhänger mannigfaltige Befehdungen erfuhr. Er überzeugte sich so, mit wie gutem Grund ihm ein Jahr zuvor aus Bonn Niebuhr geschrieben hatte, keineswegs nur in Baiern sei ein Widerstreben gegen die philologischen Studien wahrnehmbar. Es möge dort schlimmer sein, aber auch in den Rheinlanden würde ohne den Einfluss der Regierung und der aus dem protestantischen Norddeutschland gekommenen Beamten die gleiche Erscheinung sich zeigen und zwar nicht bloss in katholischen Orten; die protestantischen Fabrikgegenden seien so antiphilologisch wie möglich. Auch verkannte Niebuhr nicht das Berechtigte in dem „dunklen Gefühl, dass allerdings für den industriellen Theil ein anderer Unterricht Noth thue, als der in den philologischen Schulen“; wenn die Leute, setzte er hinzu, „ihn nur nicht so miserabel platt wollten, oft die respectabelsten in ihrem Kreise. Diese Aufgabe der von Gelehrsamkeit entfernten Klasse eine Bildung für Verstand und Geist zu geben, die der analog ist, welche wir der Philo-

hang Ingerslevs auf Preussen bezügliche „Bemerkungen über den Zustand der gelehrten Schulen“ (Berlin 1841 S. 7 ff.) liest, dürfte daraus einen anderen Eindruck als aus Paulsens Excerpten gewinnen.

*) Aehnlich äussert sich F. Ranke in seinen Rückerinnerungen an Schulpforte S. 178 ff. Dagegen überhäuft Thierschs Sohn in der Biographie seines Vaters (I, 304 ff.) mit schweren Vorwürfen Altenstein und Schulze offenbar ohne genauere Kenntniss der Anschauungen, von denen sie geleitet wurden, und der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten; die von mir aus den Akten gegebenen Mittheilungen über ihren Kampf mit den Wortführern der Reaction widerlegen die Behauptung von Heinrich Thiersch, dass die Ausbildung des unglücklichen preussischen Unterrichtssystems mit der politischen Reaction der zwanziger und dreissiger Jahre gleichen Schritt ging.

logie verdanken, ist wohl eine der allerschwersten, und muss doch zu lösen sein.“*)

Dass auch Schulze für eine zweckentsprechende Bildung des industriellen Theils der Bevölkerung sorgen wollte, geht aus seinen früher erwähnten Verhandlungen mit dem Kölner Consistorium hervor, in denen er die Errichtung von Bürgerschulen neben den Elementarschulen und den Gymnasien in den rheinischen Städten anregte; er missbilligte demnach keineswegs, dass auch in den östlichen Provinzen solche Anstalten, Bürger- und Gewerbeschulen damals in das Leben gerufen wurden; aber entschieden trat er ihren Gönnern und Freunden entgegen, wenn sie nach ihren realistischen Anschauungen nun auch die Gymnasien umbilden wollten, wenn sie den Werth der classischen Bildung für die gelehrten Schulen verkannten. „Bürgerschulen sollen und müssen sein, schrieb er 1831 an Passow, aber sie müssen neben den Gymnasien bestehen und nicht diesen ihre verschiedenen Zwecke aufbürden. Sogenannte Realschulen halte ich nach wie vor für Anstalten, die ihren Zweck verfehlen, eben weil sie aus einem unklaren Gedanken hervorgegangen sind.“ Da die Schulen dieser Art ihre Entstehung den verschiedenen nach und nach hervorgetretenen Bedürfnissen der einzelnen Städte verdankten, und die Kosten ihrer Gründung und Unterhaltung wesentlich aus städtischen Mitteln bestritten wurden, waren bei ihrer Einrichtung die Wünsche und Anträge der städtischen Behörde zu berücksichtigen: daraus und aus den liberalen Verwaltungs-Grundsätzen Altensteins erklärt es Schulze**), dass zunächst grosse Verschiedenheiten des Lehrplans in ihnen geduldet wurden. Auch als 1832 das Ministerium eine Instruction für die an

*) S. Thierschs Leben I, 351 f.

**) In dem beachtenswerthen Aufsatz über Kortüms Thätigkeit im Ministerium, den er zu der 1860 bei G. Reimer anonym von Deycks veröffentlichten Gedenkschrift auf Kortüm beisteuerte. S. ausser Schulzes Aeusserungen über die Anfänge der Realschulen Wiese, Schulwesen I, 26 f., Lebenserinnerungen I, 209 f., Rönne, Unterrichtswesen II, 307 ff., Conrad, Universitätsstudium 182 ff., die Artikel über Realschule und Realgymnasium in der 2. Aufl. von Schmids Pädagogischer Encyclopädie und neben der hier aufgeführten Literatur Goldschmidt, Kunth S. 124 ff. 141 ff. 310 ff.

den höheren Bürger- und Realschulen anzuordnenden Entlassungs-Prüfungen erliess, wurde sie als eine vorläufige bezeichnet, weil es noch nicht „rathsam erscheinen konnte, über ihren Lehrplan und das ihnen zu stellende Ziel abschliessende Bestimmungen zu treffen". Diese Instruction entwarf Kortüm, dem nach Beckedorffs Abgang das Referat über diese Anstalten wie über die Volksschulen übertragen war; doch hatte auch Schulze amtlich mit ihnen sich zu beschäftigen, als er das neue Reglement für die Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts ausarbeitete. In ihm wurde angeordnet, dass von den wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen auch die künftigen Lehrer an solchen öffentlichen höheren Bürger- und Realschulen zu prüfen seien, „welche über den Lehrkreis gewöhnlicher städtischer Schulen hinausgehen und eine vollständige wissenschaftliche Vorbildung ihrer Schüler bezwecken, diese aber überwiegend durch den Unterricht in der Mathematik und den Naturwissenschaften, durch historische und geographische Kenntnisse und durch ein genaueres Studium der vaterländischen und der französischen Sprache und Literatur zu erreichen suchen, ohne den Unterricht in der lateinischen Sprache auszuschliessen". Bestimmt waren hier diese Schulen von den Anstalten unterschieden, welche befugt seien Schüler zur Universität zu entlassen: dieses Recht wurde neben den humanistischen Gymnasien nur dem 1824 nach den Wünschen des Berliner Oberbürgermeisters von Bärensprung organisirten Kölnischen Real-Gymnasium eingeräumt. „Nach seinem Plan sollten die realen Wissenschaften namentlich die Naturgeschichte, die Physik, Mathematik und die modernen Sprachen in der Anstalt mit besonderer Sorgfalt betrieben, der lateinische Unterricht in den mittleren Klassen beschränkt und das Griechische nicht zu den obligatorischen Unterrichtsgegenständen gezählt werden. Das Ministerium, bemerkt Schulze, billigte diesen Plan niemals, war aber der Ansicht, dass der preussische Staat stark und gross genug sei, um an Einer Anstalt ein solches Experiment, wie es von Herrn von Bärensprung aufs dringendste gewünscht und von allen seinen Anhängern in hohen und höchsten Kreisen befürwortet ward, dulden zu können." Nach

den Erfahrungen von 44 Jahren wurde 1868 die Bezeichnung der Anstalt als Realgymnasium aufgegeben; mit Freude las Schulze in der Vossischen Zeitung, dass sie im Begriff stehe „ihren Zwittercharakter als Realgymnasium abzulegen und sich zu einem Vollgymnasium umzugestalten“. „Unsere Zeit, schrieb er bei diesem Anlass, will ganze Elementarschulen, ganze Bürgerschulen und ganze Gymnasien und nach dem vollendeten Cursus in den Bürgerschulen für diejenigen, welche sich einem bürgerlichen Gewerbe widmen wollen, solche Einrichtungen des Unterrichts, welche sie in den Stand setzen, sich die für ihren speciellen Beruf nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen. Die geringe Schülerzahl in den beiden oberen Klassen fast aller Realgymnasien weist schon auf die unzweckmässige dem wirklichen Bedürfnisse nicht entsprechende Organisation dieser Anstalten hin.“

Durch weitere Erfahrungen ist Schulze so in seinen Bedenken gegen die pädagogischen Anschauungen und Bestrebungen bestärkt, welche zusammen mit dem Berliner Oberbürgermeister auch hohe Staatsbeamte vertraten; auch Thiersch weist darauf hin, welche Unterstützung sie durch den Widerwillen des „verdienten und gewichtvollen“ Finanzministers von Motz gegen das System der humanistischen Erziehung erhielten. Und in diesem Punkte waren die eifrigen Vorkämpfer reactionärer Tendenzen, so wenig sie sonst mit dem kühnen nationalen Reformer gemein hatten, völlig mit ihm einverstanden. Schon oben ist erwähnt, wie in der 1821 von Wittgenstein dem König übermittelten Denkschrift das seit 1809 herrschende Erziehungssystem bekämpft und die Beförderung der praktischen Wissenschaften empfohlen war, um dadurch der geistigen Thätigkeit eine von gefährlichen Speculationen ablenkende nutzbringende Richtung zu geben, wie Kamptz für Dispensationen vom Unterricht im Griechischen und gegen dessen Betonung bei dem Abiturientenexamen eintrat; von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus begegneten sich so einflussreiche preussische Staatsmänner in der Abneigung gegen die classisch-philologischen Studien und Lehrer mit manchen Geistlichen, bei denen verwandte Stimmungen eben in dieser

Zeit sich regten. Mit der Ausbildung eines eigenen Standes vorwiegend durch classisch-philologische Studien gebildeter Gymnasiallehrer hing es zusammen, dass Theologen weniger als es früher geschehen war nach ihren Universitätsstudien sich mit den Gymnasien und den auf ihnen hauptsächlich betriebenen Studien beschäftigten; in gleicher Richtung wirkte auch die 1825 verfügte Sonderung der mit der Leitung des Kirchen- und Schulwesens in den Provinzen beauftragten Consistorien in zwei Abtheilungen, eine evangelisch-geistliche und eine ausschliesslich für das höhere Schulwesen bestimmte, das Provinzialschulcollegium. Diese Trennung ermöglichte eine bessere Verwaltung der Angelegenheiten der Gymnasien durch die Provinzialbehörden; auch sind keineswegs die religiösen und kirchlichen Interessen durch die nichttheologischen Leiter des preussischen Schulwesens vernachlässigt. Dem Religionsunterricht wurde unter dem Ministerium Altenstein nachhaltige Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet; auch auf die confessionellen Unterschiede wurde grosse Rücksicht genommen, ja sie ging weiter als Schulze einst in seinen früher erwähnten Berichten aus Coblenz für richtig erklärt hatte. Stimmte er auch jetzt Thierschs Ansichten über den kirchlichen Unterschied der gelehrten Schulen darin zu, dass auch er „eine gesetzliche und gänzliche Trennung derselben nach Confessionen weder für nöthig und zeitgemäss noch für ausführbar“ hielt, so fügte er doch hinzu, die Confession des Directors und der Lehrer eines Gymnasiums müsse sich nach der Confession der Mehrzahl der Bevölkerung in der Stadt und Provinz richten, welcher die gelehrte Schule angehöre, und nach diesem Grundsatz wurde in der Regel praktisch bei der Anstellung von Directoren und Lehrern, ja selbst bei der Zuweisung der Schulamtscandidaten an Gymnasien für ihr Probejahr verfahren. Ob es räthlich dies System auch in der Zukunft zu befolgen, stellte Schulze am Ende seines Lebens selbst als zweifelhaft hin: in der That wurden dadurch manche Reibungen verhütet, aber auch die jetzt zuerst wieder erstarkenden confessionellen und clericalen Bestrebungen gefördert. Freilich war noch die Zahl derjenigen gering, die für solche mit klarem Bewusstsein rückhaltlos eintraten;

die Romantiker, die ihnen wirksamste Förderung gewährten, bekundeten vielfach von einander abweichende Ansichten und wenig Klarheit über ihre Ziele; aber immer deutlicher trat der Gegensatz von ihnen Allen zu den Anhängern der „seit Wolf etablirten Schulmonarchie und Schulreligion", wie sie Radowitz nannte, zu den neuen Humanisten hervor. Um so dankbarer erkannte Schulze an, dass sein Minister in dem „Kampfe gegen die offenbaren und heimlichen Feinde classischer Bildung getreulich ausharrte"; als Bärensprung einmal an Altenstein die Frage richtete, warum er dulde, dass die Schüler in den Gymnasien mit dem unnützen Griechischen und Lateinischen geplagt würden, antwortete der Minister: „Herr von Bärensprung, das will ich Ihnen sagen: die Leute, die Griechisch und Lateinisch gelernt haben, verstehen mich und die Andern nicht."

Die sachkundigen Leiter der preussischen Gymnasien sahen in den oft einander widersprechenden Klagen und Rathschlägen, welche die verschiedenartigen Gegner der humanistischen Staatsschulen vortrugen, keinen Grund zu weitgehenden Aenderungen in deren Verfassung, wohl aber erklärt sich mit aus solchen Stimmungen die Beachtung, welche einem an der Spitze des Jahrgangs 1836 der „Medicinischen Zeitung" veröffentlichten Aufsatz eines bekannten preussischen Medicinalbeamten über die Schädigung der Gesundheit durch die Schulen gezollt wurde. In Böhmen geboren und erzogen hatte Karl Ignaz Lorinser dann in Berlin studirt und als Arzt sich niedergelassen; wie er selbst sagt, gefiel ihm hier „das rege wissenschaftliche Leben; aber der barsche nach den letzten Feldzügen bis zum Uebermuth und zur Ungerechtigkeit gesteigerte Preussenstolz, die unverhohlene Geringschätzung und Abneigung gegen die übrigen Deutschen und besonders gegen die Oesterreicher, die steifen geschnürten Formen und Uniformen, der klägliche fast ganz verkommene Zustand des religiösen und kirchlichen Lebens, die aus dem Protestantismus entsprungenen Vorurtheile und Einseitigkeiten — kurz das ganze alte Ultrapreussenthum" stiess ihn ab. Diese Eindrücke befestigten sich in ihm, da er als Medicinalbeamter nach Pommern kam, wo er nach seiner Behauptung „einige

Repräsentanten des altpreussischen Regimes fand, die stark an Stock und Zopf erinnerten, den Schul- und Consistorialrath voll von Säure und Bitterkeit auch gegen die katholische Kirche". Seit seine Frau, eine geborene Berlinerin, zum Katholicismus übergetreten war, sehnten sich Beide aus dem protestantischen Pommern in eine katholische Provinz zu kommen; ihr Wunsch wurde erreicht, da Lorinser 1826 zum Medicinalrath in Oppeln ernannt wurde. Aber auch hier hatte er zu klagen; denn die schlesische Kirche schien ihm „in ihren Gliedern mehr oder minder erstarrt, gebunden von der weltlichen Macht, von Unglauben, Protestantismus und Aufklärung durchsäuert, würdelos und kaum einer selbstständigen Bewegung mehr fähig" zu sein, und da er durch persönlichen Verkehr mit Jarcke und „durch die Schriften von Haller, de Maistre, Burke, Schlegel, Hügel zu hohen Ideen gelangt" war, fühlte er sich gedrückt in seiner Beamtenstellung, in der von ihm verlangt wurde, dass er „ein gefügiges Werkzeug des herrschenden Centralisations-Systems, ein Glied der Bureaukratie" sei. Nach diesen Aeusserungen seiner Selbstbiographie*) erscheint es sehr begreiflich, dass Lorinser den

*) Da diese Selbstbiographie erst 1864 von Lorinsers Sohn herausgegeben wurde, konnte sie in den unmittelbar durch seinen Aufsatz veranlassten Schriften nicht berücksichtigt werden; sie ist aber, soweit ich sehen kann, auch in der späteren Literatur nicht beachtet, auch nicht bei dem Wiederabdruck des auf Lorinser bezüglichen Artikels von Deinhardt in der 2. Aufl. von Schmids pädagogischer Encyclopädie IV, 692 ff. Begreiflicher Weise hat hier D. seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, dass Lorinser nie später versucht habe gegen die vielen Widerlegungen und Angriffe, welche die von ihm herausgeforderten Pädagogen gegen ihn veröffentlichten, seine Behauptungen öffentlich zu rechtfertigen; in seiner Selbstbiographie erklärt Lorinser, die Sache habe ihm im Ganzen ebensoviel Genugthuung als Verdruss bereitet, im weiteren Verlauf aber einen wirklichen Ekel verursacht, der ihn gehindert darüber noch ein öffentliches Wort zu sagen. Erst 1842, als der Lärm schon nachgelassen, habe er sich in Bd. IX u. X der Historisch-politischen Blätter über „Leben und Schule" wieder vernehmen lassen. Gleich im Beginne der drei hier gegen den „Humanismus und Encyclopädismus" gerichteten Artikel sucht L. nachzuweisen, dass der wahre Ursprung der neueren antireligiösen Erziehung bis in die Zeit des 16. und 15. Jahrhunderts hinaufreiche: „der Lostrennung der Wissenschaft von Gott folgte die Emancipation der

preussischen Staatsschulen und ihren Leitern wenig Sympathie entgegenbrachte, dass er Klagen über sie ein williges Ohr lieh; als Arzt glaubte er verpflichtet zu sein in dem erwähnten Aufsatz die Schädigung der Gesundheit durch die Gymnasien zu erörtern. Er stimmte hier nun zwar nicht den Eltern und Vormündern zu, welche das Siechthum ihrer Kinder allein dem herrschenden Unterrichtssystem zur Last legten: nach seiner geschichtsphilosophischen Auffassung hatte „seit der Entdeckung von Amerika und der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften nach und nach eine totale Veränderung in dem geistigen und physischen Leben der Menschheit stattgefunden", mit welcher eine grössere Unruhe und Beweglichkeit der Seele, ein Uebergewicht des Nervensystems im Körper, seine Ueberreizung und Schwäche und zunehmende Krankheitsanlagen zusammenhingen; von den Gebrechen der Organisation würden viele auf die Kinder fortgepflanzt, daraus erkläre sich ihre grössere Kränklichkeit und Sterblichkeit; sie würden „schon mit einem zarteren Körper überhaupt und insbesondere mit einer grösseren Erregbarkeit zur Welt gebracht, folglich auch später mit denselben Eigenschaften in die Schule geschickt". Um diese krankhaften Anlagen des Körpers wie des Geistes zu steigern und wo sie noch nicht vorhanden hervorzurufen, erklärte nun aber auch Lorinser, gebe es „in der That keine wirksameren Mittel, als diejenigen, welche man heut zu Tage auf den meisten deutschen Gymnasien in Anwendung bringt. Diese Mittel bestehen in der Vielheit der Unterrichtsgegenstände, in der Vielheit der Unterrichtsstunden und in der Vielheit der häuslichen Aufgaben. Das Erste ist vorzüglich zur Verwirrung und Abstumpfung des Geistes geeignet, das Zweite hält die naturgemässe Ausbildung des Körpers zurück

Schule von der Kirche, und dann konnten pädagogische Pfuscher und Sophisten ungescheut ihr Wesen treiben". Ausser Deinhardts und den an seinem Schluss angeführten anderen Artikeln der Schmid'schen Encyclopädie vgl. in dieser namentlich noch die Aufsätze von Schrader über Ueberbürdung (IX, 526 ff.) und von Schiller über Reform der Gymnasien (VI, 896 ff.) und ausser der von ihnen citirten Literatur n. 4 der Schriften des Liberalen Schulvereins Rheinlands und Westfalens (Bonn 1882).

und durch das Dritte wird vorgebeugt, dass diese beiden Wirkungen nicht ausserhalb der Schule wieder aufgehoben werden." Die Zahl der Unterrichtsstunden in den Gymnasien, behauptete Lorinser, sei in den letzten Jahrzehnten fast verdoppelt; nach den Programmen von 50—60 Gymnasien, die er eingesehen, müssten die meisten Schüler im Durchschnitt wöchentlich 32—42 Stunden auf den Bänken sitzen; von diesen entlassen habe der Fleissige kaum so viel Zeit, um den an ihn gemachten Forderungen in Hinsicht der häuslichen Aufgaben zu genügen und öfters könne man bemerken, dass gerade die Fleissigsten auch die Kränklichsten seien. Immer mehr werde der Schüler der Natur und selbst der Familie entfremdet; durch fortwährend eingeflösstes und unverdautes Wissen werde der Geist nicht bereichert, sondern gelähmt. Die Uebertreibung der geistigen Cultur verfehle so ihren Zweck und unterwerfe zugleich den Körper einem unnatürlichen Zwang, verhindere die Entwickelung der physischen Kräfte, beeinträchtige den Kreislauf und die Beschaffenheit der Säfte und schädige die Organe des Unterleibs, die Brust und die Augen. Alle Verordnungen, die getroffen seien, um solchen Uebeln zu begegnen, würden nicht wesentlich helfen können, so lange das Sitzen nicht abgekürzt und die Menge der Unterrichtsgegenstände, der Lehrstunden und häuslichen Arbeiten nicht erheblich vermindert sei.

Den verschiedenen Gegnern des herrschenden Unterrichtssystems boten diese Bemerkungen eines Arztes eine willkommene Unterstützung. Vorgetragen in dem Organ des Vereins für Heilkunde in Preussen von einem seiner ordentlichen Mitglieder machten sie Eindruck auf das für solche Klagen in alten und neuen Tagen besonders empfängliche Publicum und auch auf König Friedrich Wilhelm III. „Auf Veranlassung des Fürsten Radziwill" las er, wie Lorinser erzählt wurde, dessen Aufsatz; er richtete darauf eine Cabinetsordre an Altenstein, in welcher er sich in der Hauptsache mit dem Inhalt des Aufsatzes einverstanden erklärte, den Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit des Ministers empfahl und ihn aufforderte, seine Ansicht in einem Berichte darzulegen und Vorschläge zu machen, wie dem Uebelstande

zu begegnen sei. „Um diesem Allerhöchsten Befehl auf eine erschöpfende und der Wichtigkeit des Gegenstands entsprechende Weise nachzukommen“, ordnete das Ministerium die gründlichste Untersuchung an. Alle Provinzialschulcollegien wurden durch eine von Schulze entworfene Verfügung angewiesen, nicht nur von den Directoren, sondern auch von den Lehrercollegien ihrer Provinz Gutachten einzuziehen, sie sämmtlich einzureichen und dabei ihre eigene Ansicht über die Angelegenheit eingehend zu entwickeln. Zugleich wurde Lorinser aufgefordert die Gymnasien, wo die meisten Schüler 42 Stunden wöchentlich auf den Bänken sitzen müssten und durch die Vielheit der Unterrichtsgegenstände und der häuslichen Arbeiten an Geist und Körper abgestumpft würden, anzuzeigen, überhaupt die näheren Data nicht vorzuenthalten.

Auf diese Aufforderung erklärte Lorinser, er würde die fraglichen Nachtheile nicht beschrieben haben, wenn er nicht von ihrem Dasein durch Beobachtung und Erfahrung überzeugt wäre, er sei aber ausser Stande die sämmtlichen Gymnasien zu nennen, in welchen verhältnissmässig die meisten Stunden gehalten würden; er führte nur einige Gymnasien an, in welchen die Zahl der Stunden bis auf 38 und 39 steige; in einigen schlesischen Gymnasien seien nach den Programmen in einzelnen Klassen sogar über 40 Stunden angesetzt. Das Ministerium, meinte er, würde leicht diese Uebertreibungen ermitteln können, „wogegen das Resultat ohne Zweifel ein sehr unvollständiges sein müsste, wenn hierbei nur die Beobachtungen eines Individuums berücksichtigt würden“. So lehnte er selbst es ab, den von ihm geforderten Beweis für seine Behauptungen zu erbringen; dass viele von ihnen einseitig, übertrieben und irrig, wurde umgekehrt durch die von dem Ministerium eingeforderten amtlichen Gutachten und zahlreiche literarische Erörterungen*) eingehend dargethan. Die von ihnen festgestellten Thatsachen widerlegten Lorinsers Bemerkungen über den ungünstigen Einfluss der Einrichtungen der Gymnasien auf die Gesundheit ihrer Schüler;

*) Die wichtigsten von ihnen verzeichnet Schiller in Schmids Pädagog. Encyclopädie VI², 910 ff., eine noch grössere Zahl ist in Jahns Jahrbüchern für Philologie XVI, 345 ff. 448 ff. XVIII, 419 ff. besprochen.

in Magdeburg, wo das Provinzialschulcolleg sich um Auskunft an die Militärbehörden gewandt hatte, war ermittelt, dass in den letzten 5 Jahren von den untersuchten jungen Studirenden fast die Hälfte, von den nicht durch ein Gymnasium gegangenen Handels- und Kunstbeflissenen dagegen nur weniger als ein Drittel als sofort einstellungsfähig bezeichnet war, und ähnlich günstige Ergebnisse eines Vergleichs der Gesundheit der Gymnasiasten mit anderen Jünglingen von verwandten Lebensverhältnissen wurden aus anderen Provinzen gemeldet. Kränklichkeit war nach diesen Berichten nicht, wie Lorinser behauptete, vorwiegend oft bei den fleissigsten, sondern viel mehr bei solchen Schülern zu bemerken, die entweder nach ihrer körperlichen oder geistigen Constitution zum Besuch des Gymnasiums überhaupt nicht geeignet oder auf die ungünstige Einflüsse ausserhalb der Schule geübt waren; ausführlich entwickelte namentlich das Münsterische Provinzialschulcolleg, wie manche auch nach seiner Auffassung bei der Jugend jetzt zu Tage tretenden Uebelstände aus der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Veränderung in der häuslichen Erziehung und des Verhältnisses der Jugend zu den Eltern und der Gesellschaft erklärt werden müssten. Diese und andere Erörterungen erfahrener Pädagogen, welche Lorinsers Einseitigkeit und Befangenheit hervorhoben, beschränkten sich keineswegs darauf seine Behauptungen zurückzuweisen; verschiedenartige Reformen wurden von ihnen vorgeschlagen zur Abstellung auch von ihnen anerkannter Mängel: namentlich wurden die Einführung gymnastischer Uebungen, eine bessere pädagogische Vorbereitung der Gymnasiallehrer und Vereinfachung des Unterrichts durch Beschränkung oder Streichung einzelner Disciplinen, so besonders der philosophischen Propädeutik empfohlen. Im Wesentlichen aber wünschten die berufenen Berichterstatter den bestehenden Organismus der Gymnasien erhalten und namentlich dem Studium der classischen Sprachen seine hervorragende Stellung auf ihnen gewahrt zu sehen; auch hielten sie die von Lorinser besonders nachdrücklich geforderte Verminderung der an den meisten Gymnasien üblichen Stundenzahl weder für nöthig noch für räthlich.

Waren die Gegner des herrschenden humanistischen Unterrichtssystems durch des Königs Erklärung über Lorinsers Bemerkungen zu der Hoffnung auf eine radicale Umgestaltung ermuthigt, so war durch die Ergebnisse der umfassenden Untersuchung, welche das Ministerium angeordnet hatte, die Unhaltbarkeit der gegen die Gymnasien erhobenen Anklagen dargethan und ein werthvolles Material zu ihrer Vertheidigung und weiteren Vervollkommnung ihrem treuen Vertreter im Ministerium an die Hand gegeben, das er in zwei bedeutsamen Aktenstücken Ende 1837 auf das Beste zu verwerthen wusste. In Schulzes Aufzeichnungen ist mir keine Spur begegnet, aus der zu schliessen wäre, dass er von den Anschauungen, die Lorinser später in seiner Selbstbiographie entwickelte, irgend welche Kunde besessen und aus diesem Grunde von vornherein mit Misstrauen seine Ausführungen betrachtet habe; im Gegentheil hatte er wenige Jahre zuvor seinem Freunde Passow „die treffliche Abhandlung“ gerühmt, welche Lorinser damals über die Cholera veröffentlicht hatte. Nicht durch alte principielle Gegnerschaft gegen diesen, sondern durch eine rein sachliche Prüfung seines Verfahrens bei und nach der Veröffentlichung seines Schulaufsatzes, durch einen Vergleich seiner Ausführungen mit den aktenmässig festgestellten Thatsachen wurde Schulze daher zur Zurückweisung von Lorinsers Behauptungen über das Schulwesen bestimmt, als er im November 1837 den vom König verlangten Bericht des Ministeriums über diese Angelegenheit entwarf; ihm fügte er das auf sie bezügliche, kurz zuvor ebenfalls von ihm verfasste und von dem Minister ohne jede Abänderung unterzeichnete Circularrescript bei, das am 24. October 1837 an sämmtliche Provinzialschulcollegien, Prüfungscommissionen und Regierungen gerichtet war*). In den eingehenden Erörterungen dieser unter dem Namen des blauen

*) Dies Circularrescript vom 24. Oct. 1837 ist in den von Kamptz herausgegebenen Annalen der preussischen Staatsverwaltung XXI (1837), 978 ff. und bei Rönne, Unterrichtswesen II, 144 ff. abgedruckt; die Antwort des Ministeriums an den König vom 28. Nov. 1837 durfte ich mit den übrigen auf Lorinsers Aufsatz bezüglichen reichhaltigen Akten in der Registratur des Cultusministeriums (U II 38) benutzen.

Buches bekannten Verfügung hat er auf das Klarste die ihn leitenden Ansichten dargelegt; sie bezeugt, wie er mit der Rechtfertigung der Gymnasien gegen unbegründete Anklagen das Bestreben verband sie weiter zu bessern. Indem er auf die Massregeln hinwies, die früher schon zum Schutz der Gesundheit auf ihnen und zu möglichster Förderung ihrer Schüler unter seinem Einfluss getroffen waren, namentlich an die oben erwähnte Verfügung vom 29. März 1829 erinnerte, benutzte er jetzt diesen Anlass die von ihm in dieser Richtung vertretenen Grundsätze neu einzuschärfen und zu erläutern, dadurch Zucht und Unterricht auf den Anstalten, deren Verfassung im Wesentlichen beibehalten werden sollte, zu vervollkommnen und Gebrechen und Mängel abzustellen, die ihre gedeihliche Wirksamkeit hemmten. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde durch das Circularrescript angeordnet, dass strenger bei der Aufnahme in die Gymnasien zu verfahren sei: sie solle nicht vor dem zehnten Lebensjahre der Knaben erfolgen und dabei von ihnen der Besitz besserer jetzt genau bestimmter elementarer Kenntnisse gefordert werden. Eltern, welche für körperlich oder auch geistig untüchtige Söhne die Aufnahme nachsuchten, seien „um so ernstlicher vor den Gefahren, welchen sie dieselben aussetzen, zu warnen, je häufiger noch immer junge Leute, die für ein Handwerk und Gewerbe zu schwach sind oder scheinen, sich ohne allen inneren Beruf zu den wissenschaftlichen Studien drängen". Hinsichtlich der Lehrgegenstände erörterte Schulze, dass sie nicht willkürlich zusammengehäuft, sondern aus dem inneren Wesen des Gymnasiums hervorgegangen und durch die Erfahrung sich als vorzüglich geeignet erwiesen hätten, „um durch sie alle geistigen Kräfte zu wecken, zu entwickeln, zu stärken und der Jugend zu einem gründlichen und gedeihlichen Studium der Wissenschaften die erforderliche Vorbereitung zu geben". Gleiches gälte, führte er aus, zwar nicht vom Hebräischen und Französischen; doch trat er aus äusseren Gründen auch für ihre Beibehaltung ein. Nachtheilige Folgen seien aus der Behauptung des bisherigen Systems nicht zu besorgen „vorausgesetzt, dass das wahre Verhältniss dieser Lehrgegenstände zu der dem Gymnasium gestellten Aufgabe von allen

Lehrern und auf jeder Stufe des Unterrichts gehörig gewürdigt" werde. Deshalb wurden alle Lehrer davor gewarnt über die Schranken hinauszugehen, welche dem Gymnasialunterricht für jedes Lehrfach und für jede Klasse gezogen seien, und ihre Schüler mit einer zerstreuenden Masse materieller Kenntnisse zu überhäufen, und die Directoren angewiesen etwaigen Missgriffen einzelner Lehrer mit Entschiedenheit entgegenzutreten und gegen deren einseitige Richtung den gemeinsamen Zweck der Gymnasialbildung geltend zu machen. An die Erfüllung dieser Pflicht sollten die Provinzialschulcollegien die Directoren aufs neue mahnen, zugleich aber auch denen unter ihnen, welche mit Lehrstunden, Correcturen und anderen Arbeiten zu sehr überhäuft seien, die erforderliche Erleichterung verschaffen, damit sie dem Unterrichte der anderen, besonders der jüngeren Lehrer öfter beiwohnen könnten. Aus gleichem Grund wurde nun eine sachgemässe Durchführung des Klassensystems angeordnet, gezeigt, wie sich die nöthige Einheit im Unterricht namentlich dann bewirken lasse, wenn es gelinge für das schwierige aber einflussreiche Geschäft der Klassen-Ordinarien tüchtige Lehrer von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, von treuer Liebe und Hingebung für ihren Beruf und von gereifter Erfahrung zu gewinnen, und deshalb deren Einsetzung und Förderung den Provinzialschulcollegien warm empfohlen. Auch hinsichtlich der Lehrstunden hielt Schulze eine Verminderung ihrer herkömmlichen Zahl nicht für nöthig; auf vieljährige Erfahrung und auf das Urtheil von Aerzten durfte er sich dafür berufen, dass bei den üblichen Pausen und Ferien ein täglich vierstündiger Vormittagsunterricht und ein zweistündiger Nachmittagsunterricht an vier Tagen der Woche in hellen, luftigen, geräumigen und mit zweckmässigen Tischen und Subsellien versehenen Schulzimmern der naturgemässen Entwicklung des Körpers nicht hinderlich sei. Dringend aber wurde den Provinzialschulcollegien zur Pflicht gemacht, eine Ueberschreitung dieser Zahl von 32 wöchentlichen Lehrstunden in keinem Fall und unter keinerlei Vorwand zu dulden und auf eine zweckmässige Vertheilung und Aufeinanderfolge der in diesen Stunden zu lehrenden Lectionen hinzuwirken. Um

„nicht sowohl eine durchgängige Einförmigkeit, als vielmehr nur im Wesentlichen der Gymnasial-Einrichtungen die nöthige Gleichheit zu erzielen“, wurde zur leitenden Norm folgender Lehrplan mitgetheilt, der am klarsten veranschaulicht, welche Stellung Schulze damals im Anschluss an die bisherige Praxis den einzelnen Fächern einräumen wollte.

	VI	V	IV	III	II	I
Lateinisch	10	10	10	10	10	8
Griechisch	—	—	6	6	6	6
Deutsch	4	4	2	2	2	2
Französisch	—	—	—	2	2	2
Religionslehre. . . .	2	2	2	2	2	2
Mathematik	—	—	3	3	4	4
Rechnen und geometr. Anschauungslehre .	4	4	—	—	—	—
Naturbeschreibung bez. in Prima Physik*) .	2	2	2	2	1	2
Philosoph. Propäd. . .	—	—	—	—	—	2
Geschichte u. Geographie	3	3	2	3	3	2
Zeichnen	2	2	2	—	—	—
Schönschreiben . . .	3	3	1	—	—	—
Gesang**)	2	2	2	2	—	—
	32	32	32	32	30	30
Hebräisch für künftige Theologen					2	2

Nicht in jeder Einzelheit sollten die verschiedenen Gymnasien durch diesen Plan gefesselt werden, vielmehr wurde ihnen ausdrücklich eine freie Bewegung innerhalb der allgemeinen Vorschriften gestattet. Für jedes Gymnasium sollte unter Berücksichtigung seiner eigenthümlichen Verhältnisse und des wechselnden Bedürfnisses seiner einzelnen Klassen

*) In dem Normallehrplan ist die für die Secunda aufgeführte eine Stunde der Physik zugewiesen, in dem Circularrescript aber empfohlen an Stelle des physikalischen auch in dieser Klasse noch naturgeschichtlichen Unterricht zu ertheilen.

**) Zeichen- und Gesangunterricht sollten in den Gymnasien so gelegt werden, dass an demselben auch die Schüler der oberen Klassen, welche ihn fortzusetzen wünschten, nach freier Wahl Theil nehmen könnten.

alljährlich ein Lectionsplan festgestellt, dabei nur die Zahl der für die Religionslehre, für die Sprachen und Werke des classischen Alterthums und für Mathematik bestimmten Stunden nicht vermindert werden, weil sie „in ihrer lebendigen Gemeinschaft vorzüglich geeignet den wesentlichen Zweck des Gymnasialunterrichts zu verwirklichen“. Wie hinsichtlich der Lehrstunden suchte Schulze auch hinsichtlich der häuslichen Arbeiten der Schüler auf eine sachgemässe das richtige Mass innehaltende Einrichtung hinzuwirken. Durch sie dürfe, erklärte das Circularrescript, nicht die ganze häusliche Arbeitszeit in Anspruch genommen werden, ein angemessener Theil derselben müsse der Erholung und der freien Selbstthätigkeit der Schüler verbleiben und auch hierin eine Abstufung nach der Verschiedenheit der Klassen stattfinden. Nichts dürfe von den Schülern verlangt werden, was ihrem Bildungszustande unangemessen und mit der Rücksicht auf die Erhaltung ihrer Gesundheit unverträglich sei. Um möglichen Missgriffen in dieser Hinsicht vorzubeugen, wurde deshalb angeordnet, dass in jedem Semester in einer Conferenz eine Verabredung über die häuslichen Aufgaben getroffen, in jeder Klasse ein Buch, in welches sie eingetragen, angelegt, von den Directoren und Classen-Ordinarien die Hefte der Schüler durchgesehen, bei den deutschen und lateinischen Aufsätzen keine unzweckmässigen Themata gewählt, bei Leitung der in den oberen Klassen empfohlenen Privatlectüre der Classiker die Persönlichkeit, Anlagen und Verhältnisse der Schüler sorgfältig berücksichtigt würden. Im Interesse gründlicher Bildung wurde empfohlen Versetzungen von einer Klasse in die andere nur alljährlich vorzunehmen und entscheidendes Gewicht dabei und bei den Abiturientenprüfungen nicht auf die Kenntnisse der Schüler in einzelnen Lehrobjecten, sondern auf ihre Gesammtbildung zu legen. Nachdrücklich wurde hervorgehoben, dass das 1834 erlassene Prüfungs-Reglement nichts weniger beabsichtige als eine Förderung encyclopädischen Gedächtnisswesens, dass es vielmehr sein Hauptzweck sei eine lebendige und regelmässige Theilnahme an den Unterrichtsgegenständen zu wecken und der tumultuarischen Vorbereitung ein Ziel zu setzen. Der Prüfungs-

commissar wurde angewiesen diesen Geist des Reglements gegen jegliche Missdeutung und falsche Anwendung seiner einzelnen Bestimmungen zur Geltung zu bringen und den Prüfungscommissionen anheimgestellt angemessenen Gebrauch von der ihnen durch das Reglement eingeräumten Befugniss zu machen, in gewissen Fällen die mündliche Prüfung zu beschränken.

Von mehreren sachverständigen Freunden der Gymnasien war wie erwähnt als ihre wunde Stelle die verkehrte Methode bezeichnet, in welcher nicht selten die Lehrgegenstände behandelt würden. Die hierauf bezüglichen Anklagen glaubte Schulze in ihrer ganzen Strenge den Gymnasiallehrern vorhalten zu sollen, damit ein jeder von ihnen sich selbst prüfe, ob auch ihn in dieser Richtung ein Vorwurf treffe, und dadurch der erste Schritt zur Besserung gethan werde. „Je weniger, erklärte das Circularrescript, die Methode des Unterrichts und der Erziehung in den Gymnasien Gegenstand einer gesetzlichen Vorschrift sein kann und je grössere Schwierigkeiten und Hindernisse sich gegenwärtig den Gymnasien in der Mannigfaltigkeit und dem Umfange der Lehrobjecte, in der Ueberfüllung der Klassen, in der Verschiedenartigkeit der Schüler einer und derselben Klasse, in der oft verkehrten häuslichen Erziehung und in der materiellen Richtung der Zeit entgegenstellen, um desto unerlässlicher ist es, dass der Lehrer selbst aus freiem Entschluss das Wesen der Methode und ihre der Verschiedenheit der Lehrobjecte und der Klassen entsprechende Gestaltung zu einem ernstlichen Studium mache, um desto dringender ist zu wünschen, dass er durch sorgfältiges Achten auf sich selbst und auf den grösseren oder geringeren Erfolg seines Unterrichts, durch sinniges liebevolles Eingehen in die Lehrweise Anderer, die für Meister im Unterrichten gelten, durch rastlose Uebung und durch eine Strenge, die sich selbst nimmer genügt, seine Methode zu verbessern und dem Inhalte seines Unterrichts die angemessenste Form zu geben bestrebt sei.“ Eine Besserung der Methode erhoffte Schulze namentlich von der Durchführung des Klassensystems und von guter Benutzung des Probejahrs, wenn die Directoren und Klassenordinarien die ihnen

bei seiner Einführung hinsichtlich der Schulamtscandidaten auferlegten Pflichten mit Liebe, Treue und Hingebung erfüllten und besonders die ersteren eine Ehre darin suchten, das ihrer Leitung anvertraute Gymnasium zu einer Pflanzschule auch für Lehrer zu machen. Wie sie wurden auch die Provinzialschulcollegien ermahnt ihren Einfluss in dieser Richtung geltend zu machen, indem sie bei ihren Vorschlägen zur Wiederbesetzung erledigter Lehrstellen Candidaten vorzüglich berücksichtigten, welche ausser den übrigen erforderlichen Eigenschaften auch ein ausgebildetes Lehrtalent und Einsicht in das Wesen der Methode besässen, Abfassung und Einführung zweckmässiger Lehrbücher förderten, für die richtige Abgrenzung der Lehrpensa sorgten und bei der Revision der Gymnasien, der Prüfung der Abiturienten und jeder anderen schicklichen Gelegenheit Missgriffe einzelner Lehrer in der Methode nicht unbemerkt liessen. Dem gleichen Zwecke sollten nun auch eine Umgestaltung und Erweiterung der schon bestehenden und die Stiftung neuer pädagogischer Seminare dienen: in dem an den König gerichteten Schreiben wurde nachdrücklich dieses Bedürfniss betont und eine Geldforderung für seine Befriedigung von mindestens 8000 Thalern angekündigt.

Benutzten Schulze und sein Minister gern diese Gelegenheit, um eine wichtige Verbesserung der pädagogischen Ausbildung der Gymnasiallehrer anzuregen, so war ihnen auch sehr erwünscht darauf hinweisen zu können, dass in den meisten ihnen zugesandten Berichten die allgemeine Einführung körperlicher Uebungen lebhaft empfohlen war, auf die sie einst mit Bedauern hatten verzichten müssen. Allerdings war bei des Königs Stimmung in dieser Frage Vorsicht dringend geboten; es wurde daher in dem Circularrescript nach warmer Betonung des Werthes guter körperlicher Ausbildung der Jugend doch als fraglich hingestellt, ob sie nicht der Sorge der Eltern überlassen bleiben solle, und als Pflicht der Gymnasien nur anerkannt die Gesundheit ihrer Schüler während der Lehrstunden vor jedem nachtheiligen Einfluss zu schützen und ihnen die zu ihrer Erholung und zu körperlichen Uebungen erforderliche Musse übrig zu lassen. Un-

geachtet dieser Ansicht aber, hiess es dann weiter in der Verfügung, sei das Ministerium „weit entfernt dem löblichen Eifer aller der Gymnasial-Directoren und Lehrer entgegentreten zu wollen, welche ihre treugemeinte Sorge für das Heil der ihrem Unterricht anvertrauten Jugend auch auf die körperliche Ausbildung derselben auszudehnen besonders deshalb für räthlich und nothwendig erachten, damit durch zweckmässige Einrichtung körperlicher Uebungen dem verderblichen Einfluss einer verweichlichenden häuslichen Erziehung gesteuert, der rechte Sinn und die wahre Achtung auch für körperliche Ausbildung geweckt und gewonnen und die Gymnasial-Jugend sowohl mit den Mitteln, dieselbe auf eine vernünftige Weise zu fördern, bekannt gemacht als auch durch Warnung, Belehrung und Beispiel von alle dem, was auf die Gesundheit des Körpers schädlich einwirkt, abgezogen und für aufgegebene unzeitige Genüsse durch Freuden und Erholungen, die dem Jugendalter entsprechend und erspriesslich sind, entschädigt werde“. Nach dieser Erklärung wurde es zwar nicht als räthlich bezeichnet die Theilnahme an solchen Uebungen obligatorisch zu machen und auf den Erfolg dieses Unterrichts in dem Zeugniss der Abiturienten Rücksicht zu nehmen; wohl aber wurde jetzt ausdrücklich „bei dem sehr günstigen Ergebniss, welches die schon seit längerer Zeit bei mehreren Gymnasien wieder eingeführten körperlichen Uebungen nach dem Urtheil der Provinzialschulcollegien gehabt“, auch bei den übrigen Gymnasien die Einführung geregelter körperlicher Uebungen unter Leitung und Aufsicht eines hierzu geeigneten Lehrers und unter Verantwortlichkeit des Gymnasialdirectors gestattet. So wurden vorsichtig die Bestrebungen wieder aufgenommen, deren Einstellung in den Tagen der Karlsbader Beschlüsse durch die Reaction erzwungen war*).

*) Bach erzählt in seiner Biographie Hippels S. 257, als Freund des Turnens habe dieser sich eifrig dafür bemüht, dass dem König Lorinsers Aufsatz vorgelegt werde, welchem man das Verdienst zuspreche, dass durch ihn die Aufhebung der Turnsperre veranlasst sei; dem gegenüber ist zu bemerken, dass die Wiederaufnahme von Leibesübungen an den Gymnasien von Lorinser nicht gefordert, vielmehr, wie die obigen

Am Schluss des Circularrescripts sprach Schulze seine Hoffnung aus, dass eine umsichtige Durchführung seiner Bestimmungen, die auch den Directoren und Lehrern mitgetheilt werden sollten, nicht nur manche wesentliche Gebrechen in den Gymnasien beseitigen, sondern auch neue heilsame Bewegung und frisches Leben in diese Anstalten bringen und so wenigstens mittelbar der gegen sie aufgeregte Kampf dennoch wohlthätige Früchte für die höhere Jugendbildung tragen werde. Von verschiedenen sachkundigen Beurtheilern ist anerkannt, wie Bedeutendes er selbst für die Erfüllung solcher Hoffnung leistete, indem er in diesem Geiste die Gymnasien durch Erlasse und praktische Massregeln vertrat und förderte*). Allerdings waren dadurch weder alle ihre Gegner zu überzeugen noch alle sachlichen Anlässe zu weiteren Schwierigkeiten und Klagen zu beseitigen. König Friedrich Wilhelm III., auf den die eingehende Rechtfertigung der Gymnasien nicht ohne Eindruck geblieben war, liess in seinen letzten Lebensjahren sich doch noch zu einer neuen Cabinetsordre an Altenstein bestimmen, welche sich über den Unterricht in den alten Sprachen in den Gymnasien tadelnd aussprach und Anträge und Vorschläge zur Beseitigung der vermeintlichen Uebelstände verlangte. Da Schulze ein Eingehen auf diese Absichten nicht billigen konnte, machte er, als auf Erledigung der zunächst unbeantwortet gelassenen Ordre gedrängt wurde, wie er selbst erzählt, den Vorschlag die Gutachten anerkannt gebildeter und im Vertrauen des Königs stehender Männer einzuholen und in einem vorläufigen Immediatbericht, welcher aus Luthers Tischreden Stellen über die Bedeutsamkeit der classischen Sprachen hervorhöbe, den König zu beruhigen. Dieser Vorschlag ward gebilligt und

Mittheilungen zeigen, von seinen pädagogischen Gegnern angeregt und durchgeführt ist.

*) Auch Harnisch, der in seinen Aufzeichnungen über seinen Lebensmorgen S. 88 sich auf die Seite derjenigen stellt, die stärker als Schulze das christliche Princip in den Gymnasien betont sehen wollten, erklärt doch zugleich, „dass Preussen damals schwerlich einen besseren Leiter seiner Gymnasien hätte nach seinen Forderungen finden können als Joh. Schulze“. Vgl. ebenda auch S. 83 Harnischs Aeusserungen über Schulzes Dringen auf bessere Methode des Unterrichts.

ausgeführt und so Zeit gewonnen. König Friedrich Wilhelm III. starb und die Unheil drohende Cabinetsordre ging nunmehr auf immer zu den Akten. Aber neue Schwierigkeiten und neue Aufgaben erwuchsen den Leitern des höheren Schulwesens aus den Veränderungen, die nach seinem Tode auf allen Gebieten des nationalen Lebens eintraten: gerade auch ihnen gegenüber dürfte eine Erinnerung an die Bestrebungen, Kämpfe und Leistungen des massgebenden Rathes des Ministeriums Altenstein für die Gymnasien nicht ohne Werth sein. Sie gerecht zu würdigen vermag jedoch nur, wer zugleich auch Schulzes anderes wichtigstes Arbeitsfeld, wer auch die von ihm beeinflussten Universitäten in das Auge fasst, mit deren Entwickelung die der Gymnasien eng verbunden ist. Dadurch, dass er beider Angelegenheiten im Ministerium zu bearbeiten hatte, war er besonders berufen und befähigt diesen Zusammenhang auch in seiner amtlichen Thätigkeit zu vertreten.

Drittes Capitel.

Des Ministeriums Sorge für die Lehrkräfte und Einrichtungen der preussischen Universitäten.

In seinen Aufzeichnungen hebt Schulze selbst den Unterschied seines Verhältnisses zu den Universitäten von dem zu den Gymnasien hervor. Liess ihm sein Minister bei Bearbeitung der Gymnasial-Angelegenheiten fast freie Hand, so widmete Altenstein „den Universitäten, wie Schulze sagt, eine specielle stetige Aufmerksamkeit, nahm von allen hierauf bezüglichen Berichten, Eingaben und Gesuchen genaue Kenntniss, erwartete in der Regel über jede einzelne Sache mündlichen Vortrag und gab auf Grund desselben seine Entscheidung. Vertraut mit seinen wissenschaftlichen, politischen und religiösen Ansichten berücksichtigte ich dieselben, soweit solches nach meiner Ueberzeugung ohne Gefährdung und ohne Nachtheil für die Sache, um welche es sich handelte, thunlich war; ich hielt im verneinenden Falle in bescheidener Form meinen Widerspruch aufrecht, indem ich zugleich sein abweichendes Urtheil freimüthig erörterte, und konnte mich fast ohne Ausnahme seiner endlichen Zustimmung zu den von mir gebildeten Anträgen erfreuen". So wirkten Beide einmüthig auch in der Behandlung der Universitätsfragen zusammen; stärker aber machte sich bei ihnen der Einfluss der persönlichen Ansichten des Ministers geltend. Und noch wichtiger war, dass Beide volles Verständniss für den Werth der freien Stellung der Universitäten und für die Verschiedenheit ihrer Aufgaben von denjenigen der Gymnasien besassen, dass sie Forschungs- und Lehrfreiheit hochhielten, dass sie überall von wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgingen und endlich, was Schulze nicht am wenigsten seinem Minister nachrühmt, dass sie ihre Grenzen kannten.

Bei dem Ernst und Eifer, mit dem Schulze die Hochschulen zu fördern bestrebt war, hielt er weitere Studien für nöthig, um zur Bearbeitung ihrer Angelegenheiten gleich gut gerüstet zu sein, wie zur Behandlung der Gymnasialfragen, mit denen er sich schon in allen seinen früheren Stellungen vertraut gemacht hatte. Er arbeitete deshalb die Literatur über die Geschichte der inländischen und ausländischen Universitäten und namentlich die vier Bände des auch von Wolf*) gerühmten Raisonnements von Michaelis über die protestantischen deutschen Hochschulen durch; besonders aber glaubte er zu einem gedeihlichen Wirken auf diesem Gebiet mannigfaltige Kenntnisse in einzelnen Fächern und besonders „die allgemeinen dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft entsprechenden Gesichtspunkte“ nicht entbehren zu können. Um dem Mangel, den er nach dieser Seite bei sich fand, abzuhelfen, beschloss er, wie er selbst sagt, „zunächst ein umfassendes Studium der Philosophie in ihrem neuesten System um so mehr eintreten zu lassen, als ich dasselbe bisher auf Spinozas Ethik, auf Schleiermachers Vorlesungen über die philosophische und christliche Ethik, auf Kants Kritik der reinen Vernunft und auf einige wenige speculative Dialoge Platos beschränkt hatte. Zu diesem Zweck besuchte ich von 1819—1821 täglich in zwei Abendstunden sämmtliche Vorlesungen Hegels über Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, Logik, Psychologie, Philosophie des Rechts, Geschichte der Philosophie, Naturphilosophie, Philosophie der Kunst, Philosophie der Geschichte und Philosophie der Religion und scheute die Mühe nicht mir den Inhalt sämmtlicher Vorlesungen durch sorgfältig von mir nachgeschriebene Hefte noch mehr anzueignen.“ Nach Beendigung seiner Vorlesungen pflegte, wie Schulze weiter erzählt, „Hegel mich durch seinen Besuch in meiner Wohnung zu erfreuen oder bei einem gemeinschaftlichen Spaziergang auf die weitere Erörterung einzelner von mir aufgeworfener Fragen über Gegenstände seines Vortrags ein-

*) In seinem von Köpke (Gründung der Universität Berlin S. 166 ff.) abgedruckten Gutachten vom 19. September 1807 nennt Wolf das Werk von Michaelis das „Hauptwerk über das deutsche Universitätswesen: ein Buch in etwas langweilendem Stil, aber voll der trefflichsten Sachen“.

zugehen.“ So wurde ein naher freundschaftlicher Verkehr zwischen Beiden begründet; ununterbrochen haben sie ihn gepflegt, bis am 14. November 1831 Hegels unerwarteter Tod auch Schulze tief erschütterte. Von Frau Hegel wurde er an das Sterbebett ihres Gatten gerufen; gemeinschaftlich mit ihr und ihren Söhnen schloss er, wie er noch an demselben Tage an Altenstein schrieb, die Augen des geliebten Freundes. „Sein Verlust, fügte er hinzu, ist für die Universität unersetzlich; ich verliere an ihm einen Freund, der sich mir in allen Verhältnissen bewährt hat“. Und als er ein Menschenalter später die Erinnerungen an sein Leben aufzeichnete, bemerkte er über Hegel: „Wie viel ich seinen Vorlesungen, seinen Werken und seinem vertrauten Umgang in Bezug auf meine wissenschaftliche Ausbildung, meinen folgerecht behaupteten politischen Standpunkt und meine hierdurch bedingte öffentliche Wirksamkeit zu danken habe, vermag ich weniger in Einzelheiten aufzuweisen als ich mich vielmehr aus inniger Pietät gegen meinen heimgegangenen Freund verpflichtet fühle, freimüthig zu bekennen, dass er mir stets in Hinsicht auf Behandlung des höheren Unterrichtswesens im preussischen Staat ein treuer, einsichtiger, selbstloser Berather gewesen ist“. Gegenüber der „von manchen Seiten erhobenen Anklage, dass das Altensteinsche Ministerium Hegel und sein philosophisches System einseitig begünstigt habe“, hob Schulze hervor, dass Hegel weder je eine Gehaltszulage noch die ihm bei seiner Berufung verheissene Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erhalten habe und dass auf den preussischen Universitäten neben Schülern oder Anhängern Hegels auch die Vertreter anderer philosophischen Systeme angestellt seien.

Wohl ist zu bedauern, dass Schulze nur in so kurzen wenig tief eindringenden Bemerkungen sich über sein und des Ministeriums Verhältniss zu Hegel geäussert hat; trotzdem scheinen sie mir einige wichtige Anhaltspunkte zu richtiger Würdigung dieser oft besprochenen bedeutungsvollen Beziehungen zu bieten. Zunächst ist aus ihnen klar zu ersehen, welcher Grund Schulze bestimmte, den ganzen Kreislauf des neuesten philosophischen Systems durchzumachen. Er

hatte, wie er auch hier betont, früher mit philosophischen Studien wenig sich beschäftigt; auch sein nahes Verhältniss zu Sinclair hatte ihn nicht zu solchen veranlasst und namentlich auch nicht in nähere Beziehungen mit dessen Freund Hegel gebracht. Erst als dieser nun in demselben Jahr mit ihm nach Berlin berufen war, trat er in den Kreis seiner Schüler ein, um dadurch seine allgemeine Bildung zu erweitern und zu vertiefen und die „allgemeinen, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Gesichtspunkte" sich anzueignen. Nach seinem Entwickelungsgang erscheint es sehr begreiflich, dass er bei diesem seinem Streben stark durch Hegel sich angezogen fühlte, der ihm bei seiner ästhetischen und pädagogischen Geistesrichtung mannigfache Förderung bot, in dessen constructiver Philosophie er das zusammenhaltende Band für seine vielseitigen Bildungsinteressen zu finden glaubte. Desshalb wandte er sich, nachdem er in seinen Studentenjahren besonders durch Schleiermacher angeregt war, jetzt dem Philosophen zu, dessen Berufung nach Berlin gerade dieser sein Lehrer befürwortet hatte*); wirkte die Verschiedenheit ihrer politischen Stimmung dazu mit, den immer deutlicher zu Tage tretenden Gegensatz zwischen Schleiermacher und Hegel zu verschärfen, so stärkten der Letztere und Schulze sich gegenseitig durch ihre übereinstimmende Würdigung der Aufgaben und Leistungen des preussischen Staates und seines Beamtenthums**). Dass von dieser Verbindung zwischen Beiden auch die Verwaltung des preussischen höheren Unterrichtswesens beeinflusst wurde, hebt, wie wir sahen, auch Schulze ausdrücklich hervor; zugleich aber tritt er oft geäusserten Klagen über einseitige Begünstigung Hegels und seines Systems durch das Altensteinsche Ministerium entgegen. Und in der That ist nicht

*) Vgl. Köpke, Gründung der Universität Berlin S. 123 f.; Henke, Fries S. 355 ff.

**) Wie Hegel persönlich dankbar war für Schulzes „wohlwollendes herzliches Interesse" und als preussischer Professor keine Collegen in anderen Staaten zu beneiden fand, zeigen seine Aeusserungen seiner Frau gegenüber in den von seinem Sohn herausgegebenen Briefen II, 91. 174.

ohne Missverständnisse und Uebertreibungen das Verhältniss des Ministeriums zur Hegelschen Philosophie durch manche ihrer Gegner geschildert. Mit Recht hat Erdmann*) bemerkt, dass im damaligen Deutschland „die gouvernementale Protection dem System gewiss nicht in weiteren Kreisen zur Empfehlung gedient hätte"; sicherlich nicht auf sie kann die mächtige Einwirkung zurückgeführt werden, welche Hegel auf so viele seiner schwäbischen Landsleute, auf so viele hervorragende und unter einander sehr verschiedenartige Jünglinge und Männer geübt hat. Kein Ministerium konnte die geistige Strömung hervorrufen, die ihn förderte und durch ihn in eine bestimmte Bahn gelenkt ist: vielmehr wurde durch sie auch Schulze ergriffen, indem er aus den oben angedeuteten Gründen Hegel sich anschloss und nach seinem Tode mit anderen seiner Verehrer zur Herausgabe seiner Werke sich vereinte; auf sie nahm auch Altenstein, trotzdem er gestand, in seinen eigenen philosophischen Studien nicht über seinen Freund Fichte hinausgekommen zu sein**), weitgehende Rücksicht, indem er Vorschläge Hegels durchführte und Vertreter seiner Gedanken in wichtige Professuren berief. Keineswegs ausschliesslich sind solche von ihm angestellt: so folgten die von ihm nach Bonn berufenen Philosophen sämmtlich anderen Richtungen als derjenigen Hegels; unleugbar aber ist diese unter Altenstein begünstigt. Von welchen Gründen er und Schulze dabei geleitet wurden und in welcher Weise sie verfuhren, zeigen besonders die Unterstützung, die sie den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gewährten, und die Massregeln, die sie nach Hegels Tod zur Vertretung der Philosophie an der Berliner Universität trafen.

Schon lange vor seiner Berufung nach Berlin hatte Hegel eine Besserung der literarischen Kritik in Deutschland angestrebt. In der Stellung, die er an der Berliner Hochschule und die „diese Universität des Mittelpunkts" im deutschen Geistesleben einnahmen, fand er nun eine dringende

*) In der Allg. Deutschen Biographie XI, 269.

**) S. Tholucks Artikel über Altenstein in Herzogs theologischer Realencyclopädie I², 319.

Aufforderung die Begründung einer „kritischen Zeitschrift der Literatur“ in Berlin anzuregen, die von den vorhandenen „Recensiranstalten“ sich wesentlich unterscheiden sollte. Als ihre Aufgabe bezeichnete er nämlich, nur solche „inländische und ausländische Werke, welche für die Wissenschaften und für Kenntnisse eines umfassenden Interesses einen wirklichen Werth haben, zum Gegenstande der Beurtheilung zu machen und sie vornehmlich mit dem Zweck anzuzeigen, ihren Inhalt zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, dagegen das Gewöhnliche, Beschränkte, Mittelmässige und Schlechte, das nur eine negative Kritik erleiden könnte, unbeachtet zu lassen“; in einem ausführlichen Schreiben an das Ministerium entwickelte er, wie werthvoll es für Leser und Mitarbeiter der Zeitschrift sein würde, wenn sie darauf ausginge, das Publikum „mit den Fortschritten der Wissenschaft und nicht mit der Ueberlegenheit der Recensenten bekannt“ zu machen, und wie die zur Erreichung dieses Zweckes nöthigen Einrichtungen in der preussischen „Hauptstadt, dem Sitze der Akademie der Wissenschaften und der Hauptuniversität“ getroffen werden könnten und müssten. Er schlug vor, dass die Redaction nicht einem Einzelnen, sondern einem Collegium anvertraut und diesem die Würde einer Behörde übertragen, das literarisch-kritische Institut wie das französische Journal des Savants zur Staatsanstalt gemacht, dabei aber, „um die Unabhängigkeit des direkten wissenschaftlichen Zweckes fortwährend vor dem Publikum zu vergewissern“, jeder Abhandlung der Name des Verfassers beigesetzt würde*). Mit Hegels Absicht einer Besserung des „öffentlichen Beurtheilungswesens“ waren nun Altenstein und Schulze durchaus einverstanden; sein Plan, zu diesem Zweck eine Staatsanstalt zu errichten, stiess aber nicht nur auf grosse Schwierigkeiten

*) S. Hegels Schreiben an das Ministerium in seinen Werken XVII, 368 ff. Sein ebenda S. 532 ff. abgedruckter Brief an Gans ist zusammen mit den in ihm beantworteten Bulletins von Gans neuerdings wieder veröffentlicht von K. Hegel (Briefe von und an Hegel II, 212) und dabei von diesem die Erzählung von Gans über die Stiftung der Jahrbücher in seinen Rückblicken S. 215 ff. kritisirt; vgl. auch Rosenkranz, Hegels Leben S. 389 ff.

im Ministerium, sondern auch sein eifriger Verehrer Gans war dagegen eingenommen, weil ihm „das Ansehen, das sich Hegel davon versprach, auch zugleich durch die Steifigkeit und die Rücksichten verkümmert schien, welche unabwendliche Folgen eines solchen Ursprungs sein müssten“, und ihm gelang es wirklich, einen besseren Weg zur Ausführung des geplanten Unternehmens ausfindig zu machen. Auf seinen Vorschlag hin erklärte sich nämlich Cotta bereit, den Verlag einer derartigen in Berlin redigirten Literaturzeitung zu übernehmen; erfreut über das Entgegenkommen des grossen süddeutschen Buchhändlers forderte darauf Hegel im Sommer 1826 eine Anzahl namhafter Berliner Gelehrten zu Berathungen auf, in welchen man sich über die Begründung einer „Societät für wissenschaftliche Kritik“ und die Grundsätze einigte, die sie bei Herausgabe der neuen Zeitschrift beobachten wolle. Entsprechend Hegels Ausführungen wurde beschlossen, dass nur wirklich die Wissenschaft bereichernde Werke angezeigt und die Recensionen in Sitzungen einer der drei Abtheilungen, welche in der Gesellschaft gebildet wurden (der philosophischen, der philologisch-historischen und der naturwissenschaftlichen), vorgelesen und nur bei würdiger Haltung und unter Nennung der Verfasser abgedruckt werden sollten. Gans, der mit grossem Eifer zunächst die Geschäftsleitung übernahm und auch nachdem er diese an Henning abgegeben hatte, in der Redaction verblieb, giebt selbst zu, dass die neuen „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ den sie von allen früheren Literaturzeitungen unterscheidenden Charakter nicht behaupten konnten, den ihre Begründer ihnen hatten geben wollen, weil eine strenge Durchführung der aufgestellten Grundsätze nicht gelang; aber er betont zugleich, welches Ansehen sie durch ihre Gründlichkeit und ihren Ernst erlangt, und hebt dann unter den Männern, die sich um sie besonders verdient gemacht, ausdrücklich Schulze hervor. Hatte dieser schon an der Begründung der Gesellschaft Theil genommen, so zählte er auch später zu den treuesten Besuchern ihrer Sitzungen und ihren eifrigsten Förderern; er forderte 1826 Welcker und Schlegel in Bonn, Lange in Schulpforta und Passow in Breslau zum Beitritt

auf. Indem er Letzteren im Februar 1827 bat, die Vosssche Uebersetzung des Aeschylus anzuzeigen, sprach er die Hoffnung aus, Passow werde aus den ersten im Januar dieses Jahres erschienenen Recensionen sich überzeugt haben, dass die Jahrbücher nicht irgend einer Partei, sondern nur gründlicher und ernster Wissenschaft dienen wollten; in gleichem Sinn und Ton seien auch die für die folgenden Hefte bereits eingegangenen Artikel gehalten. Anders urtheilte allerdings Wilhelm von Humboldt, der bald darauf an Gentz schrieb, auch die Jahrbücher seien aus Hegels Absicht entstanden Schule zu machen; eben desshalb aber, setzte er hinzu, sei er in die Gesellschaft eingetreten, um anzudeuten, dass man sie nicht so nehmen solle*). Auf seine und die Theilnahme Goethes, Rückerts, Boisserées, Thibauts und vieler anderer Männer, die sicher nicht als Hegelianer zu bezeichnen waren, an der Societät, auf die Beiträge, die Böckh, Bopp, Purkinje, Streckfuss und Varnhagen gleich zu den ersten Heften der Jahrbücher lieferten, hat Gans sich berufen, um den Vorwurf abzuweisen, nur Hegels Lehre sei in dieser Zeitschrift vertreten worden; freilich bemerkt auch er, in der Philosophie hätte nicht gut eine zurückstehende Richtung zugelassen werden können, und erzählt, Hegel habe dagegen protestirt Schleiermacher zur Mitarbeit einzuladen, der seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften verhindert hatte. Auch setzte Hegel durch, dass eine von Trendelenburg eingeschickte Besprechung einer Schrift Michelets zurückgewiesen wurde; obgleich Trendelenburg hierin eine Bestätigung für das ungünstige Urtheil sehen konnte, das ihm gegenüber kurz zuvor Niebuhr und Brandis über die Einseitigkeit der Jahrbücher gefällt hatten, ist er doch aus der Societät nicht ausgeschieden, in die auch er auf den Vorschlag von Schulze aufgenommen war**). Stärkte bei diesem

*) S. seinen Brief vom 1. März 1828 in den von Schlesier herausgegebenen Schriften von Gentz V, 297.

**) S. Bratuscheck in den philosophischen Monatsheften VIII, 353 ff. Auf die Zurückweisung der von Trendelenburg eingesandten Besprechung Michelets spielt offenbar Twesten an in seinen „Gedanken und Wünschen über Recensionen“ in den Theologischen Studien und Kri-

seine lebhafte Theilnahme an der „Hegelzeitung“, wie ihre Gegner sie nannten, seine Beziehungen zu Hegel und seinen Schülern, so lernte er dabei doch auch andere Gelehrte besser kennen und würdigen; eifrig bemühte er sich an seinem Theil dafür, dass die Zeitschrift wirklich, wie Hegel und er selbst in den oben angeführten Aeusserungen verlangt hatten, der Vertretung ernster Wissenschaft und echter humaner Bildung diene; ganz einverstanden war auch er mit ihrer häufigen und nachdrücklichen Betonung ihrer Verehrung für Goethe, in der ihre hervorragendsten Mitarbeiter bei all ihrer sonstigen Verschiedenheit sich zusammenfanden*). Von verwandten Gesichtspunkten aus unterstützte auch sein Minister die Jahrbücher; seit ihr Druck von Augsburg nach Berlin verlegt war, gewährte er ihnen jährlich einen Zuschuss von 800 Thalern, ohne dass daran, wie Schulze bemerkt, „irgend eine die leitenden Grundsätze der Redaction beschränkende und mit den ursprünglichen Zwecken der Jahrbücher unvereinbare Bedingung geknüpft wäre“.

Die Urtheile, die in ihnen Hegel in seiner letzten Lebenszeit über zeitgenössische Philosophen gefällt hatte, waren wohl von Einfluss auf Altenstein und Schulze, als sie nach seinem Tode mit der Besetzung seiner Professur sich zu beschäftigen hatten. Voll empfanden sie die Schwierigkeiten einer Lösung der ihnen hier gestellten Aufgabe. Als unersetzlich bezeichnete wie Schulze auch die Berliner philosophische Facultät Hegels Verlust in einem Bericht, den sie

tiken 1830 S. 509 ff., an die neuerdings Heinrici in seinem Buch über T. S. 422 ff. wieder erinnert hat. T. geisselte hier scharf die Parteilichkeit der Berliner Jahrbücher in Philosophie und Theologie, erkannte aber ausdrücklich an, dass sie auch Artikel enthielten, die jedem kritischen Blatt zur Zierde gereichen würden, und in einer Redactionsnote hielt Ullmann sich verpflichtet hervorzuheben, dass er selbst zur Theilnahme an den Jahrbüchern aufgefordert sei und dadurch, dass er nicht der Einladung thätig entsprochen, wohl mit die Einseitigkeit der Zeitschrift verschuldet habe.

*) Ueber die „Mischung Goethescher und Hegelscher Einflüsse“ in den Jahrbüchern, in denen 1830 Humboldts Betrachtungen über Goethes zweiten römischen Aufenthalt zuerst gedruckt wurden, vgl. namentlich die Bemerkungen von Haym in den Preussischen Jahrbüchern XI, 497 ff.

noch im Monat seines Todes erstattete; sie beantragte, zunächst Heinrich Ritter mit der Abhaltung der Prüfungen in der Philosophie zu betrauen und ihn zum Ordinarius zu machen. Ob ausser ihm noch ein zweiter Ordinarius zu berufen sei, darüber waren die Meinungen getheilt und ebenso über die Frage, wer in diesem Falle in Vorschlag zu bringen sei: von verschiedenen Seiten wurden Schelling, Herbart und Gabler genannt. Gegen die beiden Ersteren erklärten sich mehrere von Schulze vorgelegte Briefe von Schülern Hegels, entsprechend den Ansichten, die dieser selbst in seinen letzten Kritiken geäussert hatte; dagegen trat Schulzes College Keller für Herbart ein, dessen Vorlesungen er in Königsberg selbst besucht hatte. In einem ausführlichen Schreiben an Altenstein entwickelte er, warum er es nie für gerathen halte, einem Philosophen einen Nachfolger auf dem Lehrstuhl aus seiner eigenen Schule zu geben; aus ihr könne man den Meister nicht ersetzen; unter geübten selbstständigen Denkern extra muros scheine ihm aber Herbart allein für die fragliche Stelle geeignet*). Der Minister gab die Richtigkeit einzelner Sätze Kellers zu, glaubte aber seiner ganzen Deduction nicht beipflichten zu können. Ueber die Philosophie, bemerkte er, und besonders über ein neues System und eine neue Schule gebühre eine entscheidende Stimme nur den Philosophen; wolle man auf die Förderung der Philosophie einwirken, ohne zu diesen allein berechtigten Stimmführern zu gehören, so komme alles darauf an, ihre Stimme richtig zu erfassen. „Es ist schwer, wie bei allem Geistigen, wo nicht gezählt werden kann, aber es ist für den, der mit dem Gegenstand hinreichend bekannt ist, wozu allerdings schon unendlich viel erfordert wird, und für den, der geistige Erscheinungen überhaupt in ihrem Zusammenhang zu erfassen und zu ordnen vermag, nicht unmöglich. Die wichtigste Aeusserung der Stimme der Philosophen über ein neues System und zugleich das erste Zeichen des Anerkennt-

*) Dieses Schreiben Kellers und Altensteins Bemerkungen zu ihm durfte ich nebst anderen einschlagenden Aktenstücken in der Registratur des Cultusministeriums, einige auf diese Frage bezügliche Briefe auch unter Altensteins Papieren im Geh. Staatsarchiv einsehen.

nisses ist der Kampf gegen solches und zwar vorzüglich gegen dessen Allgemeingültigkeit und Höhe vom Standpunkte anderer als die höchsten anerkannt gewesenen Systeme oder ihrer Repräsentanten". Aus der Art, in der ein neues System bekämpft und anerkannt wurde, erörterte Altenstein weiter, lasse sich ein Urtheil über seine Bedeutung gewinnen; jedenfalls könnten philosophische Systeme oder Schulen, welche nicht einmal eine bedeutende Stimme der Philosophie gegen sich veranlassen und noch weniger ein Anerkenntniss für sich gewinnen können, gar nicht als solche in Betracht kommen. So lange aber bis ein neues Epoche machendes System erstanden, lasse sich für einen philosophischen Lehrstuhl von Bedeutung nur derjenige wählen, der den höchsten Standpunkt der Philosophie erfasst und durch sein ganzes Wesen bereits bewährt habe, dass er den Standpunkt festzuhalten, auf solchem fortzuschreiten und ihn mit eigener schöpferischer Kraft durchzuführen im Stande sei.

Von solchen Anschauungen aus kam Altenstein nach mannigfachen Besprechungen und Erwägungen im Frühjahr 1832 zu dem Entschluss, dem König als Hegels Nachfolger einen seiner ältesten Schüler, den damaligen Rector des Baireuther Gymnasiums Gabler vorzuschlagen, dessen Buch über philosophische Propädeutik und dessen Charakter Hegel selbst gerühmt und den er darauf seinem Heidelberger Freunde Daub für eine dortige philosophische Professur empfohlen hatte*). In dem von Schulze entworfenen Bericht vom 8. Mai 1832 wurde dieser Vorschlag durch einen Hinweis auf den Scharfsinn und die .Darstellungsgabe, die Gabler in seinen Schriften bezeugt, und die rühmenden Urtheile über sein philosophisches Talent, seine classische Bildung und tüchtige Gelehrsamkeit und seinen festen Charakter begründet; zugleich wurde beantragt, neben ihm auch Heinrich Ritter, mit Rücksicht auf seine verdienstlichen Arbeiten über die Geschichte der Philosophie, zum Ordinarius zu befördern. Der König aber verlangte, ehe er über diesen Antrag entschiede, noch eine nähere Anzeige über Gablers bisherige

*) Vgl. Briefe von und an Hegel II, 281 ff.

Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller und „besonders darüber, wodurch sich derselbe einen so ausgezeichneten Ruf erworben, dass mit Vertrauen erwartet werden könne, er werde die erledigte Lehrstelle würdig ausfüllen“. Dadurch wurden weitere Erwägungen veranlasst, und noch ehe sie zum Abschluss gekommen, folgte Ritter einem Rufe nach Kiel. Schon vorher war nun freilich im Frühjahr 1832 Steffens von Breslau nach Berlin versetzt; Altenstein hatte dadurch einem lebhaft geäusserten Wunsch des Kronprinzen entsprochen, der nur hierin die Möglichkeit sah, den ihm befreundeten Philosophen, dessen Stellung in Schlesien durch sein Verhältniss zu den Breslauer Lutheranern unhaltbar geworden war, dem preussischen Staat zu erhalten*); Steffens selbst aber dachte nicht daran, die von Hegel hauptsächlich vertretenen philosophischen Disciplinen in Berlin zu lehren. So waren für sie in Berlin 1834 nur ausserordentliche Professoren thätig; zu solchen waren neben drei Schülern Hegels Henning, Hotho und Michelet auch Gegner seines Systems, nämlich Beneke, dem zehn Jahr zuvor auf Hegels Veranlassung zeitweilig die venia docendi entzogen war, und Trendelenburg ernannt. Erst 1835 wurde nun doch Gabler nach einer neuen Vorstellung Altensteins berufen. In ihr wurde bemerkt, der Minister habe nach der Aeusserung des Königs zunächst abgewartet, ob und in wie weit die öffentliche Stimme im Laufe der Zeit aus den jetzt lebenden Philosophen einen hervorhebe, von dem mit noch grösserer Sicherheit als von Gabler zu hoffen sei, dass er den schweren an Hegels Nachfolger zu stellenden Forderungen völlig genügen werde; die öffentliche Stimme habe indessen keinen solchen zu bezeichnen vermocht. Namentlich entwickelte dann der Bericht, den wieder Schulze entworfen hatte, wesshalb eine Berufung Schellings nicht räthlich erscheine, und empfahl unter eingehender Darlegung aller für Gabler sprechenden Gründe nochmals seine Ernennung, da das schon früher über ihn

*) Im Geh. Staatsarchiv finden sich drei interessante Briefe des Kronprinzen an Altenstein vom 23. Okt., 30. Dec. 1831 und 15. Jan. 1832, welche die eigene Erzählung von Steffens im zehnten Bande seiner Selbstbiographie ergänzen.

geäusserte günstige Urteil durch die seitdem eingezogenen Erkundigungen nur bestätigt sei. Wohl wurde dann noch in letzter Stunde der König vom Baron von Kottwitz davor gewarnt, durch die Berufung eines Schülers Hegels „die Selbstvergötterung weiter zu befördern"; aber nachdem Schulze in einem neuen Bericht eingehend diese Anklage zurückgewiesen hatte, entschloss sich der König zur Genehmigung des Antrages des Ministeriums. Ihm wurde zur Beantwortung auch eine neue Vorstellung von Kottwitz übergeben, welche die Hegelsche Philosophie mit dem Christenthum für durchaus unvereinbar erklärte; da er dafür sich auf das Urtheil der beiden Oberconsistorialräthe Ehrenberg und Theremin berufen hatte, wurde er aufgefordert, seine Anklage Steffens und Göschel mitzutheilen, deren christliche Gesinnung auch er gewiss nicht in Zweifel ziehen werde.

Nicht nur durch Gablers Berufung hat das Unterrichtsministerium damals seine Begünstigung des Hegelianismus bewiesen: neben ihm ist 1835 zum Ordinarius auch Henning befördert und schon vorher, während die Verhandlungen über die Berliner Stelle schwebten, in Königsberg zum Nachfolger Herbarts, der von dort nach Göttingen zog, Rosenkranz ernannt. Hatte er bisher als Extraordinarius in Halle erfolgreicher als Hinrichs, der schon 1824 hierher berufen war, für die Anschauungen ihres gemeinsamen Lehrers Propaganda gemacht, so traten hier für sie nach seinem Abgang neue unter einander sehr verschiedenartige Apostel ein. Der Vorkämpfer der Hegelschen Linken, Arnold Ruge*), schrieb 1837 an Rosenkranz: „Die Philosophie blüht hier jetzt wie der Klee im Junius und dennoch hat man in Berlin für nothwendig gehalten den Erdmann herzuschicken"; er war erzürnt darüber, dass diesen das Ministerium besonders begünstigte. Nicht minder bezeichnend aber ist für Altenstein und Schulze, dass sie gleichzeitig auch für Trendelenburg sich bemühten, der 1833 als ausserordentlicher und vier Jahre darauf als ordentlicher Professor in Berlin angestellt wurde, obwohl er entschieden Hegel entgegengetreten war. Durch Böckh war

*) S. Ruges Briefwechsel, herausgegeben von Nerrlich I, 62. Vgl. ebenda besonders S. 96 ff.

Schulze zuerst auf ihn hingewiesen; dann hatte er mit grossem Interesse seiner Disputation bei seiner Doctorpromotion beigewohnt und ihn persönlich bei den Verhandlungen, die er mit ihm über die Erziehung eines Neffen Altensteins geführt hatte, und namentlich bei den Arbeiten schätzen gelernt, mit denen er unter seiner Leitung im Unterrichtsministerium betraut wurde; vor allem aber nahm die Verbindung gründlicher philologischer und philosophischer Studien, die in Trendelenburgs Schriften und Vorlesungen sich zeigte, auch Schulze für ihn ein. Erklärt sich der Anschluss des Wolfschen Schülers an Hegel nicht zum wenigsten aus dem Verständniss und der Förderung, die bei diesem seine humanistischen Bildungsideale fanden, ist umgekehrt sein und seines Ministers Urtheil über Herbart zu dessen Ungunsten durch die Verschiedenheit seiner pädagogischen Richtung von der ihrigen beeinflusst*), so begrüsste es Schulze mit Freude, wie Trendelenburg seine Hochschätzung philologischer Forschung aussprach und bethätigte. Nur wenn sie auf den Universitäten gefördert wurde, waren Schulzes Bestrebungen auf den Gymnasien durchzuführen; nach seinem Bildungsgang wie nach der Entwickelung des deutschen Geisteslebens in den letzten Jahrzehnten war zu erwarten, dass er bei der Verwaltung der Universitäten die Bemühungen Humboldts und Süverns für die Studien fortsetzen werde, die er bei seinem Eintritt in Berlin dort in hervorragender Weise namentlich durch seinen alten Freund Böckh vertreten fand.

Ist Schulze erst als gereifter Mann zu Hegel in nähere Beziehung gekommen, so hatte er schon als Student in Halle mit seinem gleichalterigen Studiengenossen Böckh eine enge Verbindung geschlossen; an ihr haben Beide während des halben Jahrhunderts festgehalten, während dessen sie zusammen in Berlin gelebt und gewirkt haben, und wie Schulze nach dem Tode des Freundes schrieb**), hat kein

*) „Für einen Mann wie Herbart merkwürdig unklares Gutachten“: bemerkte Altenstein am Rand der ihm 1831 eingesandten Ausführungen des Königsberger Philosophen über die Abiturientenprüfung.

**) In einem Brief an F. Ritschl vom 28. Okt. 1867.

Misslaut je ihr gegenseitiges Verhältniss gestört. Ihr vertrauensvolles Einvernehmen und ihre Uebereinstimmung in wissenschaftlichen, pädagogischen und politischen Kernfragen waren von wesentlichem Nutzen für die Universität Berlin, an welcher die wichtigsten Vertrauensposten wiederholt dem auch durch sein Verwaltungstalent ausgezeichneten grossen Philologen übertragen wurden, und für das Studium des classischen Alterthums, dessen Vertretung an ihr vor allem auf seinen Schultern ruhte. Namentlich zeigen Schulzes eingehende Berichte über das philologische Seminar, das 1812 nach Böckhs Vorschlägen eingerichtet war und von ihm geleitet wurde, wie beide Freunde Hand in Hand das Gedeihen dieses wichtigen Instituts zu fördern suchten; lebhaftes Interesse widmete Schulze auch dem seit Solgers Tod ebenfalls von Böckh geleiteten Seminar für gelehrte Schulen. Er wurde eben dadurch auf nicht wenige begabte junge Philologen aufmerksam, denen er dann eine für ihre und für die Entwickelung der preussischen Bildungsanstalten segensreiche Stellung zu verschaffen wusste. Nach den Erfahrungen, die er persönlich in ihrem langjährigen Verkehr gemacht hatte, konnte Böckh bei Schulzes Jubiläum*) rühmen, wie

*) In der Zuschrift der Berliner Universität, die nach dem in voriger Anmerkung erwähnten Brief von Böckh verfasst, in dessen Kleine Schriften aber nicht aufgenommen ist, weil seine mehr persönlichen Beziehungen entsprossenen Publicationen seiner Biographie vorbehalten werden sollten. Da diese nicht erschien, ist über B. auf den ihn betreffenden Artikel Starks in der Allgemeinen Deutschen Biographie II, 770—783 und die hier verzeichnete Literatur zu verweisen; vgl. ausserdem noch den Aufsatz von M. Hertz über Böckh und Bekker in der Deutschen Revue X. Jahrg. (1885), Bd. IV, S. 201 ff., A. Dove in der von Bruhns u. A. herausgegebenen Biographie von Alexander von Humboldt II, 258 f., 324, Otto Jahns Lebensabriss Gerhards S. 16 ff. und den 1883 veröffentlichten Briefwechsel zwischen Böckh und Ottfried Müller. In diesem äussert sich B. mehrfach auch über oben besprochene Fragen, so S. 307 und 412 über seine Thätigkeit als Rector, als welcher er nun auch den Regierungsbevollmächtigten an der Universität vertrat, da nach Beckedorffs Entlassung ein eigener Aufsichtsbeamter über die Universität nicht wieder ernannt war, und S. 202 f. 225 f., 234 über sein Verhältniss zu den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, die mit einer Abhandlung von ihm eröffnet wurden. Hat

dieser alle die verschiedenartigen Gaben bethätigt, die für eine gute Verwaltung seines Amtes erforderlich: regsten Eifer und unermüdliche Geduld, Einsicht und Erfahrung, nur auf das sachlich Beste gerichtetes Streben und menschenfreundliches Wohlwollen. Und dass solch rühmendes Urtheil des Freundes nicht unbegründet war, dafür lieferte Schulze einen bedeutsamen Beleg auch in seinem Verkehr mit dem sehr anders gearteten hervorragenden jüngeren Collegen Böckhs, der diesen durch seine Vorlesungen und im Seminar trefflich ergänzte. An der Leitung dieses Instituts hat in Berlin weder Wolf noch Bekker Theil genommen; Letzterer widmete seine Kraft vornehmlich seinen grossen kritischen Editions-Arbeiten und zeigte wenig Neigung zu ausgedehnter Lehrthätigkeit. Um so wichtiger war, dass 1825 Lachmann von Königsberg nach Berlin versetzt wurde, der sein kritisches Talent, das ihn wie Bekker auszeichnete, nicht nur durch Anwendung der von diesem ausgebildeten Methode in mustergültigen grundlegenden Ausgaben classischer Werke, sondern auch als akademischer Lehrer bewährte; welch tiefgreifende Wirksamkeit er durch seine strenge methodische Zucht übte, namentlich seit er 1829 die Leitung der auf das Lateinische bezüglichen Uebungen des Seminars übernommen hatte, schildert anschaulich sein Biograph. Und ausdrücklich hebt dieser auch hervor, wie Schulze „seiner aufrichtigen Hochachtung vor Lachmanns Pflichteifer und Gelehrsamkeit in der zuweilen etwas dornigen amtlichen Correspondenz den feinsten Ausdruck zu geben“ und dadurch das philologische Studium in Berlin zu fördern wusste*).

er wiederholt als Festredner an Königs Geburtstag die Leistungen der preussischen Unterrichtsverwaltung in der Zeit Friedrich Wilhelms III. gepriesen, so besprach er besonders, indem er am 3. August 1847 die Verhältnisse der preussischen Hochschulen unter dessen Regierung schilderte, das Verfahren des „jederzeit höchst wohlwollenden Ministers von Altenstein“ und seines „in Gesinnung und Grundsätzen mit der Universität übereinstimmenden“ Ministeriums in der Zeit der Demagogenverfolgung; s. seine Kleinen Schriften II, 14.

*) Vgl. M. Hertz, Karl Lachmann, S. 64 ff., 83 ff., 96 ff., 246 und über das Seminar Böckhs kurze Aufzeichnung im Anhang zu Köpkes Geschichte der Gründung der Universität Berlin S. 241 f. Setzte Lach-

Keineswegs aber war er nur für die Hochschule der Hauptstadt in diesem Sinne bemüht. Deutlicher tritt sein Einfluss uns noch bei Betrachtung anderer preussischer Universitäten entgegen. Noch vor seiner Berufung in das Ministerium war auch in Breslau zum vornehmsten Leiter des philologischen Studiums ein naher Freund von ihm bestellt. Bei der Errichtung der Universität war an sie zunächst Heindorf aus Berlin versetzt; er aber war vielfach kränklich und sein von Frankfurt herübergekommener College Johann Gottlob Schneider (Saxo) bei seinem Alter wenig zum Lehren gestimmt; bei solchen Verhältnissen und der Unruhe der Kriegsjahre lagen die philologischen Studien in Breslau darnieder, bis 1815 Franz Passow zum Professor der alten Literatur an der schlesischen Hochschule ernannt wurde. Durch ihn wurde das philologische Seminar, das schon 1813 eröffnet, dann aber ins Stocken gerathen war, neu eingerichtet; bereitwillig unterstützte Schulze die eifrige akademische Thätigkeit des alten Weimarer Genossen, dem, nachdem Heindorf noch 1815 Breslau verlassen und der alte Schneider sich ganz vom Lehreramt zurückgezogen hatte, der jüngere Karl Ernst Christoph Schneider zur Seite trat; seine Briefe zeigen zugleich, wie er lebhaften Antheil auch an Passows literarischen Arbeiten, namentlich an seinem griechischen Wörterbuch nahm und in verschiedenartigen Bedrängnissen dem Freunde zu helfen stets geneigt war. Als dieser aber schon 1833 starb, setzte Schulze durch, dass als sein Nachfolger Friedrich Ritschl berufen wurde. Von der Facultät waren Göttling, Döderlein und Sillig vorgeschlagen; Schulze aber trat für den damals erst siebenundzwanzigjährigen Haller Extraordinarius ein, auf dessen junge Kraft er grosse Hoffnungen setzte. Und da Ritschl durch die Thätigkeit, die

mann im Seminar die früher von Buttmann geleiteten lateinischen Uebungen fort, so ist er 1832 auch für den weiteren Gebrauch von Buttmanns griechischer Grammatik auf den Schulen eingetreten; nach seinem Gutachten entwarf Schulze im März 1833 eine Verfügung, nach welcher auch ferner Buttmanns mittlere und die Schul-Grammatik, die Krüger unter Beistand von Lachmann revidiren wolle, dem Unterricht zu Grunde gelegt werden sollten.

er in Breslau als Forscher und Lehrer, in seinen Vorlesungen, im Seminar und in der wissenschaftlichen Prüfungscommission entfaltete, das ihm geschenkte Vertrauen glänzend rechtfertigte, wurde ein noch bedeutenderer Wirkungskreis ihm wieder durch Schulze angewiesen, als 1838 bald nach einander Heinrich und Näke in Bonn gestorben waren; obgleich die dortige Facultät und Rehfues andere Candidaten empfahlen, erreichte Schulze, dass Ritschl, der ihn schon früher als seinen einzigen „Trost und Hort“ bezeichnet hatte, nach Bonn versetzt wurde*).

Unfraglich war für Breslau Ritschls Abgang ein schwerer Verlust; auch wurde sein Wunsch nicht erfüllt, dass ein angesehener Philologe von auswärts an seine Stelle berufen wurde; sie nahm vielmehr sein katholischer Freund Ambrosch ein, der neben ihm schon in Breslau gewirkt hatte; bald trat diesem dann aber Friedrich Haase zur Seite, den ebenfalls Schulze schon vorher unterstützt hatte. Ihm hatten Haases Persönlichkeit und seine literarische Erstlingsarbeit einen so guten Eindruck gemacht, dass er ihm eine Stelle in Schulpforta verschaffte, wo er beliebt bei Collegen und Schülern wirkte, bis er wegen Theilnahme an der Burschenschaft nicht nur von seinem Schulamt entsetzt, sondern auch zu Festungshaft verurtheilt wurde. Schulze aber zeigte auch hier, dass Ritschl mit Recht ihm nachrühmte, er lasse einen tüchtigen „honetten Kerl niemals fallen“; auf seine Verwendung erhielt Haase, nachdem er aus der Haft entlassen war, ein Stipendium zu einer wissenschaftlichen Reise nach Paris und nach seiner Rückkehr von dort den Ruf nach Breslau**). So bewiesen Schulze und sein Minister auch in diesem Falle, dass sie nichts gemein hatten mit dem Geist der Demagogenverfolger; auch an der schlesischen Universität ist durch sie das Studium der Alterthumswissenschaft ge-

*) Vgl. Ribbeck, Ritschl I, 97 ff., 118 ff., 247 ff. und über die philologischen Studien in Breslau die zweite Hälfte von Passows Leben und Briefen, Jahns Biographie Gerhards S. 7 ff., 29 ff. und Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland S. 754 ff.

**) Vgl. Fickert, Friderici Haasii memoria (im Programm des Breslauer Elisabeth-Gymnasiums 1868) S. 20, 27 f.

fördert. Viel Bedeutenderes aber ist in gleicher Richtung von ihnen für ihre rheinische Lieblingsschöpfung geleistet; ist dieser durch ihre Bemühungen Welckers Thätigkeit erhalten, so wurde ihr nun eine die seine trefflich ergänzende, hier erst voll sich entfaltende Kraft in Ritschl zugeführt. Es war von grösstem Werth nicht nur für das preussische Rheinland, dass gerade hier jetzt durch hervorragende Forscher und Lehrer die philologischen Studien gepflegt wurden, die an der von den letzten Kölner Kurfürsten in ihrer Residenz geförderten Hochschule wie an der alten Universität der Stadt Köln arg vernachlässigt waren. Zu den schon im ersten Semester der neuen Hochschule an ihr wirkenden classischen Philologen Heinrich und Näke war, wie oben erwähnt, bereits im zweiten Welcker getreten; 1823 kam nach seiner Rückkehr aus Italien Niebuhr nach Bonn, zunächst um seinen Freund Brandis wiederzusehen, der nach seiner Empfehlung hier zum Professor der Philosophie ernannt war; er liess sich dann dauernd hier nieder und begann im Sommer 1825 in freiem Anschluss an die Universität Vorlesungen zu halten, in denen er alte, griechische und römische Geschichte, alte Länder- und Völkerkunde, römische Alterthümer und die Geschichte der letzten vierzig Jahre behandelte. Noch in hohem Alter haben dankerfüllt manche seiner zahlreichen Zuhörer sich der Förderung erinnert, die seine Vorträge ihrer wissenschaftlichen und ethischen Entwickelung gebracht haben; „wie sein Geist und sittlicher Ernst die Eröffnung der Universität Berlin geadelt, so hat derselbe auf die rheinische Gründung Friedrich Wilhelms III. noch nachhaltiger eingewirkt“*). Seine Hauptthätigkeit galt der Neubearbeitung der römischen Geschichte; daneben begründete er die grosse Sammlung der Byzantinischen Geschichtsschreiber und stiftete zusammen mit Brandis das „Rheinische Museum“, das später Näke und Welcker und dann dieser und Ritschl fortführten. Beide Unternehmungen wurden von dem Ministerium unterstützt;

*) So Nissen in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXIII, 657. Vgl. Lebensnachrichten über Niebuhr III, 8 ff., 164, 245 ff., 289 ff., Classens Gedächtnissschrift auf Niebuhr S. 122 und Bluntschlis Denkwürdigkeiten I, 79.

Schulze schlug die Bedeutung der Thätigkeit der in Bonn wirkenden Forscher und Lehrer der Alterthumswissenschaft um so höher an, da es nicht gelang, „dort ein tieferes philosophisches Interesse zu wecken und dadurch den übrigen Studien die höhere Weihe zu geben“. Nach seiner Ansicht*) war daher „dort der Philologie die Aufgabe gestellt, auch die Philosophie mitzuvertreten und besonders durch ihre kritischen Bestrebungen der Wahrheit Bahn zu machen“. Von diesem Standpunkt aus begrüsste er mit besonderer Freude, wie Niebuhrs und Welckers Vorträge warme Begeisterung und tiefes Verständniss für das classische Alterthum weckten und nährten und wie zugleich Heinrich und Näke in dem von ihnen geleiteten philologischen Seminar seine Mitglieder zu gründlichem methodischen Arbeiten anleiteten. Allerdings bereiteten Heinrichs Rücksichtslosigkeit und Streitlust manche Schwierigkeiten; 1825 kam es zu einem Conflict zwischen ihm und Schlegel und Rehfues, durch den leider auch Niebuhr, der „den herben Bildner und Lehrer“ Heinrich besonders schätzte, gegen das Ministerium missgestimmt wurde**); doch bewies dessen Verhalten auch dies Mal, dass, wie Niebuhr selbst kurz zuvor anerkannt hatte, die Universität einen „Polizeidruck“ nicht zu fürchten hatte; im folgenden Jahr schlug Schulze selbst vor, Heinrich wieder zum Mitglied der Prüfungscommission zu machen***). Er war davon

*) Sie äusserte er Ritschl gegenüber am Himmelfahrtstag 1845.

**) Aeusserungen Niebuhrs hierüber finden sich ausser in den Lebensnachrichten III, 153 ff. auch in einigen Briefen von ihm an Altenstein aus dem August und September 1825 und dem Februar 1826 im Geheimen Staatsarchiv. Interessante Mittheilungen zur Würdigung Heinrichs sind kürzlich von Heinrici in seinem Buch über Twesten S. 21 ff., 138, 141, 226 ff. veröffentlicht.

***) In seinem vertraulichen Begleitschreiben zu seinen amtlichen Berichten über die Reise, die er 1826 in die westlichen Provinzen unternahm. Hier urtheilt er u. A. über Schlegel, er sei „ungeachtet seiner kleinen Schwächen und Eitelkeiten, gegen die man in Bonn bei den übrigen grossen Verdiensten des Mannes viel zu wenig tolerant ist, sehr liebenswürdig“. Schlegels Bemühungen, mit Niebuhr in ein freundliches Vernehmen zu kommen, seien fruchtlos geblieben. Wenn dieser trotz seiner Verehrung für Altenstein Massregeln des Ministeriums laut tadelte, so suchte Schulze den Grund hierfür namentlich darin,

überzeugt, dass sich solche Verwickelungen auf den Universitäten „nicht durch gewaltsames bureaukratisches Eingreifen, sondern nur durch geduldige, milde Besänftigung der gegen einander kämpfenden Elemente lösen“ liessen; so wusste er auch später mit entschiedener Festhaltung der im Interesse des Geschäftsganges nothwendigen Forderungen, auf die Heinrich nicht immer Rücksicht nahm, eine Anerkennung seiner tüchtigen Leistungen zu verbinden und dadurch seine werthvolle Kraft dem Seminar zu erhalten, bis 1837 Heinrich durch schwere Krankheit gezwungen wurde, seine Thätigkeit einzustellen. Seitdem ruhte die ganze Last der Seminarleitung ein Jahr lang auf Näkes Schultern und auch nachdem im Frühjahr 1838 nach Heinrichs Tod Welcker zum Mitdirector des Instituts ernannt war, wurde für die methodische Schulung seiner Mitglieder vor allem auf Näkes Kunst „feiner Exegese und sorgfältig wägender Kritik“ gerechnet. Als er nun schon im Herbst desselben Jahres starb, galt es in dieser Richtung einen Ersatzmann für ihn, einen Philologen zu gewinnen, der Welckers „eigenartige, schöpferisch-schwungvolle Genialität“ voll zu würdigen und zugleich zu ergänzen vermochte. Es erfüllte Schulze mit hoher Befriedigung, wie die von ihm getroffene Wahl sich bewährte, wie Ritschl die ihm hier gestellte Aufgabe in einträchtigem Zusammenwirken mit Welcker glänzend zu lösen wusste und dadurch in Bonn eine weit über das Rheinland hinaus wirkende Pflanzschule philologischer Forschung und Lehre begründet wurde. Mit grosser Freude empfing Schulze im Herbst 1840 den Bericht über die Thätigkeit des Bonner Seminars im letzten Jahre und die zugleich mit ihm eingereichten schriftlichen Arbeiten der Mitglieder, da sie, wie er ausdrücklich erklärte, „das günstige Urtheil bestätigten, das die Directoren über den gegenwärtigen Zustand des Seminars ausgesprochen“ hatten; die Hoffnungen, die er hiernach an die neue „kräftige und umsichtige Leitung“

dass er, unbekannt mit dem Geschäftsgang im Ministerium und mit Altensteins „alles selbst umfassender und selbst bestimmender Thätigkeit“, eine von diesem unabhängige Wirksamkeit Kamptz beimesse, gegen den er eingenommen sei.

knüpfte, fand er durch die folgenden Berichte bestätigt, ja übertroffen*).

Begonnen hatte Ritschl seine akademische Lehrthätigkeit in Halle, wo er als Student ebenso wie Haase besonders durch Gottfried Hermanns genialen Schüler Reisig angeregt war. Als diesen 1829 in der Blüthe seiner Jahre ein plötzlicher Tod dahinraffte, wurde als sein Nachfolger Bernhardy bestellt, der durch Schulze bestimmt war, die akademische Laufbahn zu ergreifen. Mit scharfem Blick hatte er erkannt, wie viel Gelehrsamkeit und Geist bei Bernhardy unter einer für den oberflächlichen Betrachter oft abstossenden Schale sich bargen, und desshalb ihn, den letzten hervorragenden persönlichen Schüler Wolfs angetrieben, sich in Berlin zu habilitiren; 1825 war er dort zum ausserordentlichen Professor ernannt und dabei die zuversichtliche Erwartung des Ministeriums ausgesprochen, er werde „sich nicht nur als Docent, sondern auch als Schriftsteller auszeichnen und sich dadurch Ansprüche auf weitere Berücksichtigung erwerben". Nachdem er nun durch literarische und akademische Thätigkeit das ihm geschenkte Vertrauen gerechtfertigt und auch bei der Leitung des Seminars Böckh unterstützt hatte, wurde ihm das vacante Ordinariat in Halle und zugleich die Mitdirection des dortigen Seminars anvertraut. In seiner neuerdings veröffentlichten Biographie hat Volkmann**) in helles Licht gestellt, wie Schulze sich um und durch die Förderung Bernhardys verdient gemacht, wie tiefgreifenden Einfluss dieser auf das Studium der Alterthumswissenschaft in Halle

*) Ich durfte auch diese Berichte in der Registratur des Cultusministeriums einsehen; vgl. ausserdem Kekulé, Welcker 178, 185 ff. und Ribbeck, Ritschl II, 7 ff., 266 ff.

**) Vgl. in R. Volkmanns Schrift: Gottfried Bernhardy. Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken (Halle 1887) namentlich S. 12, 16 f., 24 f., 45, 109. Hier sind S. 145 auch Schulzes rühmende Worte über B.s griechische Literaturgeschichte abgedruckt. Schon 1828 hatte Schulze sich Passow gegenüber anerkennend über B.s „gediegene" Ausgabe des Dionysius Periegetes geäussert; nicht einverstanden war er dagegen, wie sein Brief an Ritschl vom 22. Febr. 1834 zeigt, mit B.s Eintheilung der Philologie, bei der „die Statuen und Kunstgebilde des griechischen Alterthums, worin sich der Geist desselben am schönsten

geübt hat, wo neben ihm noch über ein Vierteljahrhundert lang der schon seit 1825 hier als Ordinarius wirkende Schüler Böckhs Eduard Meier thätig war. Er hatte früher in Greifswald den ersten Anstoss zur Neubelebung der hier bisher darniederliegenden philologischen Studien gegeben, zusammen mit seinem Freunde Schömann, mit dem er auch die von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift über den attischen Process bearbeitet hatte; was beide Freunde begonnen, wurde dann seit Meiers Uebersiedlung nach Halle während eines halben Jahrhunderts durch Schömanns unermüdliche erfolgreiche Arbeit an der Universität seiner pommerschen Heimath weitergeführt; indem das Ministerium Altenstein den auch durch seine Lehrkraft ausgezeichneten Bearbeiter der griechischen Alterthümer zum Leiter der philologischen Studien in Pommern bestellte, hat es diese hier auf das Wirksamste gefördert. Für Königsberg war schon durch Süvern auf das Beste gesorgt, da 1813 nach dort Lobeck berufen wurde. Schulze war sehr erfreut, dass dieser der preussischen Universität erhalten blieb; bewundernd schrieb er an Passow über Inhalt und Stil des „ausgezeichneten" Aglaophamus, und andererseits wandte sich dessen Verfasser vertrauensvoll an Schulze, als an einen in seiner „Wissenschaft wie im Staatsdienst so angesehenen Mann". Einverstanden waren Beide auch in der Hochschätzung von Lobecks bedeutendstem Schüler, von Lehrs, der 1835 an der Hochschule seiner ostpreussischen Vaterstadt zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde; lebhaft interessirte sich Schulze für seine wissenschaftlichen Arbeiten; „unser Lehrs, schrieb er 1843 an Ritschl, ist doch höchst ausgezeichnet".

So wirkte an seinem Theile der Schüler Wolfs dazu mit, dass auf dem von diesem gelegten Grund so viele hervor-

und adäquatesten geoffenbart hat, für Beiwerke" erklärt wurden (s. Ribbeck, Ritschl I, 326). Ueber Meier vgl. Hertzbergs Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXI, 209 ff., über Lehrs und Lobeck Friedländers Aufsätze ebenda XVIII, 152 ff. und XIX, 29 ff. und die hier angeführte Literatur, über Schömann das Biographische Jahrbuch für Alterthumskunde II. Jahrg. (1879) S. 8 ff.

ragende Forscher und Lehrer des classischen Alterthums weiter bauen konnten, dass durch sie Deutschland zur führenden Macht auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft erhoben wurde. Nicht auf diese haben die Anregungen sich beschränkt, die von ihnen ausgingen; umgekehrt hat reichen Gewinn auch für die Erkenntniss der Sprache und Geschichte der Völker des classischen Alterthums der Eroberungszug erbracht, den die hier begründete philologisch-historische Forschung auf neue Gebiete in der Zeit Altensteins und Schulzes unternahm. Und auch diesem folgten sie mit verständnissvoller Theilnahme; wussten sie frei von Einseitigkeit so verschiedenartigen Führern der classischen Philologie wie Böckh und Lachmann, Welcker und Ritschl, Lobeck und Schömann eine geeignete Stätte zu gemeinsamer fruchtreicher Arbeit an den preussischen Universitäten zu schaffen, so förderten sie an diesen zugleich hervorragende Vertreter neuer Zweige der sprachlich-geschichtlichen Wissenschaft. Wie Schulze an Passow schrieb*), bestimmte hauptsächlich die Rücksicht auf die germanistischen Studien das Ministerium zur Verpflanzung Lachmanns nach Berlin; nicht nur von seinen Schülern, sondern auch von dem ihrem Kreis fern stehenden Rudolf von Raumer ist ausdrücklich anerkannt, welch bedeutende Früchte dadurch erzielt wurden, dass hier „dieser Meister philologischer Kritik nun eine förmliche Schule bildete für die methodische Behandlung der altdeutschen Literatur“**). Ebenso sind von dem Ministerium Altenstein in Königsberg und Breslau Graff und Hoffmann von Fallersleben als Professoren für deutsche Sprache und

*) Am 21. März 1825.

**) S. R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, S. 595 und ausserdem über Lachmann und Graff Scherers Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie IX, 566 ff. und XVII, 471 ff. und die von ihm erwähnte Literatur. Ausdrücklich hebt auch Waitz in der Darstellung seines Lebensganges unter seinen Berliner Lehrern Lachmann besonders hervor, der ihm „ein Vorbild in echt kritischer Methode gewesen“. Hoffmann bespricht an verschiedenen Stellen seiner Autobiographie seine Beziehungen zu Schulze, dem er 1836 seinen Grundriss der deutschen Philologie widmete; s. in seinem Buche: Mein Leben besonders I, 333 ff., II, 273 ff., 313 f., III, 17 ff.

Literatur bestellt; in Bonn las auch über sie Friedrich Diez, der hier 1823 zum ausserordentlichen und 1830 zum ordentlichen Professor ernannt und dadurch in den Stand gesetzt ward, die von ihm begründete Wissenschaft der romanischen Philologie auch im akademischen Unterricht zu pflegen. Schulze begrüsste dankbar seine „ebenso umfassenden als besonnenen Forschungen", von denen seine Grammatik der romanischen Sprachen zeugte, als einen wichtigen Beitrag zur vergleichenden Sprachwissenschaft*); für deren genialen Begründer Franz Bopp wurde 1822 eine Professur in Berlin errichtet, und auch an anderen preussischen Universitäten war das Ministerium Altenstein eifrig bemüht, ihr Studium und im Zusammenhang damit das der orientalischen Philologie zu fördern, trotz der „starren Unempfänglichkeit" der preussischen Finanzminister für diese Bestrebungen. Noch als Greis erinnerte sich Schulze der grossen dadurch bereiteten Schwierigkeiten und der trotz ihrer erzielten Erfolge, als ihm 1863 eine Rede über die Entwickelung des Sanskritstudiums von Stenzler übersandt wurde**), der zu seiner Vertretung 1833 nach Breslau berufen war; vorzügliche Pflege aber fand die Erforschung indischer Sprache, Literatur und Alterthümer in Bonn, wo sich, wie Benfey***) sagt, „unter A. W. Schlegels und seines grossen Schülers Lassens Augen und Theilnahme eine Reihe von Männern bildete, denen die Anbahnung und theilweise Entwickelung einer wahrhaft gründlichen Sanskrit-

*) S. seine Briefe an Diez von 1836 und 1838 bei Stengel, Erinnerungsworte an Diez S. 39. In dem ersten dieser Schreiben berichtete Schulze, dass Pott, der ihm „hierzu vorzüglich geeignet" erscheine, veranlasst sei, Diez' Grammatik in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik anzuzeigen; es ist für deren Charakteristik beachtenswerth, dass wie Böckh und Bopp auch Pott und Diez zu ihnen nicht wenige werthvolle Beiträge geliefert haben.

**) S. seinen Brief an Stenzler vom 30. Aug. 1863.

***) Geschichte der Sprachwissenschaft S. 399. Vgl. ebenda auch S. 380, wo hervorgehoben ist, dass auf Schlegels Antrieb „sich die preussische Regierung die Förderung dieser Studien angelegen sein liess und sie durch Anschaffung von Sanskrittypen und Anstellung von Lehrkräften an ihren Universitäten bethätigte". Wie Schulze erwähnt, bewilligte sie auch eine Unterstützung für das arabische Lexicon von Freytag, der ebenfalls in Bonn von ihr angestellt war.

Philologie nicht bloss in Deutschland, sondern in Europa überhaupt und selbst über dessen Grenzen hinaus wohl vorzugsweise zuzuschreiben sein wird". Nach Halle wurde 1833 unmittelbar nach der Vollendung des ersten Bandes seiner etymologischen Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen Pott als Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft berufen, der noch ein Menschenalter später dankbar aussprach*), wie Schulze stets seinen Studien gefolgt sei und ihn „mit mehr als bloss amtlicher, mit wahrhaft väterlicher Gönnerschaft geehrt" habe.

Und wie der vergleichenden Sprachwissenschaft und der germanischen, der romanischen und orientalischen Philologie, wurde gleichzeitig auch der auf Wolfs und Niebuhrs Bahnen vordringenden kritischen Erforschung der politischen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit eine Vertretung an den preussischen Universitäten geschaffen. Bei Eröffnung der Berliner Hochschule war an ihr als Historiker zuerst Rühs angestellt, dem 1816 Wilken zur Seite trat; 1817 war nach Königsberg Ludens erster und treuester Schüler, Johannes Voigt, schon 1811 nach Breslau Friedrich von Raumer berufen. Auf seinen Wunsch wurde dieser 1819 nach Berlin versetzt, als Professor der Staatswissenschaften und der Geschichte, welch letzterer er sich dann besonders widmete, da schon 1820 Rühs starb; wenige Jahre darauf veröffentlichte er sein Hauptwerk, seine Geschichte der Hohenstaufen. Dem früheren preussischen Verwaltungsbeamten, dem vertrauten Genossen Hardenbergs, sind hier nach dem Urtheil des berufensten Richters**) am besten „die Abschnitte gelungen, die sich mit Kaiser Friedrich II. beschäftigen, dessen Staatsverwaltung sich in einer seinen eigenen Begriffen analogen Richtung bewegte"; vor allem aber erscheint beachtens-

*) In einem Brief an Schulze vom 8. Aug. 1867.

**) Rankes in seinen 1873 vor der historischen Commission gesprochenen Erinnerungsworten an Raumer S. W. LI. LII, 581. Ebenda urtheilt Ranke, dass Raumer „sich gern in Opposition gegen die jeweiligen Richtungen des preussischen Staatslebens bewegte, die seinen Ideen widersprachen. Was er in jedem Moment dachte, sagte er gerade heraus, ohne Ueberhebung, aber auch ohne Zurückhaltung, und

werth, dass auch ein so gerichteter Historiker von vielseitiger Empfänglichkeit sich damals doch mit grösster Liebe und mit grösstem Erfolg der Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts zugewandt hat: bezeugt und vermehrt ist dadurch in noch höherem Grade als durch Wilkens und Voigts verwandte Arbeiten das lebhafte Interesse der gebildeten Deutschen für das Mittelalter, zu dessen Steigerung in den letzten Jahrzehnten politische und literarische Verhältnisse zusammengewirkt hatten. Auch Schulze war durch sie stark beeinflusst; er verkannte nicht die Verdienste der genannten Historiker und erwies sich ihnen, wie dem Schüler Raumers und Wilkens Barthold vielfach förderlich, der 1834 zum ordentlichen Professor der Geschichte in Greifswald ernannt wurde. Aber dem Schüler Wolfs und Freunde Hegels konnte nicht entgehen, dass nicht nur eifrige Lectüre, sondern auch scharfe Kritik der Quellen und eine tiefere Erfassung der historischen Probleme und Persönlichkeiten zu fordern waren, als die fleissigen und werthvollen Arbeiten Raumers, Voigts und Wilkens boten. Und wie das Bedürfniss, das sie nicht befriedigten, erkannte er mit scharfem Blick die geniale Begabung des Mannes, der die Forschung, Auffassung und Darstellung der modernen Geschichte auf eine höhere Stufe hob; oft hat er mit besonderer Freude erzählt, dass er Leopold Rankes Stern entdeckt und in die Bahnen der Berliner Universität gezogen habe*). Wenige Monate, nachdem dieser ihm sein Erstlingsbuch übersandt hatte, ward durch Schulzes eifrige und geschickte Bemühungen, die in diesem Falle auch Kamptz unterstützte, im März 1825 für den neunundzwanzigjährigen Frankfurter Gymnasiallehrer eine ausserordentliche Professur in Berlin

liess es drucken". Hierfür liefert einen Beleg auch die Art, in der Raumer in seiner Schrift über die Städteordnung rügte, dass in den preussischen Schulen zu wenig Rücksicht auf den künftigen Lebensberuf genommen würde; leider beschränkte das Ministerium sich nicht auf eine Zurückweisung dieser Bemerkungen, sondern verhängte, als Raumer sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe vertheidigte, gegen ihn eine Ordnungsstrafe. Raumers Lebenserinnerungen II, 111.

*) S. Sybels Gedächtnissrede auf Ranke in der Historischen Zeitschrift LVI, 469 und A. Dove in der Allgem. Deutschen Biographie XXVII, 251.

durchgesetzt. So wurden ihm, wie er selbst schrieb, die Thore zu dem wahren äusseren Leben eröffnet, mächtig regte er die Flügel gehoben durch die vielseitigen Anregungen des Berliner Lebens und einer grossen Studienreise nach Italien, die länger als drei Jahre auszudehnen ihm das Ministerium ermöglichte; nach seiner Heimkehr zum Ordinarius ernannt, begründete er in denselben Jahren, in denen er in seiner Schilderung der Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts und seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation classische Vorbilder der Geschichtsschreibung aufstellte, die historische Schule, die auf das Studium und den Unterricht der Geschichte beherrschenden Einfluss gewann. Schon bald nach ihrem Erscheinen war seine Arbeit zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber als Muster „jüngeren Freunden der Geschichte" von Stenzel*) empfohlen; in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser hat dieser Nachfolger Raumers in Breslau nicht nur „die auffallende Schwäche der Geschichte der Hohenstaufen hinsichtlich dessen, was zur historischen Kritik gehört", scharf hervorgehoben, sondern auch positiv gezeigt, wie in der Geschichte des Mittelalters Niebuhrs und Rankes kritische Grundsätze anzuwenden seien. Und ebenso trat für diese in Bonn Löbell ein, der gleichfalls durch das Ministerium Altenstein zum Professor ernannt ist; war er durch persönliche Freundschaft mit Raumer verbunden, so bewährte er sich in seinem akademischen Unterricht wie in seinen verschiedenartigen literarischen Arbeiten als feinsinnigen, verständnissvollen Anhänger der neuen kritischen Geschichtswissenschaft**).

Ueberall gemässigt in seinem Urtheil und behutsam in seinem Auftreten war Löbell so verschieden als möglich von dem heissblütigen Heinrich Leo, der kurz vor ihm auf den

*) In seiner Geschichte der fränkischen Kaiser II, 3. S. ebenda S. 177 seine Worte über Raumer und vgl. damit Rankes Urtheil über Beide in der Weltgeschichte VII, 328 Anm. 1.

**) Vgl. über ihn ausser der bald nach seinem Tod 1864 zu seiner Würdigung von Bernhardt und Noorden veröffentlichten Schrift namentlich Sybels Rede über drei Bonner Historiker (Vorträge und Aufsätze S. 29 ff.) und Rankes Worte S. W. LI. LII, 501.

historischen Lehrstuhl einer anderen preussischen Universität, nach Halle berufen war; während Löbell jede Agitation mied, hat Leo eifrig und heftig an allen Tageskämpfen sich betheiligt, wie in politische Angelegenheiten so in die des Haller „Universitätswesens eingegriffen, in dem er, wie er Schulze schrieb*), mit Leib und Seele steckte". Er selbst sprach es später**) seinem alten Gönner aus, er habe ein volles Bewusstsein davon, dass er ihm dadurch oft Noth gemacht habe; um so dankbarer war er, dass durch Schulze seine „schwefelholzartige Natur treu getragen und sein Schifflein vor Schiffbruch behütet, die Möglichkeit einer organischen Entwickelung seines Wesens nie aufgegeben" sei. Und wohl handelte der treue Pfleger der preussischen Hochschulen in deren Interesse, wenn er wie in Bonn Löbell so in Halle Leo in der Lehrthätigkeit zu erhalten und zu fördern suchte, der in sehr verschiedener Weise, aber mit unleugbarem Eifer und Erfolg Beide ihre besten Kräfte widmeten. Aus entgegengesetzten Gründen hat keiner von ihnen eine historische Schule zu stiften vermocht; aber durch Beide ist in zahlreichen Hörern ihrer Vorträge ein ernstes Interesse für geschichtliche Fragen von allgemeiner Bedeutung, für eine universalhistorische Betrachtungsweise erweckt. Dass Leo „tüchtige Köpfe aufs Wohlthätigste anregte", hat ausdrücklich ein ausgesprochener Gegner der leidenschaftlich von ihm verfochtenen Doctrinen anerkannt***), der scharf seine Fehler tadelt; haben unter ihnen mehr als seine Vorträge seine literarischen Arbeiten gelitten, so tritt doch auch in ihnen dem Leser deutlich seine ungewöhnliche Begabung entgegen; für sein Verhältniss zu Schulze ist es beachtenswerth, dass er diesem als „Zeichen seiner innigen Verehrung und unverbrüchlichen Anhänglichkeit" das werthvollste seiner historischen Werke, seine Geschichte von Italien widmete, die in

*) Am 16. Aug. 1836.

**) Am 31. Decbr. 1858.

***) Julian Schmidt in den Preussischen Jahrbüchern XLI, 550. Vgl. ausser der von Wegele in der Allgem. Deutschen Biographie XVIII, 294 angeführten Literatur über Leo namentlich den Aufsatz von Herbst in den Deutsch-evangelischen Blättern III (1878), 599 ff.

der grossen ebenfalls vom Ministerium unterstützten Sammlung der europäischen Staatengeschichten bei Perthes erschien. „Ich weiss“, schrieb er ihm dazu, „dass dergleichen in der Regel als ein blosses Compliment gilt, dass es in Ihrer Stellung sogar noch öfter vorkommen mag, darin eine blosse captatio benevolentiae zu erblicken — dass aber Beides hier nicht der Fall ist, dass ich ein wahres und inniges Bedürfniss gefühlt habe, öffentlich zu zeigen, wie dankbar und herzlich verbunden ich Ihnen zu sein Ursache und ich möchte sagen Veranlassungen ohne Zahl habe, werden Sie mir glauben“.

Durch die grossartige Entwickelung der philologisch-historischen Wissenschaft, die das Ministerium Altenstein an den preussischen Universitäten zu fördern sich bemühte, wurden die Hoffnungen erfüllt, ja übertroffen, die Herder in kühnen Seherworten ausgesprochen hatte: auch der von ihm angeregte Gedanke, die Erde zu betrachten „als eine grosse Werkstätte für Organisation sehr verschiedenartiger Wesen“, als das Erziehungshaus der Menschheit ward jetzt mit gründlichster Gelehrsamkeit durch Karl Ritter ausgeführt, der 1820 ebenfalls nach Berlin berufen wurde. Da Schulze schon in Hanau eine Behandlung der Geographie nach Pestalozzis Methode gewünscht und auf den Zusammenhang zwischen den Mythen und den kosmischen und klimatischen Verhältnissen der Völker hingewiesen hatte*), so musste ihn die Wirksamkeit Ritters besonders erfreuen; lebhaft interessirte sich für diesen auch Altenstein; allerdings stiess er auch bei seinen Bemühungen für ihn auf Schwierigkeiten bei dem Finanzministerium**), schliesslich wurde aber doch erreicht,

*) S. oben S. 134.

**) Altensteins persönliches Interesse für Ritter und seinen Gegensatz zu dem Standpunkt des Finanzministeriums zeigen die Akten des Unterrichtsministeriums U II, 32 v. I. Vgl. auch Kramer, Ritter II, 32 ff., 64 ff.; s. ebenda S. 14 ff. über seine Wirksamkeit an der Universität. In Bd. I berichtet Kramer S. 423 über Ritters Beziehungen zu Karoline von Wolzogen, S. 436 ff. über die Bemühungen ihres Mannes für Ritter und S. 446 über Gneisenaus Wunsch, R. für die Kriegsschule zu gewinnen; möglich, dass Schulze auch durch diesen und Karoline von Wolzogen auf Ritter hingewiesen wurde.

dass die bescheidenen Wünsche des auch durch seine pädagogische Tüchtigkeit ausgezeichneten Lehrers, dessen Vorträge an der Universität wachsenden Beifall fanden, erfüllt und die ihm nöthig erscheinenden Reisen ihm ermöglicht wurden. Von grösster Wichtigkeit war für ihn und seine wissenschaftlichen Bestrebungen, dass 1827 Alexander von Humboldt aus Paris nach Berlin übersiedelte; auch zwischen diesem und Schulze sind bald Beziehungen angeknüpft, die den Beiden am Herzen liegenden wissenschaftlichen Interessen und ihren Vertretern mannigfache Förderung gebracht haben*).

Auch Schulzes Zusammenwirken mit Humboldt spricht gegen die einseitige Ansicht, welche nur seine Verbindung mit Hegel ins Auge fasst; ist er durch diese auch den Vertretern der Naturwissenschaften gegenüber wohl zu einzelnen bedenklichen Urtheilen, Handlungen und Versäumnissen bestimmt**), so kann doch, wer im Zusammenhang die unter seiner Mitwirkung vollzogenen Berufungen überblickt, nicht verkennen, dass auch auf diesem Gebiet er und Altenstein mit Eifer und Erfolg sich bestrebten, durch wissenschaftliche Leistungsfähigkeit hervorragenden Gelehrten die geeignete Wirkungsstätte zu verschaffen. War in Deutschland in derselben Zeit, in welcher der glänzende Aufschwung der Geisteswissenschaften begann, die Entwickelung der Naturforschung hinter der anderer Länder, namentlich Frankreichs zurückgeblieben, so sind Altenstein und Schulze nicht nur Humboldts Bestrebungen zur Hebung der exacten Wissenschaften verständnissvoll entgegengekommen: auch schon vor seiner Uebersiedelung nach Berlin sind wichtige Massregeln von ihnen in gleicher Richtung getroffen.

Altenstein hat sein persönliches Interesse für naturgeschichtliche und besonders botanische Studien, das er schon

*) Vgl. A. Dove in der von ihm mit Bruhns u. A. herausgegebenen Biographie Humboldts II, 325 ff.

**) Bauernfeind hebt in der Allgem. Deutschen Biographie XXIV, 192 scharf hervor, dass Schulze zu einer Zurücksetzung Georg Simon Ohms durch eine diesem ungünstige Kritik Pohls in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik bestimmt sei.

bei der Gründung der Bonner Hochschule bekundet hatte, auch weiter durch Unterstützung botanischer Gärten und grösserer botanischer Werke, der Forschungsreisen Ehrenbergs und anderer Gelehrten und der Leopoldinischen Akademie bethätigt; ja Stein und Niebuhr waren ungehalten darüber, dass seiner Liebhaberei für die Naturgeschichte Summen geopfert würden, von denen schon ein Theil genügte, um für die Nation wichtigere Unternehmungen zur vaterländischen Geschichte auszuführen*). Zugleich aber wurde durch das Ministerium Altenstein für Chemie und Physik Sorge getragen: von ihm sind in Berlin hervorragende Forscher und Lehrer dieser Wissenschaften angestellt, die nicht nur viele einzelne Gebiete eigenartig und erfolgreich angebaut, sondern namentlich auch durch ihre Methode förderlich gewirkt, die nach den Worten A. W. Hofmanns**) „mannhaft ihr Theil dazu beigetragen haben, die nebelhaften Spukgestalten der Naturphilosophen zu verscheuchen", indem ihre „dem Realen zugewendete Thätigkeit sich niemals von der sicheren Grundlage der Beobachtung entfernte". Kurz ehe Altenstein sein Ministerium antrat, war in Berlin Klaproth gestorben; bei dem damaligen Mangel an Chemikern in Deutschland war es schwer, für ihn einen geeigneten Nachfolger zu finden; da schlug Berzelius hierzu den fünfundzwanzigjährigen Eilhard Mitscherlich vor, der ihm, als er sich eben 1819 in Berlin

*) S. Steins und Niebuhrs Aeusserungen bei Pertz, Leben Steins V, 477, 698. VI, 41, 49, 86. Eine ähnliche Klage Schleiermachers s. in seinem Brief an Lücke aus d. J. 1827 (Aus Schleiermachers Leben IV, 387).

**) In seiner am 3. Aug. 1881 zu Berlin gehaltenen Festrede: Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirm der Hohenzollern S. 55. Unter den von ihm in den Anmerkungen S. 69 ff. erwähnten Schriften ist besonders die Gedächtnissrede von Helmholtz auf Magnus in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1871 hervorzuheben, in der S. 7 ff. die allgemeinen Gründe für das Zurückbleiben der naturwissenschaftlichen Forschung in Deutschland im Anfang unseres Jahrhunderts und die Reaction gegen die speculative Richtung besprochen sind. Schulzes Bericht zu Gunsten Heinrich Roses fand ich in den Akten des Cultusministeriums über die Universität Berlin U I 4. Abth. n. 6. v. II.

aufhielt, die ersten Ergebnisse seiner Untersuchungen mitgetheilt hatte. Der Minister ging zwar hierauf nicht sofort ein, da von dem jungen Gelehrten noch keine chemische Arbeit veröffentlicht und noch keine Vorlesung gehalten war, aber er verlieh ihm ein Stipendium, das ihm ermöglichte, zwei Jahre in dem Laboratorium des grossen schwedischen Chemikers zu arbeiten, und bald nach seiner Heimkehr wurde Mitscherlich dann 1822 zum ausserordentlichen und 1825 zum ordentlichen Professor in Berlin ernannt. In demselben Jahre mit ihm begann hier ein anderer Schüler von Berzelius, Heinrich Rose, seine akademische Thätigkeit; es fiel schwer, die nöthigen finanziellen Mittel flüssig zu machen, um auch ihm eine angemessene Stellung in Berlin zu geben; 1835 wurde aber auch er zum Ordinarius befördert, nach einem von Schulze verfassten Bericht, der ihn als „einen der feinsten Experimentatoren in der analytischen Chemie", sein ihr gewidmetes im In- und Ausland anerkanntes Lehrbuch und seine Fähigkeit rühmte, „Liebe für diese Wissenschaft mit gründlicher Einsicht in dieselbe und praktischer Geschicklichkeit zu den Versuchen in seinen Schülern hervorzubringen". Wie Beide, hat in der Schule von Berzelius fruchtbare Anregungen Gustav Magnus empfangen, der dann von der Chemie zur Physik sich hinüberwandte; auch er ist durch das Ministerium Altenstein zum ausserordentlichen Professor in Berlin ernannt, ebenso wie schon vor ihm Heinrich Wilhelm Dove, der seine Lehrthätigkeit in Königsberg begonnen hatte; hier ist durch das gleiche Ministerium Franz Ernst Neumann zum Professor der Physik befördert.

Für die weitere Entwickelung der Physik, aber keineswegs nur für sie war der grossartige Aufschwung der mathematischen Studien von hoher Bedeutung, um den Professoren preussischer Hochschulen sich besonders verdient gemacht haben. Schon nach dem, was früher über Schulzes Bestrebungen für Besserung des mathematischen Unterrichts an den Gymnasien bemerkt ist, erscheint es begreiflich, dass er mit lebhaftem Interesse den mächtigen Fortschritten der Mathematik in seinen Tagen folgte. Gern hätte auch er Gauss für den preussischen Staat gewonnen; obgleich dieser

die Vorschläge abgelehnt hatte, die ihm 1810 durch Wilhelm von Humboldt gemacht waren, wurden in den zwanziger und dreissiger Jahren neue Versuche unternommen, ihn nach Preussen zu ziehen — aber auch sie scheiterten*). Dagegen wurden durch das Ministerium Altenstein die grossen Mathematiker angestellt, die neben Gauss, wie Gerhardt hervorhebt**), „das Principat in der Mathematik“ Deutschland errangen und mehr als Gauss zu akademischer Lehrthätigkeit geneigt „die Reformatoren des mathematischen Unterrichts auf den Universitäten“ wurden. Jacobi, der sofort nach seinem Auftreten als mathematischer Docent in Berlin ein glänzendes Lehrtalent bekundete, wurde bestimmt, nach Königsberg zu gehen, wo eine mathematische Professur erledigt war, und begründete dann hier die erste mathematische Schule Deutschlands. Gleichzeitig wurde seinem Altersgenossen Lejeune Dirichlet, den Humboldt auf das Wärmste empfahl, mannigfache Förderung zu Theil: nachdem er an dem damals glänzendsten Sitz der mathematischen Studien in Paris seine Ausbildung vollendet hatte, erleichterte ihm das Ministerium den Beginn seiner Lehrthätigkeit in Breslau und versetzte ihn dann 1831 definitiv nach Berlin, wo er schon seit 1828 an der Universität und der Kriegsschule Vorlesungen zu halten begonnen hatte. Wurden von ihm zuerst Vorlesungen über Zahlentheorie an den deutschen Universitäten eingeführt und seinen und Jacobis Arbeiten die bedeutendsten Fortschritte in der Analysis verdankt, so begründete Jacob Steiner, für den bald darauf in Berlin ebenfalls eine Professur errichtet wurde, die moderne synthetische Geometrie. Er war durch Wilhelm von Humboldt, dessen Sohn er unter-

*) Ausser den von Cantor in der Allgem. Deutschen Biographie VIII, 438 f. erwähnten Versuchen, Gauss nach Preussen zu ziehen, erscheint auch der unten nach Aufzeichnungen Schulzes besprochene Plan beachtenswerth, ihn an die Spitze des in Berlin zu gründenden polytechnischen Seminars zu stellen.

**) In seiner Geschichte der Mathematik 246, 269. Ueber Jacobi und Dirichlet vgl. die Gedächtnissreden auf sie in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1852 und 1860. Der von Wilhelm von Humboldt an Schulze gerichtete Empfehlungsbrief für Steiner befindet sich im Besitz des Rath Warnecke in Berlin.

richtete und der dabei seinen „zweckmässigen, denkenden und zum Selbstdenken anleitenden Vortrag“ hatte kennen lernen, 1825 an Schulze empfohlen, weil er „eine mathematische Lehrstelle an einer Schulanstalt zu erhalten wünschte“; die bedeutenden Arbeiten, die er veröffentlichte, nachdem dieser sein Wunsch erfüllt war, liessen ihn als besonders geeigneten Lehrer für das grosse polytechnische Seminar erscheinen, das Altenstein und Schulze in Berlin zu gründen dachten. In ihm sollten nach einem Plan, den Letzterer ausgearbeitet hatte, „Lehrer der Mathematik, Physik und Chemie für das ganze Bedürfniss des höheren Unterrichts nach seinen verschiedenen Abstufungen“ ausgebildet und an seine Spitze Gauss gestellt werden; da dessen Ablehnung und der Mangel genügender finanzieller Mittel das Ministerium zwangen, die Ausführung dieses Planes zu vertagen, wurde in einem von Schulze entworfenen Bericht dem König empfohlen, wenigstens Steiner, der, wenn das Seminar später ins Leben gerufen werden sollte, hierfür von wesentlichem Nutzen sein würde, schon jetzt eine Stellung zu geben, in der er mehr Musse zu seinen Arbeiten fände, als bei seinem Amt an der Gewerbeschule, wo er wöchentlich 20 Stunden zu unterrichten habe, und dadurch zu verhindern, dass er nach Bern gehe; im Juni 1834 wurde darauf vom König der von Jacobi, Bessel und Humboldt dringend befürwortete Antrag genehmigt und Steiner zum ausserordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt. Und in demselben Jahre erhielt ein anderer hervorragender Geometer, Plücker, eine ordentliche Professur in Halle; zwei Jahre darauf wurde er von da nach Bonn versetzt. Eine Unterstützung gewährte das Ministerium auch dem seit 1826 durch Crelle herausgegebenen Journal für reine und angewendete Mathematik, das durch viele wichtige Arbeiten der genannten Gelehrten geschmückt und dadurch zur „namhaftesten mathematischen Zeitschrift der Erde“ erhoben wurde*).

*) So wird ausdrücklich Crelles Journal von Sturm genannt in seinem Vortrag über die Entwickelung der Geometrie (in den Preussischen Jahrbüchern LX, 181 ff.), in dem er besonders die Arbeiten Steiners und Plückers bespricht.

In der kurzen Skizze, in der Schulze bald nach Altensteins Tod die Wirksamkeit seines Ministeriums geschildert hat, weist er besonders auf die Namen der von ihm berufenen hervorragenden Lehrer der philosophischen Facultät hin; gleiche Sorgfalt, setzt er hinzu, sei auf die Wahl der Professoren für die übrigen Facultäten verwandt, aber nicht überall mit demselben glücklichen Erfolg. Die Gründe, sagt Schulze, lagen „theils in dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaften, theils in anderen Verhältnissen, die Altenstein aller Bemühungen ungeachtet nicht ändern konnte".

Wie die Entwickelung der Naturforschung, war die der Medicin in Deutschland hinter der anderer Länder zurückgeblieben: dass auch sie unter der „falschen Naturphilosophie" litt, die „ohne hinlängliche erfahrungsmässige Begründung zu einem Resultate kommen zu können" glaubte, ist scharf von Johannes Müller*) hervorgehoben. Sein Urtheil fällt um so mehr ins Gewicht, da er selbst in seiner Jugend stark von der naturphilosophischen Strömung beeinflusst war, und auch, nachdem er von ihr sich durchaus abgewandt hatte, mit Nachdruck den Werth „einer mit Methode angestellten, gedankenvollen, durchdachten oder, was dasselbe ist, philosophischen Behandlung" und die Bedeutung der „erweiternden und zum Allgemeinen strebenden Phantasie" für den Naturforscher betonte. Durch sie, bemerkte er, würden neue Combinationen zur Veranlassung wichtiger Entdeckungen gemacht, aber sie könne auch zu Träumereien hinreissen und nicht bloss die Resultate, sondern auch die Beobachtung im Keime verderben, wenn sie nicht im Gleichgewicht stehe mit der Kraft der Unterscheidung des isolirenden Verstandes; desshalb stellte er als erste Anforderung an sich und Andere, „dass man unermüdet sei im Beobachten und Erfahren". Es war unter den angedeuteten Verhältnissen von besonderem Werth, dass Schulze, der zuerst in Coblenz Müllers ausserordentliche Befähigung erkannt hatte, unausgesetzt auch weiter eifrigst

*) S. die von Virchow in den Anmerkungen zu seiner 1858 gehaltenen und veröffentlichten Gedächtnissrede auf Johannes Müller S. 41 ff. zusammengestellten Aeusserungen und Dubois-Reymond, Abhandlungen der Berliner Akademie 1859 S. 35 ff. und Reden II, 153 ff.

sich bemühte, ihm die Wege zu ebnen und ihm zu der Stellung zu verhelfen, in der er solche Anschauungen durch Wort und That auf das Wirksamste vertreten konnte. Mit „reger Theilnahme und einsichtigem Wohlwollen" unterstützte er, wie Dubois-Reymond ihm nachrühmt, die Anträge, welche von Rehfues aus Bonn zu Gunsten des Studenten und jungen Doctors und Professors Müller gestellt wurden, und als durch Rudolphis Tod die Berliner Professur für Anatomie und Physiologie erledigt wurde, trat er für Müllers Berufung ein; er legte dem Minister das denkwürdige Schreiben vor, in dem Müller selbst mit Freimuth und Würde die Ansprüche entwickelte, die er nach dem Standpunkte der Wissenschaft und seinen Leistungen auf diese Stelle habe. In ihm fand Altenstein eine „ausgezeichnete Auffassung der Aufgabe für den Vorsteher der Anatomie"; hatte er früher von anderer Seite für Tiedemann sich bestimmen lassen, so entschied er sich jetzt für Müller, und Ostern 1833 trat dieser, noch nicht 32 Jahre alt, das Amt an, welches er dann ein volles Vierteljahrhundert bekleidet hat, das „ihm einen ausgedehnten Wirkungskreis als Lehrer, eine ebenbürtige Umgebung als Forscher und die äusseren Hülfsmittel gewährte, deren er zu seiner vollen Entwickelung bedurfte". Schon am 2. Februar hatte er Schulze für dessen „liebevolle Bemühung gedankt, ihn zu einer grossen Laufbahn der Thätigkeit hinzuführen. Der Antheil, welchen Sie bei diesem Wendepunkte meines Lebens an mir und für mich genommen haben und den ich in so Manchem, was bis zu uns herüberklingt, in der Stille ganz klar und deutlich durchleuchten sehe, hat mich auf das Innigste gerührt; auf diesen werde ich stolz sein".

Schon früher hatte Schulze sich eifrig für einen anderen hervorragenden Physiologen bemüht. Am 27. December 1822 theilte er Passow mit, zu seiner Freude würde die Stelle des von Breslau nach Marburg berufenen Bartels „sehr gut besetzt werden durch den Prager Prosector Purkinje, einen Mann von einem umfassenden empirischen Wissen in der Anatomie, Physiologie und Pathologie, welcher zugleich eine beifallswerthe philosophische Bildung hat, wie seine treffliche Schrift über das subjective Sehen beweist"; den warm von

Goethe und Humboldt und in Berlin von Rust Empfohlenen hat das Ministerium nach Breslau berufen, obgleich die Facultät einen anderen Vorschlag gemacht hatte. Als diese nun ihr Bedauern über Purkinjes Berufung aussprach, wurde ihre Eingabe in einer von Schulze aufgesetzten Erwiderung entschieden zurückgewiesen; voll erkannte er das grosse Verdienst an, das Purkinje sich erwarb, indem er 1824 begann seine „theoretischen Vorlesungen mit einem experimentellen Collegium zu begleiten". Während dessen nächster College in Breslau, der Anatom Otto, und der Curator Neumann ihn ungünstig beurtheilten und seinen Bestrebungen mannigfache Hindernisse bereiteten, ja für seine ganze Stellung bedrohliche Vorschläge machten, wurden diese vom Ministerium nicht nur abgewiesen: der Curator wurde vielmehr 1826 beauftragt, Purkinje die besondere Zufriedenheit des Ministers über seine Demonstrationen und wissenschaftlichen Forschungen auszudrücken, und endlich konnte 1839, unterstützt durch Schulzes und Altensteins fortdauerndes einsichtiges Wohlwollen Purkinje, allerdings erst nach der Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten und unter den bescheidensten Verhältnissen, das erste physiologische Institut in Deutschland begründen*).

Durch die Arbeiten dieser grossen Forscher ist mächtig die Entwickelung der Medicin gefördert; Johannes Müller hat auf sie auch in anderer Weise durch seine Gutachten über die Besetzung medicinischer Professuren bedeutsam eingewirkt. Namentlich trat er energisch für die Berufung Schönleins nach Berlin ein und fand auch hierbei die Unterstützung Schulzes; dieser entwickelte in von ihm entworfenen Vorstellungen an den König die Gründe, die für Schönlein und gegen andere Candidaten sprachen. Aber Altenstein trug lange Bedenken, die Frage zur Entscheidung zu bringen, da er fürchtete, der König werde aus politischen Gründen einen solchen Antrag zurückweisen. Er theilte diese seine Besorgniss auch Schulze mit, ging dann aber bereitwillig auf

*) Vgl. Heidenhains Artikel über Purkinje in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXVI, 717 ff.

dessen Anerbieten ein, ihm über des Monarchen Stimmung in dieser Angelegenheit durch Vermittelung des Generalstabsarztes Wiebel zuverlässige Auskunft zu verschaffen. Wie Schulze erzählt*), eilte er darauf „noch an demselben Tage zu Wiebel und suchte sein Interesse für Schönleins Berufung durch den grossen Nutzen, welcher aus derselben für die Bildung der Militärärzte erwachsen werde, anzuregen. Schon am folgenden Morgen gedachte Wiebel im Gespräche mit dem König der seit langer Zeit erledigten klinischen Lehrstelle und des Plans, dieselbe mit Schönlein zu besetzen. Der König fragte: „Wo gewesen, wo jetzt sein?“ Wiebel erwiderte: In Bamberg, in Würzburg und jetzt in Zürich. Der König beschloss das Gespräch mit den Worten: „Unangenehme Orte sein, mich gar nichts angehen, Altensteins Sache sein“. So war die Gewissheit erlangt, dass er der Ernennung Schönleins sich nicht widersetzen werde, und der Minister zauderte nun keinen Augenblick mehr, ihn als Professor der speciellen Pathologie und Therapie und als Leiter der medicinischen Klinik nach Berlin zu berufen.

Dem Minister und seinem einflussreichen Rath, von welchen diese drei Berufungen ausgingen, sind bedeutende Verdienste auch um die Förderung der medicinischen Wissenschaft in Preussen nicht abzusprechen; aber auch an mannigfachen Klagen über die medicinischen Facultäten fehlte es bei ihnen und Andern nicht. Und noch mehr sind solche durch die Besetzung juristischer und theologischer Professuren in ihrer Zeit veranlasst; lebhafte Vorwürfe haben einzelne ihrer hierauf bezüglichen Massregeln erfahren, weil in ihnen eine parteiische Begünstigung der Hegelschen Richtung gesehen ist. Unzweifelhaft ist nun namentlich durch Schulzes Anschluss an Hegel sein Verhältniss zu Savigny und Schleiermacher und zu deren Anhängern getrübt und daraus er-

*) In einer Aufzeichnung, die er Virchow mittheilte, nachdem er dessen Gedächtnissrede auf Schönlein gelesen hatte, und die dieser dann nebst anderen Ergänzungen und Berichtigungen zu ihr im XXXIII. Bande seines Archivs für pathologische Anatomie und Physiologie veröffentlichte, und fast wörtlich ebenso in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten.

klären sich manche Reibungen in Berufungs- und andern Fragen. Aber eine unbefangene Betrachtung der Aeusserungen und Handlungen Schulzes und seines Ministers lässt deutlich doch auch auf diesem Gebiet Beider ernstes Streben erkennen, in erster Linie nicht die Richtung, sondern die Leistungsfähigkeit der zu berufenden Gelehrten zu berücksichtigen und den verschiedenartigen Kräften gerecht zu werden, welche den Fortschritt der wissenschaftlichen Bewegung zu fördern geeignet erschienen. Erregten sie mannigfachen Anstoss, indem sie Gans, den gewandten Schüler Hegels und Gegner Savignys zum Collegen des Letzteren in Berlin beförderten, so verkannten sie desshalb nicht die Verdienste der historischen Rechtsschule. In ihrer Zeit sind in Berlin Homeyer und Lancizolle, in Bonn Bethmann-Hollweg und Böcking, in Breslau Gaupp angestellt; als Savigny die Wiedergewinnung Karl Friedrich Eichhorns, der 1816 von Berlin nach Göttingen gegangen war, anregte, sprach sich Schulze warm für diese „vortreffliche" Erwerbung aus und Altenstein widerlegte die Einwände, die Kamptz erhob, und führte Savignys Vorschlag durch*).

„Zeitgenossen, sagt Ranke einmal**), pflegen einander doch nur äusserlich zu kennen. Die wirksamen Männer folgen allezeit ihren eigenen Impulsen und suchen dieselben so viel als möglich zur Geltung zu bringen. Von den inneren Antrieben Anderer, mit denen man in Gegensatz geräth, bildet man sich gewöhnlich nur einen sehr oberflächlichen Begriff". Für diesen Satz, dessen Richtigkeit so häufig bei der Beobachtung des politischen Lebens uns entgegentritt, liefert auch ein Blick auf Hegel und seine grossen zeitgenössischen Gegner einen Beleg. Sicher wäre es verkehrt,

*) Vgl. Schulte, Karl Friedrich Eichhorn S. 61 ff. In der Allgem. Deutschen Biographie XXVI, 81 erwähnt Schulte, ihm sei von Schulze erzählt, dass auch Phillips in Preussen „Ordinarius geworden sein würde, wenn er geblieben wäre, und zwar in Berlin".

**) In dem Vorwort zu dem Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen, jetzt in den S. W. XLIX. L, 343. S. ebenda S. 245 ff. die im Text erwähnten Sätze der „Reflexionen", die Ranke zuerst in der Historisch-Politischen Zeitschrift veröffentlichte.

die bedeutsamen Unterschiede und Conflicte zwischen ihnen ableugnen oder gering schätzen zu wollen; ihre Betrachtung ist von hohem Interesse, aber nicht zum wenigsten auch desshalb, weil, wie ebenfalls von Ranke betont ist, „nicht so sehr in den Gegensätzen der Extreme das Charakteristische der Sinnesweise hervortritt als in der Sonderung des Nahestehenden und Verwandten". Unleugbar hatten Hegel und die historische Rechtsschule, trotz aller Differenzen, in ihrer theoretischen Anschauung von Recht und Staat und in ihrer Stellung zur praktischen Politik manches Verwandte*); in der Aufgabe und dem Standpunkt Schulzes lag begründet, dass er mehr als mancher der „wirksamen" Träger der wissenschaftlichen Bewegung auf dies Verwandte in ihren Bestrebungen achtete. Es entsprach durchaus seinen Anschauungen, wenn der von ihm bewunderte und geförderte Freund Savignys, wenn Ranke, trotzdem er nach seiner ganzen Natur und seinen Studien nur der historischen Richtung angehören konnte**), in seiner Historisch-Politischen Zeitschrift erklärte: „Man hat oft die historische und die philosophische Schule unterschieden; doch werden wahre Historie und wahre Philosophie mit einander nie in Widerstreit sein. Deutlicher tritt ein anderer Gegensatz hervor, zwischen den mechanischen Lehrmeinungen, die das Heil allein in gewissen Formen erblicken, welche sie ohne alle Rücksicht allgemein angenommen zu sehen wünschen, und der lebendigen Ansicht, welche die geistigen Realitäten der Dinge zu durchdringen

*) Vgl. namentlich die Bemerkungen von Stintzing in seinem Aufsatz über Savigny in den Preussischen Jahrbüchern IX, 159, der eben hier auch auf das Berechtigte in Gans' Auftreten hinweist. Für dessen Würdigung ist auch das sehr günstige Urtheil beachtenswerth, das über ihn Böckh (in seinem Briefwechsel mit O. Müller S. 436) gefällt hat. Ebenso verdient in diesem Zusammenhang bemerkt zu werden, dass an den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik auch Homeyer mitgearbeitet, in ihnen auch Waitz seine fruchtbare kritische Thätigkeit begonnen hat.

**) Das hob er selbst bei seinem funfzigjährigen Doctorjubiläum hervor; s. seine S. W. LI. LII, 588 und vgl. seine in dem Vorwort zur zweiten Abth. des IX. Bandes seiner Weltgeschichte abgedruckten Aeusserungen.

und die Forderung derselben zu begreifen sucht". Dieser lebendigen Ansicht war auch Schulze ergeben; sie wünschten er und sein Minister auch in den theologischen Facultäten zu stärken; hier aber waren mannigfache Reibungen unvermeidlich bei der Entwicklung der theologischen Wissenschaft und der kirchlichen Verhältnisse in diesen Jahrzehnten. Sie eingehend zu schildern ist im Rahmen unserer Betrachtung nicht möglich; nur kurz kann hier hervorgehoben werden, wie auch in den Verhandlungen über die Personalfragen der theologischen Facultäten die wissenschaftlichen und kirchlichen Bewegungen der Zeit und die verschiedenartigen Ansichten der auf die Regierung Einfluss übenden Männer sich wiederspiegeln.

Mit Recht ist der Altenstein gemachte Vorwurf zurückgewiesen, es habe ihm an Interesse für die Pflege der katholischen Theologie an den preussischen Hochschulen gefehlt; vielmehr hat er wie schon bei der Gründung der Bonner Universität, so auch später sich bemüht, hervorragende katholische Theologen für Preussen zu gewinnen. Hatte er damals mit Sailer unterhandelt, ist dann Hermes von ihm nach Bonn berufen, so wollte er hierher auch Möhler ziehen. Diese seine Absicht aber scheiterte an dem Widerspruch des Kölner Erzbischofs, des Grafen Spiegel, welcher befürchtete, dass dadurch die Bestrebungen seines Freundes Hermes gestört und die der „Frömmler" gestärkt würden. Und nicht ohne Grund blickte Spiegel mit Besorgniss auf die wachsende Macht der Letzteren und die Haltung des Ministeriums ihnen gegenüber. Auf dessen Entscheidungen übte in diesen Fragen nicht Schulze, sondern sein katholischer College Schmedding besonderen Einfluss, und dieser erwies sich den Clerikalen günstig; schon 1819 klagte Vincke, der ein Jahrzehnt zuvor selbst Schmeddings Berufung nach Berlin vermittelt hatte, über die Aufopferung der Interessen des Staates*). Aller-

*) In einem Brief an Altenstein vom 26. Januar 1819 im Geh. Staatsarchiv. S. über Schmedding Mejer, Römisch-deutsche Frage II. 2, 42 ff.; Nippold, Neueste Kirchengeschichte 3. Aufl. II, 611 ff. 628 ff. 837 ff. und ausser der von ihnen citirten Literatur namentlich Treitschkes Urtheil in der Deutschen Geschichte III, 201, der ebenda S. 217 ff.

dings wurde im folgenden Jahre der Angriff, den der Münster'sche Capitelsvicar Clemens August von Droste-Vischering gegen die Bonner Universität und das Recht des Staates unternahm, von Altenstein energisch und erfolgreich zurückgewiesen; nach Spiegels Tode aber wurde dann eben dieser starrsinnige Gegner des „Vernunftstolzes“ der deutschen Theologen und der Bestimmungen des preussischen Landrechts über den Einfluss des Staates in Kirchen- und Schulsachen zum Kölner Erzbischof erhoben und begann als solcher sofort den Kampf gegen die Bildungsbestrebungen, die sein Vorgänger und die Staatsregierung in friedlichem Einvernehmen zu fördern sich bemüht hatten, insbesondere gegen die verhassten Hermesianer der Bonner theologischen Facultät. Das Ministerium, das schon 1824 in einem nach Breslau gerichteten Schreiben erklärt hatte, es wünsche nicht einen Vorschlag, der gegen die Rechtgläubigkeit der Facultät Zweifel erwecken könne, machte in dem Streben, solchen Zweifeln vorzubeugen, dem neuen Kölner Erzbischof bedenklichste Zugeständnisse: er ist durch sie nicht versöhnt, vielmehr nur zu weiterer hartnäckiger Vertretung seiner Ansichten ermuthigt, die endlich jede Möglichkeit einer Verständigung ausschloss. Besonders schmerzlich musste auch Schulze nach seinen früheren Beziehungen zu hervorragenden Katholiken und nach seinen Bemühungen in Coblenz und Berlin für die Bildung der katholischen Rheinländer die schwere Schädigung empfinden, welche die von ihm vertretenen Interessen durch die Ernennung Drostes und ihre Folgen erfuhren.

Dass trotz aller Bedenken, die gegen ihn sprachen, zur Ueberraschung selbst der römischen Curie ihr fanatischer Vorkämpfer an die Spitze des wichtigen preussischen Erzbisthums gestellt wurde, ist wohl vor allem aus der Bewunderung zu erklären, die seiner asketischen Richtung der preussische Kronprinz zollte; durch die Art, in welcher dieser seinem Gegensatz gegen alle ihm rationalistisch dünkenden

nach Berliner und Bonner Akten Drostes Conflict mit Altenstein in dem J. 1820 u. S. 406 ff. dessen Beziehungen zu Spiegel dargestellt hat, und die aus Schöns Papieren V, 159 ff. 268 ff. und in der Deutschen Revue VII Jhg. (1882) Bd. IV, S. 284 ff. veröffentlichten Aktenstücke.

Anschauungen Ausdruck gab, hat er mehrfach auch die Schwierigkeiten gesteigert, mit welchen das Ministerium bei Behandlung der evangelisch-theologischen Facultäten zu ringen hatte. Wie Altenstein 1828 in einem Brief an Neander*) aussprach, fühlte er „ausser der Pflicht, als Aufsichtsbehörde der Universität und der theologischen Facultät der Universität in solcher, dieser Schutz für eine echt wissenschaftliche Freiheit innerhalb der Fundamente, auf welche die evangelische Kirche im Staate sich gründet, zu gewähren, auch die Verpflichtung, dafür zu sorgen, dass die künftigen Seelsorger den Anforderungen des Staates an die Diener des Staates so wie die Gesetze und Anordnungen des Staates solches vorschreiben genügen und dass solche auch für die Zeit, die nicht ausbleiben wird, wo neue Angriffe auf Wegen, die jetzt noch kaum geahndet werden, erfolgen können, auch wirklich gerüstet sind, diese Angriffe siegreich zu bekämpfen, und dass aus den Bildungsanstalten Theologen hervorgehen, die künftig als Mitglieder theologischer Facultäten unter allen Verhältnissen gerüstet sind, die Wahrheit würdig und kräftig zu verfechten und das Heilige zu fördern“. Dass die Aufgabe, die so der Minister als sein Ziel hinstellte, bei den mannigfachen Verwicklungen des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens nicht ohne Reibungen durchzuführen war, dafür liefert einen Beleg der Anlass, bei dem er diese für ihn nach Inhalt und Form bezeichnenden Worte niederschrieb. Sie sollten Neander aufklären und beruhigen, da er und die Mehrzahl seiner Facultätsgenossen sich durch Erklärungen des Ministeriums in einem Streit, der zwischen ihnen und Marheineke entstanden war, verletzt glaubten. Durch die gemeinsame Verehrung für Hegel waren dieser und Schulze besonders nahe zusammengeführt; gerade desshalb warfen Schleiermacher und Neander dem Ministerium eine parteiische Begünstigung der Hegelschen Richtung vor. Solcher Annahme trat nun Altenstein entgegen, indem er unter warmer Anerkennung von Neanders Leistungen und Gesinnungen ihn auf die das

*) Auch dieser Brief Altensteins vom 20. December 1828 findet sich unter seinen Papieren im Geh. Staatsarchiv.

Ministerium leitenden Grundsätze hinwies; auch Schulze, betonte er, sei „überzeugt, dass gleicher Schutz allen echt frommen und echt wissenschaftlichen Ansichten bei deren würdiger Haltung gebühre“. Und in der That haben er und sein Minister bewährte und aufstrebende Theologen verschiedenartiger Richtungen unterstützt. Schleiermacher fand in der Haltung Hegels und seiner Anhänger, zu denen nun auch sein alter Haller Schüler zählte, und in manchen Massregeln der Regierung auf kirchlichem wie auf politischem Gebiet nur zu begreiflichen Anlass zu Klagen; oft äusserte er desshalb in vertrauten Briefen seine Missstimmung*); daneben aber darf nicht unbeachtet bleiben, dass durch das Ministerium Altenstein doch nicht nur die zu verschiedenen Malen der Berliner Universität drohende Gefahr eines Verlustes Schleiermachers abgewehrt ist, sondern auch ihm nahestehende Theologen bei der Stiftung der Bonner Hochschule und später besonders berücksichtigt sind. In dem Entschluss, aus ihrer Zahl auch Schleiermachers Nachfolger zu wählen, einigten sich Schulze und Altenstein schliesslich mit Neander, dem bei dieser Gelegenheit wie in dem oben erwähnten Brief der Minister nachdrücklich seine Hochachtung und Sympathie bekundete. In Halle ist nach dem Tode Knapps als sein Nachfolger Tholuck bestellt und das Ministerium hielt, trotzdem die ordentlichen und ausserordentlichen Professoren der Theologie in Halle gegen seine Ernennung protestirten, weil er kurz zuvor öffentlich sich gegen den in Halle herrschenden Rationalismus ausgesprochen, an seiner Berufung fest. Schulze sah in den Erklärungen, die Tholuck bei diesem Anlass abgab, ein Zeugniss seiner „Reinheit und der sich bewussten Kraft einer würdigen Haltung“; er und sein Minister wünschten und hofften, dass der geistvolle junge Theologe, dem sie schon die ersten Schritte auf der akademischen Laufbahn in Berlin erleichtert hatten, ein besonders geeignetes Gegengewicht gegen die auf entgegengesetztem Stand-

*) So an zahlreichen Stellen des vierten Bandes der Briefe aus seinem Leben, in seinem Briefwechsel mit Gass S. 209 und mit Twesten bei Heinrici S. 389.

punkt stehenden älteren Mitglieder der Haller Facultät bilden und doch durch seine Wirksamkeit die von diesen geäusserten Besorgnisse widerlegen werde; sie sprachen ihm dabei selbst die Erwartung aus, dass er sich „gegen den Verdacht einer leidenschaftlichen und einseitigen, Andersdenkende verketzernden Verfolgungssucht, sowie einer dem Gedeihen der evangelischen Kirche nachtheiligen Vorliebe für separatistische Richtungen“ rechtfertige*). Sie wollten danach, indem sie hier und sonst kräftige Gegner des Rationalismus förderten, keineswegs gegen diesen einen anderen als einen wissenschaftlichen Streit entfacht sehen; dass sie wissenschaftliche Leistungen auch bei seinen Vertretern zu schätzen wussten, zeigten sie dadurch, dass sie Gesenius, als er nach Göttingen berufen wurde, zum Bleiben in Halle bestimmten.

In solcher Gesinnung wies Altenstein, als ihm Hengstenberg 1827 die Ankündigung der evangelischen Kirchenzeitung vorlegte, die er herausgeben wollte, nachdrücklich darauf hin, dass ein solches Unternehmen, wenn mit ihm der evangelischen Kirche ein nützlicher Dienst geleistet werden solle, „in einer festen und ruhigen, wie den lebendigen Eifer für eine heilige Sache so auch den Geist umsichtigster Forschung und der besonnensten Mässigung ankündigenden Haltung auftreten, in der Darlegung seines Zweckes alles vermeiden, was einer Kriegserklärung gegen Personen ähnlich sieht, und sich insbesondere solcher verwundenden Benennungen der Gegner enthalten müsse, welche, ohne eine streng wissenschaftliche Rechtfertigung für sich zu haben, von leidenschaftlichen und ungelehrten Parteigängern aufgegriffen zu einer Art von Losungszeichen und Feldgeschrei gestempelt worden sind und dazu dienen, den Kampf immer unversöhnlicher zu machen“**). Die neue Zeitung aber rechtfertigte durch ihre Haltung nur zu sehr die Besorgnisse, die schon die Art ihrer Ankündigung in dem Minister erweckt hatte; 1830 ging sie zu offenem Angriff auf die von ihm beschützte

*) Vgl. Witte, Leben Tholucks I, 412 ff.

**) S. Altensteins Schreiben an Hengstenberg vom 31. Mai 1827 in den Beilagen des zweiten Bandes von Bachmanns Buch über Hengstenberg S. 13 ff.

Lehrfreiheit vor, indem in ihr Ludwig von Gerlach an einzelne Mittheilungen aus den Vorlesungen von Gesenius und Wegscheider eine Anklage gegen sie knüpfte und alle, die es anging, gegen ihre dem Unglauben dienende Lehrthätigkeit aufrief. Nicht nur die Angegriffenen und ihre Gesinnungsgenossen traten einem solchen Verfahren entgegen: dass dadurch die Unbefangenheit des akademischen Vortrags gehemmt und das gegenseitige Vertrauen zwischen Lehrern und Schülern gestört würde, dass jedes Eingreifen von aussen in den Gang der theologischen Entwicklung nur schädlich wirken könne, hob in öffentlichen Erklärungen gegen die Kirchenzeitung, die er bisher unterstützt hatte, auch Neander hervor. Und in gleichem Sinne sprach auch Altenstein sich aus, als er im August 1830 dem König über die Untersuchung berichtete, die auf dessen Aufforderung zur Prüfung von Gerlachs Behauptungen veranstaltet war. Er wies hier nicht nur auf das Bedenkliche in Gerlachs Vorgehen und die Verwerflichkeit der von ihm gebrauchten Anklagemittel hin, sondern auch auf die Gefahren eines Eingreifens des Staats in dogmatische Streitigkeiten. Aus eben diesem Grunde, bemerkte er, würden besondere, von denjenigen anderer Professoren abweichende Verpflichtungen den Lehrern der Theologie bei ihrer Anstellung nicht auferlegt, keineswegs sei aber der wichtige Gegenstand der Bildung zukünftiger Geistlicher unbeachtet geblieben, sondern ununterbrochen dahin gesehen, „dass in den theologischen Facultäten der Landes-Universitäten durch eine angemessene Mischung der verschiedenen theologischen Richtungen in den berufenen Professoren und deren friedliches Nebeneinandergehen den jungen Theologen die Gelegenheit verschafft würde, durch gründliche und vollständige Kenntniss aller für die aufgestellten von einander abweichenden Ansichten vorgebrachten Gründe zu einem selbstständigen Urtheil zu gelangen und sich hierdurch für ihren künftigen Beruf, als Lehrer und Seelsorger der Gemeinde, ausreichend vorzubereiten“.

Um dem König so klar als möglich die Grundanschauungen darzulegen, von denen er bei seinem Verfahren in dem Hallischen Streit geleitet wurde, ergänzte er dann die

Ausführungen seines Berichtes über diesen durch unmittelbar darauf eingesandte „Betrachtungen über den Zustand der evangelischen Kirche in dem preussischen Staat in Beziehung auf Rechtgläubigkeit der Geistlichen und vorzüglich über die wegen der Bildung dieser Geistlichen auf den Universitäten angeregten Bedenklichkeiten“*). Manches in ihnen erinnert an die Ausführungen, durch die Altenstein die von den Demagogenjägern geforderten Massregeln abzuwehren suchte, so wenn er auch hier hervorhob, wie wichtig es sei, ehe man sich zu einem Einschreiten entschliesse, genau festzustellen, was von dem als Grund der Besorgnisse Angeführten thatsächlich erwiesen sei und welche Massregeln dadurch gerechtfertigt würden; „nicht leicht, bemerkte er, ist überhaupt etwas gefährlicher, als sich mit Mitteln gegen Uebel zu beschäftigen, welche in ihrem Grund und Umfang nicht gehörig untersucht sind, da sehr leicht dadurch ein blosses Gespenst oder wenigstens eine ganz unrichtige Gestaltung verfolgt und dabei das wahre Uebel übersehen oder ein ganz neues erst durch dessen Voraussetzung geschaffen wird“. Ganz vorzüglich gefährlich erschien ihm aber dieses Herumgreifen nach Mitteln gegen noch nicht gehörig festgestellte Uebel in Religionssachen und ganz besonders wichtig, bei ihnen an dem betonten Grundsatz festzuhalten, wenn es wahrscheinlich werde, „dass eine Partei durch keckes Beschuldigen die Aufmerksamkeit von der genauen Erörterung dieser

*) Diese vom König mit bezeichnenden Randbemerkungen versehene Denkschrift Altensteins vom 10. August 1830 findet sich unter seinen Papieren im Geheimen Staatsarchiv, wo auch die von Friedrich Wilhelm III. eigenhändig corrigirten Originale seiner Cabinetsordres vom 23. Sept. 1830 aufbewahrt werden. Diese Archivalien sind Bachmann nicht bekannt geworden, der unter Benutzung der wichtigsten von ihm theilweise abgedruckten Akten des Ministeriums im zweiten Bande seines Buches über Hengstenberg eine dessen Standpunkt vertretende sehr ausführliche Darstellung des Hallischen Streits geliefert und hier auch die ältere Literatur über ihn verzeichnet hat. Von neueren Schriften s. namentlich Witte, Leben Tholucks II, 174 ff.; Benecke, Vatke S. 82 f.; Harnack in seiner Rede auf Neander im Februarheft des Jhgs. 1889 der Preussischen Jahrbücher LXIII, 194 f. und Heinrici, Twesten 419 f.

Beschuldigung durch Schilderung der dringenden Gefahr sogleich auf das Einschreiten zu lenken" suche. Er wollte darum keineswegs solche Anklagen unbeachtet gelassen wissen; indem er eingehend darlegte, wie schwierig es sei, factisch festzustellen, ob und inwieweit ein Lehrer der Theologie einen für das Dogma der Kirche oder die Bildung der künftigen Geistlichen gefährlichen Einfluss übe, zeigte er zugleich, mit welchem Ernst und welcher Sorgfalt er die von den Agitatoren der Kirchenzeitung aufgeworfenen Fragen geprüft, durch seine umsichtigen Erwägungen, die dann allerdings zu einem von ihrer Ansicht sehr abweichenden Ergebniss führten. Er machte darauf aufmerksam, dass die Aufforderung, der drohenden Gefahr entgegenzutreten, nicht von den Organen der Kirche, den theologischen Facultäten, den Consistorien und General-Superintendenten, sondern von einer Richtung ausgegangen sei, welche die bestehende Kirche selbst, wenn sich solche nicht unbedingt zu den Lehren des Pietismus bequeme, mehr oder weniger der Abweichung von dem Dogma und des Rationalismus beschuldige, während von kirchlichen Stimmen eine Besserung des Zustandes, eine Zunahme nicht nur der wissenschaftlichen Bildung, sondern auch der Glaubensfestigkeit der Geistlichen bezeugt werde. Hielt er danach die Besorgnisse, die über die Verbreitung des Unglaubens unter den künftigen Geistlichen in der Kirchenzeitung geäussert waren, nicht für begründet, so wollte er doch nicht das Vorhandensein bedenklicher Erscheinungen leugnen; aber für ihre Bekämpfung und für die Belebung kirchlichen Sinnes unter den Theologen schienen ihm andere Mittel viel geeigneter zu sein als ein directes Einwirken auf die Professoren und Strafmassregeln gegen Vertreter einer Irrlehre, da solche meist ihren Zweck verfehlten und ein Misstrauen in die siegreiche Kraft der ihnen gegenüberstehenden Lehre verriethen. Der Zweck der Universität, erklärte er dabei, sei nicht, dass hier erst den Studirenden der christliche Glaube beigebracht werde; es komme vielmehr darauf an, „dass sie dort eine wissenschaftliche theologische Bildung, wie solche der Dienst der Kirche erheischt, erhalten. Der evangelische Glaube kann dadurch bei

ihnen, ist er rechter Art, nicht leiden, da er auch gegen die Zweifel vorhalten muss, welche sich ihnen bei wissenschaftlichen Erörterungen aufdringen. Sie lernen solche abzuweisen, wenn sie sich ihrer Ausbildung nach allen Richtungen mit Ernst hingeben und ihr kirchliches Verhältniss festhalten". Er hob dann hervor, wie gerade in den letzten Decennien ein kräftigerer kirchlicher Sinn erweckt, wie für seine Belebung unter den jungen Theologen vor, während und nach ihrer Studienzeit gesorgt, wie Bedeutendes auch für und durch die Anstellung von Professoren bewirkt sei, die umfassende Gelehrsamkeit mit warmem Interesse für die Kirche verbänden. Bei solcher Sachlage widerrieth der Minister ausserordentliche Massregeln, welche „in ihrer Wirksamkeit so sehr misslich und in ihrem Erfolge so sehr zweifelhaft" seien; ein günstiger Erfolg, erklärte er dagegen, sei zu erwarten, wenn der König seine Ansicht über diese Fragen mit gleich weiser Mässigung und Milde ausspreche, wie sie in seinen dankbar aufgenommenen Aeusserungen für die Union hervorgetreten.

Wohl durfte Altenstein am Schluss seiner Denkschrift äussern, er schmeichle sich, wenigstens in ihr bethätigt zu haben, dass er sich bemüht eine umfassende Uebersicht des Ganzen und Einzelnen zu erhalten und dass es ihm Ernst sei, dem Zweck des Königs zu entsprechen; ausdrücklich wurde auch von diesem hierzu am Rand bemerkt: „Dieses ist allerdings anzuerkennen und darf nicht in Zweifel gezogen werden". Aber so sehr der Minister in seinen Ausführungen auf die persönlichen Ansichten seines Monarchen Rücksicht nahm, so zeigte sich doch gerade bei diesem Anlass auch, dass keineswegs Beider Auffassung völlig übereinstimmte. Allerdings erklärte nach der angestellten Untersuchung auch Friedrich Wilhelm III. ein Einschreiten der Regierung gegen die angeklagten Haller Professoren nicht für angezeigt; in einer zur Veröffentlichung bestimmten Cabinetsordre vom 23. Sept. 1830 an Altenstein entsprach er im Wesentlichen den von diesem gestellten Anträgen, indem er in ihr dieser Erklärung über die Haller Frage den principiellen Satz hinzufügte: „Ohne übrigens auf die Verschiedenheit der dogmatischen

Systeme in der Theologie entscheidend einwirken zu wollen, erwarte Ich dennoch von allen Lehrern derselben eine würdige Behandlung des heiligen Gegenstandes und auch bei abweichenden Ansichten ein strenges Festhalten des Gesichtspunkts, dass durch ihre Lehrvorträge junge Theologen für die evangelische Kirche gebildet werden sollen". Aber war schon in dieser Cabinetsordre weniger bestimmt, als Altenstein wünschte, die Anklage der Haller Professoren durch die Kirchenzeitung zurückgewiesen und entschiedener, als der Minister beantragt hatte, ihm selbst und Allen, die es anging, die Pflicht eingeschärft, nach der königlichen Weisung zu verfahren, so wurde ihm ferner in einer zweiten nur für ihn bestimmten Cabinetsordre dringend anempfohlen, „ernstlichste Sorge dafür zu tragen, dass die Lehrstühle der Theologie auf Unseren Universitäten zwar mit wissenschaftlich gebildeten Männern, aber nur mit solchen besetzt werden, von deren Anhänglichkeit an den Lehrbegriff der evangelischen Kirche im Sinne der Augsburgischen Confession Sie hinreichende Ueberzeugung gewonnen haben, wodurch zugleich den Verirrungen des Separatismus und den Spaltungen in der Kirche mit dem sichersten Erfolge entgegengewirkt werden wird. Wenn es daher, fuhr der König fort, auch nicht Meine Absicht ist, die auf den Universitäten bereits angestellten Professoren der Theologie, deren Ansichten, laut ihrer Schriften und ihrer mündlichen Vorträge, mit dem kirchlichen Lehrbegriff nicht übereinstimmen, bloss desshalb immediat von den Lehrstühlen zu entfernen, so giebt dies wenigstens im Interesse des Staats keinen Anlass, ihre Erhaltung zu begünstigen, falls ihnen eine Gelegenheit zur Verbesserung ihrer persönlichen Verhältnisse auf auswärtigen Universitäten oder sonst dargeboten wird. Sie haben dieses bei sich ereignenden Fällen genauer als bisher zu berücksichtigen".

Eigenhändig hat Friedrich Wilhelm III. in dem letzten Satz die gesperrt gedruckten Worte hinzugefügt und, um jeden Zweifel über ihre Veranlassung und Bedeutung auszuschliessen, in einer Nachschrift es ausdrücklich für „unverantwortlich" erklärt, dass man Gesenius, als er nach Göttingen berufen, „durch eine Gehaltserhöhung zum Bleiben vermocht" habe.

Und trat so bei diesem Hallischen Streit eine nicht unbedenkliche Verschiedenheit zwischen dem Minister und dem König hervor, so bezeugte und verschärfte er noch mehr die Differenz zwischen Altenstein und dem Kronprinzen. Dieser war gereizt über die Abweisung, welche wie andere Bestrebungen der von ihm beschützten „Mystiker“, so nun besonders die Anklagen seines Freundes Gerlach gegen die Rationalisten erfuhren*); glaubte Altenstein den erhaltenden Kräften in Staat und Kirche durch die Förderung der Hegelschen Philosophie zu dienen, so erblickte der Kronprinz hierin eine schwere Gefahr. Bei dieser Stimmung von ihm erscheint es sehr begreiflich, dass er entschieden sich gegen den von Schulze vertretenen Gedanken erklärte, Ferdinand Christian Baur nach Preussen zu ziehen.

In der Ueberzeugung, dass es unmöglich sei, den Verlust, welchen 1834 durch Schleiermachers Tod die Berliner theologische Facultät und die ganze protestantische Kirche erlitten, durch irgend einen anderen einzelnen Theologen zu ersetzen, dachte Schulze, für die verschiedenartigen Bedürfnisse, auf deren Befriedigung „in den mannigfaltigen Kreisen der vielumfassenden Thätigkeit“ des grossen Theologen es ankam, am besten zu sorgen, wenn neben einander als sein Nachfolger in seinem Predigtamt an der Dreifaltigkeitskirche Claus Harms und in die erledigte Professur Baur berufen würden. 1821 hatte Schulze bei einer Reise nach Holstein selbst eine Predigt von Harms gehört und dieser hatte durch „die Gewalt seines religiösen Gefühls, die Lebendigkeit seines Vortrags, die Naivetät seiner rednerischen Wendungen und den Reichthum seiner Sprache“ grossen Eindruck auf ihn gemacht; „überall, schrieb Schulze damals, wo Harms bloss aus dem Gefühl und zu dem Gefühl redete, ergriff er mich tief; nicht in dem Grad befriedigte er mich, wenn er belehren und zu dem Ende Gedanken entwickeln wollte“.

*) Für diese Stimmung des Kronprinzen liefern interessante Belege sein im III. Bd. des VII. Jhgs. der Deutschen Revue S. 2 f. abgedrucktes Schreiben und andere noch ungedruckte Briefe von ihm an Altenstein, die unter dessen Papieren im Geh. Staatsarchiv aufbewahrt werden.

Trotz seiner Bedenken gegen die dogmatischen Anschauungen von Harms war durch diese persönliche Erfahrung Schulze in der Ueberzeugung bestärkt, dass dieser als Prediger eine tiefgreifende wohlthätige Wirksamkeit auch in der preussischen Hauptstadt zu entfalten geeignet sei, und wohl mochte er hoffen in dieser Verbindung am leichtesten die Berufung von Baur erwirken zu können, der ihm „durch seine gründliche theologische Gelehrsamkeit, seine tiefe philosophische Bildung, seinen milde erwärmenden und belebenden Lehrvortrag, durch die sanfte Wärme und Reinheit seines religiösen Gefühls und durch die einfache Würde seiner Persönlichkeit" am besten befähigt erschien, Schleiermacher auf dessen Lehrstuhl zu ersetzen. Auch sein Minister war mit diesem seinem Vorschlag einverstanden und wandte sich sofort an Harms; dieser aber konnte sich nicht entschliessen, seine Wirksamkeit in seiner geliebten Heimath aufzugeben. An der Berufung Baurs aber wurde Altenstein, wie Schulze bemerkt, durch „geheime Einflüsterungen und Proteste" verhindert; er entschloss sich an seiner Statt Twesten zu berufen, den auf das Wärmste Neander empfohlen hatte, weil er „wahrhafte nüchterne wie innige evangelische Frömmigkeit, treue und aufrichtige Anhänglichkeit an das Princip der evangelischen Kirche mit einem vielseitig gebildeten, freien von aller einseitigen Parteirichtung entfremdeten wissenschaftlichen Geist" verbände. Auch ihn hatte Schulze 1821 in Kiel kennen und schätzen gelernt und schon damals den Wunsch geäussert, diesen „ganz vorzüglichen Lehrer" für eine preussische Universität zu gewinnen. Er und sein Minister zogen ihn namentlich dem von der Mehrheit der Facultät vorgeschlagenen Olshausen vor; so übernahm es Schulze durch persönliche Verhandlungen mit Twesten dessen Bedenken gegen die Uebersiedelung nach Berlin zum Schweigen zu bringen*) und im Sommer 1835 wurde diese in der That bewirkt.

In seiner günstigen Ansicht über Twesten war Schulze durch Daub bestärkt, den er auf einer Reise nach Süddeutsch-

*) S. Heinrici in seinem Artikel über Twesten in der 2. Aufl. von Herzogs Real-Encyclopädie XVI, 104.

land 1834 besucht und der nachdrücklich die Bestellung Twestens zum Nachfolger Schleiermachers gebilligt hatte. Auf derselben Reise aber hatte Schulze durch das Hören einer Vorlesung bei Baur und ein Gespräch mit ihm sich noch mehr davon überzeugt, wie wünschenswerth der Gewinn des grossen Tübinger Theologen sein würde; er regte desshalb auf das Neue seine Berufung nach Preussen an, als 1836 Ullmann zum Bedauern des Ministeriums, von dem er sieben Jahre zuvor nach Halle berufen war und von dem seine erfolgreiche Lehrthätigkeit und seine den Extremen abholde positive Richtung warm anerkannt wurden*), in seine badische Heimath zurückkehrte. Aber auch dieses Mal stellten unüberwindliche Hindernisse sich der Berufung Baurs entgegen; besonders wurde jetzt sein Verhältniss zu Strauss**), dessen Leben Jesu kurz zuvor erschienen war, gegen ihn geltend gemacht. Hengstenbergs Kirchenzeitung griff ihn desshalb an, Tholuck erklärte sich gegen ihn***) und der Kronprinz schrieb an Altenstein, er könne unmöglich glauben, dass es seine Absicht sei, Baur nach Halle zu berufen, „oder Sie müssen nicht wissen, dass er sich neuerdings den Ansichten eines Dr. Strauss ganz angeschlossen hat". Er forderte dringend, dass der Minister in diese Universität, in der Tholuck in Verkündigung des schriftgemässen Worts allein stehe, während „zwei Drittel der Studenten Grundsätze einsaugten, die dem Rationalismus (dem Machwerk menschlicher Satzungen und Meinungen), nicht aber dem lauteren Wort Gottes" angehörten, Männer sende, welche „den alten seit 18 Jahrhunderten bewährten Glauben mit Geist, Feuer und Kraft vertheidigten". Allerdings wurde in einem eingehenden Bericht, den aus Halle über die dortigen Verhältnisse Alten-

*) S. Beyschlags Biographie von Ullmann im Ergänzungsheft zu dem Jhg. 1867 der Theologischen Studien und Kritiken S. 30 ff., der hier S. 34 namentlich auch U's. und des Ministeriums Uebereinstimmung in dem Hallischen Streit hervorhebt.

**) Als ein „feiner sinniger Kopf", der für die Zukunft Beachtung verdiene, war Strauss 1834 von Schulze in seinem Bericht über seine Reise nach Süddeutschland bezeichnet.

***) Vgl. Witte, Leben Tholucks II, 579 ff.

stein sich erstatten liess, die Unhaltbarkeit der in dem Schreiben des Kronprinzen aufgestellten Behauptungen dargethan, nachgewiesen, wie durch ihr Parteitreiben die Pietisten die Sache schädigten, der sie dienen wollten, und in diesem Zusammenhang auch das Bedenkliche ihrer Agitationen gegen Baur hervorgehoben; doch erreichten dessen Gegner, dass von seiner Berufung Abstand genommen wurde. Schulze wünschte darauf der Haller Facultät Richard Rothe zuzuführen, dem schon früher von ihm wie von den anderen massgebenden Männern des Ministeriums Wohlwollen und Vertrauen bekundet waren*); er liess ihm im April 1837 durch Tholuck schreiben, dass wenn ihm darum zu thun wäre, die Professuren in Greifswald und Halle ihm nicht entstehen würden. Aber der Mittheilung, dass er diesen Auftrag ausgeführt, fügte Tholuck hinzu, es sei Rothes Grundsatz nichts zu suchen, sondern sich suchen zu lassen**); so unterliess er auch die von Schulze gewünschte Eröffnung, zumal da er, wie dieser bemerkt, „fürchtete, mit einem Mitgliede der Facultät nicht in Frieden leben und wirken zu können", und folgte einem Ruf nach Heidelberg. Schmerzlich empfand Schulze auch die Schwierigkeiten, die sich in Berlin der Beförderung des von ihm besonders geschätzten Vatke entgegenstellten; er musste sich darauf beschränken, seine Ernennung zum ausserordentlichen Professor ohne Gehalt durchzusetzen; sie wurde von Altenstein 1837 während einer Badereise des Kronprinzen vollzogen***).

Bei keiner anderen Facultät, sehen wir, hatten Schulze und sein Minister mit so vielen Hindernissen zu kämpfen, als bei der theologischen; auf die Durchführung vieler ihnen besonders werther Gedanken mussten sie verzichten, viele harte Angriffe wurden namentlich von pietistischer Seite gegen sie gerichtet. So ist denn auch von Tholuck beklagt, dass Altenstein „nicht dieselbe Energie christlicher Gesinnung

*) Vgl. Nippold, Rothe I, 333. 462 ff.

**) S. Tholucks Brief an Schulze vom 12. April 1837 im Geheimen Staatsarchiv. Vgl. Nippold, Rothe II, 88.

***) Vgl. Benecke, Vatke an den im Register s. v. Schulze aufgeführten Stellen, namentlich S. 269 ff.

besessen habe, wie sein königlicher Gebieter"; bei solcher Klage, bei der Verschiedenheit seines Standpunkts von dem des Ministers und seines einflussreichsten Raths fällt doppelt schwer ins Gewicht, dass von ihm zugleich Beider Hingabe an die Interessen der Wissenschaft anerkannt und besonders betont ist, wie sehr es Schulze „am Herzen lag, nur das wissenschaftlich Hervorragende in allen Theilen seiner Amtsthätigkeit zu befördern"*). Und für die Richtigkeit dieses Urtheils spricht wohl die auf den vorstehenden Blättern versuchte Darstellung der wichtigsten unter seinem Einfluss bewirkten oder von ihm erstrebten Berufungen und seiner Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten seiner Zeit. Absichtlich ist mit ihr die Schilderung seiner Leistungen für die preussischen Universitäten begonnen, denn ausdrücklich bezeichnete er selbst die gute Besetzung der Lehrstellen als „die erste und schwierigste Aufgabe für die Verwaltung der deutschen Hochschule. Die verschiedenen Institute, bemerkt er, mögen sie noch so reich ausgestattet und noch so einsichtig eingerichtet sein, haben nur einen untergeordneten Werth, so lange es noch für die betreffenden Zweige der Wissenschaft an Lehrern fehlt, welche sich in denselben durch hervorragende Talente, durch Kenntnisse und Lehrgabe als Meister ihres Fachs geltend machen. Und solche Männer auszumitteln, zu gewinnen und dauernd zu behalten hängt oft mehr von dem glücklichen Zusammentreffen äusserer Umstände, von der schnellen muthigen Benutzung einer günstigen Fügung als von noch so planmässiger Ueberlegung ab. Die Verwaltung unter dem Minister von Altenstein hat sich solcher Silberblicke in der Geschichte der deutschen Universitäten zu erfreuen gehabt und sie nicht unerkannt und unbenutzt vorübergehen lassen".

Wohl waren es selten günstige Fügungen, welche in seinen Tagen durch das gleichzeitige Auftreten grosser Forscher auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft einem einsichtigen Unterrichtsministerium sich boten; sie für die preussischen Universitäten nutzbar zu machen, haben Schulze

*) S. Tholucks Artikel in Herzogs Realencyclopädie I², 318.

und sein Minister eifrigst aller ihnen zu Gebote stehender Mittel sich bedient. Um sich über die in Betracht kommenden Personen und Verhältnisse zu unterrichten, hielten sie gern an der alten Einrichtung fest, dass die Corporationen zu befragen seien, um deren Ergänzung es sich handelte; ausdrücklich ist in den unter Schulzes Mitwirkung festgestellten Statuten für die Facultäten der Berliner und der Bonner Universität ihr Präsentationsrecht anerkannt, indem ihnen gestattet wurde, bei Erledigung eines ordentlichen Lehrstuhls dem Ministerium drei geeignete Männer gutachtlich in Vorschlag zu bringen*); als Hoffmann von Fallersleben, der mit einflussreichen Persönlichkeiten der Breslauer Universität im Streit lebte, 1835 bei Schulze sich um ein Ordinariat bewarb, erklärte er: „Der Minister darf die Wünsche und Vorschläge der Facultät nicht unberücksichtigt lassen"**). Aber freilich nicht überall glaubten Altenstein und Schulze diesen folgen zu dürfen; nicht nur neu errichtete Professuren für bisher nicht vertretene Fächer, sondern auch manche erledigte Lehrstühle sind unter ihrem Einfluss anders besetzt, als von den betheiligten Corporationen gewünscht war. Schulze äussert über diese wichtige Frage in den Denkwürdigkeiten, die er am Ende seines Lebens aufzeichnete: „Den Statuten gemäss wurden bei Erledigung von ordentlichen Lehrstellen sowie bei Beförderung von Privatdocenten zu ausserordentlichen Professoren die Facultäten zur Abgabe ihrer Vorschläge und ihres Gutachtens veranlasst und in der Regel soweit berücksichtigt, als sie sich durch den höchsten wissenschaftlichen Gesichtspunkt bestimmen liessen und diesen zur Geltung zu bringen bestrebt waren. Nicht immer und nicht bei allen Facultäten war dieses der Fall, und nur von der philosophischen Facultät der Universität Berlin weiss ich zu rühmen, dass sie sich in ihren Berichten und Vorschlägen stets von untergeordneten persönlichen und Parteirücksichten fern gehalten und die reine Sache der Wissenschaft freimüthig und tapfer vertreten hat".

*) S. Koch, Preuss. Universitäten I, 70, 96, 121, 147, 224, 238, 252, 267, 283 f.

**) S. Hoffmanns Buch Mein Leben II, 273 f.

Manchem Leser dürften diese Sätze nicht unbedenklich erscheinen; aber kaum wird nach den angeführten Thatsachen zu leugnen sein, dass Schulze treu den hier vertretenen Anschauungen auch in der Praxis sich bemüht hat, „den höchsten wissenschaftlichen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen“. Es hing damit zusammen, dass und wie er besondere Rücksicht auf die literarischen Arbeiten der zu berufenden oder zu befördernden Docenten nahm; oft hat er die Regel eingeschärft, Niemand zum Professor zu machen, „bis er ein tüchtiges Buch geschrieben, ein Werk, welches man vorlegen, womit man Ehre einlegen, worauf man fussen kann“*). Mit unermüdlichem Eifer suchte er über die wissenschaftliche Literatur sich zu unterrichten; was er von seinem Minister sagt, dass er mit lebendiger Theilnahme die neuen Erscheinungen in den verschiedensten Gebieten verfolgte, von den an ihn eingesandten Werken selbst Kenntniss zu nehmen für eine Pflicht seines schwierigen Berufes erachtete, und wenn ihm im steten Geschäftsdrang am Tage keine Musse zu ihrer Erfüllung blieb, er sie noch in der Nacht zu finden wusste, das gilt in noch grösserem Umfang von ihm selbst. Zahlreiche Dankschreiben von ihm an Schriftsteller, die ihm oder seinem Chef ihre Arbeiten überschickt hatten, bezeugen, dass er sich nicht damit begnügte, sie flüchtig anzusehen, sondern theils selbst sie genauer studirte, theils von Sachverständigen ein Urtheil über sie einzog. Im Ministerium wurden begreifliche Zweifel laut, ob es zweckmässig sei, dass für die eingesandten Schriften in der Regel mit Eingehen auf ihren Inhalt gedankt würde, und auch Schulze verschwieg nicht die dagegen sprechenden Bedenken. Namentlich betonte er, wie viel Zeit und Arbeit diese Sitte dem Referenten koste; aber er hob zugleich ihre Vorzüge hervor: habe sie doch „nicht wenig dazu beigetragen, ein die Sache selbst förderndes Verhältniss zwischen dem Minister

*) In diesen Worten gab er der oft von ihm verkündeten Anschauung Holtei gegenüber Ausdruck, der in seinen Vermischten Aufsätzen II (1866), 93 ff. ausführlich mit seiner behaglichen Laune die für Schulze und auch für Alexander von Humboldt charakteristischen Vorgänge vor der Ernennung Kahlerts zum Professor erzählt hat.

und den betreffenden Verfassern zu begründen und zu erhalten und im In- und Ausland das Ministerium in den guten Ruf zu bringen, dass es jedes wissenschaftliche Streben nach seinem Verdienst ehre, auch das untergeordnete Talent ermunternd anerkenne und für die Beurtheilung literarischer Arbeiten wohl den richtigen Massstab zu finden wisse“. Und ausdrücklich sprach daraufhin auch Altenstein seinen Wunsch aus, dass das persönliche Band zwischen ihm und den wissenschaftlichen Autoren erhalten und durch diesen Gesichtspunkt auch die Form des Dankes für ihre Einsendungen bestimmt würde.

Für seine amtliche Thätigkeit und für seine eigene wissenschaftliche Fortbildung, die er auch in jener Interesse für unerlässlich hielt, suchte Schulze die umfassende Lectüre, der er sich so unterziehen musste, möglichst fruchtbringend zu gestalten; aber wohl erkannte er die Gefahren, welche mit der Aufnahme so verschiedenartiger Eindrücke verbunden waren; um ihnen zu begegnen, um den richtigen Massstab, den Sinn für das einfach Grosse nicht zu verlieren, wandte er sich auch jetzt mitten zwischen allen Arbeiten und Geschäften gern immer wieder seinen geliebten alten Classikern zu. Ihre Lectüre pflegte er eine Zeit lang auch mit gelehrten Freunden in der Graeca*); mannigfache Anregungen bot ihm auch der Besuch der gesetzlosen Gesellschaft, in der auch er an ihres Stifters, an Buttmanns Humor sich ergötzte. Zu anderem grösserem geselligem Verkehr liess ihm die Fülle der ihm obliegenden Arbeiten keine Zeit; sie hinderte ihn auch an eigener literarischer Production. Seine Ausgabe der Werke Winckelmanns hatte er mit einer Publication seiner Briefe beschliessen wollen und manches Stück

*) Bald nach seiner Ankunft in Berlin in die Graeca aufgenommen zog er sich aus ihr zurück, als Bedenken gegen die Aufnahme des von ihm vorgeschlagenen Meineke erhoben wurden, der dann freilich kurz hernach doch in die Gesellschaft eintrat. Desshalb wohl ist Schulze nicht unter den Genossen der Graeca von M. Hertz erwähnt, der in seiner Biographie Lachmanns S. 210 ff. eingehender diese und die gesetzlose Gesellschaft bespricht und unter den Mitgliedern der letzteren auch Schulze ausdrücklich aufführt.

für sie gesammelt; jetzt musste er ihre Veröffentlichung einer befreundeten Hand überlassen. Er konnte auch den Plan nicht ausführen, den er gefasst hatte, in einer grösseren Schrift den Zustand der höheren preussischen Bildungsanstalten und die Grundsätze, nach welchen sie geleitet würden, darzustellen*); er musste sich darauf beschränken, das Unternehmen des Geheimen Registrators im Ministerium Koch zu unterstützen, der 1839 und 1840 eine Zusammenstellung der auf die Verfassung und Verwaltung der preussischen Universitäten bezüglichen Verordnungen herausgab, und seine Anschauungen in wichtigen pädagogischen Fragen bei den früher erwähnten Besprechungen der Arbeiten von Cousin und Thiersch in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik wenigstens anzudeuten. Auch bei seiner Mitarbeit für die Herausgabe der Werke Hegels, von denen er die Phänomenologie des Geistes durchzusehen und zu publiciren unternahm, war, wie er selbst in dem Vorwort bemerkte, sein Streben „lediglich dahin gerichtet, einen in allen Beziehungen correcten Text zu liefern und besonders die Stellen, wo sinnstörende Druckfehler das Verständniss erschwerten oder der grammatische Zusammenhang in etwas verdunkelt war, zu reinigen und den Forderungen des Gedankens anzupassen, ohne doch dadurch das Ursprüngliche des Inhalts und die grossartige Eigenthümlichkeit der Darstellung zu gefährden“; aller wesentlichen Aenderungen und Zusätze glaubte er sich enthalten zu müssen. Aber gerade diese seine Arbeit zeigt auch seine hohe Achtung vor strenger wissenschaftlicher Thätigkeit; konnte er nicht an solcher selbst schöpferisch Theil nehmen, so hat er durch das rege Interesse und feine Verständniss, das er verschiedenartigsten wissenschaftlichen Leistungen gegenüber bekundete, durch seine „elastische Receptivität“, die der ihm nahe stehende Graffunder**) mit Recht

*) Im März 1826 schrieb er an Böttiger, schon seit längerer Zeit sammle er zu einer solchen grösseren Schrift, bei seinem Amt aber fehle es ihm zu sehr an Musse, um seine Materialien so wie er wünsche zu verarbeiten.

**) In den leider nur kurzen Bemerkungen zur Charakteristik Schulzes, die Graffunder auf Veranlassung Kiesslings aufzeichnete, als

als seine „Virtuosität“ bezeichnet, „an seiner Stelle mehr geleistet als vorherrschende Productivität geleistet haben möchte“. Dass er und sein Minister so warme und verständnissvolle Liebe für wissenschaftliche Arbeit besassen und bewiesen, brachte, wie Graffunder hervorhebt, „unberechenbaren Gewinn: daher das weitverbreitete Gefühl des Vertrauens der Meister und Jünger der Wissenschaft zu dieser Administration, von welcher sie sich geachtet, ja verehrt und geliebt wussten; daher das fruchtbare Bewusstsein der Freiheit der Forschung, des sicheren Schutzes aller lauteren Bestrebungen, auch der schüchternsten Versuche im Dienste der Wahrheit; daher die Freudigkeit der hochgehaltenen Mühe der Fortpflanzung des geistigen Lebens in der Unterweisung der Jugend“.

Einen in dem Vorstehenden angedeuteten für Schulze und seine Wirksamkeit besonders bedeutenden Punkt hat klar und bestimmt namentlich der akademische Prediger an seinem Sarge, hat Steinmeyer betont, indem er unter den ihn auszeichnenden Eigenschaften nachdrücklich „die Liebe zu der Sache, aber auch zu den Personen, zu den Personen, aber auch zu der Sache“ pries. Sein Beruf stärkte in dem Schüler Schleiermachers die Neigung und Fähigkeit, die Bücher, die er las, als Zeugnisse der Individualität ihrer Verfasser zu betrachten; ihm war es inneres Bedürfniss, von dieser ein möglichst klares Bild zu gewinnen und ihre Entwicklung nach Kräften zu fördern. Mit „tiefernster Gewissenhaftigkeit“ bemühte er sich, seine sachlichen Erwägungen von dem Einfluss aller persönlichen Rücksichten und Gefühle frei zu halten; er war davon überzeugt, wie er in einem vertraulichen Briefe*) aussprach, dass „man gerade in Universitäts-Angelegenheiten nicht selten in den Fall kommt, das Gefühl des Mitleids zurückdrängen, ja unterdrücken zu müssen, damit das Mittelmässige nicht Platz gewinne, wo einzig und allein von dem anerkannt Tüchtigsten ein erfolgreiches Wirken zum Frommen und zur Ehre der Wissenschaft zu erwarten ist“. Aber wo

dieser nach Schulzes Tod eine Gedächtnissrede auf ihn hielt, die in der Sammlung seiner Schulreden durch Bamberg erwähnt, aber nicht abgedruckt ist.

*) An Ritschl am 3. Februar 1860.

er eine hervorragende Kraft entdeckt hatte, da sah er nicht nur seine Amtspflicht, sondern Herzensfreude darin, ihr den geeignetsten Platz zum Wirken zu schaffen; er bewährte sein pädagogisches Talent in dem feinen Blick für die eigenthümlichen Anlagen jüngerer Gelehrter und in ihrer liebevollen Pflege. Viel verlangte er eben von denen, die er besonders schätzte; nicht blind für ihre Schwächen, scheute er sich nicht sie offen zu tadeln; gerade dadurch bewies er oft am besten, wie warm sein Herz für diejenigen schlug, an die er seine ernste Mahnung richtete. Wenn er häufig im Gespräch einen von ihnen „Mein liebes Kind" nannte, so war das bei ihm nicht eine leere Redewendung: welch wahrhaft väterliches Wohlwollen er jüngeren Gelehrten erwies, das haben aus eigener persönlicher Erfahrung nicht nur in den oben erwähnten Aeusserungen Heinrich Leo und Johannes Müller, Pott und Ritschl, das haben auch sonst viele unter einander sehr verschiedenartige Zeugen dankbar bekannt. Weil er innerliche Freude an kräftiger Ausbildung der Individualität besass, dachte er nicht daran zu verlangen, dass allen Bäumen eine Rinde wachse; gleichzeitig hat er geistvolle Vertreter sehr von einander abweichender Richtungen freundlich ermuntert und gefördert. Selbst gewohnt, lebhaft seine persönliche Ansicht zu verfechten, zürnte er denen nicht, die mit gleicher Offenheit ihm entgegentraten; „den Geist nicht zu dämpfen war, wie Rudolf Köpke berichtet, seine stete Rede". Allerdings hat wohl seine Lebhaftigkeit manchmal auch Anstoss erregt; viele beglaubigte und unbeglaubigte Geschichten wurden in akademischen Kreisen von der Redseligkeit und dem stürmischen Aufbrausen des „kleinen Ministers", des Johannes parvulus erzählt. Auch seinen Chef wies der sehr anders geartete Nicolovius einmal auf das Bedenkliche und Gefährliche solcher Aeusserungen eines Rathes des Ministeriums hin, und Altenstein entschloss sich darauf, ihm grössere Vorsicht anzuempfehlen; aber voll erkannte er dabei die Offenheit seines Urtheils und die auch in solchen Zügen zu Tage tretende Wärme seines Interesses an. Er wusste wohl, welchen Helfer er an diesem selten begabten mit unermüdlicher Frische thätigen Mitarbeiter besass; mit „wehmüthiger

Freude" hat Schulze noch lange nach Altensteins Tod der letzten vertraulichen Unterhaltung mit ihm gedacht*), in der sein Minister ihn mit Thränen in den Augen umarmte und sagte: „Wie hätte ich das leisten können, wenn ich Sie nicht gehabt?" Und Nicolovius selbst war nicht zweifelhaft darüber, dass sehr vortheilhaft Schulzes lebhafte Art wirken könne; als er 1820 einmal dem Minister über einen Mann berichtete, den er genauer hatte erforschen sollen, bemerkte er: „Auch habe ich einen Besuch bei Herrn Geh. Rath Schulze veranlasst, der durch seine Lebendigkeit im Reden und Fragen gewiss mehr hervorziehen wird, als Herrn Süvern und mir bei unserer Eigenthümlichkeit gelingen möchte". Für den Beruf, an dem, wie Schulze selbst aussprach, „sein Herz mit all seinen Lebensfäden hing", waren unfraglich die Vorzüge seines lebhaften Naturells viel erheblicher als die Unannehmlichkeiten, die zuweilen seine damit zusammenhängenden kleinen Schwächen veranlassen konnten. Er dachte, wie Rudolf Köpke betont, nicht daran, „diese zu verdecken; anders zu scheinen als er war, achtete er tief unter sich. Freilich glich seine Rede mitunter einem schwellenden Bergstrom, der mancherlei mit sich führt; gern schien er zu Donner und Blitz zu greifen, aber ein ruhiges zur Sache treffendes Wort konnte ihn tief bewegen, dann trat, wie nach Unwettern die Sonne, sein reines Wohlwollen, die Zartheit und unzerstörbare Güte seines Wesens nur um so mehr zu Tage".

Eine Persönlichkeit dieser Art war in seltenem Masse geeignet, wie für die Gymnasien so auch für die Universitäten Preussens hervorragende Lehrer zu gewinnen, und noch mehr als bei jenen glaubte bei diesen Schulze hierauf das Hauptgewicht legen zu müssen; aber zugleich hielt er sich verpflichtet, für Einrichtungen zu sorgen, welche die Wirksamkeit der berufenen Professoren möglichst nutzbar für die Jugend machten. Durch diesen Gesichtspunkt liess er sich auch bei Ausarbeitung der Verordnungen über die Reifeprüfung der Abiturienten von den Gymnasien leiten; freute es auch ihn, wenn wissenschaftlich interessirte Ausländer durch

*) In einem Brief an Göttling vom 28. Juni 1858.

den Ruf der preussischen Universitäten ihnen zugeführt wurden, so waren doch nicht auf eine möglichst grosse Zahl ihrer Besucher, sondern auf ihre möglichst gute Ausrüstung zu den Studien seine und seines Ministers Bestrebungen gerichtet. Schon in anderem Zusammenhang ist der Massregeln gedacht, welche sie zur Fernhaltung unreifer und unbegabter Jünglinge von den Hochschulen trafen und welche dazu mitwirkten, während der zweiten Hälfte ihrer Verwaltungsthätigkeit die in den zwanziger Jahren bedenkliche Zunahme von Studenten namentlich der Jurisprudenz und der Theologie zu verringern*); wie durch seine Regelung der Abiturientenprüfung eine möglichst gute Vorbildung der die Hochschule beziehenden Jünglinge, suchte Schulze gediegene wissenschaftliche Studien auch durch Bestimmungen über Examina während und nach Vollendung der Studienzeit zu fördern.

Er trat für strenge Anforderungen bei Ertheilung der akademischen Würden ein; in diesem Sinne gab er den Statuten für die Berliner Facultäten die endgültige Fassung, in der sie 1838 publicirt wurden, indem er sich dabei wesentlich an den von Böckh für die philosophische Facultät ausgearbeiteten Entwurf anschloss: hier wie in den bereits 1834 festgestellten Bonner Statuten wurde besonderes Gewicht darauf gelegt, dass wer die Doctorwürde erlangen wolle, in einer zu druckenden Dissertation eine selbstständige wissenschaftliche Leistung vorlege und den Besitz genügender allgemeiner wissenschaftlicher Bildung nachweise. Gleichem Zweck sollten einzelne Verfügungen dienen, die schon vorher

*) Auf den sechs preussischen Landesuniversitäten und der Akademie zu Münster waren im Sommer 1820 im Ganzen 3144 Studenten immatriculirt, darunter 938 Juristen, 853 evangelische und 256 katholische Theologen; im Winter 1829/30 war die Gesammtzahl der Studenten auf 6160, die der Juristen auf 1628, die der evangelischen Theologen auf 2192 und die der katholischen auf 853 gestiegen; von da trat ein Rückgang ein, sodass im Sommer 1840 wieder nur 4310 Studenten, darunter 957 Juristen, 1143 evangelische und 432 katholische Theologen gezählt wurden. Vgl. die von J. G. Hoffmann gegebene Uebersicht in der Sammlung seiner kleinen Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts S. 187ff. und die bereits oben S. 375 erwähnten Arbeiten von Schubert und Conrad.

das Ministerium über theologische und medicinische Promotionsprüfungen erlassen hatte; um dem Missbrauch entgegenzutreten, dass die inländischen Hochschulen, die bei Verleihung der akademischen Grade sich einer löblichen Strenge befleissigten, übergangen und unter leichteren Bedingungen solche im Ausland erworben würden, ward für die im Ausland Graduirten die Erlangung der mit dem Doctortitel vom Staat verbundenen Vortheile von einer Nostrification bei einer inländischen Universität abhängig gemacht*).

Namentlich hinsichtlich der Mediciner glaubte Schulze auf gründliche wissenschaftliche Studien hinwirken zu müssen, nach den Klagen, die über sie von sachkundiger Seite, die besonders von Hufeland vorgetragen wurden. In einem Bericht, den er 1825 nach dem Schluss der medicinischen Staatsprüfungen erstattete, wies er darauf hin, dass die grösste Zahl der Geprüften zu Routiniers, aber nicht zu wissenschaftlichen Aerzten ausgebildet sei. Besser hatten sich nach seiner Darstellung die Zöglinge des militärischen Friedrich-Wilhelms-Instituts bewährt; Hufeland schrieb dies der längeren Dauer, der besseren Ordnung ihres Studiums und ihrer wiederholten Prüfung zu; ihm schienen zur Abstellung der Mängel, die er seit lange bei den Staatsprüfungen an der Mehrzahl der Candidaten beobachtet hatte, neben anderen auf grössere Ordnung hinzielenden Einrichtungen, für die, wie Schulze bemerkte, bereits gesorgt war, besonders die gesetzliche Bestimmung eines vierjährigen Zeitraums für die medicinischen Studien und die Einführung eines theoretischen Examens in der Hälfte der Studienzeit erforderlich zu sein. Schulze entwarf darauf eine Vorstellung an den König, in welcher er darlegte, dass bei dem 1804 für das Universitätsstudium

*) Vgl. die Berliner und Bonner Facultätsstatuten bei Koch, Preuss. Universitäten I, 62 ff. 219 ff. und die ebenda I, 491 ff. II, 18 ff. 77 ff. abgedruckten Verfügungen des Ministeriums, unter denen die gegen die bullirte Promotion an die bischöflichen Behörden gerichtete Verfügung auch für den Kirchenhistoriker beachtenswerth ist. In einem ebenfalls von Schulze concipirten Rescript vom 12. Mai 1820 wurde auch hinsichtlich der Doctoren der alten Kölner Universität bestimmt, dass ihnen die Begünstigungen der auf einer inländischen Universität promovirten Doctoren nicht zuzuerkennen seien.

festgesetzten Triennium viele Studirende der Heilwissenschaft bei dem erweiterten Umfange ihrer theoretischen und praktischen Theile verleitet würden, den theoretischen Studien nicht die erforderliche Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen und die praktischen Uebungen, deren Nothwendigkeit sich ihnen in Rücksicht auf ihren künftigen Beruf besonders aufdringe, viel zu früh zu beginnen, wovon Seichtigkeit und Ungründlichkeit die unvermeidliche Folge sei; desshalb sei auch in Baiern, Würtemberg, Oesterreich und Frankreich ein längerer Zeitraum für das medicinische Studium bestimmt. Der König genehmigte noch 1825 den Antrag des Ministeriums, dass fortan Niemand zu den medicinischen Promotions- und Staatsprüfungen zugelassen werden dürfe, der nicht vier volle Jahre hindurch die Heilwissenschaft und die damit verbundenen Hülfswissenschaften studirt und das vierte Jahr besonders zum Besuch der praktischen Institute benutzt habe, und in wieder durch Schulze concipirten Verfügungen wurde im Januar 1826 diese Bestimmung bekannt gemacht und im Zusammenhang damit zugleich ein theoretisches Examen angeordnet, um die Kenntnisse der Aspiranten des medicinischen Doctorgrades „in den allgemeinen Hülfswissenschaften der Arzneikunde“ festzustellen. Sie sollten dabei namentlich in Logik und Psychologie, Physik und Chemie, sowie in Botanik, Mineralogie und Zoologie von den betreffenden Professoren der philosophischen Facultät unter Vorsitz des Decans dieser und in Gegenwart des Decans der medicinischen Facultät geprüft werden. Allerdings wurden nun gegen diese Einrichtung des Tentamen philosophicum Bedenken namentlich von der Berliner medicinischen Facultät erhoben; sie sprach die Besorgniss aus, dass die Lehrer der Naturwissenschaften, die „nicht immer Doctores medicinae, gerade solche Gegenstände von den Studirenden zu wissen verlangten, welche dem künftigen Arzt am wenigsten zu wissen nützlich“ seien, und dass durch ein zu ausgedehntes Studium der Naturwissenschaften die für die praktischen Uebungen nöthige Zeit den Studirenden entzogen würde, und erklärte sich besonders gegen ein Examen in der Philosophie, deren Studium besser den Gymnasien zu überlassen sei.

Schulze aber wies bestimmt diese Einwendungen zurück, indem er nachdrücklich die Nothwendigkeit für die Aerzte betonte, auf der Universität Naturwissenschaft und Philosophie zu treiben. Er hatte diese Erwiderung in Abwesenheit Altensteins, aber nach dessen Instruction an die Facultät gerichtet; als diese nun nach der Rückkehr des Ministers ihn auf das Neue ersuchte, das Examen in der Philosophie fallen zu lassen, und dabei hervorhob, dass jeder Professor der Philosophie alle Philosophie ausser der seinigen verachte und es sehr gefährlich sei, wenn irgend eine Philosophie aufgedrungen werde, ermächtigte Altenstein seinen Rath zu entschiedener Abwehr dieses offenbar gegen ihn und Hegel gerichteten Angriffs. Ohne ihn zu nennen, wurde hinsichtlich des Letztern dabei bemerkt, vertrauensvoll dürfe der Minister von ihm erwarten, dass er die Prüfung der Candidaten der Medicin in Logik und Psychologie auf eine zweckmässige Weise vollziehen und die desfallsigen bis jetzt aller Begründung entbehrenden Besorgnisse der Facultät durch die That widerlegen werde. Vorsicht bei Ausführung der Bestimmungen über das Tentamen erklärte auch Altenstein für erforderlich; desshalb wurde 1828 Seitens des Ministeriums ausdrücklich gebilligt, dass die Berliner philosophische Facultät bisher nur milde Anforderungen an die Candidaten gestellt habe, und die zuversichtliche Erwartung ausgesprochen, dass sie auch weiter „nur insofern in die Einzelheiten eingehen werde, als dieselben für den künftigen praktischen und wissenschaftlich gebildeten Arzt nothwendig“ seien. So wurde das Tentamen philosophicum in das Leben eingeführt; nachdrücklich hebt Schulze hervor, dass seine Bemühungen für diese Einrichtung nicht nur bei der philosophischen Facultät Anerkennung gefunden, sondern auch hervorragende Mediciner, unter ihnen Rust und Hufeland, Schönlein und Joh. Müller lebhaft dies Examen befürwortet hätten*).

*) Zur Ergänzung und Erläuterung der bei Koch II, 64 ff. abgedruckten Verfügungen über die Einführung des Tentamen philosophicum konnte ich die im Unterrichtsministerium aufbewahrten Akten über bessere Einrichtung des medicinischen Studiums (U 1 Gen. 9) benutzen.

Auch bei den anderen Facultäten allgemeine wissenschaftliche Bildung durch zweckmässige Examensbestimmungen zu fördern war Schulze eifrig bemüht. Schon früher sind seine auch in dieser Richtung bedeutungsvollen Arbeiten für die Regelung der Lehrerprüfung besprochen; auch bei den Juristen suchte er der oft beklagten Oberflächlichkeit und Einseitigkeit ihrer Ausbildung entgegenzuwirken. In dieser Absicht war 1804 ein dreijähriges Universitätsstudium auch für sie vorgeschrieben; hierzu sollten wie die strengeren Bestimmungen über die Reifeprüfung der Abiturienten an den Gymnasien auch verschiedene Rescripte dienen, durch welche „das handwerksmässige Erlernen des blossen bürgerlichen Privatrechts“ getadelt und die Nothwendigkeit wissenschaftlichen Studiums, einer Berücksichtigung auch des öffentlichen Rechts und des Besuchs exegetischer Vorträge in lateinischer Sprache eingeschärft wurde*). Altenstein und Schulze aber glaubten nicht, dass ein befriedigender Zustand durch diese Massregeln hergestellt sei. Als in der letzten Zeit Friedrich Wilhelms III. vom Staatsministerium eine Commission eingesetzt wurde, um eine neue Prüfungsordnung für die höheren Civilbeamten auszuarbeiten, trat zunächst in dieser Commission, in die sein Minister ihn entsandt hatte, Schulze dafür ein, dass an die angehenden Verwaltungsbeamten höhere Forderungen hinsichtlich ihrer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gestellt würden; er schlug vor, dass sie auch in Philosophie, Naturwissenschaften und Staatswissenschaften geprüft werden sollten. Entschieden aber erklärten sich die anderen Mitglieder der Commission gegen seine Anträge, indem sie das Hauptgewicht auf „eine einseitige juristische Bildung nebst der mittelst des Referendariats zu erwerbenden Erfahrung und praktischen Gewandtheit in den verschiedenen Verwaltungszweigen“ legten. Die von ihnen ausgearbeitete Instruction gedachte Altenstein in einem ausführlichem Votum zu bekämpfen; aber noch ehe er dies vollendet hatte, starb er. Bald nach seinem und

*) Vgl. die bei Koch II, 187 ff. abgedruckten Verfügungen und das auch sie berücksichtigende Buch von Goldschmidt, Rechtsstudium und Prüfungsordnung S. 186 ff. 396 ff.

seines Königs Tod trat zu demselben Zweck eine neue Commission zusammen; sie brachte, wie Schulze bemerkt, in „wenigen Sitzungen den Entwurf einer Instruction für die obere Examinations-Commission für die Civilbeamten zu Stande, welche ich weder abzuwenden noch zu billigen vermochte". Seine Bedenken wird kaum für ungerechtfertigt erklären, wer die weitere Entwicklung sich vergegenwärtigt*).

Hielt Schulze die Aufstellung solcher Forderungen an die Candidaten der Staats- und Promotionsprüfungen für nöthig, um sie zu ernstem Studium auf den Universitäten anzutreiben, so lag ihm besonders daran, zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten die Studirenden zu ermuntern. Als ein geeignetes Mittel hierfür sahen er und sein Minister die Ausschreibung von Preisaufgaben an. Schon 1812 war für die Königsberger Universität die jährliche Verkündigung solcher Aufgaben angeordnet und hierzu jeder Facultät eine Summe von 50 Thalern zur Verfügung gestellt; eine gleiche Einrichtung wurde nun 1820 für Bonn, 1821 für Breslau, 1824 für Berlin und Halle, 1831 für Münster und 1839 für Greifswald getroffen. Ausdrücklich war bestimmt, dass die Aufgaben sich auf rein wissenschaftliche Gegenstände beziehen, dass sie dem wissenschaftlichen Standpunkt der Studirenden angemessen sein und dass von diesen dabei „selbstthätige Forschung und eigenes Urtheil"**) gefordert werden sollten.

Um ihnen ein zweckmässiges Stüdiren und Arbeiten auf der Universität zu erleichtern, suchte Schulze bei der ihm obliegenden Revision der Vorlesungsverzeichnisse auf möglichste Vollständigkeit des Unterrichts und möglichst passende Ansetzung der Stunden für die einzelnen Vorlesungen mit hinzuwirken; in dieser Absicht wurde ein chronologisches Verzeichniss dem Lectionskatalog hinzugefügt. Auch veranlasste

*) Vgl. die Gutachten von Cohn, Bosse und Nasse in dem auf die Vorbildung zum höhern Verwaltungsdienst bezüglichen XXXIV. Bd. der Schriften des Vereins für Socialpolitik S. 55 ff., 149 ff., 159 ff. und die hier S. 57 f. 150 citirte Literatur.

**) So wörtlich in den Reglements für Bonn und Halle. Diese und die andern Erlasse des Ministeriums hinsichtlich der Preisaufgaben s. bei Koch II, 311 ff.

er die Facultäten, den Studenten bei der Inscription einen Studienplan mitzutheilen und ihnen dadurch einen sachkundigen Rath hinsichtlich der Auswahl und Zeitfolge der zu hörenden Vorlesungen zu ertheilen*). Vor allem wichtig aber waren Schulzes Bemühungen für die Einrichtung von Seminaren neben den Vorlesungen. Schon oben ist der Förderung gedacht, welche der alte Zögling von Wolfs philologischem Seminar ähnlichen Instituten in Berlin und Bonn, in Breslau und Halle, in Königsberg, Greifswald und Münster zu Theil werden liess und an die Bedeutung erinnert, die sie für die „Bildung eines gelehrten und wissenschaftlich tüchtigen Schulstandes"**) gewonnen haben. Ausser ihnen sind unter dem Ministerium Altenstein theologische Seminare, ist in Königsberg 1832 auch das erste historische und 1834 das erste mathematisch-physikalische Seminar eingerichtet, in dem Jacobi die Abtheilung für Mathematik und Neumann diejenige für mathematische Physik zu leiten übernahm. In demselben Jahr wurde hier auch ein Seminar für die Naturwissenschaften eröffnet, nachdem schon 1825 ein solches in Bonn gegründet war; als Sohncke, der in Königsberg neben Jacobi die mathematischen Uebungen geleitet hatte, nach Halle versetzt war, wurde auch hier ein ähnliches Institut eröffnet, dem dann nach dem 1839 erlassenen Reglement eine weitere Ausdehnung gegeben, das zugleich für Mathematik und Naturwissenschaften bestimmt wurde.

Für letztere und für die Medicin aber war vor allem auch durch Sammlungen und Institute zu sorgen. Altenstein hat für solche vielfach sich bemüht; mannigfache Belege dafür sind in der neuerdings erschienenen Beschreibung der naturwissenschaftlichen und medicinischen Staatsanstalten

*) Vgl. die auf die Vorlesungen, ihre Verzeichnisse und Studienpläne bezüglichen Verfügungen bei Koch II, 177 ff.

**) Die Bedeutung der Universitätsseminare in dieser Beziehung hebt Wiese, Schulwesen I, 525 hervor; er hat eben desshalb auf den folgenden Seiten eine Uebersicht über sie gegeben und dabei auch die einzelnen bei Koch abgedruckten Reglements für sie citirt, unter welchen ich die hinsichtlich der philologischen Seminare erlassenen schon oben S. 393 erwähnte.

Berlins*) zu finden. Hier ist zu lesen, wie er „fast ein Vierteljahrhundert hindurch die Interessen des grossen botanischen Gartens aufs nachdrücklichste wahrnahm und aufs liberalste förderte“, wie er den Ankauf der Willdenowschen Sammlung durchsetzte und dadurch den Grundstock eines Herbariums schuf und für dessen Erweiterung thätig war, wie unter ihm der Universitätsgarten eingerichtet, das zoologische und das mineralogische Museum bereichert, eine neue Sternwarte erbaut, für Anatomie und Kliniken gesorgt ist. Keineswegs aber nur für die Universität der Hauptstadt und für seine rheinische Lieblingsschöpfung, die er in jeder Beziehung reich auszustatten suchte, sondern auch für Breslau, Halle, Königsberg und Greifswald bestrebte sich Altenstein eifrig, geeignete Räumlichkeiten und Hülfsmittel für naturwissenschaftliche und medicinische Anstalten zu beschaffen. Und auch bei diesen Arbeiten stand ihm rathend und hülfreich Schulze zur Seite; wie er erzählt, wurde erst durch seine und Beckedorffs Vorstellungen der Minister, der anfänglich besorgte, dass die Interessen des grossen botanischen Gartens bei Schöneberg durch einen für Unterrichtszwecke unmittelbar hinter dem Berliner Universitätsgebäude anzulegenden Garten geschädigt werden könnten, bestimmt, eine angemessene Ausstattung auch für dieses Institut zu bewilligen, welches sich dann „für das Studium der Botanik an der Berliner Universität als überaus nützlich herausgestellt hat“. 1830 wurde Schulze auch zum Mitglied des Curatoriums der Charité ernannt und war als solches seit 1836 auch bei der Leitung der Thierarzneischule thätig; durch ihn ist eine Erhöhung der Forderungen hinsichtlich der Vorbildung ihrer Zöglinge durchgesetzt. Sein Interesse für bauliche Fragen bewies er namentlich in Halle durch sein eifriges und erfolgreiches Eingreifen in die Verhandlungen über einen Platz für das neue Universitätsgebäude.

Hier in Halle war er bemüht auch der Universitäts-

*) Festschrift für die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Im Auftrage des Ministers von Gossler bearbeitet von Guttstadt. Berlin 1886.

Bibliothek bessere Räumlichkeiten zu schaffen und die mit ihr verbundene, besonders für sächsische Geschichte werthvolle Ponickausche Bibliothek wissenschaftlicher Benutzung zugänglich zu machen; mannigfache Schwierigkeiten*) waren zu überwinden, um diesen Zweck zu erreichen und die Absichten des Stifters zu verwirklichen. Auch sonst hielt Schulze sich verpflichtet, unaufhörliche Sorgfalt den Bibliotheken zuzuwenden, ihrer Vervollständigung in allen wissenschaftlichen Fächern, der Anfertigung von genauen Nominal- und Real-Katalogen und ihrer liberalen Benutzung; sie bezeichnet er ausdrücklich als „diejenigen Institute, deren zweckmässige Verwaltung das erste und dringendste Bedürfniss einer jeden Universität ist“. Eifrig unterstützte er die Bemühungen seines Ministers für die grosse Königliche Bibliothek in Berlin: hatte dieser gleich im Beginne seiner Verwaltung eine Erhöhung des jährlichen Fonds für Anschaffungen auf 4000 Thaler durchgesetzt, so wurde 1827 eine Cabinetsordre erwirkt, nach welcher dieser Fonds auf 7000 Thaler erhöht, ausserdem ein jährliches Aversum von 1000 Thalern zur Erwerbung von Handschriften und grösseren Prachtwerken gewährt, zur Ausfüllung der wesentlichsten Lücken eine Summe von 15 000 Thalern bewilligt, die Besoldung der Bibliothekare verbessert und die Anstellung von 4 Custoden genehmigt wurde. Bedeutende ausserordentliche Zuschüsse und Geschenke kamen ferner der Vermehrung der Bibliothek zu gute; günstig wirkte für sie wie für die Universitätsbibliotheken in den einzelnen Provinzen auch die Cabinetsordre vom 28. December 1824, welche allen inländischen Verlegern die Pflicht auferlegte, ein Exemplar ihrer Verlagsartikel an die Universitätsbibliothek der Provinz, in der sie wohnten, und eines an die Berliner Königliche Bibliothek einzusenden. Und wie für die Vermehrung wurde auch für die bessere Benutzbarkeit ihrer Schätze durch die Zusammenarbeit des Ministeriums und der Beamten der Bibliothek, namentlich

*) Sie schildert eingehend Böhmer in der von ihm und Hertzberg zur Feier der fünfzigjährigen Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg 1867 veröffentlichten Festschrift.

Wilkens und Buttmanns gesorgt*). Schulze aber glaubte, dass neben diesem grossen Institut zunächst für die Bedürfnisse der Studirenden eine besondre Universitätsbibliothek in Berlin erforderlich sei; trotzdem auch sein Freund Böckh Bedenken äusserte, ob nicht in Folge dessen die freie Benutzung der Königlichen Bibliothek für die Mitglieder der Universität beeinträchtigt werden könnte, trat er warm für die Errichtung eines solchen Instituts ein, die unter Klenzes und Hegels Rectorat im Berliner Senat angeregt war, und nach einem von ihm entworfenen Bericht an den König wurde sie 1831 durchgesetzt. Auch hier ist durch die weitere Entwickelung**) die Nützlichkeit des zunächst unter ausserordentlich bescheidenen Verhältnissen eingerichteten Instituts bewiesen, für das nach Schulzes Tod auch der schon von ihm lebhaft geäusserte Wunsch der Erbauung eines eigenen Hauses erfüllt wurde. Aus verwandten Motiven wurde ebenfalls durch das Ministerium Altenstein in Königsberg 1833 eine akademische Handbibliothek eingerichtet, um das Begehren der Studirenden nach den vorzüglichsten grösseren Handbüchern für die einzelnen wissenschaftlichen Fächer zu befriedigen***).

Auch bei der Stiftung der Bonner Hochschule war sofort „einsichtig und thatkräftig" die Gründung der Bibliothek begonnen: für sie sorgte das Ministerium weiter, indem es 1819 Welcker an ihre Spitze stellte und seine Thätigkeit unterstützte. Aber noch wichtiger war seine Berufung nach Bonn für ein anderes Institut, das ebenfalls bereits 1818 geplant war, für das „Kunstmuseum". Am Ende des folgenden Jahres erklärte der Minister sein Einverständniss mit der von Welcker und Schlegel vorgeschlagenen Anschaffung einer Sammlung von Gypsabgüssen, die den jetzigen Ansichten über die griechische Sculptur entspreche und den Zwecken des Unterrichts auf der Universität genüge; eben

*) Vgl. Wilken, Gesch. der Königlichen Bibliothek zu Berlin (1828) S. 132 ff. und Treitschke in den Preussischen Jahrbüchern LIII, 480 f.

**) Vgl. Köpke, Gesch. der Gründung der Universität Berlin 288 ff. und das oben erwähnte Buch von Guttstadt S. 110 ff.

***) S. Koch II, 877 ff.

desshalb sollten bei ihr zunächst die Parthenonsculpturen besonders berücksichtigt werden; um einen guten Grund legen zu können, bewilligte Altenstein hierfür 2000 Thaler aus dem Einrichtungsfonds der Universität. Und auch ferner förderten er und sein vertrauter Rath nach Kräften die eifrigen und geschickten Bemühungen des einsichtigen Leiters der werthvollen Sammlung*); nach ihrem Muster suchte das Herausgeber Winckelmanns ähnliche Institute auch an anderen Hochschulen zu begründen: war er doch überzeugt, dass in den „Statuen und Kunstgebilden des griechischen Alterthums sich dessen Geist am schönsten und adäquatesten geoffenbart" habe**), und dass durch sie am besten „unter Professoren und Studirenden und selbst beim grösseren Publikum der Sinn für Kunst erweckt" werde. Nach Bonn wurde zuerst Königsberg mit einer solchen Sammlung versehen; im März 1825 freute Schulze sich, Passow mittheilen zu können, dass auch für Breslau eine Auswahl von Gypsabgüssen bestimmt sei, die wenigstens hinreichten, „um den Entwicklungsgang, den die griechische Kunst genommen hat, bei einer Vorlesung über Kunstgeschichte den Zuhörern anschaulich zu machen", und noch in demselben Jahre meldete er seinem Freunde, dass nach dort die erste Lieferung der Abdrücke der Berliner Gemmensammlung abgeschickt sei; ein vollständiges Exemplar, welches nicht nur sämmtliche Gemmen der Stoschischen Sammlung, sondern auch die früher und später von preussischen Herrschern erworbenen enthalte, solle sämmtlichen Universitäten und einigen grösseren Gymnasien, den anderen Gymnasien wenigstens „eine Auswahl der schönsten und in den Sinn und das Leben des Alterthums am tiefsten einführenden Gemmen" zugesandt werden. Aus Schulzes Briefen an Passow ist auch zu ersehen, wie lebhaft er sich für die Begründung des Berliner Museums interessirte, für die auch er mitgewirkt hat; Dank und Bewunderung hat der heutige Generaldirector der Museen dem „Ernst, der Gründlichkeit und der Sachkenntniss" gezollt, mit welchen auch Schulze

*) Vgl. Kekulé, Welcker S. 171 ff.

**) S. oben S. 452 Anm. **).

wie andere seiner Collegen im Ministerium und allen voran der Minister selbst den hierauf bezüglichen Arbeiten sich widmeten*). Altensteins Verdienste in dieser Richtung hielt auch Schulze sich für verpflichtet besonders nachdrücklich hervorzuheben**), da sie ihm nicht die gebührende Anerkennung gefunden zu haben schienen***).

Was auch für Sammlungen und Institute von dem Ministerium Altenstein geleistet ist, vermag richtig nur zu würdigen, wer sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, welche die Beschaffung der nöthigen Mittel machte. Dankbar hob 1836 Dieterici†) bei seiner lehrreichen Zusammenstellung statistischer Notizen über die preussischen Universitäten die Vermehrung hervor, die ihre Dotation unter Friedrich Wilhelm III. er-

*) S. Schönes Worte in der 1880 erschienenen Festschrift zur Geschichte der Museen in Berlin S. 51 und vgl. auch Bd. IV des VII. Jhrgs. der deutschen Revue S. 293 ff.

**) In seiner nach Altensteins Tod geschriebenen Charakteristik des Ministers, aus der Helwing seine Angaben über dessen Leistungen für die Kunst in Bluntschlis Staatswörterbuch I, 180 entnommen hat.

***) Er tadelte namentlich, dass Olfers, der eine Marmorbüste W. v. Humboldts im Vorhofe des Museums aufstellte, die gleiche Ehre nicht auch Altenstein erwies. Auch das Andenken der hervorragendsten Professoren der Berliner Universität hatte Schulze vorgeschlagen durch Aufstellung ihrer Büsten im Vorhof und im Hintergarten der Universität zu ehren; sein Minister billigte diesen Vorschlag; der König jedoch versagte ihm seine Genehmigung, gestattete aber auf einen zweiten Bericht hin die Aufstellung solcher Büsten in der Aula. Abgesehen von seiner Thätigkeit im Ministerium, in dem er nur ausnahmsweise mit Kunstangelegenheiten beschäftigt war, hatte Schulze über solche zu urtheilen als Mitglied des Curatoriums der von dem Dramatiker Michael Beer begründeten Stiftung, die unbemittelten Malern und Bildhauern ihre Ausbildung in Italien erleichtern sollte.

†) S. in seiner 1836 bei Duncker und Humblot in Berlin veröffentlichten Schrift: Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preussischen Staate namentlich S. 177 ff. Mittheilungen über die Fonds der einzelnen preussischen Universitäten und die Art ihrer Verwendung nach dem Verwaltungs-Etat von 1837/39, bzw. von 1838/40 finden sich bei Koch, Preuss. Univ. I, 33, 176, 301, 347, 430, 538, 677, eine interessante Zusammenstellung der an die Institute der Berliner Universität nach dem Etat für die Jahre 1837/39, 1866, 1876, 1881/82 und 1886/87 gezahlten Summen bei Guttstadt, Medicinische und naturwissenschaftliche Staatsanstalten Berlins S. 108.

fahren hatte, und in der That erscheint sie sehr ansehnlich, wenn man sie mit den Leistungen des vorangegangenen Jahrhunderts vergleicht. Weder Friedrich Wilhelm I. noch Friedrich der Grosse hatte die Etats der Hochschulen erhöht; erst unter Friedrich Wilhelm II. war namentlich für Halle ein erheblicher Zuschuss bewilligt; aber auch bei seinem Tod beliefen sich die Gesammtausgaben für die vier Universitäten Frankfurt, Königsberg, Breslau und Halle, auf die 1697, also genau ein Jahrhundert zuvor 26 200 Thaler verwandt waren, nur auf etwas über 43 000 und die für das neuerworbene Erlangen mit eingeschlossen auf etwas über 60 000 Thaler. Schon in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung vermehrte Friedrich Wilhelm III. ihre Mittel erheblich. Halle allein erhielt 15 000 Thaler, beinahe eben soviel Erlangen; viel bedeutendere Aufwendungen aber wurden dann nach 1806 für die Hochschulen gemacht. Der neuen Berliner Universität wurden bei ihrer Gründung mehr als 50 000 und in späteren Jahren noch beinahe ebenso viele, der Bonner mehr als 80 000 Thaler bewilligt, bei der Verlegung der Frankfurter nach Breslau ihr Zuschuss um 21 000 Thaler vermehrt; die vereinigten Hochschulen Halle und Wittenberg erhielten nach und nach 70 000 Thaler, fast noch einmal so viel als sie zusammen je besessen, Königsberg mehr als das Achtfache seiner früheren Dotation. Hatten die jährlichen Ausgaben für die preussischen Universitäten 1805 ungefähr 100 000 Thaler betragen, so beliefen sie sich 1835 auf über 450 000. Aber nicht nur bei einem Vergleich der so gewährten Mittel mit den heutigen tritt ihre Dürftigkeit hervor; schon damals beklagten Altenstein und Schulze lebhaft, dass sie nicht genügten, um die Wünsche zu erfüllen, die sie für die Hochschulen und die Wissenschaft hegten. Auf manche ihnen am Herzen liegenden Pläne mussten sie desshalb verzichten, so auf die Gründung des polytechnischen Seminars in Berlin; auch bescheidene Forderungen für wichtige Institute konnten nur theilweise befriedigt werden. Als nach langen Verhandlungen mit geringen Kosten in Breslau das erste physiologische Institut begründet war und zu seiner Unterhaltung Purkinje nun an persönlichen Ausgaben

für einen Assistenten, einen Diener und einen Zeichner 600 und an sachlichen 240 Thaler als jährlichen Etat beantragte, wurden ihm insgesammt nur 300 verwilligt. Für die Berliner Universitätsbibliothek konnte zunächst nur ein jährlicher Fonds von 500 Thalern durchgesetzt werden, der aus Auditoriengeldern von Studenten gebildet wurde; ausserdem sollte für sie jeder Doctor bei seiner Promotion, jeder Privatdocent bei seiner Habilitation und jeder Professor bei seiner Anstellung fünf Thaler entrichten. Nur nach langen Bemühungen und mit vielen Schwierigkeiten erwirkte das Ministerium eine geringfügige Unterstützung für das in Rom begründete archäologische Institut*).

Unermüdlich trat Altenstein dafür ein, dass ihm für die seiner Pflege anvertrauten Bildungsanstalten grössere Mittel in besserer Weise zur Verfügung gestellt würden. Er sah sich nämlich nicht nur durch den Mangel an Geld, sondern auch durch „die Art der Verwaltung, der Vertheilung und der Verrechnung“ bei seinen Unternehmungen gehindert. Als früherer Leiter der preussischen Finanzen verkannte er keineswegs den Werth der Einrichtungen, die in Preussen getroffen waren, um möglichste Ordnung und Sparsamkeit in der Verwaltung zu sichern; wie nöthig es auch für die Universitäten sei hierauf zu achten, musste ihm ein Blick auf die Greifswalder Hochschule besonders anschaulich machen, die in Folge schlaffer Administration in kläglichen Verfall gerathen war; zu ihrer neuen Erhebung hat er dadurch mit gewirkt, dass unter seinem Einfluss eine schärfere Aufsicht über die Verwaltung ihrer finanziellen Mittel eingeführt wurde**). Aber andrerseits fand er ein grosses Hemmniss für nothwendige Verbesserungen, wie für die glückliche Benutzung günstiger Verhältnisse in der zu einseitigen und scharfen Betonung des calculatorischen Gesichtspunktes durch das Finanzministerium;

*) Vgl. Michaelis, Geschichte des deutschen archäologischen Instituts S. 52.

**) Vgl. die bei Koch I, 418 ff. II, 1064 ff. abgedruckten Verordnungen und die von Baumstark 1866 veröffentlichte Festschrift über die Universität Greifswald vor 100 und vor 50 Jahren, namentlich S. 60 ff.

er beklagte, dass diesem nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt sei, die Verwaltung zu unterstützen. „Da es für diese Verpflichtung", schrieb er 1831 an den Kronprinzen*), „ganz an einer Behörde fehlt, so hat nun jede Verbesserung der Verwaltung ungeheure Schwierigkeiten. Dagegen ist jede Verwaltung entschuldigt, sobald sie nachweist, dass es solcher an den erforderlichen Geldmitteln fehlt. Es ist dieser Zustand von unberechenbaren Folgen. Das ungeheure Uebergewicht, welches der preussische Staat durch Intelligenz und vorzügliche Verwaltung haben könnte, wird durch das aus Vorstehendem nothwendige Stillstehen, welches auf diesem Gebiete schon ein Zurückgehen ist, grösstentheils vernichtet. Gerade im Augenblick, wo die grösste Kraftentwicklung nöthig ist, fehlt es dazu an Geld. Kann die möglichste Entwicklung gesichert werden, und es bedarf dazu nicht viel, nur eine andre Verwaltungsform, so kann der preussische Staat mit grosser Ruhe über vieles hinwegsehen, was jetzt nicht gleichgültig ist. Er wird dadurch der Stimme im In- und Ausland sichrerer Herr, als durch irgend ein anderes Mittel". Und wie durch das Verhältniss zum Finanzministerium wurden manche Schwierigkeiten der Unterrichtsverwaltung hinsichtlich der Institute auch durch die Baubehörde bereitet. Steffens, der als Berliner Rector 1835 eifrig bei dem nothwendig gewordenen Umbau des Berliner Universitätsgebäudes mitwirkte, bemerkt bei dessen Schilderung: „Man sollte glauben, dass derjenige, der das Gebäude benutzt, auch eine Stimme bei der Einrichtung haben müsste: aber nach dem strengen Formalismus des preussischen Beamtenwesens war jene sehr beschränkt, und was das Baudepartement beschlossen hatte, konnte durch keine Vorstellung umgeändert werden. So fanden wirklich Einrichtungen statt, die von uns als zweckwidrig bezeichnet, sich später auch als solche zeigten und nicht wenig kostspielige Umänderungen erforderten"**).

*) In der oben S. 442 erwähnten Correspondenz über Steffens. S. auch Altensteins Aeusserungen in seiner Denkschrift vom Mai 1818 bei Sybel, Kleine historische Schriften II, 468 f.

**) S. Steffens, Was ich erlebte X, 312.

Keineswegs nur die Institute litten unter der Beschränktheit der Mittel, die für die preussischen Hochschulen zur Verfügung standen. Eingehend legte eine 1835 von Schulze entworfene Denkschrift dar, wie durch die Entwickelung der Wissenschaft eine Vermehrung des Lehrerpersonals namentlich der Berliner Universität nothwendig geworden und in Folge dessen, da eine angemessene Erhöhung ihres Etats nicht erfolgt, eine Herabsetzung der Besoldungen schon vorhandener Professuren eingetreten sei. Klar wies Schulze nach, wie das Ministerium sich bemüht, das Unmögliche möglich zu machen und die Blüthe der Universität trotz so ungünstiger Verhältnisse weiter zu steigern, indem es alle Kunst aufgewandt habe, um „verdiente Männer zu behalten, einige Hauptmänner ihres Fachs zu gewinnen, jüngere Männer mit wenig oder gar keiner Besoldung durch eröffnete Hoffnung und wirkliche Berücksichtigung, sowie die Umstände es gestatteten, heranzuziehen und für geringes Entgelt lange zu benutzen“, wie aber auf die Dauer die gerechten Ansprüche solcher Gelehrten auf eine angemessene Besoldung nicht unberücksichtigt bleiben dürften. Dringend wurde desshalb die Bewilligung eines neuen jährlichen Zuschusses für die Universität oder, wenn dies nicht möglich, wenigstens eines Dispositionsfonds für das Ministerium empfohlen, „um die wohlbegründeten Ansprüche einzelner Professoren, welche zur Vollständigkeit des Unterrichts ganz unentbehrlich und entweder zu gering oder noch gar nicht besoldet sind, in etwas zu befriedigen“. Aber diese und andre Vorstellungen erreichten das erwünschte Ergebniss nicht; 1838 wiederholte der König auf Anlass einer Eingabe mehrerer ausserordentlicher Professoren die schon früher dem Minister abgegebene Erklärung, dass eine Erhöhung der Gesammtdotation der Universität nicht zulässig sei. Er forderte, dass Altenstein einen bestimmten Plan entwerfe, wie viel ausserordentliche Professoren mit den vorhandenen Mitteln remunerirt werden könnten, damit die jungen Docenten selbst zu übersehen vermöchten, wann sie Aussicht hätten, zu einem fixen Einkommen zu gelangen; er verlangte, dass innerhalb der Grenzen der etatsmässigen Fonds ein Normaletat aufgestellt werde. Nach

dieser Cabinetsordre wurden vom Ministerium zunächst die Stellvertreter des Regierungsbevollmächtigten an der Berliner Universität beauftragt Vorschläge zu einem solchen Normaletat zu machen; falls aber bei näherer Prüfung sich ergebe, dass mittelst der jetzigen etatsmässigen Fonds sich der Zweck nicht erreichen lasse, die Vollständigkeit des Unterrichts und eine standesmässige äussere Existenz der Professoren zu sichern, so sollten sie zugleich einen mit Rücksicht hierauf ausgearbeiteten zweiten Normalbesoldungsetat einreichen; sie sollten auch von den Facultäten Gutachten darüber einziehen, eine wie grosse Zahl ordentlicher und ausserordentlicher Professoren sie bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zur Erhaltung der ausgezeichneten Stellung der Berliner Hochschule für erforderlich hielten. Dass Altenstein diesen Gesichtspunkt in seiner Antwort an den König besonders betonen wollte, zeigte er auch durch die Randbemerkung, die er den im Mai 1839 eingegangenen Berichten der Berliner Universitätsbehörden hinzufügte; es komme, erklärte er hier, „darauf an zu ermitteln, was erforderlich ist, wenn Berlin als Weltuniversität, nicht bloss Universität des preussischen Staats, was deutsche Wissenschaft und Bildung vermag und gewährt, in der Art leisten soll, dass Preussen dadurch seine Verpflichtung die deutsche Wissenschaft zu fördern erfüllt und das Gewicht geltend macht, welches dasselbe bisher in Beziehung auf Intelligenz behauptet hat“. Entsprechend der in diesen Worten verkündeten Anschauung seines Ministers entwarf nun Schulze einen Bericht an den König, der ausführlich die Gründe für eine Erhöhung des Etats der Berliner Hochschule entwickelte. Mit Nachdruck wurde hier daran erinnert, in welchem Geist sie gegründet und bisher geleitet, welche Früchte dadurch erzielt seien, welche Aufgabe der preussische Staat zu lösen habe. Ihm sei die Bestimmung geworden, alles gesetzmässige geistige Streben zu schützen, das Haupt des gebildeten Deutschlands zu sein und mittelst liebender Pflege der Wissenschaft das Werk der Reformation fortzusetzen und auf diesem weiten aber sichern Wege zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche eine gegenseitige Verständigung einzuleiten;

demgemäss müsse von ihm die gesammte deutsche wissenschaftliche Bildung nach ihrem jedesmaligen höchsten Standpunkt als eine wesentliche Staatsmacht anerkannt und in seinen Universitäten und namentlich in der seiner Hauptstadt dargestellt werden. Aufs neue wies Schulze darauf hin, dass die grossartige Entwicklung der Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten eine Vermehrung ihrer Professoren zur Nothwendigkeit gemacht habe; wirklich sei seit 1818 ihre Zahl fast verdoppelt; dagegen sei die Summe ihrer Besoldungen, die 1818 48 500 Thaler betrug, seitdem nur um 17 790 Thaler gewachsen, nur auf 66 290 Thaler gestiegen. Sie stehe demnach in keinem richtigen Verhältniss mehr zu der Zahl der Professoren, zu den bei Gründung der Universität für Ordinarien und Extraordinarien in Aussicht genommenen Besoldungen, zu dem Alter und den ausgezeichneten Leistungen einzelner von ihnen und zu den Besoldungen der Professoren des Auslands; die Unzuträglichkeit eines solchen Zustands sei auch durch die eingezogenen Gutachten der Berliner akademischen Behörden bewiesen, die 75 Professoren und 2 Lectoren, eine grössere Zahl als die der 1818, aber eine geringere als der jetzt an der Hochschule wirkenden Lehrer und doch für sie eine weit höhere Summe von Besoldungen als die jetzt gezahlte für erforderlich erklärt hätten. Nach eingehender Erörterung aller in Betracht kommenden Verhältnisse und unter nochmaliger Betonung der hohen Bedeutung der Berliner Universität für Staat und Wissenschaft kam dann Schulze zu dem Schlussantrag, die Gesammtdotation für sie um jährlich 30 000 Thaler zu erhöhen.

Sein Bericht war ohne nähere Instruction des Ministers entworfen; wohl aber durfte er nach dessen ihm bekannten Anschauungen versichert sein, dass Altenstein mit seinen Ausführungen in allem Wesentlichen einverstanden sei. Und wirklich hat auch ausdrücklich dieser seine Uebereinstimmung mit dem Berichte ausgesprochen, der mit Klarheit und Wärme noch einmal die leitenden Grundsätze seiner Verwaltung hervorhob; ihn zu vollziehen und dem König zu überreichen aber war ihm nicht mehr beschieden. Als Schönlein bald nach seinem Eintreffen in Berlin im Frühjahr

1840 von dem Minister, der ihn berufen hatte, wegen seines persönlichen Befindens um Rath gefragt wurde, erkannte er sofort die ihm drohende Gefahr; schon bald darauf ist am 14. Mai 1840 Altenstein gestorben. Der Bericht, den er nicht mehr hatte vollziehen können, wurde nun, da an seine Einlieferung das Ministerium mehrfach gemahnt war, von Ladenberg, der dessen Geschäfte zunächst zu leiten hatte, am 6. Juni dem König übersandt; schon aber lag auch er auf dem Sterbebett; am folgenden Tage, am 7. Juni ist er entschlafen.

Er hatte manche Wünsche Altensteins unerfüllt gelassen, ja mehr als einmal ihm schwere Hemmnisse bereitet, weil es ihm an tieferem Verständniss für das innere Leben der Wissenschaft und ihrer Lehrer und Zöglinge fehlte. Aber von seiner Pflicht sie zu fördern überzeugt, war er eben desshalb in seiner gewissenhaften und bescheidenen Art in den meisten Fällen dem sachkundigen Rathe des Ministers gefolgt, der mit weitem und freiem Blick eine grosse seinem Monarchen sympathische Vorsicht verband; so war unter ihrem Regiment für die preussischen Bildungsanstalten und durch sie für die Entwicklung des preussischen Staats und der deutschen Nation Bedeutendes geleistet. Durch seine eifrigen und erfolgreichen Bemühungen für die Pflege wissenschaftlicher Bildung erhöhte das Ministerium Altenstein die Kräfte und das Ansehen des Staats und wirkte so mit zur Vorbereitung auch der politischen Erhebung Deutschlands, zu der andre Voraussetzungen gleichzeitig durch die Gründung des Zollvereins, durch die Erstarkung der wirthschaftlichen Kräfte des Volkes geschaffen wurden. Ihr diente auch die Sparsamkeit der preussischen Verwaltung in der Zeit Friedrich Wilhelms III.; wenn durch sie mehrfach die damaligen Leiter der preussischen Schulen gehemmt wurden, so sind grössere Mittel auch für deren weitere Vervollkommnung in künftiger Zeit beschafft. Allerdings aber waren mit dem Erwachen eines regeren wirthschaftlichen und politischen Lebens manche neue Schwierigkeiten für die wissenschaftliche Arbeit und die harmonische Bildung der Individuen verbunden; schon in dem letzten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. und Alten-

steins, in dessen erster Hälfte Goethe und Wilhelm von Humboldt, Hegel und Schleiermacher gestorben, in dessen zweiter die ersten deutschen Eisenbahnen gebaut sind, hat eine Wendung der nationalen Cultur sich angekündigt. „Vorüber war die Zeit der politischen Ermattung, vorüber die Zeit des ästhetischen Aufschwungs“ — damit wie mit der Entwicklung der Wissenschaft hängt auch der Sturz der Macht der Hegelschen Philosophie zusammen*). Hatte Altenstein gehofft, dass sie versöhnend und beruhigend wirken werde, so sah er sich in dieser Hoffnung getäuscht; ernste Sorge bereiteten ihm die Gegensätze, die unter ihren Anhängern zu Tage traten, die Bewegungen und Fehden, die durch das Straussche Leben Jesu und die Hallischen Jahrbücher hervorgerufen wurden; aber sie so wenig als die Aeusserungen der Vertreter entgegengesetzter kirchlicher und politischer Anschauungen konnten ihn in der Ueberzeugung beirren, dass wenn der Speer der Wissenschaft Wunden schlage, er sie auch zu heilen vermöge, dass es des preussischen Staates Pflicht und Interesse sei, mit aller Kraft die Heimstätten und Vertreter wissenschaftlicher Bildung und ihre freie Bewegung zu fördern. Was war für diese von seinen und seines Königs Nachfolgern zu erwarten?

*) Vgl. Hayms Vorlesungen über Hegel und seine Zeit S. 462 ff.

Drittes Buch.

Unter den Söhnen Friedrich Wilhelms III.

Erstes Capitel.

Das Ministerium Eichhorn 1840—1848*).

Der einflussreichste Rath des Ministeriums Altenstein konnte nicht ohne Besorgnisse der Regierung Friedrich Wilhelms IV. entgegensehen. Er verkannte nicht die mannigfachen Gaben des neuen Königs und das lebhafte Interesse für das Bildungswesen, das er schon vor seiner Thronbesteigung bethätigt hatte; gegenseitig hatten sie einmal einen günstigen Eindruck von einander bei einer Sitzung des Staatsministeriums empfangen, in der eine Verordnung über die

*) Der Wechsel, der nach Altensteins Tod in Schulzes Stellung eintrat, schien mir auch eine andere Behandlung der folgenden Abschnitte zu gebieten. War bei dem Einfluss, den er auf Gymnasien und Universitäten im Ministerium Altenstein übte, eine eingehende Schilderung von dessen Wirksamkeit für sie mit seiner Biographie zu verbinden, so sprach gegen eine ähnliche Verbindung für die Zeit Friedrich Wilhelms IV., dass während dieser von der in der Regierung massgebenden Richtung Schulze bei Seite geschoben wurde; hier glaubte ich mich daher auf eine Darlegung seiner persönlichen Ansichten, Verhältnisse und Thätigkeit beschränken zu müssen. Leider bieten hierüber seine Aufzeichnungen und die gedruckten Quellen nicht so viel Aufschlüsse als man wünschen möchte; mehr ausführliche Raisonnements als detaillirte thatsächliche Angaben hat sein Gegner Eilers in der 1849 erschienenen Schrift: Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn und in seiner Selbstbiographie veröffentlicht. Mit ihrer Besprechung hat Wendt in den Preussischen Jahrbüchern V, 572 ff. eine scharfe Kritik des Ministeriums Eichhorn verbunden, dagegen Mejer im XL. Bd. derselben Zeitschrift unter Heranziehung wichtiger ungedruckter Aktenstücke eine bessere Würdigung der Bestrebungen und Leistungen Eichhorns für die evangelische Kirche anzubahnen versucht; von ihm ist auch andere Literatur über Eichhorn in der Allgemeinen Deutschen Biographie V, 741 verzeichnet.

Beaufsichtigung von Privatschulen, Privaterziehungsanstalten und Privatlehrern berathen wurde. Sie war veranlasst durch eine Cabinetsordre des Königs, der auch durch sie eine Sicherung vor demagogischen Umtrieben schaffen wollte; Schulze billigte die Einwände, die der Kronprinz gegen den vorgelegten Entwurf erhob, war aber in Abwesenheit seines Ministers verpflichtet die Gründe für diesen geltend zu machen, und ausdrücklich bemerkte der Kronprinz, nachdem in der Sitzung der Entwurf angenommen war, Schulze habe seine Sache gut, er die seine minder gut vertreten. Anerkennung hatte der Kronprinz auch Altenstein gezollt. Davon zeugen die Briefe, die er an ihn richtete, davon die Worte, die er auf die Nachricht von seinem Tod schrieb*): „Es war ein sehr edler Mensch und kenntnissreich wie Wenige. Sein Verlust ist unersetzlich". Aber in demselben Briefe wies er auch auf den Widerstand hin, den er ihm geleistet habe; anders als unter seinem Vater und unter Altenstein wünschte der neue Herrscher die geistlichen und die Unterrichts-Angelegenheiten geleitet zu sehen. Schon früher ist erwähnt, wie gereizt er über manche Massregeln des Ministeriums Altenstein war, wie er manchen seiner Pläne entgegentrat; einen besonders schweren Vorwurf machte er ihm aus seiner Begünstigung der Hegelschen Philosophie; so musste ihm der Einfluss des Rathes besonders bedenklich erscheinen, der offen seine Verehrung Hegels bekannte. Und auch in Schulzes und seines Ministers Geschäftsbehandlung und in den von ihnen getroffenen Ordnungen des Unterrichtswesens behagte Manches gar wenig den romantischen Ideen und Neigungen des Fürsten, der nach Gneisenaus treffendem Wort „lieber die Gewässer wieder gegen ihre Quellen leiten, als ihren Lauf in die Ebene regeln" wollte, dessen reich begabter und leicht beweglicher Geist wohl zu vielseitiger Empfänglichkeit für Schönes und Edles, aber nicht zu folgerichtigem Denken und gemessenem Handeln gebildet war; schnell war er bereit in Anklagen gegen den Formalismus und die Pedanterie der Unterrichtsverwaltung, gegen ihre Förderung einer flachen Viel-

*) An Bunsen; s. Ranke, S. W. XLIX. L, 398.

wisserei, der Selbstvergötterung und des Unglaubens einzustimmen. Es war vorauszusehen, dass er weniger als sein Vater auf den Rath seiner Beamten hören, mehr als dieser stossweise in den Gang der Verwaltung eingreifen und dabei Persönlichkeiten begünstigen und Massregeln treffen werde, gegen die Schulze ernste Bedenken hegen musste. Noch mehr als er erwartete, fand dieser bald die Berechtigung solcher Besorgnisse während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. bestätigt.

Freilich fehlte es in ihren Anfängen nicht an Entscheidungen des Königs, die auch Schulze freudig begrüsste: erfüllten sie doch Wünsche, die er längst gehegt hatte. War 1819 der von ihm ausgearbeitete Plan einer Einfügung von Turnübungen in das System des Unterrichts- und Erziehungswesens durch Friedrich Wilhelm III. abgelehnt und 1837 nur vorsichtig die Wiederaufnahme von Leibesübungen an den Gymnasien gestattet, so erlebte er nun die Genugthuung, dass nach einem wieder von ihm verfassten Immediatbericht seines und der Minister des Kriegs und des Inneren der König die schon 23 Jahre zuvor von ihm vertretenen Grundsätze durch eine Cabinetsordre vom 6. Juni 1842 billigte. Ausdrücklich wurde in ihr die Gymnastik als ein nothwendiger und unentbehrlicher Bestandtheil der männlichen Erziehung förmlich anerkannt und befohlen, an den öffentlichen Lehranstalten unter Aufsicht ihrer Directoren körperliche Uebungen in gehöriger Vollständigkeit, aber mit der durch den Zweck bedingten Einfachheit einzurichten*). Auch der von Schulze entworfene Bericht für die Erhöhung des Etats der Berliner Universität blieb jetzt nicht ohne Wirkung; allerdings wurde nicht die ganze von ihm beantragte Summe, vielmehr wurden statt 30 000 nur 20 000 Thaler bewilligt; auch sollten sie nicht nur, wie er gewünscht, zu Besoldungen der Lehrer, sondern auch für die Institute der Universität verwandt werden;

*) S. Wiese, Schulwesen I, 32 und die späteren Verfügungen hinsichtlich des Turnunterrichts bei Rönne, Unterrichtswesen I, 706 ff. Die Cabinetsordre vom 6. Juni 1842 veranlasste Trendelenburg zu seinem Aufsatz über das Turnen und die deutsche Volkserziehung, der in seinen Kleinen Schriften II, 112 ff. abgedruckt ist.

immer war dadurch in sehr förderlicher Weise das lebhafte Interesse des neuen Herrschers für die Pflege der Wissenschaft in seiner Hauptstadt bethätigt. Ihr suchte er neuen Glanz auch durch Heranziehung berühmter Grössen der deutschen Kunst und Literatur zu geben; lebhafte Freude empfand Schulze darüber, dass für Berlin Rückert und die Brüder Grimm gewonnen wurden, zu denen er schon in Hanau in persönliche Beziehungen getreten war. Wohl wusste er zu würdigen, was es für Preussens Ansehen in der öffentlichen Meinung und seine Bildungsanstalten bedeutete, dass an ihnen jetzt endlich eine neue Wirkungsstätte einigen der hervorragenden Gelehrten geboten wurde, die 1837 durch den Gewaltstreich Ernst Augusts von Hannover ihrer Göttinger Stellung beraubt waren und die gern schon unter Friedrich Wilhelm III. Schulze nach Preussen gezogen hätte. Besonders werthvoll musste ihm die Berufung des Führers der Göttinger Sieben, die Berufung Dahlmanns nach Bonn erscheinen, da er bereits 1821 nach seinem Besuch in Kiel seinen Minister nachdrücklich auf diesen „ausgezeichneten Docenten von einer anziehenden Persönlichkeit“ hingewiesen hatte, der „ohne Zweifel einer jeden Universität zur Zierde gereichen würde“. Mit nicht geringer Genugthuung musste es ihn erfüllen nach allen Leiden, welche die Demagogenverfolgung auch ihm gebracht hatte, dass ein schlimmes durch sie verschuldetes Unrecht der König schon früher zu sühnen sich bestrebt, dass er Arndt in seine Thätigkeit wieder eingesetzt hatte und dass ebenso von ihm auch die gegen Jahn erlassene polizeiliche Einschränkung aufgehoben wurde.

Diese „Acte eines edlen königlichen Herzens“ erregten lebhafte Freude bei allen warm für das Vaterland empfindenden Deutschen, wie weit auch sonst ihre Anschauungen auseinandergehen mochten; sehr verschiedene Aufnahme aber fanden begreiflicher Weise andre gleichzeitige Handlungen des Königs. Unter den Berufungen, die er bald nach seinem Regierungsantritt vornahm, beklagte Schulze besonders die von Stahl und von Schelling. Gegen den Letzteren hatte 1834 das Ministerium Altenstein sich erklärt, weil er seit 1809 keinen öffentlichen überzeugenden Beweis seines wissenschaft-

lichen Fortschritts und der weiteren Entwicklung des von ihm Begonnenen geliefert und aus dem Kreis seiner Vorlesungen wesentliche philosophische Disciplinen z. B. die Logik ausgeschlossen habe; nach dem, was über Inhalt, Form und Wirkung seiner Vorlesungen bekannt geworden, sei zu besorgen, dass es ihm bei seinem vorgerückten Alter nicht gelingen werde, auf die wissenschaftliche Richtung von Studirenden einer evangelischen Universität so wohlthätig, gründlich bildend und gestaltend einzuwirken und einen solchen bedeutenden Einfluss zu behaupten als seine philosophischen Vorgänger und der auf dem Gebiete der Philosophie später aufgetretene Hegel. Schulze war, als er diese Sätze in dem von ihm entworfenen Bericht an den König*) niederschrieb, mit durch den Eindruck bestimmt, den er bei dem persönlichen Besuch einer Schellingschen Vorlesung in München im vorhergegangenen Sommer empfangen hatte; die damals von ihm geäusserte Besorgniss theilte jetzt auch Alexander von Humboldt, der 1835 Schelling gern nach Berlin gezogen hätte; 1840 sprach er die Furcht aus, dieser werde „wahrscheinlich nur kommen, um hier das fünfte Weltalter mumienartig zu vollenden“. Und nachträglich erklärte auch Bunsen, durch den der König die Verhandlungen mit Schelling führen liess, dass er die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt habe**).

*) Vgl. oben S. 442.

**) Vgl. Nippolds Bearbeitung des Lebens Bunsens II, 133 ff., wo interessante Mittheilungen auch über andere Berufungen dieser Zeit und Arndts Reactivirung gemacht sind. Die ersten Verfügungen der neuen Regierung sind in den Materialien zur Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms IV. (Königsberg 1845), Humboldts Aeusserungen über Schelling und die Göttinger Sieben von Dove (Humboldt II, 316 ff.) zusammengestellt; die Geschichte der Berufung der Brüder Grimm und Dahlmanns haben ausführlich Wendeler in seiner Ausgabe des Briefwechsels von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm S. 255 ff. und Springer, Leben Dahlmanns II, 97 ff. behandelt. Aus dem Brief von Gervinus an Dahlmann vom 30. December 1837 (in dem von Ippel herausgeg. Briefwechsel II, 155) ergiebt sich, dass Schulze den Göttinger Sieben rieth sich mit einer Petition an Friedrich Wilhelm III. zu wenden und Humboldt dies billigte; begreiflicher Weise wollten darauf Gervinus und Dahlmann nicht eingehen. Dass des Letzteren Berufung

Wie bei der Berufung Schellings Bunsen, so war bei der Dahlmanns und der Brüder Grimm Bettina von Arnim besonders thätig; es erschien Schulze nicht unbedenklich, dass der König solche Verhandlungen durch andre Persönlichkeiten als die amtlich zu ihnen Berufenen betrieb. Noch schmerzlicher aber empfand er, wie unter der neuen Regierung die Verhältnisse im Ministerium selbst gestaltet wurden. An seine Spitze wurde im October 1840 Eichhorn gestellt. Er hatte einst am Rhein freundschaftlich mit Schulze verkehrt und zu seiner Berufung nach Berlin mitgewirkt; wie Schulze hatte er unter allen Schwierigkeiten, die auch ihm die Metternichsche Politik bereitete, durch seine Thätigkeit als Ministerialreferent über die deutschen Angelegenheiten sich um Preussen und Deutschland grosse Verdienste erworben. Alexander von Humboldt glaubte danach, als er von seiner Ernennung hörte, Schulze persönlich zu diesem neuen Vorgesetzten Glück wünschen zu sollen; er war überrascht, als Schulze solchen Glückwunsch ablehnte; kaum war ein Jahr verflossen, als er ihm ausdrücklich eingestand, völlig seien seine Befürchtungen durch das Verhalten des neuen Ministers gerechtfertigt. Schulze verkannte bei ihm so wenig als bei dem König den guten Willen, den Beide für die Förderung der Bildungsanstalten hegten; aber bei Beiden vermisste er die richtige Einsicht in ihre Lebensbedingungen und die erforderliche Ruhe, beklagte er „den stürmischen Werdedrang zu neuen noch nicht gereiften Schöpfungen“ und ihre „ehrlich gemeinte, aber unklare Neigung zu hyperorthodoxen und pietistischen Richtungen“. Auch der alte Freund Schleiermachers glaubte vor allem die „Drachensaat des Hegelschen Pantheismus“, wie sein Monarch sich ausdrückte, bekämpfen zu müssen; da zur Durchführung seiner Absichten die massgebenden Räthe seines Vorgängers nicht geneigt und ge-

zunächst auch noch unter Friedrich Wilhelm IV. auf Schwierigkeiten stiess, zeigt namentlich sein ebenda I, 423 abgedruckter Brief an W. Grimm, in dem auch ein Schreiben von Schulze erwähnt wird; auf Schulzes 1821 über Dahlmann gefälltes Urtheil wies ich schon in den Preussischen Jahrbüchern LV, 497 hin.

eignet waren, beantragte er, wie sein Verehrer Eilers*) erzählt, ihre Entfernung. Der König war mit ihm einverstanden, liess sich aber durch die Vorstellungen eines Cabinetsministers, der besorgte, dass durch eine weitgehende Aenderung des Personals des Ministeriums „die ganze Beamtenhierarchie erschüttert würde", bestimmen auf sie zu verzichten. Nachdrücklich betont Eilers, dass daraus die grössten Schwierigkeiten für den Minister entsprangen; sie wurden von diesem selbst gesteigert durch die Behandlung, die er seinen Räthen widerfahren liess. Eilers selbst hat ausgeführt**), wie diese durch die Stellung verletzt wurden, die ihm Eichhorn in dem Ministerium anwies; wer seine späteren Erörterungen über seine und seines Ministers Bestrebungen und zugleich seine früher aus Kreuznach und Coblenz an Schulze gerichteten Briefe gelesen hat, wird begreifen, dass namentlich dieser mit Schmerz und Unwillen die Thätigkeit von Eilers betrachten musste, bei dem auch ein ihm wohlwollender Beurtheiler***) den Mangel an Klarheit hervorgehoben hat. In seinem Gegensatz gegen die realistischen Tendenzen der Zeit, in seinen Klagen über die zu hohen Anforderungen, die an die Schüler der preussischen Gymnasien gestellt würden, und in der Auffassung ihrer Aufgabe hatte Eilers manche Berührungspunkte mit Thiersch, dem auch Friedrich Wilhelm IV. öfters in warmen Worten seine Anerkennung ausgesprochen hat†); aber während Thiersch alle seine Gedanken und Kräfte der Förderung freier humaner Bildung widmete und entschieden all ihren Feinden entgegentrat, führte den preussischen König, seinen Minister und dessen Vertrauensmann ihr Kampfeseifer gegen Hegelianismus, Rationalismus und andere Richtungen, die der von ihnen gewünschten Kräftigung eines lebendigeren christlichen Geistes im Wege

*) In seiner Selbstbiographie VI, 138.

**) Ebenda IV, 62 ff.

***) Jäger in der Allg. Deutschen Biographie V, 757. Ob für Eichhorn Eilers „eine richtig ergänzende Kraft" war, bezweifelt bei aller ihm gezollten Anerkennung auch Mejer in den Preussischen Jahrbüchern XL, 199 f.

†) S. seine Briefe im Leben Thierschs II, 520 f. 522 f. 548. 556.

standen, zu Massregeln, durch welche Vertreter wissenschaftlicher Forschung und humaner Bildung verletzt und deren Gegner begünstigt wurden.

Es ist bekannt, wie sehr die ultramontanen Bestrebungen durch die Art, in der die neue Regierung den Kölner Streit beilegte, durch die Zugeständnisse, die sie dem gewandten Nachfolger Drostes machte und durch Geissels Verwaltung in Köln gestärkt sind*), wie verhängnissvoll in gleicher Richtung auch die 1841 erfolgte Einrichtung einer besonderen Abtheilung des Ministeriums für katholische Kirchenangelegenheiten gewirkt hat**). Gleichzeitig wurde nun auch ein eigener Referent für die katholischen Gymnasien im Ministerium bestellt, während bisher Schulze mit dem Vortrag über alle Gymnasien betraut gewesen war. Es hatte ihm besonders am Herzen gelegen, auch die Bildung der katholischen Bewohner Preussens, für die er einst schon in Coblenz gewirkt hatte, zu fördern; wie erwähnt, hatte er dabei weitgehende Rücksicht auch auf die confessionellen Verhältnisse genommen und in Berlin wie in Coblenz sich bemüht mit den katholischen Geistlichen, mit denen er zu verkehren hatte, ein friedliches Verhältniss zu pflegen; aber zugleich hatten alle Erfahrungen seiner amtlichen Thätigkeit ihn in der Ueberzeugung bestärkt, wie nothwendig es gerade auch im Interesse der Katholiken Preussens sei, die Rechte des Staats in der Schulverwaltung energisch zu wahren. Für diese und für die unbefangene sachliche Beurtheilung der einzelnen zu erörternden Fragen schien es ihm bedenklich zu sein, wenn schon bei der Bestellung des Referenten über sie im Ministerium anderweitige, confessionelle Rücksichten sich geltend machten; er beklagte desshalb die neue Einrichtung, die beibehalten wurde, auch als Eichhorn 1842 an Schulzes Stelle Kortüm mit dem Vortrag über die evangelischen Gymnasien betraute.

*) Vgl. namentlich Friedberg, Die Grundlagen der preussischen Kirchenpolitik unter Friedrich Wilhelm IV. (Lpzg. 1882) S. 48 ff. und die Würdigung Geissels in Sybels Historischer Zeitschrift XXXI, 136 ff.

**) S. hierüber besonders auch Mejer in den Preussischen Jahrbüchern XL, 195 f.

Verlor Schulze auf diese Weise seinen Einfluss auf die Gymnasien, zu deren Leitung er zunächst in das Ministerium berufen war, so nahm auch Eichhorn seine Kraft für die Universitäten in Anspruch. Er verlangte von ihm die Abfassung vieler auf sie bezüglicher ausführlicher Berichte; dass bei Berufung auswärtiger Gelehrter, mit denen unter Altenstein gewöhnlich direct verhandelt war, jetzt meist zunächst Mittelspersonen mit Anfragen betraut wurden, veranlasste mannigfache Weiterungen und erhöhte die Arbeitslast des Referenten. Besonders wichtige sachliche und persönliche Fragen aber entschied der Minister auch auf diesem Gebiet ohne seinen Rath in bestimmtem Gegensatz zu der Richtung und der Methode seines Vorgängers. „Den höchsten wissenschaftlichen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen“, die Lehrfreiheit zu schützen und das Leben der Universitäten vor Störungen durch kirchliche und politische Agitationen möglichst zu bewahren, hatte Altenstein in äusserst vorsichtiger und ruhiger Haltung sich bestrebt; Friedrich Wilhelm IV. und Eichhorn hielten sich dagegen verpflichtet ihren persönlichen Ansichten über die Zeitbewegungen in öffentlichen Reden lebhaften Ausdruck zu geben und auch durch Massregelung von Universitätslehrern, in denen sie „Staats- und Kirchenverwüster“ erblickten, den „revolutionären Zeitgeist“ zu bekämpfen; sie steigerten dadurch die Gährung, die in den damaligen geistigen und politischen Verhältnissen Deutschlands begründet war, und reizten auch unter einander sehr verschiedenartige Vertreter der deutschen Wissenschaft zur Opposition gegen ihr Regiment. Darunter litt die sachliche Beurtheilung der Universitätsfragen. Eichhorn erstrebte eine Besserung der Methode des akademischen Unterrichts; aber die Vorschläge, die er hierzu machte, wurden gerade auch von solchen Professoren abgewiesen, die sich für die Herstellung des von ihm gewünschten innigeren geistigen Verkehrs zwischen Lehrern und Lernenden, für ein nicht nur „passives Aufnehmen“ Seitens der Letzteren mit Eifer und Erfolg bemüht hatten. Trendelenburg, der schon in dem vergangenen Jahrzehnt „Uebungen zur Einführung in die philosophischen Systeme“ zu halten begonnen hatte, erklärte Eichhorns An-

ordnungen über „repetitorisch-conversatorische“ Uebungen für schädlich; Ritschl spottete über sie; Dahlmann wies nachdrücklich auf den politisch bedenklichen Charakter dieser und anderer Massregeln des Ministers hin*). Besondere Missstimmung rief unter den classischen Philologen ein Artikel der vom Ministerium unterstützten Literarischen Zeitung hervor, der sich gegen den unchristlichen Geist der Gymnasien, gegen die auf ihnen gepflegte „allgemeine Bildung“, gegen ihre Erziehung von „lauter Menschen aussprach, in denen nichts als Bildung, kaum eine Spur noch von Gesinnung, Charakter, Thatkraft“ zu finden sei. In scharfen Worten geisselte Thiersch diese von Eilers ausdrücklich gebilligten Auslassungen; Lobeck und Ritschl hielten sich verpflichtet bei festlicher Gelegenheit den Angriffen der frommen Dunkelmänner gegen die classischen Studien entgegenzutreten**).

Schmerzlich berührten Schulze alle diese Vorgänge und das Verfahren gegen manche ihm besonders nahe stehende Professoren und Beamten, so u. A. auch gegen Rehfues in Bonn, den er unter allen Regierungsbevollmächtigten an den Hochschulen am meisten schätzte und der sich nun 1842 zur Aufgabe seines Amts gezwungen sah; in persönliche Differenzen mit seinem Vorgesetzten verwickelte ihn dessen Haltung gegenüber der periodischen Literatur. Als Eichhorn, so berichtet Schulze selbst, „von seinem Standpunkt aus auf die bisherige freie Wirksamkeit der Redaction der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik einen leitenden Einfluss auszuüben versuchte, traten diejenigen, welche sich einem solchen Ansinnen nicht fügen konnten und wollten und zu welchen auch ich gehörte, von der Redaction zurück und mussten leider nur zu bald die wehmüthige Erfahrung machen, dass

*) S. Trendelenburgs Aeusserungen in den Philosophischen Monatsheften VIII, 389, die Ritschls bei Ribbeck II, 144 f. und die Dahlmanns bei Springer II, 131 ff.

**) Vgl. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts S. 682 ff. und ausser der von ihm angeführten Literatur Ribbeck, Ritschl II, 139 ff. und die in Friedländers Mittheilungen aus Lobecks Briefwechsel S. 125 ff. veröffentlichte interessante Correspondenz zwischen diesem und Eichhorn aus d. J. 1843.

ein Institut, welches sie seit seiner Entstehung mit Liebe gepflegt hatten, durch die ebenso unzeitige als ungerechtfertigte Einmischung der Regierung seinem Untergang entgegengeführt worden". Er nennt unter den ihm gleichgesinnten Mitgliedern der Redaction Marheineke und Varnhagen von Ense; ausdrücklich hat auch Letzterer hervorgehoben, wie brav sich Schulze bei der entscheidenden Sitzung der Societät gehalten habe*).

Noch empfindlicher aber als durch dies Verfahren Eichhorns gegen die kritische Zeitschrift, für die Schulze sich lebhaft interessirt hatte, fühlte er sich durch die vom Ministerium unterstützte Literarische Zeitung gekränkt. Hatte sie in jenem oben erwähnten Artikel die classischen Philologen eines unchristlichen Geistes beschuldigt, so wurde im November 1845 von ihr direct das Altensteinsche Ministerium angegriffen und ihm vorgeworfen, es habe „durchaus eine glaubens- und gemüthlose Verstandesbildung befördert. Die ganze gemüthliche Seite der Geistesbildung, hiess es hier, das religiöse Element des Unterrichts, zumal in den höheren Lehranstalten, war vernachlässigt, einer masslosen Willkür preisgegeben. Es war, als sollte es überall nur auf Geschäftstüchtigkeit und Wissenschaft ankommen; die Religion beruht aber auf etwas Anderem, und so war sie etwas Gleichgültiges, das nur noch aus Gewohnheit auf dem Katalog stand". Ein grosser Theil des Lehrstands, erörterte der Artikel weiter, habe den Unglauben selbst zum point d'honneur gemacht, erfahrene Männer hätten die „zunehmende Verödung der Gemüther und die leere Verständigkeit, womit sich leicht ein materialistischer Sinn und gefühllose Selbstsucht verbinden, mit Betrübniss wahrgenommen". Bei dem Wechsel des Throns und des geistlichen Ministeriums hätte desshalb eine principielle Aenderung eintreten, die Religion besonders hervorgehoben werden müssen, dadurch seien Empfindlichkeiten erregt und Missvergnügte erzeugt, die in ihren Vorwürfen weder sparsam noch besonnen. Das sei sehr

*) In seinen Tagebüchern II, 153. Vgl. auch seine Denkwürdigkeiten VII, 554 ff.

begreiflich; „dass sie sich aber über die Lage der Dinge so ungeheuer täuschen, beweist ihre leidenschaftliche Verblendung. Sie wollen die geistige Freiheit retten, die gar nicht bedroht ist; sie reden von Fortschritt und sie selbst sind die ·Zurückbleibenden". Wie mussten durch solche Auslassungen die noch thätigen Räthe Altensteins berührt werden! Als Schulze nach ihrem Erscheinen zuerst seinen alten Freund und Collegen Kortüm, der sie noch nicht kannte, im Ministerium wiedersah, veranlasste er ihn, vor dem Beginn einer Sitzung den Artikel zu lesen; Kortüm gab ihm das Blatt zurück mit den Worten: „Das ist niederträchtig". „Ja, setzte Schulze hinzu, nur ein Lotterbube kann diesen Aufsatz verfasst haben". Er wusste nichts von den amtlichen Beziehungen, in denen Eilers zu der Literarischen Zeitung stand, und sprach dies auch sofort aus, als er nach dem Schluss der Sitzung darauf hingewiesen wurde. Er wiederholte diese Erklärung auch am folgenden Tage, als Eichhorn ihn kommen liess und ihm die heftigsten Vorwürfe darüber machte, dass er in seinem Sessionszimmer einen seiner Räthe gröblich beleidigt habe. Der Minister aber war durch Schulzes mündliche Aeusserungen nicht befriedigt; er verlangte von ihm eine schriftliche Erklärung. Schulze nahm keinen Anstand nun auch schriftlich zu erklären, dass er keineswegs durch seine Worte irgend Jemanden und am wenigsten einen der Räthe persönlich habe beleidigen wollen; eine solche Absicht habe er schon desshalb nicht hegen können, weil ihm der Verfasser jenes Aufsatzes gänzlich unbekannt und er erst nachträglich über das amtliche Verhältniss von Eilers zu der Literarischen Zeitung unterrichtet sei. „Meine Aeusserungen, fuhr er fort, bezogen sich lediglich auf die kränkenden und aller Begründung ermangelnden Behauptungen, welche in jenem Aufsatz über das Ministerium Altenstein enthalten sind, und auf die ausserordentliche Lage, worin sich die noch lebenden Mitglieder dieses Ministeriums jenem Aufsatz und der richtenden Mitwelt gegenüber befinden. Wehmuthsvoll gedachte ich besonders der schon heimgegangenen Mitglieder dieses Ministeriums, welche sich nicht mehr gegen den Vorwurf vertheidigen können, dass sie eine gemüth- und

glaubenslose Richtung allen höheren Lehranstalten des preussischen Staats gegeben haben. Ist mir in der Unmittelbarkeit meines seit Jahren gehegten Grams über solche und ähnliche dem Ministerium Altenstein gemachten Vorwürfe ein oder das andere Wort entfallen, welches, losgerissen aus dem Zusammenhang der Rede, nicht der Stelle, wo ich sprach, angemessen war oder scheinen könnte: so thut mir solches leid und ich tadle aufrichtig mein Ungeschick, dass ich bei der mich überwältigenden Macht der reinen Sache, die ich in jenem Augenblick vertreten wollte, nicht gleich das rechte Wort habe finden können". Es spricht für seinen und für seines Ministers Charakter, wie nach dieser Erklärung vom 6. December 1845 eine Aussöhnung zwischen Beiden noch in demselben Monat herbeigeführt wurde; am 21. dankte Schulze dafür, dass Eichhorn durch ein an ihn gerichtetes Schreiben wohlwollend ihm wieder die Hand gereicht habe. „Meinem öffentlichen Berufe, bemerkte Schulze in seinem Brief, gehört auch mein Herz und für mich giebt es keinen Staatsdienst ohne Liebe, aus welcher auch die Ehre quillt. Ew. Excellenz wollen hieraus hochgeneigt ermessen, in welcher Stimmung mir die letzten Wochen vergangen sind und wie dankbar ich die wiedereröffnete Aussicht auf Ew. Excellenz Wohlwollen begrüsse. Möchte es mir, noch ehe ich abgerufen werde, gelingen, Ew. Excellenz durch die That zu überzeugen, dass die grossen politischen und kirchlichen Aufgaben der Gegenwart meiner Theilnahme und meinem Nachdenken nicht fremd geblieben sind, und dass ich keine Anstrengung und keine Opfer scheue, wenn es gilt, dem Staate, welchem ich mit jeder Lebensfaser angehöre, meine unbedingte Hingebung und Ew. Excellenz in Hochdero überaus schwieriger Stellung meine Treue zu bewähren." So wurde die äussere Möglichkeit der Zusammenarbeit von Beiden hergestellt; im folgenden Jahr bot der schmerzlichste Verlust, den Schulze erlitt, seinem Minister den Anlass ihm seine persönliche Theilnahme zu bezeugen.

Nicht nur durch die Gestaltung der öffentlichen und seiner amtlichen Verhältnisse ist Schulze in diesen Jahren hart getroffen, sondern auch durch schwere häusliche Leiden.

Bei seinen anstrengenden Arbeiten war es für ihn von ganz besonderem Werth, dass seit der ernsten Krankheit, die er unmittelbar vor seiner Verheirathung in Hanau durchzumachen hatte, dreissig Jahr lang nie seine körperlichen Zustände seine Thätigkeit hemmten, dass er ohne Nachtheil für sie und ohne einer Ausspannung zu bedürfen, regelmässig bis tief in die Nacht arbeiten konnte und dass er nach allen Kämpfen und Sorgen, die ihm sein Beruf brachte, stets die beste Erquickung im Frieden seines Hauses bei seiner Frau fand. Ihre ruhige Kraft und stille Fassung lernte er doppelt schätzen bei den schweren Schlägen, die sie trafen. Drei Kinder wurden in zarter Jugend ihnen entrissen, schon 1819 das noch in Coblenz geborene Töchterchen, vier Jahr darauf bald nach einander zwei Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen, die beide kaum ein Jahr alt geworden sind. Eine noch härtere Prüfung aber wurde den Eltern dadurch auferlegt, dass ihr ältester Sohn Karl, der sich zunächst körperlich und geistig auf das Beste zu entwickeln und zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen schien, bald nach Vollendung seines dritten Jahrs von epileptischen Krämpfen überfallen und durch solche Anfälle, die in späteren Jahren mit vermehrter Heftigkeit wiederkehrten, sein ganzes Nervensystem zerrüttet wurde. Die Versuche ihn zu unterrichten mussten aufgegeben werden; immer mehr machte sich eine Abnahme seiner geistigen Kräfte bemerkbar, bis endlich im Juni 1843 der Tod den Unglücklichen von dem, wie die Section erwies, unheilbaren Leiden erlöste. Mit Recht rühmte es Schulze als den grössten Beweis für die Stärke seiner Frau, dass sie 24 Jahre lang mit immer gleicher Geduld den geliebten armen Sohn gepflegt hatte; natürlich aber war dadurch auch ihre Widerstandskraft vermindert, als ihr eine neue ernste Sorge durch eine lebensgefährliche Krankheit ihres Mannes bereitet wurde. Im Mai 1845 brachten ihn wiederholte heftige Brustkrämpfe dem Tode nahe; dass sein Leben gerettet wurde, dankte er, wie er selbst sagt, nur seinem ihn behandelnden Stiefsohn Ludwig Böhm, der „die Einsicht und den Muth hatte ihm in den verhängnissvollen Stunden vier Mal hinter einander die Ader zu schlagen“. Auf das Beste tröstete und pflegte ihn

auch in dieser Krankheit seine Frau; aber noch in demselben Jahre wurde sie selbst viel durch gichtische Leiden geplagt, die alle Bemühungen ihres Sohns und eine Badekur nur zu lindern, aber nicht zu heilen vermochten; am 4. Mai 1846 ist sie sanft entschlafen.

Das letzte Gespräch, das sie mit ihrem Mann führte, bezog sich auf die Zukunft ihres Sohnes Ludwig Böhm. Auch dessen Erziehung hatten sie in völligem Einverständniss geleitet; mit inniger Freude hatte die Mutter beobachtet, wie die Entwicklung ihres Sohns, dessen ruhiges Wesen von der lebhaften Art seines zweiten Vaters wesentlich verschieden war, von diesem mit immer steigender Befriedigung, ja Bewunderung betrachtet wurde. Wie er ihn als Forscher, als Arzt und als Menschen schätzte, zeigen deutlich die Aeusserungen, zu denen er 1845 und Anfang 1846 Göttling gegenüber veranlasst wurde, da damals Böhm als Professor der Chirurgie für Jena in Vorschlag gebracht war; Schulze wünschte, dass sein Sohn den Ruf annähme, weil er dort ungestörter seiner Wissenschaft leben könnte; Böhm aber entschied sich anders und zwar, wie Schulze*) vermuthete, weil „seine grosse Anhänglichkeit an seine Mutter und an mich ein bedeutendes, ja entscheidendes Gewicht in die Wagschale gelegt haben, wovon er aber nach seiner schweigsamen Weise auch nicht die leiseste Andeutung gemacht hat, wohl wissend, dass ich ein solches Opfer von seiner Seite aufs entschiedenste würde abgelehnt haben". Dass Eichhorn dann den Antrag der Berliner medicinischen Facultät auf Beförderung Böhms wohlwollend berücksichtigte und ihn gerade an Schulzes Geburtstag auch zum Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen ernannte, wurde besonders dankbar von dem Vater empfunden. Grosse Freude ist ihm vielfach auch durch den einzigen eigenen Sohn bereitet, der nach dem Tod seines Karl ihm noch geblieben, der vier Jahre nach diesem 1820 geboren und in Erinnerung an

*) In seinem Brief an Göttling vom 23. Januar 1846. Vgl. über Böhm namentlich den Aufsatz von Rudolf Köpke in dessen Kleinen Schriften S. 819 ff. und A. Hirsch in der Allg. Deutschen Biographie III, 65.

Schenkendorf Max genannt war. Lebhaft interessirte sich Schulze namentlich für dessen früh hervortretende künstlerische Begabung; schon als er in Quinta sass, schrieb sein Vater an Passow, er zeichne Porträts nach dem Leben mit einer treffenden Aehnlichkeit und einer Schärfe der Auffassung, wie man sie bei einem Knaben von zehn Jahren selten finde. Er lernte dabei auch die Methode seines Lehrers Peter Schmid genauer kennen und bemühte sich dieser Eingang in den preussischen Schulen zu verschaffen*). Seine künstlerischen Interessen und Bestrebungen hat Max Schulze auch später nicht aufgegeben, nachdem er dem juristischen Beruf sich zugewandt hatte; dass er eine Anstellung in Berlin fand und ganz mit dem Vater zusammenlebte, hat dieser dankbar als ein hohes Glück seines Alters gepriesen.

In einem vertrauten Brief an Göttling rühmte er 1847 die Trefflichkeit seiner Söhne und die liebevolle Art, in der sie für ihn sorgten; aber freilich, setzte er hinzu, auch sie könnten die schmerzliche Lücke nicht ausfüllen, welche durch den Hingang ihrer Mutter in seinem Leben entstanden sei. Seinem alten Freunde verbarg er auch nicht, wie manchen Kummer er in seiner amtlichen Thätigkeit erfahre; „dennoch, schrieb er, bleibe ich unverdrossen, und verliere den Muth nicht; die sieben letzten Jahre waren für mich eine zweite harte, aber doch heilsame Prüfung, aus welcher ich, Ihnen darf ich es sagen, mit dem trostvollen Bewusstsein hervorgehe, in keiner Sache und in keinem Augenblick der Wahrheit und meinem Charakter ungetreu geworden zu sein, und die unverwüstliche Liebe, mit welcher ich dem preussischen Staate angehöre, rein und treu bewährt zu haben. Meine Ueberzeugung steht fest, dass ich, indem ich dem preussischen Staate in strenger Pflichterfüllung und ohne Rücksicht auf Gunst und Beifall diene, zugleich für mein deutsches

*) Max Schulze hatte seine Zeichenstunden bei Schmid zusammen mit dem jungen Karl von Nagler, dessen Erzieher Trendelenburg sich ebenfalls an dem Cursus betheiligte. Nach eigener praktischer Erfahrung konnte so Trendelenburg die Schmidsche Methode in einem Aufsatz der Allgemeinen Schulzeitung empfehlen; vgl. Bratuscheck in den Philosophischen Monatsheften VIII, 349 f.

Vaterland arbeite, und diesem einen kleinen Theil meiner grossen Schuld abtrage". Genau ein Jahr, nachdem er im März 1847 diese Worte geschrieben hatte, kam die Revolution zum Ausbruch, welche neue Aussichten für Preussen und Deutschland eröffnete; als eines ihrer ersten Opfer musste das Ministerium Eichhorn fallen.

Zweites Capitel.

Revolution und Reaction 1848—1858.

Im April 1848 schrieb aus Breslau Friedrich Haase an Schulze: „Der grosse und erfreuliche Umschwung unseres Lebens muss wohl denen am erfreulichsten sein, die den schweren Druck der früheren Zustände auch persönlich empfunden haben; ich erinnere mich lebhaft, wie innig Sie bei unseren letzten Gesprächen den Schmerz theilten über die damals noch so hoffnungslosen Verhältnisse, und das Bewusstsein dieser Gemeinschaft drängt mich nun auch die Freude mit Ihnen zu theilen und Ihnen Glück dazu zu wünschen, dass Sie nun am Abend Ihres Lebens noch den Aufgang einer lange ersehnten besseren Zeit sehen, die es Ihnen danken wird, dass Sie aller der Widerwärtigkeiten und Unwürdigkeiten ungeachtet, welche Sie haben mit ansehen oder selbst ertragen müssen, Ihren Posten nicht verlassen haben“. Aber in demselben Briefe wies Haase auch auf die Gefahren hin, die von entgegengesetzten Seiten her drohten; klagte er über die Thorheit der Radicalen, so wurde durch ihr Treiben natürlich noch mehr der Vertreter des alten preussischen Beamtenthums abgestossen. Schulze vermisste, wie er im Sommer 1848 an Erdmann schrieb, bei den meisten Leitern der Berliner Nationalversammlung die nöthige politische Bildung; „die Plünderung des hiesigen Zeughauses, setzte er hinzu, von welcher ich Augenzeuge war, hat mir die Gewissheit verschafft, dass das Schlimmste zu fürchten ist, wenn das Ministerium nicht bald eine grössere Energie entwickelt“. In gleichem Sinn erklärte er Ruge, dass durch solche Volksbewegung die Gewalt provocirt

werde*). Er bedauerte diese Wirren in Berlin um so mehr, weil er von vornherein überzeugt war, dass „Deutschland seine Rettung nicht von Oesterreich oder Baiern oder Würtemberg, sondern hauptsächlich von Preussen erwarten"**) müsse und weil er desshalb scharf tadelte, dass in Aeusserungen der öffentlichen Meinung von Süd- und Westdeutschland und im Frankfurter Parlament die Stimmungen des preussischen Volks und die Lage des preussischen Staats nicht die gebührende Berücksichtigung fanden.

Auch die Verwaltung des Unterrichtswesens wurde vielfach durch die politischen Aufregungen***) und Wechselfälle der Revolutionszeit gestört; Schulze beklagte, dass es in ihr für die Pflege grösserer wissenschaftlicher Unternehmungen an Musse und Mitteln fehlte. Andererseits musste es ihn mit Genugthuung erfüllen, dass jetzt manche Hemmnisse freier Entwicklung beseitigt, dass namentlich die Ausnahmegesetze von 1819 aufgehoben und demnach die Regierungsbevollmächtigten an den Universitäten auf den Wirkungskreis von Curatoren beschränkt wurden†). Bald nach seinem Gönner Eichhorn schied auch Eilers aus seiner Stellung, „und so kam, wie Schulze am 4. Mai 1848 an Ritschl schrieb, die Bearbeitung der auf die evangelisch-theologischen Facultäten bezüglichen Sachen wieder an mich, und ich werde, wie ich bis zum Jahre 1840 gethan habe, Sorge tragen, dass in den theologischen Facultäten jede wesentliche Richtung, die sich in der Theologie wissenschaftliche Geltung verschafft

*) S. Ruges Briefwechsel hsg. von Nerrlich II, 413.

**) So schrieb er am 2. April 1848 an seinen Schwager Karl Rössler, dem gegenüber er sich auch in einem von A. Duncker (Rückert und Schulze S. 65 f.) veröffentlichten Brief vom 28. Juli klagend und tadelnd über die in Frankfurt gefassten Beschlüsse aussprach.

***) Sie gaben auch Rückert, der aus verschiedenen Gründen schon lange gegen die preussische Hauptstadt verstimmt war, Anlass sich ganz aus dieser zurückzuziehen; Schulze hat in einem an Beyer (Nachgelassene Gedichte Rückerts S. 165 ff.) und von Duncker a. a. O. S. 70 ff. veröffentlichten Brief berichtet, wie das preussische Ministerium dafür eintrat, dass dabei dem Dichter wenigstens ein möglichst grosser Theil seines Gehalts belassen würde.

†) S. die betreffenden Verfügungen bei Rönne II, 409 f.

hat, auch genügend vertreten werde. Die wissenschaftliche Entwicklung der Theologie darf nicht länger von unseren evangelisch-theologischen Facultäten ignorirt werden". Mehrfach ist bezeugt*), welche Freude es ihm bereitete, dass es 1848 gelang Richard Rothe für Preussen zu gewinnen: seine Berufung nach Bonn war eine der ersten Thaten der Verwaltung Ladenbergs.

Nach Eichhorns Sturz war zu seinem Nachfolger zunächst Graf Schwerin ernannt, der auf kirchlichen und politischen Versammlungen für eine freiere Entwicklung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse im Sinne seines Schwiegervaters Schleiermacher zu wirken sich bemüht hatte; aber unter seinem Ministerium konnte, von allem andern abgesehen, schon desshalb nichts von dauernder Bedeutung für die geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten geschaffen werden, weil es kaum ein Vierteljahr dauerte, und noch kürzer, nur wenige Tage, war dann mit deren Leitung Rodbertus betraut.

War Beider Ernennung zum Minister wesentlich mit Rücksicht auf ihre parlamentarische Thätigkeit erfolgt, so trat in Ladenberg, der nach ihnen im Juli zunächst commissarisch und dann im November 1848 definitiv das Cultusministerium übernahm, an dessen Spitze wieder ein Mitglied der alten preussischen Bureaukratie**). 1798 als Sohn des späteren Ministers Philipp von Ladenberg geboren, war er im Verwaltungsdienst bei mehreren Regierungen in verschiedenen preussischen Provinzen, zuletzt als Regierungspräsident in Trier thätig, bis er 1839 an Stelle von Nicolovius zum Director in Altensteins Ministerium ernannt wurde. Nach dessen Tode wurde ihm interimistisch die Leitung der Geschäfte übertragen; Friedrich Wilhelm IV., der glaubte, dass

*) Von H. W. Tod in dem Sonntagsbeiblatt der Tribüne vom 1. October 1882 und von dem Verfasser des Nekrologs auf Karl Schwarz (der unter Eichhorn suspendirt war, jetzt rehabilitirt und 1849 zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde) in der Beilage zur Vossischen Zeitung vom 1. April 1885. Vgl. auch Nippold, Rothe II, 247 ff.

**) Vgl. über Ladenberg ausser der von Wippermann in der Allgemeinen Deutschen Biographie XVII, 499 ff. verzeichneten Literatur auch Mejers Mittheilungen in den Preussischen Jahrbüchern XL, 194. 197.

Ladenberg „alles gleich mittelmässig, aber ordentlich führen" werde, setzte ihm dann Eichhorn vor, beliess aber auch den früheren Director in dieser Stellung, die er behauptete, bis er sie mit der des Chefs des Ministeriums vertauschte. Im Gegensatz gegen Eichhorn waren Schulze und er einverstanden; wesentlich verschieden aber waren Beide auch von einander. Doch legte der neue Minister grossen Werth auf den Rath des sachkundigen Referenten über die Universitäten, der unter ihm auch zum Director der Unterrichtsabtheilung bestellt wurde; ihm übertrug er auch die Ausarbeitung der Bestimmungen, die hinsichtlich der Universitäten in das durch die Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 verheissene Unterrichtsgesetz aufgenommen werden sollten. Hierüber aber wollte der Minister zunächst die auf den Hochschulen selbst herrschenden Ansichten hören; nachdem schon 1848 die 6 Universitäten und die Akademie in Münster zu gutachtlichen Vorschlägen über die akademischen Einrichtungen aufgefordert waren, wurden 1849 Professoren dieser Anstalten und des Lyceum Hosianum in Braunsberg, die von ihren Collegen gewählt waren, zu einer Berathung über die wünschenswerthen Reformen in Verfassung und Verwaltung der Universitäten zusammenberufen. Eine Zusammenstellung der in den erwähnten Gutachten geäusserten Gedanken und Wünsche wurde ihnen schon vor ihrer Zusammenkunft mitgetheilt und dann am 24. September 1849 ihre Conferenz in Berlin im Senatssaal der Universität durch eine Rede von Schulze eröffnet, der von Ladenberg mit der Leitung der Verhandlungen beauftragt war.

„Nach der deutlich ausgesprochenen Absicht des Ministers, erklärte er hier zunächst, soll diese Versammlung keinen anderen Zweck haben und verfolgen als den, die mannigfaltigen Vorschläge, welche unter den stürmischen Bewegungen des vorigen verhängnissvollen Jahres auch in Bezug auf die Umgestaltung der Universitäten gemacht werden, Ihrer strengen gemeinsamen Prüfung zu unterwerfen und in dem Ergebnisse Ihrer Berathungen dem Herrn Minister für die Bestimmungen, welche hinsichtlich der Universitäten in das neue den Vertretern des preussischen Volks vorzulegende Unterrichtsgesetz

aufzunehmen sein möchten, einen wohlgeordneten Stoff zur weiteren freien Benutzung zuzuführen". Indem aber Schulze die zu diesem Zweck einberufene Versammlung eröffnete, gab er zugleich seiner Auffassung von ihrer und der Aufgabe der preussischen Hochschulen und des preussischen Staats, gab er der Hoffnung Ausdruck, dass die heute begonnene Arbeit nicht bloss den preussischen, sondern auch den übrigen deutschen Universitäten frommen werde. „Zu dieser Hoffnung, sagte er, berechtigt mich der gegenwärtige im Ganzen befriedigende Zustand unsrer Hochschulen und der in ihnen vorwaltende Geist echter Wissenschaft, welcher von Selbstsucht fern auch in dem, was seinen nächsten Wirkungskreis betrifft, den Schein vom Wesen zu trennen und dem noch Lebenswürdigen auch Geltung und Dauer zu schaffen wissen wird. Sie, meine Herren, würdige Vertreter dieses Geistes können und werden keinen Vorschlägen das Wort reden, welche den gesunden Organismus unserer Hochschulen zu stören, seiner sinnvollen Gliederung Eintrag zu thun und seinen innigen Zusammenhang mit dem Leben im Staat aufzulösen oder auch nur zu lockern drohen. Vielmehr werden Sie für das beabsichtigte Unterrichtsgesetz nur zu solchen Bestimmungen rathen, welche den Universitäten die weitere freie Entfaltung ihres eigenthümlichen Wesens sichern, ihnen das Ausscheiden alles Fremdartigen, Krankhaften und Schädlichen wie das in sich Aufnehmen neuer befreundeter lebenskräftiger Elemente erleichtern und sie befähigen, im treuen Bunde mit der Regierung zur Lösung der Aufgabe mitzuwirken, welche die Vorsehung dem preussischen Staat in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes gestellt hat. Im Hinblick auf die bereits heimgegangenen Lehrer dieser Hochschule, welche — um Lebender nicht zu gedenken — sich um die Förderung der Wissenschaft, um Weckung und Verbreitung tugendhafter Gesinnung in nahen und entfernten Kreisen unvergängliches Verdienst erworben und in trüben Zeiten von dieser Stätte aus für die wahren Interessen der deutschen Universitäten männlich besonnen gekämpft haben, werden Sie, meine Herren, unter günstigeren Verhältnissen der Gegenwart für das neue Unterrichtsgesetz, insofern dasselbe

auch das Leben der Universitäten umfassen soll, nur solche Massregeln in Vorschlag bringen, welche mit der freien Bewegung, deren die Wissenschaft am wenigsten entbehren kann, mit dem Vertrauen, welches sie von der Regierung und diese von jener und ihren Lehrern erwarten muss, und endlich mit dem wohlverstandenen Bedürfnisse der deutschen studirenden Jugend in Einklang stehen. Solche von Ihnen ausgehende Vorschläge dürfen auf williges Gehör, auf angemessene Unterstützung von Seiten der Regierung um so zuversichtlicher rechnen, je aufrichtiger dieselbe die Wissenschaft und wahre wissenschaftliche Bildung achtet und je klarer und bestimmter sie sich bewusst ist, welche geistige Macht den Universitäten innewohnt und wie dringend der preussische Staat der Weckung, Stärkung und Verklärung aller seiner geistigen Kräfte bedarf, um demüthig die Opfer bringen, hochherzig die Unbilden und Gefahren bestehen zu können, welche sein Beruf, Vorkämpfer für Deutschlands Einheit und Deutschlands Ehre zu sein, in sich schliesst."

Durch die Verhandlungen, die Schulze mit dieser Rede eröffnete, wurden die Hoffnungen nicht getäuscht, die er auf die Conferenz gesetzt hatte. Die Antworten, welche in ihr nach gründlichen Berathungen in Commissions- und Plenarsitzungen auf die 136 ihr vom Ministerium vorgelegten Fragen über die äussere und innere Organisation der Hochschulen beschlossen wurden, stimmten meist durchaus mit seinen Anschauungen überein. Es war ihm besonders willkommen, dass die Conferenz auch ferner die Beibringung eines auf einem Gymnasium ausgestellten Zeugnisses der Reife für unerlässlich bei der Immatriculation von Inländern erklärte, die sich dem Dienst des Staats oder der Kirche oder einem sonstigen die Universitätsbildung gesetzlich erfordernden Berufe widmen wollten, und sich in scharfen von Lachmann formulirten Sätzen gegen die Herabminderung der Forderungen an die Bildung der Schüler aussprach*), dass sie für Strenge bei den Doctorprüfungen und Beibehaltung des Tentamen

*) S. in dem von Schulze, Böckh und Lachmann redigirten officiellen Bericht über die „Verhandlungen der Conferenz zur Berathung von Reformen in der Verfassung und Verwaltung der preussischen

philosophicum der Mediciner eintrat, dass sie strenge Forderungen auch bei der Habilitation gestellt wissen und diese erst drei Jahre nach Vollendung des vorschriftsmässigen Trienniums resp. Quadrienniums gestatten wollte. Wie bei diesen Punkten schloss sich Schulze auch hinsichtlich andrer wichtiger Fragen den von der Versammlung getroffenen Entscheidungen an, als er den auf die Universitäten bezüglichen Abschnitt eines Entwurfs des Unterrichtsgesetzes ausarbeitete. Wie in der Conferenz beschlossen war, wurde auch hier an der Einrichtung von 4 resp. 5 Facultäten, eines Generalconcils und eines Senats festgehalten, eine sachgemäss beschränkte Mitwirkung in beiden letzteren Behörden und an der Wahl des Rectors den ausserordentlichen Professoren gewährt und gesetzlich ein Besoldungsminimum für die Professoren festgestellt, das Schulze für die Ordinarien auf 1000, für die Extraordinarien auf 600 Thaler fixirte. Auch hinsichtlich der Besetzung erledigter Professuren stimmte Schulzes Entwurf darin mit den Beschlüssen der Conferenz überein, dass das bisherige theils statuten-, theils observanzmässige Verfahren, wonach die Facultäten bei Vacanzen drei Candidaten dem Minister vorschlugen, abgeändert und statt dessen bestimmt wurde, die betreffende Facultät solle in Gemeinschaft mit dem Senat einen oder mehrere Candidaten vorschlagen. Auch die Conferenz hatte dabei den von der Königsberger Universität gestellten Antrag abgelehnt, den Minister an das Gutachten der akademischen Behörden zu binden, es vielmehr für nothwendig gehalten, ihm die Freiheit der Wahl und damit die Verantwortlichkeit für sie zu wahren, und eine Beschränkung von ihm nur dann gewünscht, wenn Facultät und Senat den Gewählten für wissenschaftlich ungeeignet zur Befriedigung des eben vorliegenden Bedürfnisses der Universität erklärten*); von einer solchen Be-

Universitäten (December 1849. Berlin)“ S. 36 f. 195 ff. und Hertz, Lachmann 77 ff.

*) S. den in vor. Anm. citirten Bericht über die Verhandlungen S. 12, 58 ff. 160 ff. Vgl. die früheren gutachtlichen Vorschläge der Universitäten in der oben S. 281 erwähnten Publication über die Gesetzgebung auf dem Gebiet des Unterrichtswesens S. 157 ff.

schränkung aber sah Schulze bei seinen Vorschlägen ab. Eingehend war in der Versammlung die Frage erörtert, ob die Vertretung des Staats durch eine besondere Behörde bei den Universitäten nothwendig sei*); sie war von der Conferenz verneint, nachdem namentlich Böckh sich auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen entschieden gegen Anstellung eines Curators ausgesprochen hatte; Schulze vermied in diesem Punkt eine principielle Entscheidung und suchte den verschiedenen hinsichtlich seiner hervorgetretenen Ansichten gerecht zu werden, indem § 19 seines Entwurfs bestimmte, zur Vertretung des Ministers und zur unmittelbaren Leitung der ökonomischen und Kassenverwaltung der Universitäten könne denselben ein Curator vorgesetzt werden, § 20 aber für die Universitäten, bei denen dies nicht geschähe, die Einrichtung eines aus drei Mitgliedern zusammenzusetzenden Verwaltungsraths zur Verwaltung des Vermögens und zur Ueberwachung des Kassen- und Bauwesens anordnete. Gegen die Einsetzung eines solchen Verwaltungsraths wurde im Ministerium Einspruch erhoben, als hier Schulze seinen Entwurf vorlegte, und die Bestellung von Curatoren für die Universitäten allgemein angeordnet; auch nach den hier beschlossenen Bestimmungen sollten, wie von der Conferenz und von Schulze vorgeschlagen war, die für die Universitäten aufzustellenden Verwaltungsetats vor ihrer Einreichung an den Minister dem Senat mitgetheilt und dieser und die Facultäten in geeigneter Weise von den finanziellen Verhältnissen der Universität unterrichtet werden. Auch bei anderen Punkten wurden mehrfach im Ministerium Schulzes Vorschläge abgeändert**); besonders beklagte er, dass die von ihm bean-

*) S. Verhandlungen S. 1 ff., 46 ff., 147 ff. Gesetzgebung S. 155 ff.

**) Gleich in dem ersten Paragraphen, in dem Schulze als die unmittelbare Aufgabe der Universitäten bezeichnet hatte, durch freie Lehre der Wissenschaft wissenschaftliche Bildung zu gewähren und fortzupflanzen, wurden in dem Ministerium die von mir gesperrt gedruckten Worte gestrichen und danach auch in dem zweiten Satz desselben Paragraphen Aenderungen von nicht nur formaler Bedeutung vorgenommen; in seiner letzten Zeile ist natürlich statt der in der Publication über die Gesetzgebung des Unterrichtswesens S. 178 gedruckten Worte: der Pflanzenschulen zu lesen: die Pflanzschulen.

tragte gesetzliche Feststellung eines Besoldungsminimums für die Professoren abgelehnt wurde. Aber auch alle die Bestimmungen, die nach seinen Vorschlägen im Ministerium angenommen wurden, erlangten keine praktische Bedeutung; noch ehe Ladenberg seine Absicht ausführen und seinen Entwurf eines Unterrichtsgesetzes den Kammern vorlegen konnte, sah er sich durch seine „Auffassung von Preussens Ehre und Wohl" nach Manteuffels Verhandlungen in Olmütz im December 1850 zum Rücktritt genöthigt und sein Nachfolger Karl Otto von Raumer erklärte 1852*) in der zweiten Kammer, dass ihm eine baldige Einbringung des Unterrichtsgesetzes nicht rathsam erscheine.

Wenn er Bedenken gegen sie äusserte, so wurden solche auch von Schulze getheilt. Nur zu bald, fürchtete dieser, könne ein Gesetz „die nachtheiligsten Folgen für die nothwendig freie Bewegung auf diesem Gebiet herbeiführen"**). Schon 1851 sprach sich ihm gegenüber auch Graffunder gegen ein Gesetz aus, das „entweder Unausführbarkeiten enthalten oder überflüssig sein" werde. Für nöthig hielt er „nicht ein Gesetz, sondern Geld" und wollte, wenn ein Gesetz gemacht werden müsse, weil es verheissen sei, dies „auf das beschränkt sehen, was man sonst Schulpolizei nannte"***). Er und Schulze waren mit Raumer darin einverstanden, dass besonders dringenden Bedürfnissen der Schulen durch Erlass eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes nicht abzuhelfen, dass für sie mehr auf dem Wege der Verwaltung zu leisten sei. Aber um so schmerzlicher empfanden sie eben desshalb, dass in der Zeit des Ministeriums Raumer kirchliche und politische Parteibestrebungen einen für freie wissenschaftliche Bildung bedenklichen Einfluss auf die Unterrichtsverwaltung übten. Mit Besorgniss sah Schulze namentlich, welche Förderung den Ultramontanen wie durch die Revolution von 1848, nun auch durch die Reaction zu Theil wurde.

*) Am 26. Februar. S. Stenographische Berichte S. 493 ff.

**) S. seinen Brief an Ritschl vom 3. Februar 1860 bei Ribbeck II, 538.

***) So äusserte er sich Schulze gegenüber in Briefen vom 8. Februar und 14. Juni 1851.

Schon im April 1848 hatte ihm Haase aus Breslau geschrieben, dass die klerikal-hierarchische Partei sich bemühe „die Freiheit zu ihrem Vortheil zu exploitiren“; Briefe von ihm aus den folgenden Jahren berichteten weiter über ihre „grossen und erfolgreichen Anstrengungen“, und beklagten, dass sie durch die „Fachbornirtheit der Naturforscher“ unterstützt würden, welche die Forderungen allgemeiner Bildung abschwächten. Anschaulich schilderte Löbell in einem Brief, den er im Sommer 1849 an Schulze richtete, wie in der Rheinprovinz der Boden durch die ultramontane Partei unterwühlt und durch sie auch den evangelischen Professoren in Bonn ihre Stellung erschwert werde. Sie erlaubt sich zwar selbst, schrieb er, „stete Angriffe auf den Protestantismus, dass aber der evangelische Lehrer nicht bloss unparteiisch sei, sondern fast apologetisch für den Katholicismus auftrete, das verlangt sie, wenn sie den Ihrigen (und sie hat Macht) nicht den Besuch seines Hörsaals verbieten soll. Dies verbindet sich jetzt in schlimmer Weise mit der politischen Aufgeregtheit, und wenn auch wohl nur wenige Genossen dieser Partei so weit gehen wie in Coblenz einige Leute, welche sonst voll vom Stabilitätsprincip im Sinn der Jesuiten, sich jetzt nicht entblöden in giftigen Artikeln der Rhein- und Mosel-Zeitung sogar mit der rothen Republik zu liebäugeln, um nur dem Protestantismus und Preussen Streiche zu versetzen, so fördern und erhalten sie doch Misstrauen gegen ein protestantisches Reichsoberhaupt und stellen ein wo nicht materielles doch geistiges Anschliessen an Oesterreich als ein grosses Heil hin“.

Erfahrungen dieser Art aber hinderten den preussischen König nicht an weiterem Entgegenkommen gegen die Ultramontanen, die er als Bundesgenossen gegen die Revolution betrachtete; hatten sie mit Freuden die Niederlage der Bestrebungen für Deutschlands Einheit unter Preussens Führung begrüsst, so sahen sie sich weiter durch die innere Politik der preussischen Regierung gefördert. Vergebens wies 1852 der preussische Gesandte am Bundestag darauf hin, dass mit der ultramontanen Partei kein sicherer Bund zu flechten sei, da sie jede Concession nur als eine aufmunternde Abschlags-

zahlung annehmen werde*). Bald darauf wurde eine ihr willkommene von Schulze besonders beklagte Aenderung an den Universitäten vorgenommen. Wie erwähnt, war bei der Gründung der Bonner Hochschule bestimmt, dass in der philosophischen Facultät immer ein ordentlicher Professor der Philosophie von katholischer Confession neben einem solchen von evangelischer Confession angesetzt, ausserdem aber in keiner Facultät, die beiden theologischen ausgenommen, auf die Confession der anzustellenden Lehrer Rücksicht genommen werden sollte; eine ähnliche Bestimmung war schon früher für Breslau getroffen; der namentlich von Schmedding befürwortete Gedanke, auch für die Geschichte die Bestellung eines katholischen und eines evangelischen Professors anzuordnen, war aufgegeben**). Jetzt aber kam man von katholischer Seite auf ihn zurück und namentlich durch die Bemühungen der katholischen Bischöfe wurde eine Cabinetsordre vom 26. September 1853 durchgesetzt, nach welcher in Bonn und Breslau die Geschichte wie Philosophie und Kirchenrecht stets durch einen katholischen und einen evangelischen Professor vertreten werden sollte. Schulze hatte lebhafte Vorstellungen gegen den Erlass einer solchen Verfügung gemacht; er war und blieb der Ansicht, dass wie die anderen Lehrfächer der philosophischen Facultät auch die Geschichte nicht einer bestimmten Confession eigne, dass auch für ihren Lehrstuhl nur der anerkannt Tüchtigste, möge er Katholik oder Protestant, Lutheraner oder Calvinist sein, gewählt werden müsse. Er fürchtete, dass, wenn man hier den Standpunkt aufgebe, nur die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit in Betracht zu ziehen, weitere bedenkliche Massregeln nicht ausbleiben würden, und in der That musste er erleben, dass, als er in der principiellen Frage hatte nachgeben müssen und nunmehr wenigstens wissenschaftlich tüchtige Katholiken für die neuen Lehrstühle zu gewinnen suchte, Raumer für den ersten von Schulze vorgeschlagenen Candidaten, obgleich auch

*) S. Bismarcks Brief an Manteuffel vom 8. December 1852 in Poschingers Ausgabe in den Publicationen aus den preussischen Staatsarchiven XXIII, 131.

**) Vgl. Röpell, Stiftung der Universität Breslau S. 20.

er seine Begabung anerkannte, sich nicht zu entscheiden wagte, weil ein katholischer Rath ein Buch des Betreffenden für akatholisch erklärte. „Und dabei, schrieb Schulze*), bewilligt man keine neue Fonds, um zwei Professoren der Geschichte d. h. einen Katholiken und einen Protestanten anständig besolden zu können". Auch der Minister konnte sich das Gewicht der Gründe nicht verhehlen, mit denen sein vortragender Rath die neue Anordnung vor und nach ihrem Erlass bekämpfte; in vertraulichem Gespräch suchte er ihn, wie Schulze berichtet, „dadurch zu trösten, dass er mich aufforderte, Gott dafür zu danken, dass er nicht noch mehr habe nachgeben müssen".

So sehr er in diesen und anderen Fragen das Verfahren seines Chefs beklagte, so glaubte Schulze doch behaupten zu dürfen, dass Raumer „mit Klarheit und Festigkeit auf dem Boden des Protestantismus stand, wie es einem guten Pommern geziemt"; aber eben bei diesen seinen pommerschen Traditionen fehlte es ihm an Kenntniss und Verständniss der katholischen Verhältnisse und auch auf deren Behandlung übte einen verhängnissvollen Einfluss seine und seines Königs Auffassung der ihnen nach den Erschütterungen der Revolution obliegenden Aufgabe, das Ansehen der historischen Autoritäten wiederherzustellen. In einer Vertheidigungsschrift für Raumer**) wird als der Gedanke seiner Verwaltung das Streben bezeichnet, „unter Festhalten an den positiven Grundgedanken der Reformation die gewaltigen Mächte der Autorität, Zucht und Erhaltung, welche der Katholicismus birgt, für den Staat und seine Aufgaben fruchtbar zu machen und sie als Correctiv und Gegengewicht zu

*) Am 3. März 1855 an Göttling. Noch ausführlicher begründete Schulze seinen Tadel der Massregel in verschiedenen Briefen an Ritschl vom 27. Juli 1856, 9. Dec. 1858 und 15. Jan. 1861, auf denen die oben gegebene Darstellung beruht.

**) In den anonym von Bindewald zuerst in der Kreuzzeitung und dann mit Erweiterungen 1860 in Berlin bei Hertz veröffentlichten Aufsätzen: „Der Staatsminister von Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums", gegen die dann lebhaft Eilers in einem ausführlichen Schlusswort zum VI. Bande seiner Selbstbiographie polemisirt hat.

fassen gegen die dissoluten, vorlauten und zersetzenden Elemente des preussischen Wesens, die in der negativen Seite des Protestantismus unablässig Schutz und Halt suchen". Desshalb begegnete der Minister der katholischen Kirche mit ausgesprochenem Wohlwollen; „mehr empfänglich für fertige und abgeschlossene Gestaltungen als für flüssige noch nach Form und Ausdruck ringende Erscheinungen, wie ihn sein Verehrer charakterisirt, konnte er ihrem festen Lehrinhalt, ihrer starken und ausgebildeten Verfassung, ihrer straffen Disciplin seine Anerkennung nicht versagen". Hiernach ist es zugleich begreiflich, dass er auch hinsichtlich der evangelisch-theologischen Facultäten nicht auf Schulzes Ansicht hörte; wie er diesem selbst erklärte, erkor er vielmehr für sie Hengstenberg zu seinem Rathgeber und förderte dadurch an den preussischen Universitäten und in der evangelischen Kirche Personen und Verhältnisse, gegen die öffentlich aufzutreten auch Friedrich Wilhelms IV. alter Freund Bunsen sich verpflichtet fühlte.

Dass durch die kirchliche und politische Reaction in Preussen sein Ansehen in Deutschland geschädigt wurde, empfand auch Schulze besonders schmerzlich; mit Bedauern sah er auf manche unter ihrem Einfluss beschlossene Massregeln, sah er in Folge dieser Verhältnisse auch Max Duncker aus Preussen nach Süddeutschland ziehen, in dessen Thätigkeit in Halle er wohl ein geeignetes Gegengewicht gegen die Leos erblickt*), dessen philosophische und philologisch-historische Bildung, dessen „tüchtige und gesunde" Persönlichkeit er schon 1845 in einem Brief an Göttling warm gerühmt hatte. Kaum liess sich damals schon ganz ermessen, wie werthvoll es für die weitere Entwicklung, für die neue politische Erhebung des deutschen Volkes werden sollte, dass nun gerade an ausserpreussischen Universitäten Duncker und sein Freund Droysen, für den Schulze ebenfalls sich lebhaft interessirte und den er gern wieder für

*) Eben desshalb ist von Nasemann im IV. Bande des XLV. Jhrgs. der Grenzboten S. 362 f. vermuthet, dass Schulze Duncker zur Habilitation in Halle veranlasst habe; vgl. auch Brode in dem IX. Jhrg. des Biographischen Jahrbuchs für Alterthumskunde S. 154.

Preussen gewonnen hätte, und andere hervorragende Gesinnungsgenossen von ihnen eine richtigere Auffassung von Preussens und Deutschlands Geschichte und Aufgaben verbreiteten, den Samen einer besseren historischen und politischen Bildung ausstreuten; mit Theilnahme mussten doch auch Schulze besonders die Bemühungen König Max II. von Baiern für die Erfrischung des wissenschaftlichen Lebens in seinem Lande und namentlich für die Pflege der geschichtlichen Studien erfüllen. Freilich äusserte er*), dass es in Baiern besonders schwer sein dürfte, solche Bestrebungen durchzuführen wegen der Macht, die dort der Ultramontanismus besitze; doch, setzte er hinzu, solle man jedes Bestreben, der Wissenschaft neue Plätze zu erobern, gut heissen. Vor allem aber hielt er natürlich sich verpflichtet, für ihre Interessen weiter in Preussen zu sorgen; die grösste Freude bereiteten ihm die Erfolge, die er auch in diesen Jahren errang, bereitete ihm namentlich der Gewinn drei hervorragender Vertreter der Alterthumswissenschaft, der dem preussischen Staate durch seinen eifrigsten und lautesten Gegner erleichtert wurde. Wie die Denkwürdigkeiten des Herrn von Beust beweisen, ist auch nachträglich ihm nicht zum Bewusstsein gekommen, welchen Schaden er der von ihm vertretenen Sache zufügte und welchen Dienst er wider seinen Willen den gehassten Preussen leistete, indem er 1851 Haupt, Jahn und Mommsen aus ihrer Wirksamkeit an der Leipziger Universität vertrieb. Kurz zuvor war in Berlin Lachmann gestorben; unter allen Sachkundigen war kein Zweifel darüber, dass zu seinem Nachfolger Niemand in gleicher Weise geeignet sei wie Haupt; in der Ueberzeugung, dass an ihm die Berliner Hochschule „sowohl für das Lateinische als auch für das Deutsche den tüchtigsten Gelehrten und den gewissenhaftesten Lehrer und zugleich einen Mann von würdigem Charakter“ erlangen werde, trat Schulze**) manchen Schwierigkeiten gegenüber für seine

*) In seinem Gespräch mit Bursian und Tod, über das Letzterer im Sonntagsbeiblatt der Tribüne vom 1. October 1882 berichtet hat.

**) In den angeführten Worten sprach er sich über Haupt in einem Brief an Göttling vom 1. August 1852 aus.

Berufung ein und setzte 1853 sie wirklich durch. Und im folgenden Jahr gelang ihm auch Jahn und Mommsen für Preussen, diesen zunächst für Breslau, jenen für Bonn zu gewinnen; Beide dankten ihm besonders für die Art, in welcher ihre Angelegenheit behandelt sei. Jahn hatte alte Beziehungen zu Schulze und ihn früher auch auf die Arbeiten seiner Freunde Haupt und Mommsen ausdrücklich hingewiesen; als dann aber seine eigene Berufung in Frage kam, hatte er lange Schulze gegenüber geschwiegen, weil er auch den Schein vermeiden wollte in ihn zu dringen. Jetzt aber, nachdem die Entscheidung gefallen war, dankte er ihm herzlich*) „nicht allein für die Abwehr der Noth, sondern für das Zeugniss des Vertrauens und der Zuneigung“, das er in Schulzes Eintreten für ihn erblickte. „Eine besondere stille Freude, setzte er hinzu, war es mir, dass ich nicht als Archäolog, sondern als Philolog und Archäolog berufen bin, weil ich überzeugt bin und immer mit grossem Eifer gelehrt habe, dass es keine Soloarchäologie gibt und wer sich ausschliesslich mit der alten Kunst beschäftigt, zum Dilettantismus herunterkommen wird“.

Dass „alle Schwierigkeiten und Bedenken, welche sich der Berufung dieser drei Gelehrten ersten Ranges entgegenstellten, unverdrossen und muthig“ durch Raumer bekämpft und überwunden wurden, hat Schulze als ein grosses Verdienst von ihm nachdrücklich hervorgehoben, und nicht allein in diesem Falle zeigte sich, dass trotz aller Verschiedenheit ihrer Auffassung Beide auch in vielen wichtigen Punkten einverstanden waren und gern und erfolgreich mit einander arbeiteten. Sie hatten sich, wie Schulze bald nach des Ministers Tod an Ritschl schrieb**), zuerst auf dem Gymnasium in Stettin gesehen, „wo ich ihm, dem Tertianer, durch mein Kopfschütteln bei fehlerhaftem Lesen seiner Mitschüler Furcht eingeflösst hatte“; von dort war Raumer „mit einer gründlichen Vorbildung im Griechischen und namentlich im Lateinischen abgegangen und hat sein ganzes Leben hindurch

*) Am 23. Nov. 1854.

**) Am 3. Februar 1860 bei Ribbeck II, 539.

eine Vorliebe für die classische Philologie bewahrt und noch seine letzten Mussestunden der Beschäftigung mit griechischen und römischen Schriftstellern zugewandt". Es war ihm zweifellos, dass der Jugend auf den Gymnasien „eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung besonders durch Einführung in das classische Alterthum" zu geben sei; ausdrücklich hob er hervor, nur Beschränktheit könne behaupten wollen, dass dies ihrer Erziehung zu gottesfürchtigen Menschen hinderlich sei, als er 1852 in das Ministerium einen neuen Referenten für die Gymnasien in der Person Wieses*) einführte. Schulze bedauerte, dass dieser an die Stelle seines alten Freundes Kortüm trat; aber so vielfach seine Anschauungen von denen Raumers und Wieses abwichen, gern erkannte er des Ministers eifriges Streben an, die humanistische Bildung zu schützen, die classisch-philologischen Studien auf den Universitäten zu pflegen und bei der Besetzung der Professuren in diesen und andern Fächern die wissenschaftlichen Leistungen der Candidaten und die Urtheile der Sachkenner besonders zu berücksichtigen. Wurde Raumer, wie erwähnt, durch seine und seines Königs kirchliche und kirchenpolitische Anschauungen zu manchen von Schulze beklagten Massregeln bestimmt, so folgte er dagegen, wo solche Interessen nicht in Frage kamen, gern dem Urtheil des Rathes, dessen genaue Bekanntschaft mit allen sachlichen und persönlichen Verhältnissen seines Decernats, dessen Fleiss und Geschäftsgewandtheit ihm Achtung und Sympathie einflössten. Er liess es sich gefallen, dass dieser rückhaltlos oft eine von der seinen abweichende Ansicht aussprach; er war ihm dankbar für die werthvolle Unterstützung bei der Unterrichtsverwaltung, die er wieder in sichere Bahnen leiten wollte, bei der Erfüllung der schweren hier ihm obliegenden Pflichten, denen er mit strenger Gewissenhaftigkeit gerecht zu werden strebte. „Verglichen mit Eichhorn, sagt Wiese von ihm**), ging er überaus nüchtern und mit einer Vorsicht zu Werke, die sich nirgends des Vorwurfs schuldig machen wollte, den

*) Vgl. dessen Lebenserinnerungen I, 165.

**) Ebenda S. 178.

zweiten Schritt vor dem ersten gethan zu haben": er besass nicht „den stürmischen Werdedrang zu neuen noch nicht gereiften Schöpfungen", von dem Eichhorn wie sein König in den Anfängen seiner Regierung beseelt war. In ihrer zweiten Hälfte griff auch dieser persönlich seltener in die Unterrichtsverwaltung ein und störte dadurch weniger die Kreise der Geheimen Räthe, welche naturgemäss die alten Traditionen und die aus der Kenntniss des Details hervorgehenden Erwägungen vertraten. Auf sie Rücksicht zu nehmen war Raumer von vornherein geneigt; durch seine Sorgfalt und seine Genauigkeit bei der Behandlung der Geschäfte, die Knappheit und Präcision seiner Verfügungen erleichterte er seinen Beamten die Arbeit; ausdrücklich hat Schulze dankbar anerkannt, dass in Folge dessen ihm namentlich seine Thätigkeit als Director der Unterrichtsabtheilung weniger lästig geworden sei*). Mit einem solchen Vorgesetzten zusammen zu arbeiten war ihm trotz aller Differenzen, die sie trennten, eine Freude: er sah sich geachtet und die ihm warm am Herzen liegenden Interessen vielfach gefördert. Unter Eichhorn war eine grosse Zahl ausserordentlicher Professoren namentlich in Berlin angestellt, deren Wirken nach Schulzes Urtheil weder der Universität noch der Wissenschaft grossen Gewinn brachte. „Je länger, je mehr, schrieb er 1852 an Göttling, komme ich zu der Ueberzeugung, dass für das Gedeihen der Universitäten die Ernennung ausserordentlicher Professoren nur in höchst seltenen Fällen räthlich und nothwendig ist. Ordentliche Professoren und neben ihnen Privatdocenten reichen aus; den letzteren kann man,

*) Drückend hatte er namentlich unter Ladenberg die Fülle von Geschäften gefunden, welche das neue Amt ihm brachte; er war dadurch zu seinem Bedauern auch genöthigt, aus dem Vorstande der Luisenstiftung auszuscheiden, für die er und seine Frau sich lebhaft interessirt hatten, da ihm keine Zeit mehr blieb, sie, wie er bisher gethan, wöchentlich zu besuchen und sich persönlich über ihre Verhältnisse zu unterrichten; zu seiner Freude entschloss sich sein Freund Kortüm, an seiner Stelle in den Vorstand einzutreten und führte eine schon von Schulze gewünschte Reform hinsichtlich des Religionsunterrichts durch; vgl. über seine Verdienste um die Stiftung die schon S. 411 citirte Gedenkschrift S. 90.

wenn sie sich als Gelehrte und als Lehrer bewährt haben, durch ausserordentliche Bewilligung zu Hülfe kommen. Bei Erledigung von ordentlichen Professuren muss der Tüchtigste in ganz Deutschland ausgewählt und kein Aufwand, um ihn zu gewinnen, geschont werden. Mitleidige Rücksichten gegen diesen oder jenen ausserordentlichen vieljährigen Professor dürfen nicht stattfinden, wenn die Mittelmässigkeit nicht an die Stelle der Trefflichkeit treten und den Ruin der Universitäten herbeiführen soll". Er war erfreut, dass Raumer diese Anschauungen theilte; während seiner Verwaltung sind demgemäss nur zwei Privatdocenten der Berliner philosophischen Facultät, Albrecht Weber und Rudolf Köpke zu ausserordentlichen Professoren ernannt, dagegen manche hervorragende Gelehrte von ausserpreussischen Universitäten auf erledigte ordentliche Lehrstühle der preussischen Hochschulen berufen*).

*) Sehr begreiflicher Weise sind die Verdienste, die Raumer sich um die Universitäten erworben hat, weniger beachtet als der Schade, der auch ihnen durch seine kirchlich reactionäre Richtung zugefügt ist; ungünstig hat wohl auf seine Beurtheilung auch sein schlechtes Verhältniss zu Alexander von Humboldt eingewirkt, auf das Dove (Humboldt II, 323 ff. 349) hingewiesen und das auch Schulze ausdrücklich hervorgehoben hat. Dagegen wirkten dieser und Humboldt in bestem Einvernehmen fortdauernd zusammen zu Gunsten der Wissenschaft, ihrer Anstalten und Vertreter; ihren vereinten Bemühungen ist es in der Zeit des Ministeriums Ladenberg gelungen, eine der Pflege der Mathematik in Preussen drohende Gefahr abzuwenden. Für diese war von grosser Bedeutung, dass Jacobi ein dauernder Aufenthalt in Berlin durch einen vom König gewährten Zuschuss zu seiner Besoldung ermöglicht war; dieser sollte ihm wegen seiner Betheiligung an den Bewegungen von 1848 entzogen werden, und darauf beeilte sich, wie Schulze erzählt, „der österreichische Gesandte von Prokesch-Osten, dessen äusserst feindselige Gesinnung gegen Preussen mir durch einen seiner Vertrauten bekannt geworden war, zu bewirken, dass Jacobi mit einem Gehalt von 5000 Gulden als ordentliches Mitglied an die Akademie der Wissenschaften nach Wien berufen ward"; nur durch Humboldts und Schulzes eindringliche Vorstellungen wurde durchgesetzt, dass nicht nur der Zuschuss weiter Jacobi zugesichert, sondern auch der auf ihn bezüglichen Cabinetsordre nach mehrfacher Umgestaltung endlich eine Form gegeben wurde, auf die hin er den Ruf nach Oesterreich ablehnte und Preussen erhalten blieb. Wie Humboldt bei seinen Bemühungen für den unglücklichen Mathematiker Eisenstein

Auch für ein wichtiges wissenschaftliches Institut, für die Berliner Königliche Bibliothek hat Schulze in diesen Jahren sich mit Eifer und nicht ohne Erfolg bemüht. Als den grössten Gewinn für sie betrachtete auch er, dass 1850 nach langen Verhandlungen die grossen Sammlungen Meusebachs angekauft wurden. Aus der eingehenden Darstellung, welche neuerdings Wendeler*) über die Geschichte dieser hochbedeutsamen Erwerbung veröffentlicht hat, ist zu ersehen, wie schon bald nach dem Tode seines alten Coblenzer Freundes Schulze diese Angelegenheit seinem Chef, damals noch Eichhorn, ans Herz gelegt und sie dann weiter unablässig betrieben hat, bis endlich in den letzten Tagen der Verwaltung Ladenbergs der Abschluss des Vertrags zwischen dem Staat und Frau von Meusebach erzielt wurde. Grosse Schwierigkeiten waren dadurch veranlasst, dass das Finanzministerium sich in den bewegten Jahren 1848—50 doppelt vorsichtig bei der Bewilligung von Mitteln für solche Zwecke zeigte; Schulze beklagte gerade nach dem glücklich vollzogenen Ankauf der Meusebachschen Sammlung um so mehr, dass aus ähnlichen Gründen die von ihm dringend befürwortete Anstellung einer hinreichenden Zahl von Custoden nicht durchzusetzen war. Er war auch nicht einverstanden mit manchen Massnahmen von Pertz, der durch Eichhorn an die Spitze der Bibliothek gestellt war; besonders aber bekümmerte ihn, dass „das nächste und dringendste Bedürfniss für sie“ nicht befriedigt, „ein neues ihrer grossartigen Bestimmung in allen Beziehungen entsprechendes monumentales Gebäude, wie es schon von Schinkel entworfen war“, nicht ausgeführt wurde. Hierunter litt auch das kartographische Institut, für dessen Begründung Schulze sich ebenfalls lebhaft interessirt hatte. Auch hier handelte es sich darum, die werthvolle Sammlung eines alten Coblenzer Freundes von ihm allgemein nutzbar zu machen. Wilhelm von Scharnhorst hatte durch langjährige einsichtige Bemühungen während seines vielbewegten

sich bitter über das Ministerium, aber dankbar für Schulzes „immer zu wohlthätiger Hülfe geneigten Willen“ aussprach, ist bei Dove a. a. O. II, 342 ff. zu lesen.

*) Im Centralblatt für Bibliothekswesen I, 213 ff.

Lebens über 35 000 Kartenblätter für alle Räume der Erde aus allen Zeiten in 18 verschiedenen Sprachen zusammenzubringen gewusst; kein Geringerer als Karl Ritter wies nachdrücklich darauf hin, wie wichtig für alle Zweige der historisch-politischen und der naturhistorisch-geographischen Wissenschaften diese „in ihrer Art einzige Sammlung"*) werden könnte, wenn sie durch den Staat erworben und zweckmässig ergänzt und verwaltet würde. Die Einholung eines ausführlichen Gutachtens von Ritter war durch Schulze veranlasst, nachdem der König selbst das Ministerium zu Vorschlägen über diese Angelegenheit aufgefordert hatte; er erklärte sich zum Ankauf der Sammlung auch desshalb geneigt, weil sich hier eine Gelegenheit darbiete, der Scharnhorstschen Familie eine Erkenntlichkeit zu beweisen, der eine Dotation, wie sie andere Helden der Befreiungskriege erhalten hatten, nie zu Theil geworden. Nach der übereinstimmenden Schätzung Ritters und einer Commission militärischer Sachverständiger wurde darauf die Sammlung für 30 000 Thaler vom Staat erworben; auch die weiteren Vorschläge Ritters hinsichtlich ihrer Verwaltung wurden von Schulze und Raumer eifrig befürwortet und demnach 1856 ein kartographisches Institut begründet. Dankbar erkannte Schulze Friedrich Wilhelms IV. persönliches Interesse für diese neue Stiftung an; lebhaft beklagte er die Schwierigkeiten, welche auch ihr das Finanzministerium bereitete, und die ungenügende Aufstellung, die sie in der Königlichen Bibliothek fand.

Nicht alle seine Wünsche sah Schulze so erfüllt; mancherlei, was geschah und nicht geschah, gab ihm zu Klagen Anlass; aber auch manchen werthvollen Erfolg errang seine unermüdliche Thätigkeit auch unter den vielfach ungünstigen Verhältnissen dieser Jahre. Dass er „zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Freiheit der Forschung geehrt und gefördert, in den mannigfachsten Bestrebungen wissenschaft-

*) So bezeichnete er sie in seinem Brief an Hausmann, in dem er seine Freude über den Ankauf der Sammlung ausspricht, bei Kramer II, 62.

licher Thätigkeit das Streben nach Wahrheit erkannt und belebt hat", dafür dankte ihm die Bonner philosophische Facultät, als sie wie die anderen gelehrten Körperschaften des preussischen Staats 1858 ihm ihre warmen Glückwünsche zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum aussprach*). Er hatte bei diesem so wenig als bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum im Jahre zuvor eine Feier gewünscht; um solcher auszuweichen, war er im Sommer 1858 in das bairische Gebirge gereist, um dort, wie er selbst schreibt, „in stiller Zurückgezogenheit mir die Leiden und Freuden meines Lebens und die vielen und reichen Segnungen, welche nach höherer Fügung und oft ohne mein Verdienst mir zu Theil geworden, dankbar zu vergegenwärtigen". Bei seiner Heimkehr aber fühlte er sich tief und freudig bewegt durch die vielen unzweideutigen Zeichen der Anerkennung und Theilnahme, mit welchen man ihn aus der Nähe und Ferne geehrt hatte. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin und die Centraldirection des archäologischen Instituts, die Leipziger und alle preussischen Universitäten, die Berliner und andre Gymnasien, die Räthe und Beamten des Ministeriums und viele Provinzialschulcollegien, die Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften und die Teubnersche Buchhandlung hatten Adressen gesandt, in denen Schulzes Verdienste eingehend gewürdigt waren; wissenschaftliche Arbeiten waren ihm u. a. von Albrecht Weber und Wilhelm Dindorf gewidmet; von der Leopoldinischen Akademie war er zum Mitglied, von der juristischen Facultät der Universität Halle, deren theologische Facultät ihm schon 1830 ihre höchsten Würden verliehen hatte, zum Doctor ernannt. Auch in Weimar war dankbar seiner dort vor 50 Jahren begonnenen Thätigkeit gedacht, und wie von dem dortigen Grossherzog war auch von höchster Stelle in Preussen ihm eine Auszeichnung zuerkannt.

In der Art, in der Schulze bei Titel- und Ordensverleihungen behandelt wurde, spiegelt sich der Wechsel

*) In einem von dem damaligen Dekan Otto Jahn unterzeichneten Schreiben, das wie die anderen Adressen zu Schulzes Jubiläum von Ascherson in der II. Abtheilung des LXXX. Bandes der Neuen Jahrbücher für Philol. und Pädag. S. 84 ff. veröffentlicht ist.

der Stimmungen massgebender Kreise ab; desshalb ist auch ein Blick auf sie nicht ganz ohne Interesse. Während der ersten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms IV. sah er sich auch in dieser Beziehung zurückgesetzt, in der Zeit des Ministeriums Raumer wurde er dagegen 1852 zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Rath mit dem Rang eines Rathes erster Klasse ernannt und 1857 durch Verleihung des Sterns zum rothen Adlerorden zweiter Klasse und eine Ansprache des Königs beim Ordensfest geehrt, der dabei besonders freundlich auf seine früheren Verhältnisse und namentlich seine Beziehungen zu Dalberg einging. Jetzt theilte ihm sein Minister mit, dass ihm der Stern in Brillanten verliehen sei, in einem eigenhändigen Schreiben, in dem er seinen persönlichen Dank dem Manne aussprach, „der mir mit seiner Einsicht und Erfahrung als feste Stütze zur Seite stand und dessen Persönlichkeit alle amtlichen Beziehungen in wohlthuender Weise zu gestalten wusste". Zugleich übersandten er und seine Räthe dem Jubilar eine Erinnerung an seinen hellenischen Lieblingsdichter, einen vortrefflichen aus Emil Brauns Kunstwerkstätte zu Rom hervorgegangenen Bronze-Abguss der Statue des Sophokles im Vatikan.

Vielfach war bei diesem Anlass der Wunsch ausgesprochen, dass Schulze noch lange seine segensreiche Thätigkeit fortsetzen möge; er selbst fühlte sich gerade dadurch zu strenger Prüfung aufgefordert, ob er in seinem Alter zu ihr noch weiter voll befähigt sei. Er hatte durchaus keine Ursache, über die Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte zu klagen; aber mit seiner Sinnesart und seiner unbedingten Liebe für den Staat seiner Wahl schien es ihm nicht verträglich zu sein, die Verwaltung der beiden schwierigen Aemter, die ihm im Ministerium des Unterrichts anvertraut waren, „von dem immer unsicheren Gesundheitszustand eines 74jährigen Greises abhängig zu machen"*); so zauderte er nicht, selbst sie niederzulegen, als noch im Jahre

*) Dies bezeichnete er selbst als den entscheidenden Grund seines Rücktritts in zwei Briefen an Hertz und Rosenkranz aus dem April 1859; schon vorher hatte er sich im December 1858 Leo und Ritschl gegenüber in gleichem Sinne geäussert.

seines Jubiläums ein Wechsel im Ministerium eintrat, zu dessen Leitung von dem Prinz-Regenten an Stelle Raumers Bethmann-Hollweg berufen wurde. Nachdem Schulze am 8. November als ältester Rath warme Worte des Dankes an den scheidenden Minister gerichtet hatte, schrieb er unmittelbar darauf seinem neuen Chef, er glaube im Interesse des königlichen Dienstes zu handeln, wenn er ihn bitte, seine Versetzung in den Ruhestand zu beantragen. Sein Gesuch wurde gewährt; an seiner Stelle wurde Olshausen zum Referenten für die Universitäten bestellt, da Trendelenburg das ihm zuerst angebotene Amt nicht übernehmen wollte. Aufs neue wurden bei diesem Anlass nachdrücklich Schulzes Verdienste anerkannt. Persönlich hatten der Prinz-Regent und er sich gegenseitig bei Verhandlungen schätzen gelernt, die sie mit einander über die Königliche Bibliothek geführt hatten. Schulze fürchtete, dass deren Interessen durch bauliche Umänderungen geschädigt würden, welche der Prinz an seinem Palais vornehmen wollte; wie er berichtet, hatte Eichhorn diese „Bedenken todt zu schweigen gesucht, was aber nicht gelang, da der Prinz den bisherigen Referenten in dieser Angelegenheit aufforderte, ihn bei seiner Besichtigung des Bibliothek-Gebäudes zu begleiten und ihn auf die Gefahren und Uebelstände aufmerksam zu machen, welche aus dem beabsichtigten Umbau für die Bibliothek erwachsen würden. Dieser Aufforderung, erzählt Schulze weiter, bin ich auch dem Prinzen gegenüber, wie es dem preussischen Beamten Pflicht und Ehre gebietet, gewissenhaft nachgekommen, und wenngleich der Prinz mich Anfangs als seinen Feind begrüsste, so schied er doch zuletzt von mir unter freundlicher Anerkennung meines Bestrebens, der Königlichen Bibliothek ein neues würdiges, ihrer nationalen Bestimmung vollständig genügendes Gebäude zu erkämpfen“. Unter diesen Verhältnissen bedeutete es mehr als die Erfüllung einer alten Sitte, dass eben der Prinz-Regent jetzt Schulze eine neue Ordensauszeichnung, den Adler der Comthure des Hohenzollernschen Hausordens verlieh. Auch die politische Correspondenz der Preussischen Jahrbücher, die freudig das neue Regiment und besonders Raumers Sturz begrüsste, beklagte das Ausscheiden

des Mannes, „der durch die unverdrossene Beharrlichkeit, mit welcher er unter den misslichsten Verhältnissen der freien Wissenschaft in Preussen eine Stätte zu behaupten suchte, sich einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit des Landes erworben“ habe, dessen „lebendiges Interesse an den Fortschritten der Wissenschaft, dessen warmer Eifer für ihre Förderung, dessen ausgebreitete Personalkenntniss schwer zu ersetzen“ sei*). Unter den Zuschriften hervorragender Gelehrter, die auf die Kunde von seinem Rücktritt an ihn gerichtet wurden, mag nur die Leopold Rankes erwähnt werden: er übersandte „seinem verehrten Gönner als Zeichen seiner dankbaren Hochachtung“ die letzten Bände seiner französischen Geschichte „an dem Tag, wo Sie eine Stellung verlassen, in der Sie so unermesslich gewirkt wie auch mir mannigfaltige Förderung erwiesen haben“.

*) S. das Januarheft des Jhrg. 1859 der Preussischen Jahrbücher Bd. III, 99 f.

Drittes Capitel.

Otium cum dignitate 1859—1869.

Als Schulze seine Aemter im Unterrichtsministerium niederlegte, schied er damit doch nicht völlig aus dem Staatsdienst aus. Er behielt zunächst die Stellung noch bei, die er in zwei für die Bildung der Officiere wichtigen Behörden einnahm. 1826 war er zum Mitglied der Militär-Studien-Commission, fünf Jahre darauf auch in die Direction der allgemeinen Kriegsschule, der späteren Kriegsakademie berufen. Er betrachtete es als eine für ihn hocherfreuliche Fügung, dass sein Lebensgang ihn in mannigfache Beziehungen zu hervorragenden Vertretern des preussischen Heeres brachte: wie schon früher zu Gneisenau und Clausewitz, zu Müffling und Rühle von Lilienstern, so später zu Radowitz und Höpfner, und nicht geringen Werth legte er selbst auf seine Thätigkeit in den Behörden des Militär-Bildungswesens, in welchen er mit mehreren von ihnen zusammenwirkte. Zu ihrem Mitglied war er auf Müfflings und Rühles von Lilienstern Vorschlag erwählt; voll erkannte er das lebhafte wissenschaftliche Interesse an, dem er bei ihnen und anderen ihrer Standesgenossen begegnete; zugleich aber wurde er nach seiner eigenen Aussage durch „die wohlbegründeten Klagen, welche er aus dem Kreis solcher die Bedürfnisse des preussischen Staats und seiner Armee von höherem Standpunkt würdigenden Männer“ über die mangelhafte Vorbildung vieler Officiere vernahm, in seiner Ansicht von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen auf diesem Gebiete bestärkt. Schon bald nachdem er in die Militärstudiencommission eingetreten war, entwickelte er in einem ausführ-

lichen Bericht, dass von jedem, der auf Avancement im Heere dienen wolle, das Zeugniss der Reife für die Secunda eines Gymnasiums verlangt werden müsse, und überzeugte auch den Kriegsminister von Hake von den Vorzügen der Gymnasialbildung. Freilich machten dann unter dessen Nachfolgern andere Ansichten sich geltend; Schulze erlebte aber die Genugthuung, dass, als 1841 Boyen zum zweiten Mal mit der Leitung der Armeeverwaltung betraut war, die früher von ihm vertretenen Grundsätze hinsichtlich der Bildung der Officiere als principiell richtig anerkannt und höhere Anforderungen an die Avantageure gestellt wurden. Wie von verschiedenen hervorragenden Militärs ist auch von Schulze scharfe Kritik an manchen Missständen in den Militärunterrichts-Anstalten geübt; eifrig bemühte er sich, ihnen tüchtige Lehrer zuzuführen. Namentlich war er bestrebt, für die Kriegsakademie anerkannte Gelehrte, welche zugleich durch anregenden Vortrag sich auszeichneten, als Docenten zu gewinnen und ihnen die freieste Wirksamkeit zu sichern; nur in seltenen Fällen entschloss er sich nach höherer Anordnung durch das persönliche Besuchen einzelner Vorlesungen eine nähere Controle zu üben; entschieden bekämpfte er die Massregel, die Lehrer auf jährliche Kündigung und gegen ein nach der Zahl ihrer wöchentlichen Vortragsstunden abzumessendes Honorar anzustellen. Für besonders wichtig hielt er, die Officiere genau zu prüfen, welche eine Aufnahme in die Kriegsakademie wünschten; er stellte ihnen selbst die Aufgaben aus der Geschichte und Geographie und unterzog die von ihnen eingelieferten Arbeiten seiner Durchsicht. Diese Thätigkeit für das Militärunterrichtswesen führte er mit unvermindertem Eifer fort, bis eine Aenderung in der Organisation der Militärstudiencommission 1864 seinen Rücktritt auch aus diesem Amte veranlasste; gleichzeitig schied er auch aus der Direction der Kriegsakademie und wurde in ihr durch Wiese ersetzt*).

*) S. in Wieses Lebenserinnerungen I, 220 ff. seine Mittheilungen über das Militärunterrichtswesen und über dessen Verhältnisse in Schulzes Zeit namentlich Ollech, Reyher IV, 107 ff.

Dankbar wurden auch in diesen Behörden seine fleissigen Bemühungen anerkannt; natürlich aber waren durch sie seine Zeit und Kraft nicht entfernt in gleicher Weise in Anspruch genommen wie durch seine Thätigkeit im Unterrichtsministerium. Nachdem er diese aufgegeben und sich dadurch Musse verschafft hatte, drängte sich ihm die Erwägung auf, ob er nun in eine Stellung eintreten solle, auf die er früher gerade mit Rücksicht auf die ihm obliegende Arbeitslast verzichtet hatte. 1834 hatte ihn die historisch-philologische Klasse der Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied gewählt; er aber hatte sofort erklärt, er könne diese Wahl nicht annehmen, da er eine gewissenhafte Erfüllung aller seiner amtlichen Pflichten mit den Anforderungen nicht zu vereinen vermöge, welche er als ordentliches Mitglied der Akademie an sich selbst machen müsse. Die Klasse ehrte die Beweggründe, welche ihn zu seiner Ablehnung bestimmten, und erklärte ihm daher, sie wolle zunächst der Wahl keine weitere Folge geben, beschloss diese aber in Gültigkeit bestehen zu lassen, damit sie an die Gesammtakademie gebracht werden könnte, sobald Schulze sich bewogen finden sollte, den Wünschen der Klasse nachzugeben. Nachdem er aus dem Ministerium geschieden, legte er sich nun die Frage vor, ob er jetzt etwa den ihm vorbehaltenen Eintritt in die Akademie als ordentliches Mitglied veranlassen sollte; aber er konnte sich dazu auch jetzt nicht entschliessen, weil er glaubte den Anforderungen, die er an Inhalt und Form der in der Akademie zu haltenden Vorträge und an productive gelehrte Thätigkeit der Akademiker stellte, nicht genügen zu können. Er beschränkte sich darauf das Recht zu benutzen, das er durch seine 1854 erfolgte Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie erlangt hatte, alle ihre Sitzungen zu besuchen; wie ihnen widmete er auch weiter den literarischen Unternehmungen der Akademie*) lebhaftes Interesse; aber eine äussere

*) Unter diesen hatte Schulze persönlich sich besonders für die Ausgabe der Werke Friedrichs des Grossen bemüht; er hatte dazu mitgewirkt, dass schon Friedrich Wilhelm III. eine neue Edition zunächst der historischen Werke genehmigte und die Bewilligung der für sie

ihn bindende Verpflichtung wollte er ihr gegenüber nicht übernehmen, sondern die ihm gegönnte Musse lediglich freien wissenschaftlichen Studien widmen.

Er hatte solche wie erwähnt auch unter allen ihm obliegenden amtlichen Geschäften getrieben; stets war er zu den alten Freunden seiner Jugend, den griechischen Classikern zurückgekehrt. Aber oft hatte er doch schmerzlich empfunden, dass er im Gedränge der Arbeiten nur wenig Zeit für die Beschäftigung mit ihnen fand; jetzt holte er nach, was er hatte versäumen müssen. Durch Geschäfte nicht gestört las er nun früh und spät im Zusammenhange namentlich Sophokles und Plato, Demosthenes und Thukydides; dabei studirte er, was für sie die neuere wissenschaftliche Forschung geleistet hatte. Neben den philologischen beschäftigten ihn besonders philosophische Werke; Kant und Hegel begleiteten ihn auch in die nun häufiger aufgesuchten böhmischen Bäder. Seinen Studien kam wesentlich zu statten, dass er von Jugend auf die Sammlung einer Privatbibliothek betrieben hatte; vornehmlich durch geschickte antiquarische Einkäufe hatte er sie so zu vermehren gewusst, dass sie bei seinem Tode über 20 000 Bände zählte, darunter viele werthvolle alte Ausgaben der Classiker, namentlich

erforderlichen Mittel in Aussicht stellte; dankbar erkannten die Akademie, der Friedrich Wilhelm IV. die Leitung des Unternehmens übertrug, und namentlich der hauptsächlich für dasselbe thätige Preuss die von Schulze geleistete Hülfe an. Ausser der Akademie haben auch viele andre gelehrte Gesellschaften Schulze zu ihrem Ehrenmitglied ernannt: 1827 der thüringisch-sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums, 1828 die deutsche Gesellschaft in Königsberg und die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, 1835 die Gesellschaft für pommersche Geschichte, 1836 die historisch-theologische Gesellschaft in Leipzig, 1839 die dortige deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. In der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften sollte ihm das Präsidium übertragen werden; Schulze lehnte dies ab, obgleich Graffunder ihn in Erinnerung an Dalberg zur Annahme zu bestimmen suchte, bethätigte dann aber sein Interesse für die von Dalberg begünstigte Gesellschaft dadurch, dass er ihr die schon oben S. 166 erwähnte Büste von diesem überwies.

eine beträchtliche Zahl von Aldinen. In dem sorgfältig von Schulze selbst geschriebenen Katalog nahmen die auf Homer bezüglichen ca. 380 Nummern 19 und die Literatur über Plato allein 15 Seiten ein. Es erregte die Bewunderung der Familie, wie Schulze unter diesen zahlreichen Büchern Bescheid wusste, von denen er die meisten auch im Dunkeln finden konnte; wie sein Grossvater Stute, der durch sein Vorbild zuerst in ihm die Neigung zum Büchersammeln geweckt hatte, legte er nicht geringen Werth auch auf haltbare und geschmackvolle Einbände*).

Bedeutendes trug zur Vermehrung seiner Bibliothek auch bei, dass viele wissenschaftliche Autoren ihm ihre Arbeiten übersandten; nicht wenige von ihnen fuhren auch nach seinem Rücktritt in gleicher Weise fort ihm ihre Verehrung zu beweisen. Und gern liess er sich namentlich den Philologen gegenüber in briefliche Erörterungen über den Inhalt der Schriften, die sie ihm zugeschickt hatten, und andere sie gemeinsam interessirende wissenschaftliche Fragen ein; noch lieber war ihm der mündliche Austausch mit befreundeten Gelehrten, wenn sie auf Reisen nach Berlin bei ihm vorsprachen, und besonders hoch schätzte er, dass er dort unausgesetzt mit seinen alten Studiengenossen Böckh und Karl Köpke verkehren konnte. Erquickung für Geist und Herz bot ihm die Abendstunde, die er mit diesem und anderen Freunden zu verplaudern pflegte; für sein gemüthliches Behagen aber war am wichtigsten die Liebe, mit der seine Söhne ihn umgaben, und seine herzliche Theilnahme an ihren Interessen und Geschicken. Innig freute er sich des jungen Familienglücks, das er in seinem Hause bei seinem Max erblühen sah, und die Trauer über die harten Schläge, die auch ihm nicht erspart blieben, stärkte in Vater und Sohn noch mehr das Gefühl ihrer Gemeinschaft. Zusammen verliessen sie desshalb 1865 auch die Wohnung, in der sie am Kupfergraben (Nr. 6)

*) Diese Angaben über Schulzes Bibliothek sind Aufzeichnungen seines Sohnes Max entnommen, der sie, nachdem ihr Ankauf Seitens des preussischen Staats abgelehnt war, an die Northwestern University in Evanston in Illinois verkaufte.

33 Jahre lang zusammen gewohnt und viel Freud und Leid durchlebt hatten, und siedelten in ein Haus der Matthäikirchstrasse (Nr. 2) über, dessen Lage in der Nähe des Thiergartens und dessen Einrichtung manche Vortheile bot. Doch fiel Schulze, wie sein Sohn bemerkt*), der Entschluss schwer, von den alten Räumlichkeiten und dem Mittelpunkt der Stadt sich zu trennen, in dem er so lange gelebt hatte; denn ehe er an den Kupfergraben zog, hatte er nicht fern davon in der Burgstrasse gewohnt, nachdem er zuerst am Dönhofsplatz sich eingemiethet hatte.

In einem Brief aus dem Jahr 1848 hat Schulze ausdrücklich hervorgehoben, wie erfreulich es für ihn sei, dass er und seine Söhne auch in ihrem Urtheil über die politischen Fragen der Gegenwart übereinstimmten; so wenig er irgendwie in Parteitreiben sich einliess, mit so lebhaftem Interesse verfolgte er doch auch in seinem hohen Alter alle Wendungen im Leben des Staats seiner Wahl. Mit warmer Theilnahme beobachtete er natürlich besonders, wie die Bildungsanstalten, die so lange seiner Fürsorge anvertraut waren, weiter geleitet wurden, obgleich nicht, wie der politische Correspondent der Preussischen Jahrbücher bei seinem Rücktritt angenommen hatte, auch nach diesem sein Rath viel begehrt wurde. Er hatte keine näheren Beziehungen zu Raumers Nachfolgern und ihren Räthen; manche ihrer Massregeln flössten ihm grosse Bedenken ein. So beklagte er die 1861 kurzer Hand verfügte Abänderung des Tentamen philosophicum**) und nicht wenige Entscheidungen in Personalfragen; „in dem Ministerium Mühler, wie in dem Ministerium von Bethmann-Hollweg“, schrieb er 1863 einmal an Ritschl, „scheint man nur zu oft zu vergessen, dass wie überhaupt in der Welt so auch bei der Ernennung von Universitätsprofessoren am Ende alles auf den Zusammenhang ankommt.“ Und in demselben Briefe sprach er zugleich

*) In Aufzeichnungen über die Wohnungen seines Vaters, denen die obigen Notizen entnommen sind.

**) S. über und gegen sie auch J. B. Meyer in den Preussischen Jahrbüchern VIII, 254 ff. und F. W. Beneke, Die praktische Medicin unserer Tage (Marburg 1863) S. 38 ff.

seinen Kummer über den preussischen Verfassungsconflict aus. In ihm stand er, obwohl er sich, wie er ausdrücklich bemerkt, „von jeder öffentlichen Theilnahme an dem Streit der einander feindlich gegenüberstehenden Parteien fernhielt, aus inniger Ueberzeugung auf der Seite derer, welche nach einer redlichen Durchführung und folgerechten Entwickelung der beschworenen Verfassung streben". Auch er fühlte sich daher vielfach verletzt durch das Verfahren der Regierung und der sie unterstützenden conservativen Partei. Als ihm 1864 Heinrich Leo seinen Aufsatz: „Was ist conservativ?" übersandte, dankte ihm Schulze für das „treffend gezeichnete Bild eines preussischen Conservativen"; „auch er sei sich bewusst", schrieb er, „überall auf preussische Zucht und Ordnung, die Sie mit Recht als die Grundpfeiler preussischer Freiheit bezeichnen, gehalten zu haben. Ein solches Bestreben", fuhr er fort, „erschien mir stets und erscheint mir noch heute so einfach und so naturgemäss, dass ich kein besonderes Verdienst darin erkennen und noch weniger mich denen beigesellen kann, welche sich vorzugsweise preussische Conservative zu sein rühmen, während sie ohne wahrhaftige Tugend und ohne gediegene geistige Bildung engherzig nur ihre selbstischen Zwecke verfolgen und als befangene Parteigänger der nothwendigen freien Entwickelung des ächten königlich preussischen Wesens abhold sind. Solchen preussischen Conservativen, welche auf das preussische Bürgerthum mit Geringschätzung herabsehen und sich als die einzig berechtigte Stütze des Staats und des Königthums betrachten, gehe ich gern aus dem Wege, weil eine lange Erfahrung mich zur Genüge gelehrt hat, dass eine aussöhnende Verständigung mit ihnen völlig unmöglich ist. Ich finde solche destructive Conservative vorzugsweise im Heere und in den höheren Beamten, und ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass Sie, geliebter Freund, gelegentlich auch gegen diese falschen Preussen Ihr scharfes Schwert richten mögen."

Die inneren preussischen Wirren bekümmerten Schulze nicht zum wenigsten auch desshalb, weil er durch sie dem preussischen Staat die Erfüllung seiner Pflichten für Deutschland erschwert fand. Nie hat er sich in der Ueberzeugung

beirren lassen, die er 1849 ausgesprochen hatte, dass Preussen zum Vorkämpfer für Deutschlands Einheit und Ehre berufen sei; eben darum berührten ihn um so schmerzlicher Schwankungen und Fehlgriffe der preussischen Politik. Schwankend und unklar erschien ihm ihre Haltung auch gegenüber den orientalischen Wirren. „Ich habe“, schrieb er im März 1854 an Göttling, „keine Sympathien für Russland, aber auch keine für Frankreich und England; das letztere wie das erste hat uns in den Jahren 1848—50 zu viel geschadet, und gegen Frankreich bin ich mit wohl begründetem Mistrauen erfüllt. Darum kann ich nur zu einer selbstständigen festen Haltung und zur innigen Verbindung mit Deutschland rathen.“ Unterschied sich diese seine Ansicht wesentlich von den in der liberalen öffentlichen Meinung vorwaltenden Anschauungen, so theilte er auch nicht die Hoffnungen, die sie auf das erste vom Prinz-Regenten berufene Ministerium und die von ihm eingeleitete neue Aera setzte. Er sah, wie er 1861 schrieb, den Mann nicht, welcher den politischen Bewegungen der Zeit „die gottgefällige Richtung zu geben vermöchte und den von allen Seiten drohenden Sturm mit Einsicht und Kraft beschwören könnte“. „Aber“, setzte er hinzu, „er wird kommen, wenn ich auch seinen Tag nicht mehr erleben werde“. Es ist sehr begreiflich, dass auch er zunächst die Bedeutung des 1862 eintretenden neuen Lenkers der preussischen Politik nicht erkannte, obgleich er 1848 mit ihm in persönliche Berührung gekommen war. Wie er berichtet, hatte damals Bismarck ihn persönlich aufgesucht, um von ihm eine Empfehlung an seine Freunde in Brandenburg zu erhalten, wo er gewählt werden wollte; nach einem längeren Gespräch, in dem Bismarck sich „zutraulich über die damalige Lage des Staats, den König und seine Unterredung mit ihm aussprach“, glaubte Schulze ihm die gewünschte Empfehlung zusagen zu können. Seitdem aber hatten sie sich nicht wiedergesehen; aus den eben mitgetheilten und anderen Aeusserungen Schulzes über den Verfassungsconflict ist ersichtlich, dass er Bismarcks Haltung in ihm misbilligte. Doch hat er auch in Tagen, in denen ihm der Gang der Politik ernsteste Sorge und schwersten

Kummer bereitete, nie „den Glauben an die höhere Bestimmung des preussischen Staats", nie die Hoffnung aufgegeben, dass „eine günstigere Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse in der Zukunft eintreten werde".

In dieser Gesinnung befestigte ihn der vertrauliche Umgang, den er in diesen Jahren mit dem alten Kämpfer aus den Befreiungskriegen, dem General Ernst von Pfuel pflegte. Beide waren einverstanden in den Bestrebungen für eine bessere wissenschaftliche Vorbildung der Officiere; vor allem aber schätzte Schulze an seinem Freund, dass dieser bis in sein hohes Alter unausgesetzt weiter für seine eigene Bildung sich bemühte, „frei von Vorurtheilen jegliche Sache nach ihren wesentlichen Bezügen erwog" und ohne Bitterkeit auch über die trüben Erfahrungen urtheilte, die er während und nach seiner Ministerpräsidentschaft im Jahre 1848 hatte machen müssen. „Er war, sagt Schulze, ein Optimist im weitesten und edelsten Sinne des Wortes, und so oft ungenügende hinter seinen Idealen noch weit zurückstehende politische und kirchliche Verhältnisse zur Sprache kamen, wusste er sich und Andere in fester Erwartung einer besseren Gestalt des Staats und der Kirche schon in nächster Zukunft mit seinem immer wiederkehrenden Schlusssatze zu trösten: 'das ist alles nur eine Frage der Zeit'. In solchem gläubigen Sinn begrüsste er die Befreiung der Neger in Nordamerika, die immer wachsende Entwickelung und Befestigung der constitutionellen Regierung in Preussen" und die preussischen Siege von 1866. Dass nach allen kummervollen Tagen der vergangenen Jahre sie diese noch erleben durften, haben beide alte Freunde in freudigster Bewegung dankbar gepriesen. Später als sonst kehrte Pfuel im Herbst dieses Jahres von seiner Sommerreise nach Berlin zurück; schmerzlichste Schläge hatten seine Familie betroffen; aber als er Schulze zuerst wieder begrüsste, traten, wie dieser erzählt, „alle persönlichen Empfindungen zurück vor dem ihn ganz erfüllenden Jubel seines preussischen Herzens über die Grossthaten des preussischen Heeres, über die umsichtige Leitung seiner Führer und über die musterhafte Haltung und Tapferkeit seiner Officiere". Auch Schulze bezeichnete es im November 1866

als „eine unverdiente Gnade der Vorsehung“, dass es ihm, dem Greise noch vergönnt worden, die todesmuthige Tapferkeit des preussischen Volkes so bewährt und dadurch Früchte reifen zu sehen, für die auch er ein halbes Jahrhundert hindurch unablässig gearbeitet habe. Freilich, setzte er hinzu, entgehe es ihm nicht, wie viel noch zu thun übrig bleibe und wie keineswegs eine genügende Lösung der besonders auch der preussischen Unterrichtsverwaltung gestellten neuen grossen Aufgaben durch ihre gegenwärtigen Leiter gesichert sei. Oft war er auch in der folgenden Zeit mit ihrem Verfahren wenig zufrieden; schmerzlich bemerkte er, wie „behaglich man sich bei der Wahl mittelmässiger Geister zu den wichtigsten Universitätslehrstellen fühle“. Aber diese Zustände erklärte er in dem neuen Preussen für unhaltbar, ihn tröstete die Ueberzeugung, die er 1868 Ritschl gegenüber äusserte*), „dass zum Heile Deutschlands und der deutschen Wissenschaft an die dunkle Stelle des heutigen Man bald ein wohlthätig leuchtendes, Freiheit und Einheit förderndes Gestirn treten werde und müsse“. Alle von ihm getadelten Regierungsmassregeln machten ihn nicht irre in seinem Glauben an die Zukunft des preussischen Volkes; „trage es doch“, so schrieb er demselben Freund am 1. Februar 1869, „in seiner angestammten Sinnesart, in seiner todesmuthigen Vaterlandsliebe, in seiner Bildung wie in seiner ganzen Geschichte die sichere Bürgschaft, dass seine Söhne ihrer Väter eingedenk bleiben und gleich diesen in den verhängnissvollen Jahren 1813 bis 1815 und 1866 sich gegen jeden äussern Feind siegreich behaupten werden. Wie engherzig und wie wenig im Geiste eines ächten Staatsmannes auch dieser und jener unserer Minister walten mag, vom preussischen Volke und Staate kann man nicht würdig und gross genug denken, weil von dem einen wie von dem andern die hoffentlich bessere Zukunft nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas bedingt ist.“

Nach solchen Worten ist zweifellos, wie er die Siege des folgenden Jahres und die Begründung des deutschen

*) In einem Brief vom 2. März, aus dem auch die im vorigen Satz angeführten Worte entnommen sind.

Reichs begrüsst hätte — sie aber sollte er nicht mehr erleben. Der Gedanke an den Tod war ihm schon früher nahe getreten; im letzten Jahrzehnt war er besonders oft durch viele schmerzliche Verluste in ihm angeregt. „Immer kleiner“, äusserte er 1868, „wird die Zahl der Männer, welche mir während meines langen wechselvollen Lebens als theilnehmende Begleiter fest zur Seite standen oder meinen Bestrebungen als wohlthätige Gestirne vorleuchteten“. Zu letzteren rechnete er Böckh, nach dessen Tod er diese Worte schrieb; schon vor ihm waren Karl Köpke und Ernst von Pfuel, noch früher als sie 1861 Schulzes einziger Bruder Bernhard in Kiel und 1863 sein durch ein halbes Jahrhundert eng mit ihm verbundener Schwager Karl Rössler in Hanau gestorben. Tief schmerzlich berührte ihn, dass im Januar 1869 auch sein ältester Schüler, sein lieber Freund Göttling dahinschied.

Es war natürlich, dass bei dem Hingang all dieser alten Genossen seines Lebens er an die Eindrücke zurückdachte, die er mit ihnen getheilt hatte; jüngere Freunde forderten ihn auf, doch seine reichen Erfahrungen auch kommenden Geschlechtern nicht verloren gehen zu lassen, Aufzeichnungen über sein Streben und Wirken zu machen. Zunächst wies er solche Aufforderung zurück: „Ist es nicht genug“, sagte er, „dass ich gehandelt habe, soll ich auch noch von mir sprechen?“ Treu seinem Wahlspruch: „Bene vixit qui bene latuit“ hatte er während seiner amtlichen Thätigkeit soviel er konnte dafür gesorgt, dass nicht seiner in den Zeitungen gedacht wurde; gern wiederholte er die Worte: „Thust Du was Gutes, wirf's ins Meer! Sieht's nicht der Fisch, sieht's doch der Herr“; oft äusserte er: „Ich will keinen Dank, sondern die Sache“. Aber er überzeugte sich, dass er die sachlichen Interessen, die ihm am Herzen lagen, fördern konnte, wenn er seine persönlichen Bemühungen für sie schilderte, dass es guten Grund hatte, wenn Zarncke im Januar 1868 ihm schrieb, Niemand vermöge so klar ihren Zusammenhang zu durchschauen und so richtig die ihnen entgegentretenden Schwierigkeiten darzustellen als er. So entschloss er sich im Herbst dieses Jahres als 82jähriger Greis die neue Arbeit zu übernehmen. Er sah die vielen an ihn

gerichteten Briefe und andere Schriftstücke durch, die er sorgfältig gesammelt und zum grössten Theil auf dem Geheimen Staatsarchiv deponirt hatte; er liess einzelne wichtige Actenstücke sich abschreiben, die sich von seiner Hand in der Registratur des Ministeriums befanden, und begann zugleich die Erinnerungen an seine Jugend aufzuzeichnen. Auf 38 Foliobogen schilderte er in chronologischer Ordnung seine Lehr- und Wanderjahre bis zu seiner Berufung nach Berlin, auf 62 weiteren machte er die verschiedenartigsten Mittheilungen über die Thätigkeit, die er hier entfaltet, und die Beziehungen, in die er hier getreten war. Es ist selbstverständlich, dass es nicht schwer fällt, die schnell geschriebenen Aufzeichnungen des mehr als Achtzigjährigen aus anderen Quellen im Einzelnen zu berichtigen und in Vielem zu ergänzen; in hohem Grade dankenswerth ist es, dass er nicht durch Rücksichten auf möglichste Correctheit und stilistische Vollendung sich abhalten liess, rastlos weiter zu schreiben, so lange es noch Tag für ihn war. Er selbst täuschte sich nicht darüber, dass es ihm nicht mehr beschieden sein werde, diesen seinen Denkwürdigkeiten eine Gestalt zu geben, in der sie veröffentlicht werden könnten; am 11. Februar zeichnete er das Motto auf, das er diesem Buche vorgesetzt sehen wollte und schrieb darunter das Datum und die Worte: Meines nahen Todes gewärtig. Athembeklemmungen, die schon früher ihn oft geplagt hatten, erweckten schlimme Befürchtungen; einen Anfall von Grippe, der Mitte Februar ihn heimsuchte, hielt er sofort für tödtlich. Am Morgen des 20., zwischen 5 und 6 Uhr, ist er im 84. Lebensjahr sanft entschlafen. Drei Tage darauf sprach der akademische Prediger, der ihm noch kurz zuvor im Kreise der akademischen Jugend das Abendmahl gereicht hatte, vor einer stattlichen Trauerversammlung warme Worte zu seinem Gedächtniss*); wie er gewünscht

*) Ein Bericht über die Bestattungsfeier wurde in der ersten Beilage zu Nummer 46 der Vossischen Zeitung vom 24. Februar 1869 veröffentlicht und dabei auszüglich die Rede Steinmeyers mitgetheilt, deren Wortlaut für Freunde separat gedruckt ist. In der zweiten Beilage derselben Nummer sind Worte von Löwe-Calbe, in der ersten Beilage zu Nummer 48 solche von Kochhann erwähnt; die zweite Bei-

hatte, wurde ihm auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof, auf dem seine Frau und sein Sohn, wie Böckh und Hegel begraben waren, die letzte Ruhestätte bereitet.

Als zehn Jahre zuvor bei seinem Jubiläum von Einzelnen und aus ganzen Kreisen, welche seine Fürsorge empfunden hatten, reiche Ehrenkränze dem treuen Pfleger der geistigen Kräfte Preussens gespendet waren, hatte Trendelenburg in der Zuschrift der Berliner Akademie besonders den Zug in Schulzes Wesen hervorgehoben, welcher ihn „früh und für immer an die idealen Güter und das edelste und eigenthümlichste Leben Deutschlands knüpfte“. Er erinnerte daran, wie Schulze in seiner Jugend sich dem die Nation verjüngenden Geist hingegeben, wie er stets in der Idee den Mittelpunkt seines Denkens und Schaffens gefunden, wie er in diesem Sinne in Winckelmann und Hegel sich eingelebt habe. „So weihten Sie“, fuhr Trendelenburg fort, „mit der Anschauung des Schönen und der Ergründung des Wahren den Beruf, in dem Sie nun schon mehr als vierzig Jahre, auf die Höhen des Staats gestellt, für die wissenschaftliche Kraft der Nation unermüdlich wirken. Es fügt sich der Stein durch den Meissel des Künstlers leichter zum Ausdruck der Idee, als der Stoff der Menschenwelt, bald geschmeidig und gemein, bald widerspenstig und roh, die höhere Idee annimmt und edel darstellt, und an diesem Stoff zu bilden, war Ihre grosse und

lage dieser letzteren Nummer brachte auch einen Nekrolog auf ihn. Unter den Nachrufen, die in anderen Zeitungen (so im Staatsanzeiger vom 6. März) erschienen, ist weitaus der bedeutendste der von Rudolf Köpke in der Spenerschen Zeitung vom 6. und 7. März, der dann in der Zeitschrift für preussische Geschichte VI, 355 ff., in der Zeitschrift für Gymnasialwesen XXIII, 245 ff. und in Köpkes Kleinen Schriften S. 802 ff. wieder abgedruckt wurde. Schon oben, S. 398 und 491, sind die Gedächtnissreden erwähnt, die in Pforta und im Joachimsthalschen Gymnasium Koberstein und Kiessling hielten; letzterer sprach über Schulze auch in der Sitzung der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft vom 14. April 1869.

schwere Aufgabe. Sie arbeiteten nun da, wo die Idee, welche für sich wie im Morgenroth wohnt, den Widerstand des Wirklichen und die Reibung an der Masse erfährt, wo die Kehrseite der Dinge und der Nothbedarf des Lebens den höher gehenden Gedanken zügelt, wo die Wirkung in die einzelnen Menschen sich verliert und daher das Werk nimmer ganz und voll, nimmer genau und fleckenlos erscheinen kann, wie wohl ein Werk der schönen Kunst den Augen des Beschauenden, wo die Idee des wachsamsten Hüters bedarf, damit nicht die, welche sie durchführen sollen, sie träge oder selbstsüchtig gefährden. Sie arbeiteten da, wo täglich in dem Vielen und Kleinen der Geschäfte die eine grosse Idee zu zerbröckeln oder zu zersplittern droht, wo die anscheinend dankbarste Arbeit nicht selten den Undank der Menschen einträgt. So arbeiteten Sie an einer Aufgabe, an welcher vieles geeignet ist, die warme Empfindung zu kühlen und den muthigen Schwung zu lähmen, in welcher unvermeidlich vieles dahinführt, die Idee zu den Dingen herabzudrücken, statt die Dinge zur Idee hinaufzuziehen. Aber auch hier blieben Sie der Sohn einer idealen Zeit und das Grosse und das Ganze blieb Ihnen vor Augen. Vor Allem pflegten Sie liebend die jüngeren Kräfte, soweit nur die Mittel reichten, und trösteten und ermuthigten Sie, wo die Mittel fehlten. Innerhalb des weiten Kreises, welchen Sie mit Ihrer Thätigkeit durchmassen, waren Sie bemüht, die schwierigste Kunst, den rechten Mann an den rechten Ort zu stellen, diese staatsmännische Kunst, welche das Geheimniss und der Vorzug der echten Monarchien ist, selbst zu üben und mit einsichtigem Rath zu fördern.“

Solches Wirken und solche Gesinnung hervorzuheben, hielt sich Trendelenburg doppelt verpflichtet in einer Zeit, in welcher „der dem Idealen entgegengesetzte Pol am Kompass des Lebens die Richtung anweise, welche in staunenswerther Arbeit, in rastlosem Wetteifer die Welt der Dinge zu gewinnen suche, zunächst unbekümmert, ob sie dabei auch an dem idealen Besitz Schaden nehme, in welcher selbst die Jugend wohl vergesse, was einer der Alten als das Kennzeichen ihres Wesens angiebt, dass sie allewege das Schöne dem Nützlichen vorziehe“. Auch Schulze klagte in seinem

Alter über die Vernachlässigung philosophischer und anderer allgemein bildender Studien, über die Zunahme des Specialistenthums, über die zahlreichen nur an Examen und Carriere denkenden Studenten; „darum aber“, setzte er hinzu, „soll man fortfahren, seine Schuldigkeit zu thun“. Und eine neue Aufforderung zur Pflege der idealen Bestrebungen des deutschen Geistes sah er wie in diesen trüben, so in den freudigsten Erfahrungen seiner letzten Jahre, in der politischen Erhebung des Vaterlands. Stets bemühte er sich, ihm und der Menschheit zugleich durch Förderung wissenschaftlicher Arbeit und humaner Bildung zu dienen, und nicht ohne Frucht blieb, dass er seiner rastlosen Thätigkeit so hohe Ziele steckte und sie Jahrzehnte hindurch mit hingebender Liebe, ernster Gewissenhaftigkeit und gründlicher Sachkenntniss verfolgte. Ueber sein Leben hinaus haben die Männer, die er gefördert, und die Ordnungen gewirkt, die er getroffen hat; als weilte er noch unter uns, ist sein Name bei den lebhaften pädagogischen Streitigkeiten unserer Tage angerufen und gescholten. Nicht in diesem historischen Buche sind die in ihnen behandelten praktischen Fragen zu erörtern; wohl aber dürfte es auch für ihre gründliche Würdigung nicht unwichtig sein, der historischen Entwickelung unserer Bildungsanstalten und des Geistes zu gedenken, in dem für sie und durch sie Schulze und Altenstein wie Humboldt und Süvern gewirkt haben.

Register.

Abeken, Bernh., 66. 85. 107.
Abiturientenexamen 213 f. 226. 250. 255. 351—384. 425 f.
Achener Congress 220. 288—292.
Adelung 13. 17.
Akademie, Berliner 277. 433. 438. 554. 560 f.
—, Erfurter 123. 166. 554. 561.
—, Leopoldinische 283. 462. 554.
Albini 148.
Alexander I., Ksr. v. Russld. 73. 291.
Altenstein 2 f. 8. 218—220. 235—37. 272—350. 376. 383. 393. 403. 411 —15. 418. 429—513. 525. 527 f. 572.
Ambrosch 448.
Ancillon 252. 331. 354.
Archiv deutscher Nationalbildung 112.
Arminia 338.
Arndt 180. 259—61. 284. 288 f. 312 f. 334. 339. 520.
Arnim, Achim v. 44. 91. 267.
— Bettina 91. 522.
Assmann 206.
Aster 183.
Auerswald 322.
August, Hzg. v. Gotha 117.
Auguste, Kurprnzn. v. Hessen 169.
— Prnzn. v. Weimar 310.
Augusti 84. 284. 327.

Baader 349.
Bahrdt 29.
Bärensprung 412—15.
Bartels 467.
Barthold 457.
Baumann 323.
Baur 482—85.
Beaulieu-Marconnay 120. 123 f. 166.
Beck 59 f.
Beckedorff 327—329. 344. 348. 501.
Beer, Mich. 505.
Bekker 9. 32 f. 43. 246. 446.
Beneke 442.
Bennewitz 43 f. 219.
Benzel-Sternau 127.
Benzenberg 292.
Bernadotte 48.
Bernhard v. Weimar 89.
Bernhardi 361. 386.
Bernhardy 452.
Bernstorff 322 f. 343.
de Bertier 143. 151
Bertuch 92.
Berzelius 462 f.
Bessel 465.
Bethmann Hollweg 470. 556. 563.
Beust 547.
Bibliotheken: Berliner Kgl. 283. 502 f. 552 f. 556.
„ an Gymnasien 400.
„ an Universitäten 501—503.
— Meusebachsche 552. — Ponickausche 502. — Schulzesche 561 f.
Bismarck 229. 543 f. 565.
Blanc 43. 57. 154.
Bogatzky 10.

Böckh 9. 32f. 40. 43. 52. 116. 246. 438. 444—46. 452f. 471. 494. 562. 568. 570.
Böcking 470.
Böhm, Ludw. 157. 167. 531. 562 f.
Böhmer, J. F. 210.
Boisserée 258—61. 286. 438.
Bopp 438. 455.
Borheck 136.
Börsch 143f. 150. 170.
Bose 62.
Botanische Gärten 283. 462. 501.
Böttiger 65. 100—103.
Boyen 559.
Brandis 438. 449.
Braun 183.
Buch 115.
Bülow, Std. aus Schwerin 43.
—, preuss. Minister 176. 340.
Bunsen 521. 546.
Bürgerschulen 363—65. 411—13.
Burke 416.
Büsch 10.
Buttmann 219. 447. 489. 503.

Calderon-Studium und Verehrung in Deutschland 92—96. 108. 260.
Calker 284.
Carlshausen, Buderus von 173. 182.
Clausewitz 181. 188—191. 206. 558. S. Frau 183. 185.
Clemens Wenzeslaus Eb. v. Trier 200.
Coblenzer Adresse 189f.
Cosack 43.
Cotta 437.
Cousin 402—404.
Crelle 465.
Cunz 202. 215.

Dahlmann 9. 31. 152. 307 f. 520. 522. 526.
Dalberg, Hugo von 127.
—, Karl von 2. 117—23. 126—29. 145. 149. 154—56. 161. 165 f. 211. 256. 555. 561.
Daub 84. 116. 125. 441. 483.
Davoust 91.
Delbrück 284.
Demagogenverfolgung 212. 287. 291—96. 302—347. 448. 520.
Deputation, wissenschaftl. 268—71.
Devrient, Ludw. 61. 219.
De Wette 312.
Diesterweg Adolf (Pädagog) 114.
—, Wilh. Ad. (Mathematiker) 283.
Diez 455.
Dindorf 554.
Directorenconferenzen 400.
Dirichlet 464.
Dispensationen vom Unterr. 362—66.
Dobschütz 183.
Döderlein 447.
Dohna, Alex. 267. 272.
Dove 463.
Döring 129.
Dreves 14.
Droste-Vischering, Clem. Aug. 473. 524.
Drouet 55.
Droysen 546.
Duncker 546.

Eberhard 24.
Ebermaier 146.
Eck 60.
Ehen, gemischte 195f.
Ehrenberg (Consistorialrath) 443.
— (Naturforscher) 462.
Eichendorff 44.
Eichhorn, Joh. Alb. Frdr. (Minister) 156. 162. 218. 305. 522—33. 537. 550. 552. 556.
—, Karl Friedr. 247. 470.
— (Generalprocur. in Coblz.) 183f.
Eilers 517. 523. 526. 528. 535.
Emmel 143. 165.
Erdmann 435. 443.
Erhard 61.
Ernesti 28.
Ernst August, Kg. v. Hannover 520.

Escher 31.
O' Etzel 206.
Eugen v. Würtembg. 47f.
Eylert 267. 274f. 286. 329. 331. 336.

Fachlehrsystem 385f.
Fernow 98.
Fichte 65. 112. 238. 275 329. 435.
Fonck 216.
Francke 17. 26.
Frankfurter Attentat 346.
Freimaurer in Coblenz 217 — in Leipzig 62—65 — in Weimar 88.
Frick 282. 331. 335—37. 342.
Friedemann 402.
Friedrich V. v. Hessen-Homburg 138.
— v. Mecklenburg-Schwerin 12.
— Franz „ 13.
Friedrich Wilhelm I. v. Preussen 506.
„ d. Grosse 9. 44. 52. 225f. 231. 256. 506. Ausg. sein. Werke 560f.
Friedrich Wilhelm II. 225—28. 506.
„ „ III. 2. 7. 10. 44. 228—35. 257. 266. 272. 288—316. 327—348. 353. 380. 382. 418. 429f. 477—82. 486. 506. 509—12. 520.
Friedrich Wilhelm IV. 473f. 482—85. 517—55. 561.
Friedrich, C. D. (Maler) 57f.
Fuchs, Paul von 26.
Funck, G. B. 20.

Gabler 440—43.
Gans 437f. 470f.
Ganteswiler 125.
Gass 322.
Gaupp 470.
Gauss 463—65.
Gedike, Fr. 8. 227. 234. 238.
Geisenhayner 13.
Geissel 524.
Gentz 328.
Gerlach, Ludw. v. 477. 482.
Gesenius 476. 481.
Gesner 28.
Gieseler 284.
Gneisenau 7. 177—86. 190. 192. 215. 219. 258. 265. 297. 311. 518. 558.
Goethe 2. 8f. 28. 33—37. 46. 60. 74. 88. 93—99. 107. 112f. 117. 139. 152. 169. 210. 221. 243. 257—60. 438f. 468. 513.
Goldfuss 283.
Görres 174—76. 182—84. 186—92. 200—202. 292. 302. 309 — S. Frau 183f.
Göttling 79—81. 447. 568.
Graff, E. G. (Germanist) 454.
—, J. J. (Schauspieler) 92.
Graffunder 20. 395. 490f. 542.
Grashof 195. 364.
Gratz 285.
Grimm, Jacob 9. 116 167. 188. 520. 522.
—, Wilhelm 167. 169. 182f. 520. 522.
Gröben, K. v. d. 181. 186. 309. 311.
Groote, Eb. v. 258f.
Gruner 174.
Gurlitt 15. 18f.
Gymnasien, preussische im Allgemeinen 350—431 — einzelne in: Achen 212—214 — Berlin 386—88. 396f. — Brandenburg 397. — Coesfeld 401. — Coblenz 199—214. — Cöslin 401. — Cottbus 401. — Düren 212—14. — Elberfeld 363—365. 401. — Emmerich 401. — Erfurt 401. — Essen 363. — Frankfurt a/M. 143. — Hanau 124—35. 140—43. 149—53. 158—60. 163—66 170—73. — Jenkau 112f. — Köln 401. — Königsberg 397. Kreuznach 212—14. — Kulm 401. — Liegnitz 397. — Magdeburg 15—25. — Pforta 396f. 404f. — früher polnischen Provinzen 231—33. 317. 353. — Posen 401. — Potsdam 387. 397. — Ratibor 401. — Recklinghausen 401. —

Saarbrücken 212—14. 401. — Schwerin 14. — Trier 212—14. — Weimar 66—81. 105—107. — Westfalen 318. 372. 388. — Wetzlar 211f.

Haase 448. 452. 534. 543.
Häckel 180.
Hadermann 142. 165.
Hähn 15. 18.
Hake 206. 559.
Haller 416.
Hallischer Streit 476—82.
Hanau, Schlacht bei 156—58.
Hand 105.
Händel-Schütz, Henr. 92.
Hansen 183f.
Hardenberg 189. 192. 218—20. 235—37. 254. 258. 261. 273. 281—91. 308. 311. 326f. 334.
Harless 283.
Harms 482f.
Harnisch 267. 275. 332.
Hatzfeld 340. 343.
Haupt 547 f.
Hausknecht 170.
Hegel 9. 138. 390—92. 402. 432—44. 469—71. 474f. 482. 490. 495. 503. 513. 518. 522f. 561. 570.
Hegewisch 11.
Heindorf 246. 447.
Heinemann 165.
Heinrich 284. 448—51.
Helene, Hrzgn. v. Orleans 86
Hengstenberg 371f. 476f. 484. 546.
Hennemann 43. 55.
Henning 437. 442f.
Herbart 390. 440—44.
Herbst, Joh. 106f. 212. 389.
Herder 2. 9. 81. 103. 107. 139. 460.
Hermann, Gottfr. 59f.
Hermes 284f. 472f.
Heydebreck 322.
Heyne 28. 385.
Hindenburg 60.
Hinrichs 443.
Hoffmann, Hch. von Fallersleben 454. 487.
—, Karl Christoph (Kanzler v. Halle) 351f.
Hohenzollern, Karl v., Fstb. v. Ermld. 233.
Hölderlin 138f.
Homeyer 470f.
Hopfgarten, Frau v. 109. 310.
Höpfner 558.
Hotho 442.
Hoym 56.
Hufeland 493. 497.
Hufnagel 129.
Hug 115f.
Hügel 416.
Hüllmann 284. 286.
Humboldt, Alex. v. 53. 241. 461—65. 468. 521f. 551f.
—, Wilhelm v. 2. 8. 86. 119f. 123. 235—55. 262. 266—70. 284. 308. 389. 438. 464f. 505. 513. 572.
Hundeshagen, Bhd. 137. 157.

Jachmann 112.
Jacobi, Karl Friedr. Andreas (Lehrer in Pforta) 397.
—, Karl Gustav Jacob 464f. 551.
Jacobs 75f. 118.
Jagemann, Karoline 74. 92.
Jahn, Frdr. Ludwig 296—304. 311. 520.
—, Otto 547f. 554.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 435—39. 455. 471. 526.
Jakob III., Eb. v. Trier 199.
Jarcke 416.
Jasmund 183.
Jerome, Kg. v. Wstfl. 162.
Jesuiten 199—201. 255.
Iffland 44. 92f. 139f. 146—48.
Ingersleben 176. 190. 192. 215—18.
Ingerslev 409.
Johann VII., Eb. v. Trier 199.
Irving 385.

Kamptz 305—11. 340—44. 347. 365. 380—83. 413. 457. 470.
Kant 9. 29. 384. 432. 561.
Karl August v. Weimar 67. 69. 72. 85. 310.
Karlsbader Beschlüsse 307f. 315. 320f. 325. 535.
Karoline, Przs. v. Hessen 169.
—, v. Rudolstadt 86f.
—, Tochter Karl Augusts 83. 85f. 93f.
Kastner 283.
Katharina Belgica v. Hanau 124.
Keller 440.
Kiessling 491. 570.
Kircheisen 322.
Kirchenzeitung, evangelische 476—482.
Klaproth 462.
Klassenlehrsystem 385—88.
Klassenordinarien 386f. 423—27.
Klein 210.
Kleist, H. v. 89. 91. 108.
Klenze 503.
Klewitz 193f. 261.
Klopstock 16.
Kloster Berge 15—25.
Knapp 38. 475.
Knebel 97.
Koberstein 397f. 570.
Koch 490.
Kohlrausch 372. 399.
Kolborn 127.
Köpke, Gustav 52.
—, Karl 33. 43. 52. 562. 568.
—, Rudolf 67. 88. 492f. 551. 570.
Koreff 289. 327f.
Körner 219. 255.
Kortüm 43. 174. 348. 412. 524. 528. 549f.
Kottwitz 443.
Kotzebue 55. 139. 190. 302. 304. 307. 328.
Krause 333.
Kriegsakademie 558f.
Kritz 65.
Kunstmuseen 502—504.

Lachmann 446f. 454. 539f.
Ladenberg 512. 536f. 542. 551.
Lancizolle 470.
Lange, Ad. (in Pforta) 396. 437.
— (in Coblenz) 183. 206. 209. 214. 364.
Lantzius 8. 24.
Lassen 455.
Lebens 203.
Lehrbücher 427. 447.
Lehrer-Vorbildung und Prüfung 250—54. 389—95. 426f. S. auch Seminare. — Besoldung u. Pension 400. — Confession 196—197. 202—205. 414. Politische Gesinnung 316—20.
Lehrgegenstände 130—32. 141f. 200—202. 417—28. S. auch Unterricht.
Lehrmittel 401.
Lehrpläne 132—34. 141. 208. 360. 424.
Lehrs 453.
Lehrstunden 417—24.
Lengefeld, Frau v. 109.
Lenz, Christ. Ludw. 69. 75. 106.
Leo, Hch. 89f. 458—60. 546. 564.
Leonhard 139. 155.
Leopold I., Ksr. 255.
—, v. Homburg 147f.
Leopoldina s. Akademie.
Lessing 9. 46. 109.
Leutzinger 209.
Literarische Ztg. 526—29.
Lobeck 453f. 526.
Löbell 458f. 543.
Löffler 118.
Lorenz 19—24.
Lorinser 415—28.
Lotich 125.
Lottum 340.
Louis Ferdinand 86f.
Lücke 284.

Ludwig XVI. 10. 55.
Luise Kgn. v. Prssn. 51. 152. 239.
—, Przn. v. Rudolstdt. 86.
—, Hzgn. v. Weimar 85.
Luther 215. 260. 351. 429.

Maass 38.
Maassen 287.
Mackeldey 284.
Magnus 462 f.
Mainzer Untersuchungs-Commission 321. 346.
De Maistre 416.
Malcolmi 92.
Marezoll 105.
Marheineke 84. 116. 474. 527.
Marianne, Przn. Wilh. v. Prss. 87. 239.
Marie, Przn. v. Hessen 169.
—, Erbghrzgn. v. Weimar 80. 85 f. 310.
—, Przn. v. Weimar 310.
Marwitz 43.
Massmann 296.
Massow 229—35.
Maturitätsprüfung s. Abiturientenexamen.
Mayer 284.
Meier, Ed. 453.
Meierotto 227. 231. 234. 352.
Meineke 388.
Mencken 229.
Merkel 319. 322.
Merkur, Rheinischer 174 f. 182. 186. 190.
Metternich 291—95. 302. 304—10. 327. 343.
Meusebach 178—184. 187. 190. — S. Frau 183. — S. Bibliothek 552.
Meyer, Hch. 98—104. 260.
Michaelis, J. D. 27 f. 432.
— (Off. in Coblenz) 206.
Michelet 438. 442.
Militär-Studien Commission 558 f.
Milz 203.
Ministerium der geistl. und Unterr.-Angel. einger. 272. — S. Verhältniss zum Finanzministerium 279. 285—87. 507 f. 552 f. — zum Minist. des Inneren und Polizei 287. 304—307. 335. 341 f. — zur Baubehörde 508.
Mitscherlich 462 f.
Mittermaier 284.
Möhler 472.
Mommsen 547 f.
Moser 206.
Motz 287. 413.
Müffling 88 f. 158. 183. 206. 558.
Mühler, H. G. v. 381 f. S. Sohn 563.
Müller, Adam 152.
—, Adolf 40—47. 49—56. 234.
—, Friedrich v. 154.
—, Johannes 207. 209. 466—68. 497.
—, Karl 61 f.
v. Münchow 283.

Näke 284. 448—51.
Napoleon I. 48 f. 51 f. 73. 121. 123. 145 f. 155. 180. 241 f. 256.
Nasse 284.
Neander 33. 474—78. 483.
Nees v. Esenbeck 283.
Netto 78. 92.
Neue 397.
Neumann, F. E. 463.
Neumann, Wilh. 33. 43. 56.
— (Regsbev. in Breslau) 323. 332. 468.
Nicolovius 219. 238. 252. 266. 277. 280. 312. 330. 342. 344. 348. 374. 492 f. 536.
Niebecker, Frau v. 109.
Niebuhr 7. 9. 236. 247. 259. 266. 307 f. 410. 438. 449 f.
Niemeyer 38. 42. 234. 238. 353—59.
Nöggerath 283.
Nolte 353. 358 f.
Novalis 55. 83. 81. 95.

Oberschulcolleg 225—30. 232—34. 352—55. 385.

Oehlenschläger 44.
Oels 93.
Ohm, G. S. 461.
Ohlen von Adlerscron 42.
Olfers 505.
Olshausen, H. 483.
—, J. 556.
Ortelli 89.
Osann, Friedrich 106.
—, Karl 80.
Otto d. Grosse, Ksr. 16.
Otto 468.

Pape 334.
Pareus 125.
Passow 60. 63. 66—70. 73—79. 89. 92. 96 f. 105. 110—13. 134. 136. 168 f. 243. 298. 309. 332. 437. 447. 504.
Pauli 127. 135. 140. 143. 145. 149.
Paulssen 79 f.
Perthes 183. 187.
Pertz 552.
Pestalozzi 114 f. 134. 236. 460.
Pfuel 219. 566—68.
Philipp v. Hessen 351.
— Ludwig v. Hanau 124. 149.
Plücker 465.
Pohl 461.
Pollau, Frau 43. 49.
Pott 455 f.
Preuss 561.
Privatlectüre 388 f.
Probejahr 390.
Programme 400.
Prokesch-Osten 551.
Provinzialschulcollegien einger. 414.
Prüfungscommissionen, wissenschft. 371. 389—91.
Pückler 58. 61—63. 65.
Purkinje 438. 467 f. 506.
Puttbus, Fürst v. 322.

Radowitz 558.
Radziwill 418.
Ranke, Ferd. 43. 396—99.
—, Leop. 1. 456—58. 470 f. 557.
Rauch 219.
— (Lehrer in Hanau) 143. 163. 170.
Raumer, Frdrch. v. 456—58.
—, Karl v. 41. 180. 210.
—, Karl Otto v. 542—56.
Realschulen 407. 411—13.
Realgymnasium 412 f.
Rehfues 257. 274. 323—25. 333. 346. 373. 448. 450. 467. 526.
Reimer 219.
Reimkasten 14.
Reisig 452.
Resewitz 15. 18.
Ribbeck, E. F. G. 20—24.
—, Konr. Gttl. 24. 280.
Riquet 57 f.
Ritschl 447—52. 526.
Ritter, Hch. 440—42.
—, Karl 460 f. 553.
Rodbertus 536.
Rollshagen 206.
Rose, Hch. 462 f.
Rosenkranz 443.
Rössler 177. 568.
Rothe 485. 536.
Rückert 143—47. 150. 438. 520. 535.
Ruge 443. 534.
Rühle v. Lilienstern 89. 558.
Rühs 456.
Ruppert 129.
Rupprecht 161. 175.
Rust 468. 497.

Sack (Oberpräsident) 176. 193. 303. 319 f.
— (Prof. in Bonn) 284.
Sailer 284. 472.
Saint-Croix 136.
Salzmann 69.
Sand 190. 302. 306. 312.
Sarpe 20—23.
Savigny 247. 325. 469—71.
Schäfer 59.
Scharnhorst 179. 273. 300 — S. Sohn Wilhelm 179. 184. 219. 552.

Schelling 210. 440—42. 520 f.
Schenkendorf 179. 182. 186. 532. — S. Frau 183.
Schewe 15. 18.
Schill 8. 90.
Schiller 2. 9. 44. 47. 152. 239 f. 243. — S. Frau 66. 93. 107—109. 221. — S. Sohn Ernst 107—109.
Schlegel, A. W. 31. 94. 99—103. 152. 284. 313—15. 437. 455. 503.
—, Friedrich 31. 152. 258. 416.
Schleiermacher 9. 37—50. 55—60. 81 f. 95. 116. 169. 174. 219. 234. 247. 253. 266. 312. 325 f. 329. 345. 354. 432. 434. 438. 469. 474 f. 482 f. 513. 522. 536.
Schlosser, Christian 209 f.
—, Friedr. Christoph 121 f. 137.
—, Fritz (Rath) 137. 210.
Schmedding 116. 252. 280. 472 f. 544.
Schmid, Peter 532.
Schmidt 73.
Schmitz-Grollenburg 183.
Schneider, Joh. Gottl. (Saxo) 53. 447.
—, Karl Ernst Christoph 447.
—, Konrad 43.
Schöll 331.
Schömann 453.
Schön 235—37. 303. 316 f.
Schönhals 165.
Schönlein 468 f. 497. 511 f.
Schröckh 17. 50.
Schuckmann 176. 266—70. 274. 277. 287. 321—23. 340.
Schüler 92.
Schulcommissionen, städt. 250—52.
Schulpatronat 248—52.
Schultz 321—31. 333—44.
Schultze 51.
Schulze, Johannes 2—221. 243. 274—572. — S. Eltern 9—12. — S. Frau 157 f. 166—69. 177. 184. 217—20. 530 f. 570. — S. Kinder 177. 184. 217. 220. 530—32. 562 f. — Sein Bruder Bernhard 24. 568. Schriften von ihm: Uebersetzung Sallustscher Reden 65. — Aufruf an deutsche Jünglinge, Antrittsrede in Weimar 71—73. — Zu C. Osanns Gedächtniss 80. — Predigten 81 ff. — Reden über christl. Religion 81 ff. — Ueber Ifflands Spiel 92. — Ueber den standhaften Prinzen 93 ff. — Ausgabe Winckelmanns 98—104. 135. 170. 217. 489 f. — Uebstzg. Arrians 136. — Zwei Schulreden 1813. 148—150. — Einladungsschrift z. Prüfung im Han. Gymn. 1813 (darin Uebstzg. der Grabrede des Perikles) 152. — Zwei Reden gew. den wiedergebornen Hessen 160. — Weihe des Bundes 161. — Weihe der Fahne f. hess. Freiwillige 161. — Besprechung von Cousin und Thiersch in Jahrbüchern f. wiss. Kritik 403. 405. 490. — Ausgabe von Hegels Phänomenologie 490.
Schütz 92.
Schwartz 215. 285.
Schweighäuser 115.
Schwerin 536.
Seber 285.
Seidel 20—23. 56.
Seminare, geistliche 195.
—, historisches 500.
—, mathem. u. naturw. 500.
—, pädagogische 29. 389. 427. 445.
—, philologische 27—33. 35. 235. 392 f. 445—53. 500.
—, polytechnisches 465.
Semler 29.
Seume 61 f.
Sevecke 12—14.
Seydewitz 282.
Sillig 447.
Simon 202.
Sinclair 138—40. 147. 434.
Snell 211.

Snethlage 329. 331.
Solger 308.
Solms-Laubach 176. 192. 195. 288. 322.
Spiegel 472.
Stägemann 219.
Steffens 41 f. 47. 49. 51. 56. 338. 442. 508.
Stein 173. 236—40. 254. 262. 267. 272. 300. 308. 462.
— (Prof. in Bonn) 284.
Steinbart 15. 17 f.
Steiner 464 f.
Steinhart 397.
Steinmetz (Abt in Kl. Berge) 15—18.
— (Lehrer in Coblenz) 209.
Steinmeyer 491. 569.
Stenzel 458.
Stenzler 455.
Stockmayer 61.
Stosch 183 f.
—, Sophie von 55. 65.
Stourdza 291.
Strass 19—23.
Strauss 484. 513.
Streckfuss 438.
Sturm 10.
Stute 12 f. 562.
Suabedissen 126.
Suin 52.
Süvern 8. 176. 208. 218. 238—40. 252—56. 260—68. 277. 280—82. 297—300. 331. 342. 347. 351. 357—62. 374. 386. 493. 572.
Sybel 258. 264.

Talleyrand 73.
Talma 73 f.
Thann v. d. 126.
Theremin 336. 342. 443.
Thibaut 436.
Thiel (in Halle) 43.
— (in Bonn) 324.
Thierbach 209.
Thiersch 34 f. 60. 76. 404—14. 523. 526.
Thietmar v. Merseburg 16.
Tholuck 475 f. 484 f.
Thomasius 26.
Ticher 151.
Tieck, F. 114.
Tiedemann 467.
Tilly 54.
Tossanus 125.
Trapp 29 f.
Trendelenburg 438. 443 f. 525 f. 556. 570 f.
Tümpling 184.
Türck 115.
Türk 202.
Turnanstalten, Turnfehde, Turngesetze 292. 294—304. 427 f. 519.
Twesten 284. 438 f. 483 f.
Tzschoppe 334.

Ueberbürdung 366—69. 405—409. 417—28.
Uhden 252.
Ukert 66.
Ullmann 439. 484.
Ulner 16.
Universitäten, preussische im Allg. 321—47. 431—513. 519 f. 525 f. 535—542. Vgl. besonders über Bibliotheken 502 f. — Curatoren u. Regsbev. 321—23. 341. 445. 535. 541. — Dotation 505—512. 519. — Examina während und nach Studienzeit (nam. Tentamen philosoph. der Mediciner) 494—499. 540. 563. (Ueber Vorbildungs. Abiturientenexamen.) — Ferien 341. — Frequenz 375. 494. — Institute 500 f. — Preisaufgaben 499. — Professoren: Berufung 486—88. 491 f. 540. Besoldung 509—511. 540. Confession 390. 544 f. — Richter 323. 333 f. 341. — Studiendauer 495 f. — Vorlesungsverzeichniss 499. S. auch Seminare.

Universität Basel 342.
— Berlin 235. 245—47. 255. 312. 325 f. 432—46. 454—58. 460—70. 474 f. 482—85. 499—511. 519—21. 547 f. 550—53.
— Bonn 198 f. 257—62. 277—91. 306. 312—15. 324 f. 435. 448—52. 455. 458. 472 f. 499—501. 503—506. 536. 544. 548. 554.
— Breslau 255 f. 447—49. 454. 456. 458. 473. 499—501. 504. 506 f. 544. 548.
— Duisburg 245. 257. 278. 283.
— Erfurt 245. 256.
— Erlangen 245. 346. 506.
— Frankfurt 245. 255. 506.
— Göttingen 26—28. 520.
— Greifswald 392. 453. 500 f. 507.
— Halle 24—60. 245. 247. 283. 312. 392 f. 443. 452 f. 456. 458 f. 475—85. 500—502. 506.
— Heidelberg 346.
— Köln 257. 495.
— Königsberg 239. 245. 283. 392. 443. 453—56. 463 f. 499 f. 504—506.
— Leipzig 30. 58—65.
— Marburg 351.
— Münster 245. 392. 499 f.
— Paderborn 245.
— Tübingen 342. 346.
— Wittenberg 258. 506.
— Würzburg 123. 346.
Unterricht in Deutsch 20. 131. 133. 141. 144. 207—209. 359 f. 368. 377 f. 395. 424.
— — Französisch 143. 151. 201. 379 f. 424.
— — Geschichte und Geogr. 19. 133 f. 141. 200. 208. 360. 379—81. 424.
— — Griechisch 20. 75—77. 131—35. 140 f. 151 f. 201. 207—209. 358—69. 379—83. 424.
— — Hebräisch 424.
Unterricht in Lateinisch 20. 131. 133—35. 140 f. 201. 207—209. 359 f. 424.
— — Mathematik 19 f. 131. 133. 141 f. 207—209. 359—62. 424.
— — Naturwissenschaft 208. 360. 424.
— — Philosophie 358. 379. 424.
— — Rechnen 424.
— — Religion 132 f. 142. 208. 360. 379 f. 414. 424 (Sittenlehre 141 f.)
— — Schönschreiben 141. 208. 360. 424.
— — Singen 208. 424.
— — Turnen 294—304. 427 f. 519.
— — Zeichnen 13. 208. 360. 424. 532.
Unterrichtsgesetz 280 f. 537. 542.
Unterrichtsmethode 426 f.

Varnhagen 33. 42 f. 56 f. 62. 438 f. 527.
Versetzungen 384—88. 425.
Vincke, L. v. 192. 318. 472.
Violet 50 f.
Vogel 54.
Voigt, Chr. G. 67. 72 f. 154 — S. Sohn 67. 154.
—, Joh. 456 f.
Voss, Hch. 69. 111.
Vulpius (in Weimar) 73.
— (in Hanau) 129.

Wachsmuth 43.
Wagner 62.
Walter 284.
Wartburgfest 188. 288. 294. 307.
Weber, Albr. 551. 554.
—, Wilh. 79 f. 212.
Weisser 114.
Welcker, F. G. 9. 242. 284. 309. 313. 346. 437. 449—52. 503 f.
—, Karl 284. 313.
Wentzel 12.
Werner, Z. 44.
Wiebel 469.

Wiedasch 211.
Wiedemann 156.
Wieland 16. 88.
Wiese 549. 559.
Wild 125.
Wilhelm I., Kurf. v. Hessen 160—64. 173 f. 182.
—, Kg. v. Preussen 556. 565 f.
Wilken 456 f. 503.
Winckelmann 2. 9. 17. 36. 97—104. 135. 157. 170. 175. 217. 489. 570.
Windischmann 127. 283.
Winter von Güldenborn 177.
Wittgenstein 289. 292. 302. 305. 311. 325—31. 336. 340. 343. 413.
Witzleben, J. v. 294 f. 344.
— (Regsbev. in Halle) 322 f.
Wolf, F. A. 2. 9. 25. 28—44. 49 f. 55—60. 98. 174. 238. 241—44. 246—48. 252. 351. 354. 385. 389. 432. 446.
Wolfart 342.
Wolff, P. A. 61. 74. 79. 219. 221.
— (Lehrer in Coblenz) 206.
Wolfhard 16.
Wöllner 226—32. 339.
Wolzogen, Karol. v. 95. 109. 114. 117. 119. 121. 127. 221. 460.
Wrede 156.
Wucke 14.

Zarncke 568.
Zedlitz 18. 29 f. 225—27. 232. 352. 385.
Zerboni 317 f.
Zimmermann 150.
Zipf 143. 163. 170.

Varrentrapp, Conrad,

Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen in seiner Zeit

Leipzig 1889

H.lit.p. 387 up
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11617082-5